Das

deutsche Volk

dargestellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XX. Band.

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Erster Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Digitized by Google

U K GENT
820
Digitized by Google

Das
deutsche Volk

dargestellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XX. Band.

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Erster Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Geschichte

der

deutschen Literatur

des achtzehnten Jahrhunderts.

In übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Erster Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

V o r r e d e.

Je mehr die Geschichte der deutschen Literatur eine gründliche wissenschaftliche Behandlung gefunden hat, um so weniger ist in dem Gesammtorganismus ihres Entwickelungsganges den einzelnen Individualitäten, wenn man etwa die Koryphäen der Literatur ausnimmt, eine besondere Würdigung zu Theil geworden. Der Einzelne wird nur so weit beachtet, als er mit den aus der Masse hervorragenden Erzeugnissen seines Geistes den Einschlag zu dem Gewebe der Nationalliteratur hergiebt. Die Geschichte seiner Bildung, die besonderen Lebensbeziehungen und Verhältnisse, unter denen seine geistige Thätigkeit gedieh und sich geltend machte, das stillere Wirken seines Einflusses in den engeren Kreisen seiner Umgebung und die mit seiner literarischen Bedeutsamkeit verbundenen und diese bedingenden Eigenthümlichkeiten seines sittlichen Charakters bleiben mehr oder minder dem Gesichtskreise entzogen.

Es ist indeß nicht zu bestreiten, daß die Theilnahme der Gebildeten an der Geschichte unserer neuern Literatur sich lebhaft der Schilderung des Lebens unserer ausgezeichnetsten

Dichter zuwendet und nicht allein das Verhältniß ihrer Werke zu dem Ganzen der nationalen Geistesbildung, sondern auch das Entstehen derselben aus der geistigen Individualität sich zu veranschaulichen sucht. Das Verlangen nach biographischen Darstellungen ist in dem Wesen der poetischen Literatur, die in so hohem Maße durch die Subjectivität ihrer Factoren bedingt ist, begründet; es ist vor Allem berechtigt in der Literatur des vorigen Jahrhunderts, in welchem der Persönlichkeit der Autoren ein weiter Spielraum vergönnt war und die geistige Richtung der Nation weit mehr durch die Schriftsteller bestimmt und geleitet ward, als diese zu sich heranzog und beherrschte.

Diese Rücksichten veranlaßten mich, die Geschichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, die Zeit des Werdens und der höchsten Ausbildung unserer neueren Literatur, in einer Reihe biographischer Schilderungen der gebildeten Lesewelt näher zu legen, als es irgend eine andere Form der historischen Darstellung vermag. Wenn diese Aufgabe mit wissenschaftlichem Geiste gelöst werden sollte, so schien es mir zugleich eine unabweisliche Forderung, das Einzelleben mit den leitenden Fäden der Geschichte in Verbindung zu setzen, durch die chronologische Reihenfolge das Verhältniß der Individuen zu einander in ein klares Licht zu setzen und auch in der besonderen Fassung der biographischen Darstellung den Blick stets auf die Stellung zu richten, welche der Geschilderte in der Literatur einnimmt. Dadurch stellen sich die Biographieen unter den höheren Gesichtspunct der historischen Anschauung und erhalten unter sich ein geistiges Band.

Um dies noch deutlicher hervortreten zu lassen, habe ich

die innere Geschichte jeder einzelnen Literaturperiode in kurzen Umrissen den biographischen Schilderungen vorausgeschickt. Die Gruppirung derselben, die Auswahl der zur Biographie geeigneten Autoren ist dadurch bereits vorgezeichnet. Nur diejenigen treten in besonderen Lebensgemälden in den Vordergrund, deren Lebensereignisse mit ihren Geisteswerken und ihrer Wirksamkeit für die Literatur und die nationale Bildung in inniger Beziehung stehen. Ausgeschlossen sind daher nicht allein für den Gang der Literatur bedeutungslose Autoren, sondern auch die, deren äußeres Leben wenig oder gar kein Verhältniß zu ihren Productionen hat. Dies der Grund, weßhalb z. B. Lichtwer, Ebert, Götz unter die Biographieen dieses ersten Bandes nicht aufgenommen sind, mochten sie auch hinter Gleim, dessen Bedeutsamkeit gerade auf seinem vielseitigen Wirken für die Literatur beruht, an dichterischer Begabung kaum zurückstehen.

Daß ich mir eine sorgfältige Benutzung aller mir zugänglichen Quellen und Hülfsmittel zur Pflicht gemacht habe, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen; doch schien es mir der populären Behandlung, nach der ich strebte, nicht angemessen, durch die Anführung der benutzten Schriften oder durch kritische Erörterung von Einzelnheiten beschwerlich zu fallen. Ich kann dabei nicht unterlassen, der Verwaltung der Göttinger Universitäts-Bibliothek, insbesondere Herrn Professor Hoeck und Herrn Dr. Ellissen, öffentlich für die Bereitwilligkeit und zuvorkommende Güte zu danken, durch die mir während eines Ferienaufenthalts in Göttingen die freie und ergiebige Benutzung der dortigen reichen Literaturschätze möglich ward.

Der zweite Band wird hauptsächlich Lessing, Wieland Herder und die Mitglieder des Göttinger Dichterbunde zum Inhalt haben; ein dritter und letzter wird die biographischen Darstellungen mit Goethe, Schiller und den bedeutendsten ihrer Zeitgenossen abschließen. Ein Register über das Ganze wird dem letzten Bande beigegeben werden.

Möge mich im Verfolg meiner Arbeit das ermuthigende Bewußtsein begleiten, daß das mit Liebe gepflegte Werk eine freundliche Aufnahme findet.

Bremen, den 30. Mai 1855.

J. W. Schaefer.

Inhaltsverzeichniß

des ersten Bandes.

Seite

Einleitung . . . . 1—20

Erstes Buch.

Vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Herder's und Goethe's erstem Auftreten. — c. 1700 — c. 1770.

Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Nationalliteratur . . . . . . 21—50

Zweites Capitel.

Hagedorn und Haller.

1. Hagedorn . . . . 50—59
2. Albrecht von Haller . . . . 59—69

Drittes Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter der Leipziger Schule.

1. Gellert . . . . 69—102
2. Rabener . . . . 102—113
3. Die Brüder Schlegel . . . . 113—126
4. Cramer . . . . 126—131
5. Weiße . . . . 131—142

Viertes Capitel.

Seite
Klopstock . . . . 143—201

Fünftes Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter der Vereine zu Halle, Halberstadt und Berlin.

1. Uz . . . . 202—206
2. Gleim . . . . 206—222
3. Kleist . . . . 222—237
4. Ramler . . . . 237—245
5. J. G. Jacobi . . . . 245—253

Einleitung.

Entwickelung der deutschen Literatur bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Wenn wir unter Literatur nur die durch die Schrift aufgezeichneten Denkmäler der höheren geistigen Cultur unseres Volkes verstehen, so würde sie sich erst an der Grenze des Alterthums mit Ulfila's Bibelübersetzung eröffnen. Die deutsche Literatur würde sich demnach gleich in ihrem Beginne an eine fremde Cultur angelehnt haben und erst aus der christlich-römischen Bildung erwachsen sein. Allein viele Jahrhunderte vorher hatte ein anderer mächtiger Trieb der germanischen Dichtung in dem innersten Leben des Volkes Wurzel geschlagen und sich in frischer, selbstständiger Kraft entfaltet. Nicht unterdrückt, nur manchmal verdeckt von der kirchlichen Literatur, erhält und erweitert er sich in den nachfolgenden Zeitaltern, bis sich auf der Höhe der nationalen Bildung beide Richtungen versöhnen und in der christlich-germanischen Poesie des Mittelalters die herrlichsten Früchte zur Reife bringen.

Begriff der deutschen Literatur.

Sind gleich die Nachrichten von der ältesten Cultur unsers Volkes sehr unbestimmt, so daß wir uns anstatt deutlicher Einsicht oft mit Ahnungen und Muthmaßungen begnügen müssen, so dienen sie doch zum hinlänglichen Be-

Aelteste Cultur der Deutschen.

weis, daß die Germanen nicht als ein rohes Volk aus dem asiatischen Stammlande in die Landschaften des mittleren Europa's eindrangen und sich hier neue Wohnsitze gründeten. Von dort brachten sie eine überaus bildungsfähige Sprache mit, die an Kraft und Fülle, an Reichthum der Formationen keiner anderen nachstand. Unfreundlich und unwirthbar war noch die mit Wäldern und Sümpfen bedeckte neue Heimat. Während ein rauhes Klima den Körper abhärtete, forderte der Kampf mit der widerstrebenden Natur zur Entbehrung und zur Anstrengung auf, um ihr das Nothdürftigste abzuzwingen. Der Krieg mit den Völkern, denen man die neuen Wohnsitze entriß, der Streit der eingewanderten Völkerschaften unter einander förderte den angestammten kriegerischen Muth, die Lust zu heldenmüthiger That und das stolze Bewußtsein der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Allein diese Kraftfülle war nicht bloß eine äußerliche; sie durchströmte vielmehr zugleich die Tiefe des Gemüths und trat in der einfachen Hoheit des altehrwürdigen Götterglaubens, in der keuschen häuslichen Sitte und der Ehrfurcht vor dem geheiligten Rechte hervor. Wie man sich vor der Herrlichkeit der Gottheit beugte und die Wundererscheinungen der Schöpfung im Mythus zu Handlungen der Götter gestaltete, so ward auch die Erinnerung an die Begebenheiten des Stammes, an die Thaten der hervorragenden Helden des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht gehegt und zur Sage ausgebildet. Die Dichtung war die Blüthe des Götterglaubens und des thatenvollen Volkslebens.

Aelteste Volkslieder und Sagen.

Bei dem ersten Zusammentreffen der Germanen mit den Römern erfahren wir von Liedern, die vor der Schlacht oder beim festlichen Mahle so wie beim Grabe heldenmüthiger Führer gesungen wurden. Stammsagen

waren unstreitig der Inhalt dieses balladenartigen Volksgesanges; man fühlte sich gehoben durch das Andenken an die Thaten der Vorzeit. Neue Ereignisse führten stets neuen Stoff hinzu, verdrängten das Alte oder verschmolzen es mit jüngeren Ueberlieferungen; die Sage steht nicht still, sondern wächst lawinenartig im Laufe der Jahrhunderte. Vornehmlich rückte die Völkerwanderung alle früheren Verhältnisse aus den Fugen, und die Fluth großartiger Ereignisse, die alle Thaten vergangener Zeiten in Vergessenheit begrub, schwemmte auch die älteren Sagen aus der Erinnerung des Volkes hinweg; was etwa übrig blieb, wurde mit den Heldennamen einer späteren Zeit verknüpft. Ward auch Siegfried oder Sigurd noch in Liedern gefeiert, so hat er doch seine Verbindung mit dem Göttermythus aufgegeben und erscheint als tapferer Streiter an den Ufern des Rheins, wo Franken und Burgunder ihre neuen Reiche gegründet hatten. Attila oder Etzel, Theoderich oder Dietrich von Bern wurden die Helden der gothischen Sage und lassen auch in dieser noch deutlich erkennen, welch einen Antheil ältere Ueberlieferungen an den auf ihre Namen übertragenen Sagen haben. Keine neue Cultur, selbst nicht die Verbreitung des Christenthums, konnte dem Volke diesen Schatz von Erinnerungen an eine verschwundene Heldenzeit wieder entreißen. Sie bildeten den Inhalt der Lieder, welche Karl der Große aus dem Munde des Volkes sammeln und aufschreiben ließ.

Christenthum bei den Deutschen.

Die christliche Bildung, welche seit der engeren Berührung mit den griechisch-römischen Völkerschaften zuerst bei den Gothen an der unteren Donau Wurzel faßte, stand zu jener Volksdichtung in entschiedenem Gegensatz. In dieser waren, wenn auch nur verhüllt, die Ueberreste des alten Göttermythus enthalten. Sie pries die heroi-

sche Selbsthülfe, sie verherrlichte selbst die Leidenschaft der blutigen Rache. Das Christenthum dagegen forderte Demuth und Entsagung: es erhob nur die Hingebung des Glaubens und die Handlungen der Liebe; es wies das Gemüth von der Erde auf das Jenseits, und statt der Verehrung des vaterländischen Bodens heiligte es die Andacht zu dem im fernen Osten zum Heile der Menschheit errichteten Kreuze. Ein halbes Jahrtausend verging, bis die christliche Religion über sämmtliche germanische Völker den Sieg errungen hatte. Da sie diesen Kampf meistens mit den Waffen des Geistes führte und nur selten das Schwert zu Hülfe rief, so entstand mit der Verbreitung des Christenthums eine geistliche Literatur, der wir die erste Ausbildung der deutschen Mundarten zur Schriftsprache, die ältesten Sprachdenkmäler verdanken. Denn was bis dahin in Runen, den anfänglichen deutschen Schriftzeichen, aufgezeichnet war, beschränkte sich auf dürftige Zeichen und Formeln.

Geistliche Literatur.

Ulfila.

Die Bibelübersetzung von Ulfila, welcher von 348 bis 388 als Bischof der christlichen Gothen in Mösien wirkte, veranschaulicht uns, obschon nur Bruchstücke des großen Werkes auf uns gekommen sind, welch eine hohe Stufe der Ausbildung die gothische Sprache bereits erreicht hatte. Wir finden eine Lautfülle, einen Reichthum der Formationen, wie sie die spätere Sprachentwickelung nicht mehr hat bewahren können. Mit der Einwanderung der Gothen in die südlichen Provinzen des römischen Westreichs gewann die lateinische Sprache die Oberhand, und mit dem Untergange der von ihnen in Spanien und Italien gegründeten Reiche verloren sich auch die letzten Reste gothischer Sprache.

Eine lange Zeit verging, ehe die deutschen Völker des

Frankenreichs ihre Mundarten zur Schriftsprache ausbildeten. In den nächstfolgenden Jahrhunderten der Barbarei bewahrte die Geistlichkeit einen kümmerlichen Rest gelehrter Bildung in lateinischer Sprache und fand erst spät von da den Uebergang zur Anwendung der in Verachtung gesunkenen Muttersprache. Die angelsächsische Kirche wählte früher, als die fränkische, dies Mittel, mit ihren Glaubenslehren die Herzen des Volkes zu ergreifen. Erst als die von ihr ausgegangenen Glaubensboten im Frankenlande die Verbreitung des Christenthums wieder aufnahmen und zugleich eine Reform der verwahrlosten fränkischen Geistlichkeit herbeiführten, als endlich mit dem karolingischen Königthum die Verbindung mit Italien den geistlichen Studien einen Aufschwung gab, beginnt wieder eine deutsche Literatur, welche durch die von Karl dem Großen gestifteten Bildungsanstalten Beförderung fand, wenn auch nur mittelbar, indem die zunehmende Liebe zu den eleganten Formen des lateinischen Ausdrucks, der überdies durch die Kirche geheiligt war, die deutschen Sprachformen noch hart und ungefügig erscheinen ließ.

Die Völker des Frankenreiches. Karl der Große.

Obgleich Karls Nachfolger seine Liebe zur deutschen Heldendichtung nicht theilten, so ward doch die Rückwirkung der wiedererweckten Sage selbst in der geistlichen Dichtung bemerkbar. Dem christlichen Sänger, der die großartigen Darstellungen des Heroenthums lebendig in sich aufgenommen hatte, trat der Heiland und Erlöser der Welt in ähnlicher Weise als der mit Götterwürde ausgestattete königliche Held entgegen, welcher ein himmlisches Reich auf Erden gründet und darin die Seinen als getreue Vasallen versammelt, alle bestimmt, den Ruhm und die Größe seiner Herrlichkeit unter die Völker zu verbreiten. Eine solche Darstellung des Christuslebens und des Christusreiches unter

Religiöses Epos.

dem Bilde eines germanischen Lehensstaates giebt uns der altsächsische Heliand, der die Bestimmung hatte, die eben erst bekehrten Sachsen mit der Geschichte der Begründung des göttlichen Reiches bekannt zu machen und sie durch die sagenartig gehaltene poetische Darstellung an die Stelle der nationalen Heldendichtung zu setzen. Wie in der epischen Sagenpoesie der Heidenzeit, giebt die Alliteration, der regelmäßig in der Verszeile sich wiederholende Gleichklang der Anfangsbuchstaben, der poetischen Sprache jene ausdrucksvolle Kürze und rasche Lebendigkeit, die uns auch an dem aus jener Zeit zufällig erhaltenen Bruchstücke des Hildebrandliedes, der ältesten Aufzeichnung der Dietrichsage, und an den Sagen der nordischen Edda entzückt.

Die erzählende Dichtung der Geistlichen erfuhr bald nachher eine große Umgestaltung durch die Einführung des Endreims und der Strophenform. Der Mönch Otfried, der aus den süddeutschen Landschaften stammte, verfaßte sein Evangelienbuch um 868 in dieser neuen Form, als deren Schöpfer er der Hauptsache nach anzusehen ist. Die natürliche Folge dieser neuen, dem lyrischen Wohlklange huldigenden Form war die Erweiterung des lyrisch-didaktischen Elements der heiligen Geschichte. Otfried brach damit einer, wenn auch erst weit später in ihrer ganzen Bedeutung hervortretenden, neuen Entwickelungsperiode der deutschen Poesie die Bahn. Die Früchte derselben wurden zunächst freilich der Nation in den bald darauf folgenden Zeiten der Verwüstung des Vaterlandes wieder entzogen. Normannen und Slaven, Magyaren vor Allen, machten Deutschland auf mehr als ein Menschenalter zum Tummelplatz verheerender Horden. Abgeschnitten von dem lebendigen Verkehr mit dem Volksleben, fristete sich die Bildung kümmerlich in den Zufluchtsstätten der Klöster.

Otfried.

Die Zeit der sächsischen Kaiser.

Heinrich I. stellte die Wehrfähigkeit und die Ordnung im Reiche wieder her; aber es verging noch eine geraume Zeit, bis die Bildungsanstalten sich wieder belebten und die Geistlichen sich der Literatur wieder annahmen. Aufs neue ging von der Verbindung mit Italien der Antrieb zu regerer geistiger Thätigkeit aus. Das Lateinische bemächtigte sich daher einer fast ausschließlichen Herrschaft in der Literatur, dergestalt, daß von den Geistlichen selbst die Erzählungen der deutschen Heldensage und ihres komischen Gegenbildes, der alterthümlichen Thiersage, in ein antikes Gewand gekleidet wurden. Von der deutschen Sprache des zehnten Jahrhunderts würden wir kaum eine Kunde haben, wenn nicht die Uebersetzerschule im Kloster St. Gallen, vor Allem der fleißige Notker Labeo († 1022), uns eine Reihe von Uebertragungen biblischer Schriften, unter denen Notker's Uebersetzung und Erklärung der Psalmen vornehmlich hervorzuheben ist, so wie einige gelehrte Abhandlungen hinterlassen hätte. Unter der Regierung der fränkischen Kaiser machte im Laufe des elften Jahrhunderts die althochdeutsche Literatur noch größere Rückschritte. Williram's Uebersetzung und Erklärung des Hohenliedes steht weit unter Notker's ähnlichen Arbeiten.

Notker.

Fränkische Kaiser.

Die geistige Cultur im zwölften Jahrh.

Das zwölfte Jahrhundert war das Zeitalter der geistigen Umgestaltung des Abendlandes, wie es später das funfzehnte ward. Durch feindliche wie durch friedliche Berührung mit den spanischen Arabern erwachte in Spanien und Südfrankreich, das an den dortigen Kämpfen für den christlichen Glauben bedeutenden Antheil nahm, jenes ideale Ritterthum, das bald in den Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe einen größeren Schauplatz seiner Thaten fand. Am Fuße der Pyrenäen und der Alpen, in den blühenden Landschaften Languedoc und Provence waltete daheim ein glück-

licher Friede, und an den zahlreichen kleinen südfranzösischen Höfen und den Burgen der Ritter umgab sich das gesellige Leben mit den Reizen der Poesie; um die Huld der Frauen warb man im Turnier wie im sehnsuchtsvollen Liede. Ritterliche Bildung und die mit ihr aufs innigste verwachsene Poesie verbreiteten sich von dort über das gesammte Abendland. Die Poesie bemächtigt sich der bisher verachteten Volkssprachen und schafft mit mächtigem Triebe neue Formen. Die Welt der Sage steigt in ungeahneter Fülle aus der Verborgenheit der Volksüberlieferung empor, das Morgenland öffnet den Schatz seiner Märchendichtung, das Alterthum schließt sich mit Sage und Geschichte den abenteuerlichen Ritterthaten an, und die schöpferische Dichterphantasie zieht selbst die Symbole der christlichen Andacht in den Kreis ihres epischen Sagenreichthums.

Deutschland hatte mit der Regierung der hohenstaufischen Kaiser geordnete Zustände gewonnen, welche der Verbreitung ritterlicher Bildung günstig waren, während die Waffenthaten der Deutschen, die geachtete Stellung des deutschen Reichs, das als erste Macht der Christenheit den übrigen Staaten voranleuchtete, den Sinn für die epische Volks- und Rittersage rege erhielten. Anfänglich waren noch die Geistlichen die Träger der neuen Dichtung, vornehmlich bemüht, die an die Kirche sich anlehnende Sage, die zugleich unterhaltende und erbauliche Legende in volksthümlichen Formen zu verbreiten. Allein durch die freiere geistige Bewegung der weltlichen Dichter sahen sie sich bald überflügelt. Fahrende Spielleute erneuerten die im Volke lebendige Sage in gefälligeren Formen. Mit der ritterlichen Bildung entstand eine neue Classe von Sängern, die als Meister der Kunst, gleich den Troubadours der Provence, bis in die Reihen der Fürsten hinaufreichten.

Weltliche Dichtung. Meister und höfische Poesie.

Am Rhein zuerst, dann in Thüringen und weiter in allen Landschaften des südlichen Deutschlands erhob sich gegen das Ende der Regierung Friedrich Barbarossa's († 1190) die höfische Lyrik oder der Meistergesang und erlangte in kurzer Zeit mit einer wunderbar raschen Entwickelung eine Höhe der Ausbildung, welche uns berechtigt, jene Jahrzehnte um den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts den classischen Perioden unserer Nationalliteratur beizuzählen.

Nationales Epos und Rittergedicht.

Durch das Zusammenwirken von Volks- und Meistergesang erhielt das nationale Epos die vollendeten Formen, die wir im Nibelungenliede und in dem Gedichte von den Schicksalen der Gudrun bewundern. Das Rittergedicht, dessen erstes Reis, wie einer der nachfolgenden Sänger sich ausdrückt, Heinrich von Veldeke mit seiner Aeneide impfte, entfaltete den vollen Glanz anziehender epischer Darstellung in dem Iwein des Hartmann von Aue, dem Parcival des Wolfram von Eschenbach, dem Tristan des bürgerlichen Meisters Gottfried von Straßburg, welche sämmtlich bald nach 1200 schnell auf einander folgten, alle freilich den britisch-französischen Sagenkreisen vom König Artus und vom heiligen Gral entnommen.

Höfische Lyrik.

Der lyrische Gesang gab der Sprache eine solche Biegsamkeit und Gewandtheit, daß sie selbst im Wohllaut sich mit den melodischen romanischen Sprachen messen konnte. Ueberdies war die deutsche Lyrik inniger und wahrer, als die verwandte provençalische Dichtung. Frühlingslust und Liebessehnsucht, religiöse Andacht und besonnene Lebenserfahrung sprechen sich in unendlich wechselnden Gesangesweisen aus, und der Meister sucht sich im kunstvollsten Bau der Strophe und in der schwierigsten Verschlingung und Häufung der Reime zu bewähren. Von Heinrich von Vel-

deke bis auf Heinrich Frauenlob — ein blüthenreiches Jahrhundert deutscher Lyrik, gegen die Mitte schon sinkend und langsam zerfallend, bis zuletzt nur die leere äußere Form übrig blieb, welche in den späteren Meistersängerschulen der Städte noch den geistlosesten Sprach- und Singübungen zum Grunde gelegt ward.

Die Poesie des Bürgerstandes. Volkslieder.

Die ritterliche Bildung und die aus ihr hervorgegangene Poesie waren das Erzeugniß einer hocherregten Zeit, das in der Periode der Verwilderung, welche dem Sturz der Hohenstaufen folgte, untergehen mußte. Nach Rudolf von Habsburg waren Fehde und Waffenübung, nicht Poesie und Bildung der Stolz des Fürsten und Ritters. Zwar finden wir noch lange Zeit Sänger auf Wanderung; noch suchen sie die Gunst der großen Herren; allein sie übten nur noch eine verachtete Kunst, wenn sie bei Festen und Turnieren Wappenbeschreibungen oder gereimte „Ehrenreden" verfertigten. Sollte die Poesie sich noch fernerhin aus dem Nationalleben entwickeln, so konnte sie sich nur in dem Bürgerthum der Städte aufs neue einen Boden bereiten; denn der Bürgerstand, seit Rudolfs Zeiten das gesundeste Glied des Reichskörpers, wuchs in den nächsten Jahrhunderten durch Handel und Gewerbthätigkeit, welche es oft im muthigen Kampfe zu vertheidigen und zu schützen genöthigt ward, an Bedeutung und Einfluß und lernte zugleich die geistige Bildung mehr schätzen. Das Reich der Phantasie war freilich sehr beschränkt, wo der Sinn allenthalben auf die nächsten Verhältnisse und auf den Erwerb gerichtet war. Dessenungeachtet suchte das Gefühl von Freude und Leid des Lebens auch in diesen engen Kreisen einen entsprechenden Ausdruck. Auch ohne mit den künstlichen Weisen der Meistersänger vertraut zu sein, fand man die einfachen Laute des Volksliedes, die zum Theil durch die

innige Wahrheit der Empfindung tiefer ergreifen als die kunstvollste Lyrik.

Wenngleich das Interesse für Heldenthaten und Ritterabenteuer sich mehr verloren hatte, so liebte man doch die Erzählung von Vorfällen des Lebens, in denen man heimisch war. Für belehrende Erzählungen oder Beispiele und lustige Schwänke floß im Volksleben eine ergiebige Quelle. Nicht minder hatte der einfache Sinn des Volks stets das Treiben der Thierwelt als einen Spiegel menschlicher Sitten und Leidenschaften betrachtet und an der bildlichen Einkleidung der Fabelpoesie Freude gefunden. Die altdeutsche Thiersage, die sich früher neben den Rittersagen nur bescheiden hatte hervorwagen dürfen, fand jetzt den günstigsten Zeitpunct für ihre Erweiterung und allgemeinere Verbreitung. Bisher vornehmlich in den Niederlanden und Nordfrankreich gepflegt, erhielt sie am Schluß des Mittelalters in dem niederdeutschen Reineke Vos ihre vollendetste Gestalt, als das getreue Abbild des verworrenen Vasallenstaats, in welchem Gewalt und List über Recht und Gesetz siegten.

Beispiele. Schwänke. Thiersage.

Selbst das Drama gelangte in den bürgerlichen Kreisen der Städte zu den ersten erheblichen Versuchen, nicht ohne Antheil der Geistlichkeit, welche die anfänglich lateinisch verfaßten Mysterien, die Spiele an hohen Kirchenfesten, vornehmlich zur Osterzeit, nach und nach für die Schaulust der Menge einrichteten, die Volkssprache anwandten und lustige Volksscenen mit der ernsten Passions- und Heiligengeschichte verbanden. Das Fastnachtspiel ging unmittelbar aus den Schwänken und Mummereien der Fastnachtslustbarkeiten hervor und gab die ersten rohen Striche zu einem volksmäßigen Lustspiel. In dieser Neigung zu dramatischer Darstellung zeichnete sich Nürnberg

Anfänge des Drama's.

bis tief in das Reformationszeitalter hinein unter allen deutschen Reichsstädten aus.

Ausbildung der Prosa.

Von der literarischen Thätigkeit der Geistlichen und der Gelehrten, die seit der Gründung der Universitäten sich mehr und mehr als ein besonderer Stand geltend machten, hatte die Poesie nur geringen Gewinn, wenngleich Sittenpredigten, Allegorieen und Legendensammlungen von ihnen häufig in Reime gebracht wurden. Desto größer ist ihr Verdienst um Ausbildung der deutschen Prosa. In den zahlreichen Landes- und Stadtchroniken, welche in verschiedenen deutschen Mundarten in allen Theilen Deutschlands fleißig aufgezeichnet wurden, bildete sich eine schlichte Form der Erzählung aus, anziehend vornehmlich durch sinniges Ausmalen der Ereignisse und durch frische Lebendigkeit, mit welcher der Chronist das Selbsterlebte vorträgt. Die Geistlichen, welche im vierzehnten Jahrhundert der dürren theologischen Scholastik entgegentraten und sich mit einer geheimnißvollen Gefühlsreligion inmitten des Volks eine größere Wirksamkeit zu verschaffen suchten, jene Mystiker, unter denen ein Johann Tauler und Heinrich Suso hervorleuchten, bildeten durch ihre Predigten und Erbauungsschriften die Lehrprosa aus. Endlich mehrten sich auch die Darstellungsformen der Prosa, als der Prosaroman und die Novelle nach französischen und italienischen Vorbildern hinzutraten, als mit der Zunahme der Sprachstudien eine reichhaltige Uebersetzungsliteratur aufblühte und damit die Darstellungen der in ihrer Ausbildung vorgerückteren ausländischen Literatur ihren Einfluß auszuüben begannen. Endlich kam auch die Erfindung der Buchdruckerkunst der Literatur zu Hülfe und verschaffte derselben eine weitere Verbreitung in allen Theilen der Nation. Indeß, während dies Zeitalter durch die Begeisterung für

das Alterthum das wissenschaftliche Streben neu belebte, förderte es aufs neue die Vorliebe für die lateinische Sprache; es entstand für die deutsche Sprache ein Kampf mit der bevorzugten Gelehrtensprache, der eben so sehr hemmend als fördernd auf die deutsche Literatur einwirkte.

Die Reformation. Hans Sachs. Das geistliche Lied.

In der Reformationszeit schloß die Wissenschaft einen innigen Bund mit der geistigen Cultur des gesammten Volks, wodurch eine neue Periode der deutschen Geschichte und namentlich auch der Nationalliteratur herbeigeführt wurde. Die Poesie zog zwar zunächst von der Erregung des religiösen Lebens, von der Vertiefung der theologischen Forschung nur geringen Nutzen, indem die Theologie alle geistigen Bestrebungen zu sich heranzog und in ihren Dienst nahm. Doch wenn auch die früheren Formen der Volksdichtung keine wesentliche Umgestaltung erfuhren, so trat doch der sittliche Ernst und die klarere Weltanschauung der Reformationszeit in Fabeln und Parabeln, Schwänken und Fastnachtsspielen hervor. Die Poesie des Hans Sachs wurzelt noch im Mittelalter; aber es weht in ihr der Geist einer neueren Zeit, die von der früheren Beschränktheit sich losmacht. Die wundergläubige Legendendichtung verschwand. An ihre Stelle trat, wahrhaft erhebend und erbauend durch Glaubenstiefe und Begeisterung, das geistliche Lied, eine Frucht des Protestantismus; es ward ein Theil des Gottesdienstes und seitdem ein bedeutendes Element in der Bildung des Volkes.

Luther. Prosa der Gelehrten.

Luther's Bibelübersetzung ward eine neue Sprachschöpfung, eine unerschöpfliche Quelle für Dichtung und Prosadarstellung und um so einflußreicher, als sie fortwährend die Grundlage evangelisch-religiöser Bildung und somit das Lehr- und Erbauungsbuch des protestantischen Theils der Nation blieb. Durch seine Bibel wie durch seine zahl-

reichen religiösen und polemischen Schriften, seine Predigten, Katechismen und Bibelauslegungen wurde Luther der sprachgewandte Bildner der neuhochdeutschen Büchersprache, vielfach dabei unterstützt durch seine mitstrebenden Zeitgenossen, welche in der Lehr- und Geschichtsprosa sich zugleich an den Meisterwerken des Alterthums heranbildeten. Die theoretischen Schriften des großen Nürnberger Malers Albrecht Dürer, namentlich die vier Bücher von menschlicher Proportion, die Geschichtsbücher von Aventinus und Sebastian Franck, die Abhandlungen über Sprichwörter von Agricola und Franck geben uns, um nur das Bedeutendste anzuführen, hinlänglich Zeugniß, daß man in Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände auch außerhalb der Theologie die Muttersprache in Ehren hielt.

Reaction und Verfall.

Gegen die freie geistige Entwickelung in der lebensfrischen Jugendzeit der Reformation trat nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts selbst in den Reihen der Protestanten eine beschränkende und lähmende Reaction ein. In den Glaubensformeln der Orthodoxie und der damit verknüpften unfruchtbaren, engherzigen Polemik gewann die kaum überwundene Scholastik wieder in der Theologie die Herrschaft, und die Kluft zwischen den Gelehrten und dem Volke erweiterte sich mehr und mehr. Die Sprache des Volks gerieth wieder in der abgeschlossenen Kaste der Gelehrten in Verachtung; die Kunst der Darstellung machte überall Rückschritte. Selbst die üppige Sprachgewandtheit des Johann Fischart, des geistvollsten Prosaisten aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, war in ihrer originellen Formlosigkeit wenig geeignet Nachahmung zu finden und das Gebiet der Sprache zu erweitern. Die Volkspoesie verstummt nach und nach. Georg Rollenhagen

macht in seinem Froschmäuseler den letzten Versuch, in episch-satirischer Erzählung den Ton des Reineke Vos zu erneuern, sowie mit den Fastnachtsspielen des Nürnbergers Jacob Ayrer um 1600 die Volkspoesie des Hans Sachs scheidet. Nur das Kirchenlied erhält noch seinen früheren volksmäßigen Charakter. Uebrigens schienen die gelehrten Dichter nur noch der lateinischen Sprache die Fähigkeit zuzugestehen, der höheren Dichtung einen Ausdruck zu leihen, und allerdings können wir der Meisterschaft, mit der man fremdartige Formen einer längst entschwundenen Cultur durch Kunst und mühsame Uebung reproducirte, unsere Bewunderung nicht versagen. Auf die Dauer konnten auch die gelehrten Dichter sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Muttersprache in der Dichtkunst auf gleiche Berechtigung, wie die alten classischen Sprachen, Anspruch zu machen habe. Es entstand daher für sie die Aufgabe, die als unumgängliche Norm betrachteten Gattungen und Gesetze der lateinischen Poesie auf die Nationalsprachen zu übertragen, ein Entwicklungsproceß, den fast die gesammte europäische Literatur durchzumachen hatte. Die Poesie der Franzosen und Niederländer, von der die Deutschen am nächsten berührt wurden, gab ihnen vornehmlich das Muster, die vaterländische Sprache und Dichtkunst nach ähnlichen Gesetzen zu bilden.

Gelehrtenpoesie.

Die ersten Versuche, welche von Gelehrten, die durch lateinische Gedichte ihren Dichterruhm gegründet hatten, Denaisius, Melissus, Andreä, ausgingen, waren noch hart und in der Behandlung der metrischen Form ohne bestimmte Gesetze. Allein sobald nur der Gebrauch der deutschen Sprache wieder zu einiger Achtung gebracht war, blieb die Reform nicht aus. Die im Jahre 1617 unter fürstlichem Schutze gestiftete fruchtbringende Ge-

sellschaft oder der Palmenorden stellte die Ausübung und Verbesserung der „hochgeehrten Muttersprache", wie sie jetzt schon genannt wurde, an die Spitze ihrer Statuten. Daß dieser Orden im Lauf der nächsten funfzig Jahre an 150 Herzöge und eben so viel Fürsten, Grafen und Freiherren zu Mitgliedern zählte, beweist wenigstens so viel, daß die Werthschätzung deutscher Sprache in die höheren Stände hinaufreichte und zugleich zwischen diesen und den Gelehrten ein Bund gestiftet war, der nicht ohne wohlthätige Folgen für die Nationalliteratur bleiben konnte.

Opitz. Martin Opitz, mit feinem Sprachtalent und sicherem Tacte für metrischen Wohlklang begabt, gab der noch schwankenden Sprache und Versmessung bestimmtere Gesetze. Das Büchlein von der deutschen Poeterei und die erste Sammlung seiner Gedichte, beide dem Jahre 1624 angehörig, bezeichnen eine neue Periode in der Geschichte der deutschen Dichtung. Obwohl für die Begrenzung der Dichtungsarten, für die poetische Behandlung des Stoffs und den dichterischen Ausdruck die Regeln der lateinischen Poesie im Allgemeinen maßgebend blieben, so ließ man doch im Versbau die modernen Formen walten, wie sie in der Poesie der Nachbarländer bereits Geltung erhalten hatten. Der Reim galt in der neueren Poesie für unentbehrlich. Der Alexandriner trat nach dem Vorgang der holländischen Dichter an die Stelle des lateinischen Hexameters; lyrische Strophenformen, wie sie schon in den Kirchenliedern verbreitet waren, ersetzten die classischen Odencompositionen. Für die deutsche Poesie war aber namentlich wichtig, daß durch Opitz die Messung der Längen und Kürzen nach der Betonung als prosodisches Gesetz festgestellt ward. Damit waren die Formen der alten Volkspoesie wie mit Einem Schlage verdrängt; Fabeln, Schwänke und Volkskomödien

so wie Helden= und Rittersagen verschwinden oder erhalten sich nur noch in der rohen Gestalt der sogenannten Volksbücher oder der Puppenspiele, an denen die Menge sich noch belustigte. Nur in der geistlichen Liederdichtung, welche noch viele vortreffliche Dichter, unter ihnen einen Paul Gerhardt, zählte, besteht noch ein Band zwischen den Gelehrten und dem Volke.

Der dreißigjährige Krieg.

Von den beschränkenden, erborgten Formen, in denen die Gelehrtenpoesie sich jetzt bewegte, war nichts Großes zu erwarten; indeß, obwohl in ähnlicher Richtung befangen, hat es die französische Poesie zu einer gewissen Classicität der Kunstpoesie gebracht, indem sie sich zu einer höfischen Poesie heranbildete. Sie hatte den Vortheil, daß sie sich an den Hof Ludwigs XIV. und die höheren Gesellschaftskreise Frankreichs anschließen konnte, wo ihr überall Verehrung und Theilnahme ermunternd entgegenkam. Für die deutsche Dichtung gestalteten sich die Verhältnisse weit ungünstiger. Der dreißigjährige Krieg zerstörte den Wohlstand blühender Landschaften, vernichtete den Handel und die Gewerbthätigkeit, überhaupt das deutsche Bürgerthum; die Kraft des deutschen Nationalgefühls war auf lange Zeit dahin. Deutschland ward zuletzt der Tummelplatz fremder Heere, der Spielball ausländischer Politik. Eine trübe düstere Stimmung drückt daher die trefflichsten unter den Dichtern jenes Zeitalters nieder. Opitz' Lehrdichtungen beginnen mit dem Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, und sein bestes Gedicht wird die Beschreibung der durch den Ausbruch des Vesuvs angerichteten Zerstörung.

Flemming. Gryphius.

Paul Flemming flieht sein bedrängtes Vaterland und findet in fernen Landschaften, wehmüthig nach der Heimat zurückblickend, Stoff für lyrische Gesänge. Andreas

Gryphius, der talentvollste der schlesischen Dichter und von der Nachwelt dankbar als Vater der deutschen Tragödie anerkannt, wird nicht durch große Begebenheiten im Völkerleben zum Drama hingezogen, sondern spricht es im Vorwort, womit er seine erste Tragödie einführt, deutlich aus, daß er die Vergänglichkeit des Irdischen darzustellen beflissen sei, weil jetzt das Vaterland sich in seine eigene Asche verscharre und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandle. Es gab keine erhebenden Ereignisse mehr, an denen der Dichter sich aufzurichten vermochte, es fehlte ein Volk, an welches der Dichter sich wenden konnte; selbst bei den höheren Ständen trat in Folge des Krieges eine solche Erschlaffung, eine solche Gleichgültigkeit gegen deutsche Sitte und Bildung ein, daß die Poesie nur noch an einigen Literaturstätten und in den engeren Kreisen von Genossenschaften auf Theilnahme rechnen durfte. Selbst die Zeit des verheerenden Krieges muß noch als eine poetisch erregte und productive erscheinen, wenn wir sie mit dem tiefgesunkenen Zeitalter vergleichen, das darauf folgte.

Dichtergesellschaften in Hamburg und Nürnberg.

Die Mittelpuncte der poetischen Thätigkeit waren jetzt vornehmlich die freien Städte, Hamburg im nördlichen, Nürnberg im südlichen Deutschland. Dort wurde der Elbschwanenorden durch den Prediger Johannes Rist, den man den zweiten Opitz nannte, und die deutschgesinnte Genossenschaft durch Philipp von Zesen gegründet; hier suchten die Hirten an der Pegnitz oder der gekrönte Blumenorden die Poesie durch die allegorischen Flittern eines idyllischen Arkadien der nüchternen Wirklichkeit zu entrücken, wodurch sie in geschmacklosen Tändeleien unterging.

Schlesien trat gegen 1670 noch einmal in den Vor=

dergrund der Literatur. Hoffmannswaldau und Lohenstein wurden die Begründer einer neuen Manier, welche durch rhetorisch-schwülstigen Bilderprunk die Eleganz mit der Erhabenheit zu verbinden suchte und daher wieder zum Drama hingedrängt wurde. Die Erzeugnisse dieser zweiten schlesischen Dichterschule geben ein klares Zeugniß, daß aller Sinn für einfache Natur, für wahre Empfindung und Auffassung des Lebens, für historische Größe und sittliche Würde verloren gegangen war. Nicht minder beweist dies die enthusiastische Aufnahme, welche sie bei den Zeitgenossen, ja fast ungetheilt bis zum Schlusse des Jahrhunderts fanden; man stellte ihre Namen neben die der größten Dichter aller Zeiten und glaubte den Homer und Virgil übertroffen zu sehen.

Zweite schlesische Dichterschule.

Dieser Extravaganz des rhetorischen Schwulstes traten theils diejenigen entgegen, denen die einfache Ausdrucksweise der opitzischen Schule noch mustergültig war, theils die Anhänger der französischen Hofdichtung, welche nach der Auswanderung der französischen Hugenotten eine allgemeinere Verbreitung erhielt und ihre Rückwirkung auf die deutsche Bildung auszuüben begann. Freiherr von Canitz, der als kurbrandenburgischer Gesandter längere Zeit sich in Paris aufhielt, Johann von Besser, der als Ceremonienmeister am brandenburgischen, später am kursächsischen Hofe die Dichtkunst mit dem Glanz der Hoffestlichkeiten zu verbinden wußte, Benjamin Neukirch, der sich aus einem eifrigen Lohensteinianer schnell in einen Verehrer des französischen Geschmacks verwandelte, führten die Sprache der Dichtkunst aus dem bilderprunkenden Pathos zum Natürlichen zurück, ohne indeß durch dies bloß negative Verfahren, worin auch vornehmlich der Werth der Sinngedichte des Christian Wernicke besteht, weiter

Nachahmung französischer Hofpoesie.

gelangen zu können, als zu einer nüchternen und breiten Verständigkeit des poetischen Stils, worin die Poesie sich noch eine lange Zeit fortschleppte. Christian Günther stieg wie ein Stern in dieser glanzlosen Epoche empor, um rasch und ohne nachhaltigen Einfluß wieder zu verschwinden.

Ein Umschwung der deutschen Literatur ward erst durch die Reform der Wissenschaft herbeigeführt, welche mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts sich Bahn bricht. Wir sind damit bei der eigentlichen Aufgabe unserer Darstellungen angelangt.

Erstes Buch.

Vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Herder's und Goethe's erstem Auftreten.

ca. 1700 — ca. 1770.

Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Nationalliteratur.

Inhalt.

Philosophie um 1700. Leibnitz. Thomasius. Wolff. — Kirchliche Reformen. Spener. Francke. — Kritik und Theorie der Dichtkunst. Wernicke. Liscov. Gottsched. Bodmer und Breitinger. Baumgarten. — Die poetische Production. Brockes und Hagedorn. Drollinger und Haller. — Die Verfasser der Bremer Beiträge. Gellert. Rabener. Cramer. Adolf Schlegel. Zachariä. Ebert. Schmid. — Preußische Vereine. Gleim. Uz. Götz. Sulzer. Ramler. Kleist. — Klopstock und seine Schule. Patriarchaden. Geßner. Denis. — Wieland. — Winckelmann. — Lessing. — Das deutsche Drama. Elias Schlegel. Gellert. Weiße. Cronegk. Brawe. Lessing.

Wissenschaftliche Fortschritte. Leibnitz.

Gegen den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bereitete sich im Bereich der strengen Wissenschaft, auf dem Gebiete des philosophischen Denkens eine Umgestaltung des geistigen Lebens vor, welche, in consequenter Entwickelung sich fortbildend, in Kant's Philosophie und Schiller's Dichtung ihren Höhepunct erreicht. Leibnitz' genialer Scharfsinn zerstörte die dürren Lehrsysteme der Schulphilosophie, befreite das Denken von dem leeren Formalismus und weckte

nach allen Seiten das Interesse für philosophische Studien. Obgleich seine Werke meist in lateinischer und französischer Sprache abgefaßt sind, war er dennoch einer der Ersten, welche den Werth der deutschen Sprache für philosophische Darstellung erkannten und durch eigene Versuche zur Geltung brachten.

Thomasius. Christian Thomasius nahm für die Muttersprache das Recht wissenschaftlicher Darstellung in noch weit größerem Maße in Anspruch. Das Leipziger Universitätsprogramm des jungen Docenten „Discours, welchergestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll" (1687) war schon eine Ankündigung des Kampfes gegen die Herrschaft der lateinischen Sprache in akademischen Vorträgen und wissenschaftlichen Schriften. Als er sich, aus Leipzig verdrängt, nach Halle zurückzog und seine Lehrthätigkeit die erste Veranlassung zur Gründung der dortigen Universität (1694) gab, fand sein Beispiel auf der jungen Akademie eine so allgemeine Nachahmung, daß die Autorität der lateinischen Sprache für immer gebrochen war. Durch seine Monatsschrift „freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über allerhand, fürnehmlich über neue Bücher" (1688—90) wurde auch in dem gelehrten Journalismus die Muttersprache zum erstenmal in ihre Rechte eingesetzt. Wie er hierin dem herkömmlichen Formenwesen mit männlichem Muthe erfolgreich entgegentrat, so nahm er sich auch in der Wissenschaft überall des freien Denkens an; wie er durch die Bekämpfung der Hexenprocesse und des unmenschlichen Rechtsverfahrens der Criminalgerichte sich um die Menschheit verdient gemacht hat, ist vor Allem in dankbarem Andenken der Nachwelt geblieben.

Wolff. Auf derselben Universität Halle begründete Christian von

Wolff das erste wissenschaftliche Lehrgebäude der Philosophie. In dem theoretischen Theile bildeten Leibnitzens Lehren die Grundlage; er selbst hat sich vornehmlich um die Begründung und Ausführung der praktischen Philosophie großes Verdienst erworben. Die Nationalliteratur verdankt ihm noch insbesondere die Ausbildung der deutschen Sprache für den philosophischen Vortrag, wodurch er überhaupt ihren Gebrauch zu wissenschaftlichen Zwecken noch mehr befestigte und sicherte.

Spener und der Pietismus.

Mit dieser Befreiung des wissenschaftlichen Denkens berührte sich in mancher Hinsicht die Reform des religiösen Lebens inmitten der protestantischen Kirche, wozu Philipp Jacob Spener die erste, mächtig wirkende Anregung gab. Gleichwie Thomasius, stellte er sich dem starren Dogmatismus der Schule gegenüber. Gegen die in Formenwesen verknöcherte Orthodoxie der gelehrten Theologen machte er die Rechte des Gefühls geltend und erkannte die Bedeutung des wahren Christenthums in der religiösen Erhebung des Gemüths und dem praktischen Wirken der christlichen Liebe im Geiste des Stifters der Kirche; das Wesen der Reformation in der Periode ihrer ersten Begründung ward erst dadurch wieder lebendig erfaßt. Der Pietismus — mit diesem Namen bezeichnete man die Tendenzen seiner Wirksamkeit — griff daher auch in das Gebiet der Pädagogik über und suchte auch hier die geistlosen Formen, in denen die humanistische Bildung erstarrt war, zu durchbrechen, der Erziehung der Schule mehr Wärme zu geben und in dem Unterrichte mehr inneres Leben zu wecken.

Francke.

August Hermann Francke, nicht minder als Thomasius in Leipzig wegen seiner Neuerungen verfolgt, fand in Halle eine freie Wirksamkeit für seine religiös-pädagogischen Zwecke. Von seinem Waisenhause und seinem Päda-

gogium zu Halle gingen Pflanzschulen nach allen Theilen des nördlichen Deutschlands aus. Anfangs ging daher der Pietismus mit der philosophischen Denkfreiheit Hand in Hand. Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie (1697) beleuchtete die Orthodoxie mit dem Lichte der Kirchengeschichte, während Johann Gustav Reinbeck und Andere die Grundsätze und die Methode der Wolffischen Philosophie auf die theologischen Wissenschaften anwandten. Erst als sich die Pietisten in einseitigem Glaubenseifer von der Wissenschaft abwandten, bis sie zuletzt im Herrnhutismus des Grafen von Zinzendorf durch Sectenbildung in eine neue Unfreiheit geriethen, gingen die beiden Richtungen weiter und immer weiter aus einander und traten oft feindlich einander entgegen. Halle selbst gab ein solches Schauspiel, als Joachim Lange seine denunciirende Polemik gegen Wolff begann und dadurch dessen Entfernung vom philosophischen Lehrstuhl an der hallischen Universität erwirkte. Der Sieg der Wolffischen Philosophie ward dadurch nicht aufgehalten, vielmehr erstreckte sich mehr und mehr ihr Einfluß auf verwandte wissenschaftliche Gebiete. Sie drang auch in die Theorieen der Dichtkunst ein und trug zur Verjüngung der mattgewordenen Dichtung bei.

Zinzendorf.

Obgleich mit der Verbreitung der französischen Poesie und der mit dieser zu Ansehen gelangenden theoretischen Grundsätze, wie sie z. B. in Boileau's Lehrgedichte von der Dichtkunst in eleganteſter Form vorgetragen wurden, die kritische Beurtheilung des bis dahin geltenden poetischen Geschmacks sich zu regen begann, so wagte sich doch die Kritik anfangs nur schüchtern hervor. Christian Wernicke richtete in seinen Epigrammen („Ueberschriften", zuerst 1697) mehrere treffende Angriffe auf die schwülstige Rhetorik und

Reformen in der Kritik und Dichtkunst. Wernicke. Liscov.

die prunkende Bildersprache der Schlesier und begründete sein kritisches Urtheil in theoretisirenden Anmerkungen, in denen der Einfluß Boileau'scher Regeln nicht zu verkennen ist. Sein Streit mit Postel und Hunold, den letzten hamburgischen Vertretern der Lohenstein'schen Geschmacksrichtung, war die erste Kritikerfehde des achtzehnten Jahrhunderts, die wenigstens in dem hamburgischen Dichterkreise folgenreich war und den französischen Theorieen den Weg bahnte. Es ist dies derselbe Boden, auf welchem Christian Ludwig Liscov's energische Satire die mit Phrasen überkleidete Dürftigkeit einiger Schriftsteller seiner Zeit ans Licht zog und namentlich die geschmacklose Schwülstigkeit in den pomphaften Reden des hallischen Professors Philippi dem Spotte preisgab. Die Angriffe, denen sich Liscov deßhalb von allen Seiten ausgesetzt sah, zeigen uns deutlich, daß man seine satirische Kritik in die Classe der Pasquille und Schandschriften zu stellen pflegte und er sich genöthigt sah, das Recht der Kritik in ausführlicher Vertheidigung in Schutz zu nehmen.

Gottsched.

Auf mehr wissenschaftlichem Wege gestaltete sich die Theorie und Kritik im Bunde mit der Wolffischen Philosophie. Den ersten Grund hierzu legte Johann Christoph Gottsched (aus Ostpreußen). Während seiner Studienzeit in Königsberg beschäftigte er sich neben der Theologie eifrig mit der Philosophie und habilitirte sich an der dortigen Universität mit einer philosophischen Abhandlung; durch seinen Lehrer Pietsch, der sich als Dichter einen Namen erwarb, wurde er zugleich für die schöne Literatur gewonnen. Diese Richtung trat entschiedener hervor, als er 1724 sich nach Leipzig begab und in Burkhard Mencke, dem gelehrten, auch als Dichter geschätzten Vorsteher der deutschübenden, nachmals deutschen Gesellschaft, einen Gönner und Be-

förderer seiner Studien fand. Er ward Docent, bald hernach Professor an der Leipziger Universität und begann mit der Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“ 1725 die seitdem unermüdlich fortgesetzte kritische Thätigkeit. 1727 wurde er Senior der deutschen Gesellschaft, die durch ihn neue Statuten erhielt und seitdem ihren Einfluß in weiteren Kreisen verbreitete. Seine Lehrbücher, welche im Vergleich mit den bisherigen Anweisungen zur Stilistik und Dichtkunst ein Fortschritt waren, verschafften seinen Theorieen einen immer größeren Boden. Die Regeln der Redekunst und Poesie suchte er auf philosophische Principien zurückzuführen und das Wolffische Lehrgebäude nach dieser Seite hin zu erweitern. Wie er überhaupt die Philosophie nur von ihrer formellen Seite auffaßte, so richtete er auch in diesen theoretischen Schriften sein Augenmerk fast ausschließlich auf die Form, und selbst die Dichtkunst galt ihm nur für eine besondere Form des stilistischen Ausdrucks. Solche Ansichten von dem Wesen der Poesie als einer eleganten Schreibart mußten ihn zu einem Verehrer der französischen Poesie machen, so sehr auch sein Nationalgefühl sich gegen die Abhängigkeit vom Auslande sträubte; lieber wies er daher auf die Griechen und Römer hin, als auf die moderne Poesie Frankreichs, gegen die er die deutsche Literatur zum Wettkampfe führen wollte; doch kam er nicht über die französische Theorie hinaus, in der er die Grundsätze der Alten wiederzufinden meinte.

Seit dem Jahre 1730, wo zuerst seine kritische Dichtkunst erschien, übte er ein Jahrzehend hindurch eine fast unbestrittene Dictatur in Sachen des Geschmacks aus. Die in andern Städten, besonders auf Universitäten (Königsberg, Jena, Göttingen) gestifteten deutschen Gesellschaften standen mit ihm in Verbindung und ordneten

sich ihm gewissermaßen unter. Von allen Seiten, wo das Interesse für deutsche Literatur rege geworden war, kamen ihm Zeichen der Anerkennung und Huldigung entgegen, selbst von Manchen, die später seine Gegner wurden oder sich doch von ihm lossagten, als es keine Ehre mehr war, sein Schüler oder sein Schützling gewesen zu sein.

Die Zürcher: Breitinger und Bodmer.

Die Vernichtung seiner kritischen Autorität begann 1740 mit dem Erscheinen von Johann Jacob Breitinger's (zu Zürich) Versuch einer kritischen Dichtkunst. Dieses Werk, das ebenfalls die Regeln der Dichtkunst durch philosophische Begriffsentwickelungen zu ermitteln sucht, war auf demselben Boden erwachsen, wie das Lehrbuch Gottsched's, und kann nicht als ein directer Angriff gegen diesen angesehen werden. Breitinger und sein Freund Johann Jacob Bodmer, seit 1721 die Herausgeber der moralisch- ästhetischen Monatsschrift Discourse der Maler, standen damals noch mit Gottsched in einem freundlichen Verhältniß. Auch wollten sie, so gut wie Gottsched, den Geschmack durch Regeln feststellen; sie verehrten Opitz und Canitz gleich ihm und befehdeten ebenfalls die zweite schlesische Dichterschule, deren Schwulst und Bilderprunk von Gottsched aufs nachdrücklichste bekämpft wurde. Dennoch war bald zu erkennen, daß die Schweizer Kritiker über das formale Princip der Gottschedischen Correctheit weit hinausgingen und ihre Betrachtung vornehmlich auf die Art und Weise des poetischen Schaffens richteten. Sie sprechen es aus, daß die Natur die einzige und allgemeine Lehrerin sei, daß die Poesie vor den Regeln gewesen sei; sie empfehlen dem Dichter, die Imagination zu cultiviren und das Herz reden zu lassen; daraus folgte die von Bodmer in besonderen Abhandlungen weiter ausgeführte Vertheidigung des Wunderbaren und der poetischen Gleichnisse, dar-

aus die Anerkennung Homer's und Milton's. Sie ahneten eine werdende Literatur und trugen ihr die Fackel vor, während Gottsched sich immer engherziger und anmaßender jedem Fortschritt, den er nicht eingeleitet hatte, entgegenstellte.

Aus den Angriffen, welche anfänglich seine Schüler, namentlich sein treuer Client Schwabe gegen die Schweizer richteten, entspann sich eine kritische Fehde, welche von beiden Seiten mit heftigster Leidenschaft geführt ward und zum Nachtheil Gottsched's endete, mehr weil die Zeit über ihn hinweggeschritten war, als weil die Streitschriften der Schweizer zur Aufhellung ihrer Theorie viel beigetragen hätten. Gottsched's Ansehen wurde nicht minder durch die Niederlagen erschüttert, die er an dem Orte seiner nächsten Wirksamkeit, in Leipzig selbst, erlitt. Er hatte hier gleich anfangs seine Bemühungen auf die Reform des Theaters gerichtet. Als der Theaterdirector Neuber und seine Frau im Jahre 1728 mit ihrer Truppe in Leipzig zu spielen begannen, veranlaßte er sie, statt der elenden Staatsactionen und niedrigen Possen einen Versuch mit der Darstellung regelmäßiger Stücke zu machen. Da die erste Aufführung eines aus dem Französischen übersetzten Drama's mit großem Beifall aufgenommen ward, so wurden mehrere französische Stücke übertragen und auf die Bühne gebracht. Gottsched bearbeitete nach diesem Muster den sterbenden Cato (1731), der eine glänzende Aufnahme fand, und forderte seine Schüler zu ähnlichen Bearbeitungen regelmäßiger Dramen auf. Seine geistvolle, gelehrte Frau, Luise Adelgunde Victorie, geb. Kulmus, unterstützte ihn bei seiner Thätigkeit für das Drama und suchte das französische Lustspiel und Conversationsstück durch Uebersetzungen und Originalarbeiten auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Es war die Anregung gegeben, aus der die dramatischen

Arbeiten von Elias Schlegel und Gellert, kurz Alles, was vor Lessing im Drama Bedeutung erlangt hat, hervorgegangen sind. Gottsched glaubte schon sein Ziel errungen zu haben, die Leistungen des deutschen Drama's den Franzosen an die Seite stellen zu können; die von ihm angefeindete Oper verschwand von der Bühne, und der Hanswurst ward feierlich auf der Bühne ins Grab gelegt (1737). Als Neuber 1740 nach Petersburg ging, sammelte Gottsched seine und seiner Schüler dramatische Werke in der „deutschen Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Griechen und Römer" (1741—1745). Doch sein unmittelbarer Einfluß auf die Leipziger Bühne war vorüber. Als die Neuber bald darauf als Directrice nach Leipzig zurückkehrte, suchte sie sich seiner Autorität zu entziehen und brach endlich völlig mit ihm, indem sie ihn in der Rolle des Tadlers in einem Vorspiele auf die Bühne brachte (1742). Seitdem zog sich Gottsched von seiner Wirksamkeit für das Theater zurück.

Baumgarten in Halle.

Auf dem theoretischen Gebiete wuchs die Zahl seiner Gegner auch außerhalb der Schweiz. In Halle begründete Baumgarten, an die Wolffische Philosophie wie an Breitinger und Bodmer sich anschließend, die Wissenschaft der Aesthetik, der er den Namen gab, und ging auch darin über seine Vorgänger hinaus, daß er zum erstenmal dem Schönen ein besonderes Gebiet anwies. Durch die Opposition der hallischen Schule verlor Gottsched's Ansehen am meisten; denn an sie schloß sich im weiteren Verlauf die Theorie der Berliner Kritiker an, welche, mit Ramler, Sulzer, Mendelssohn und Nicolai emporstrebend, zuletzt durch Lessing siegreich alles Frühere niederwarf und eine neue Aera der Kritik herbeiführte.

Unendlich bedeutender ist indeß der Sieg, den die poetische

Production in der Literatur errang; denn ohne diese blieb alle Kritik und Polemik unfruchtbar und ohnmächtig. Beobachten wir in dem Gange der Poesie selbst das Werden und den ersten muthigen Aufschwung der deutschen Nationalliteratur.

Hamburg: Brockes. Fr. von Hagedorn.

Die ersten Schritte geschahen von zwei entgegengesetzten Enden des deutschen Landes, Hamburg und der Schweiz. In Hamburg war ein reges geistiges Leben, das sich frei bewegen konnte und verschiedene Richtungen neben einander aufkommen ließ. Die Lohenstein'sche Manier hielt sich hier am längsten und hatte, als die Bekanntschaft mit französischer und englischer Poesie hinzutrat, das Verdienst, der Sprache den phantasiereicheren Ausdruck, den Gottsched völlig zu verbannen strebte, zu erhalten. Französische Hofpoesie konnte hier nie sich festsetzen, vielmehr betheiligte sich Hamburg an dem Aufblühen unserer Poesie vorzüglich als Vermittlerin der englischen Literatur. Barthold Henrich Brockes, Rathsherr zu Hamburg, führte die Naturmalerei der Engländer bei uns ein, indem er in seinem Irdischen Vergnügen in Gott (seit 1721) die Natur bis ins kleinste Detail schilderte und seine Gemälde mit moralisch-religiösen Betrachtungen verknüpfte. Friedrich von Hagedorn ward in Liedern und heitern Erzählungen der Dichter des Frohsinns und des anmuthigen Lebensgenusses; er ist der Vater der Fabeln- und Liederpoesie, wie sie bis in die Zeiten des siebenjährigen Krieges, wo sich höhere Anforderungen geltend machten, betrieben wurde.

Die Schweiz: Drollinger. Haller.

Die Schweiz hatte bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nur geringen Antheil an der deutschen Literatur genommen. Aristokratische Formen und kirchliche Engherzigkeit hielten den Geist in Bann, und das Wenige,

was sich dort aus den schlesischen Dichterschulen entwickelt hatte, war spurlos vorübergegangen. Die Schweizer waren der hochdeutschen Büchersprache fast ganz entfremdet worden. Allein es waren dort noch immer viele poetische Keime vorhanden. Eine herrliche Naturumgebung hob noch die Herzen empor; in historischen Erinnerungen lebte noch der Ruf der Freiheit und der Thatkraft; keine Hofpoesie pries das Nichtige und Erbärmliche. Es bedurfte nur einer Anregung von außen, um die schlummernde Poesie ins Leben zu rufen. Dies geschah durch Karl Friedrich Drollinger, der seit 1689, wo er in Folge des verheerenden französischen Krieges sein Vaterland Baden verlassen mußte, seinen Wohnsitz in Basel genommen hatte. Er stiftete hier die deutsche Gesellschaft und wirkte mit solchem Eifer und mit so glücklichem Erfolge für die deutsche Literatur, daß ihm der Name eines helvetischen Opitz mit Recht beigelegt worden ist. Er führte vornehmlich die religiös-beschreibende und philosophisch-didaktische Poesie ein, dieselbe Gattung, welche Brockes im nördlichen Deutschland zu allgemeiner Anerkennung gebracht hatte, und ward der Vorgänger Albrechts von Haller, dessen „Schweizerische Gedichte" (zuerst 1732), vornehmlich das beschreibende Gedicht die Alpen und das Lehrgedicht vom Ursprunge des Uebels, auf längere Zeit die Richtung der deutschen Lehrdichtung bestimmten. In einer Zeit, wo in Poesie und Prosa gemächliche Breite und Weitschweifigkeit die Herrschaft hatten, gab Haller das erste Muster eines gedankenreichen, energischen Ausdrucks. Obwohl sich seine Poesie nicht von der Reflexion losmachen kann und mehr Abhandlung in Versen ist, so gab er ihr doch dadurch einen würdigen Inhalt, indem er die höchsten Aufgaben des philosophischen Denkens behandelte und einen Reichthum

von erhabenen Gedanken und edlen Empfindungen in dichterisches Gewand kleidete.

Die Richtungen dieser beiden Dichter setzten sich im Verfolg der Literatur eine geraume Zeit fort. In dem Princip treffen sie zusammen, daß die Dichtkunst das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden müsse. Daher berühren sie sich auch vielfach: verfaßte doch auch Hagedorn höchst moralische Lehrgedichte, und Haller hat das Lied von „Doris" gesungen, wenn er gleich später über das Spiel seiner Jugend sich sehr bedenklich äußerte. Nach der ernsten Seite neigen insbesondere die Jünglinge des Leipziger Dichterbundes; heitern Genuß lehrten die Lieder des hallischen und halberstädtischen Kreises; Fabeln und Erzählungen fanden überall ihre Verehrer.

Der Leipziger Dichterbund und die bremischen Beiträge.

Der Leipziger Verein entstand aus dem Kreise von Jünglingen, welche durch Gottsched und die deutsche Gesellschaft für die Beschäftigung mit schöner Literatur gewonnen waren. Gottsched bedurfte der Beihülfe jüngerer Talente bei seinen weitschichtigen literarischen Unternehmungen, nebenbei auch als Schildknappen seiner kritischen Fehden, wofür er sie unter den Schutz seiner dictatorischen Protection nahm. Unter seiner Aufsicht übersetzten Schwabe, Gärtner, Gellert und Andere Bayle's historisches Wörterbuch, das 1741—44 mit seinen Anmerkungen und Vorreden herausgegeben wurde. Schwabe vereinigte die jüngeren Talente durch die Herausgabe der Zeitschrift: Belustigungen des Verstandes und Witzes (seit 1741); sie enthielt poetische und prosaische Beiträge von Gellert, Rabener, Kästner, Elias und Adolf Schlegel, Zachariä und Andern, neben denen wir auch Spalding, Kleist und Mylius finden, die später in Verbindung mit Lessing und den preußischen Dichterkreisen erscheinen.

Kästner, der sich später durch seine Sinngedichte einen Dichternamen erworben hat, galt damals auch durch seine Lehrgedichte, die zur trockensten Prosaabhandlung herabsinken, z. B. über die Verbindlichkeit der Dichter allen Lesern deutlich zu sein. Wie er sich hier als echter Gottschedianer zeigt, so hat er auch späterhin seine Anhänglichkeit an Gottsched selbst dann nicht verleugnet, als man für diesen nichts mehr als Schmähungen hatte. Die meisten der jüngeren Dichter zogen sich von ihm und der Verbindung mit den Schwabe'schen Belustigungen mehr zurück, als sie unter Gärtner's Leitung zur Herausgabe der „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (Bremen und Leipzig, 1744 ff.) sich vereinigten. Dies gab zugleich zu einem engeren literarischen Verein und einem innigen Freundschaftsbunde Veranlassung. Mit Gärtner verbanden sich anfangs Cramer und Adolf Schlegel (Elias Schlegel hatte bereits eine Anstellung in Dänemark erhalten); bald darauf traten Gellert, Rabener, Zachariä, Ebert, Schmid von Lüneburg, Giseke, zuletzt noch Klopstock hinzu. Von den kritischen Streitigkeiten, die ihnen die Schwabe'sche Zeitschrift verleidet hatten, wandten sie sich ganz ab und machten die Production zur Hauptsache; die Vorrede sprach es ausdrücklich aus, daß sie den Leser nicht mit Polemik belästigen wollten; es gäbe kriegerische Gegenden genug. Statt dessen förderten sie sich mehr durch gegenseitige Beurtheilung. Sie hielten regelmäßige Zusammenkünfte und unterwarfen die Arbeiten der einzelnen Mitarbeiter einer strengen Kritik; über die Aufnahme der Aufsätze und Gedichte oder über die Aenderung einzelner Stellen entschied die Mehrheit der Stimmen. Da keinem Beitrage der Name des Verfassers beigefügt werden durfte, so gelang es den Verfassern der bremischen Beiträge,

wie sie gewöhnlich genannt wurden, eine Zeit lang unbekannt zu bleiben. Der Muth, unabhängig von Gottsched ihre Wege zu wählen, führte sie über ihn hinaus; sie brachen nicht mit ihm; aber der Beifall, der ihnen zu Theil wurde, trug zugleich zu seinem Sturze bei, und ein verjüngender Hauch durchdrang die Literatur. Zwar ist der Abstand von den Schwabe'schen Belustigungen nicht sehr groß; wir finden auch hier weitläufige Lehrgedichte und breite didaktische Oden; allein es tritt doch in den anakreontischen Liedern und in den Schäfer- und Lustspielen Gärtner's und Gellert's ein heiteres Element hinzu. Noch höher ist anzuschlagen, daß die ideale Jugendfreundschaft dem poetischen Gefühl eine lebendige Wärme, einen lyrischen Gehalt mittheilte, und in der Dichtung die Subjectivität des Dichters mehr hervorzutreten wagte. Die Oden in den bremischen Beiträgen „auf den Abschied eines Freundes," „über die Zärtlichkeit der Freundschaft," „über das traurige Leben ohne Freund," bereiten schon auf die elegischen Freundschaftshymnen Klopstock's vor, der vornehmlich im „Wingolf" dem Bunde ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Noch in einer andern Hinsicht verdient der Einfluß der bremischen Beiträge unsere Beachtung. Sie führten, wie es Haller und noch mehr Hagedorn begonnen hatten, die Poesie aus dem Kreise der Gelehrten heraus; sie wandten sich ausdrücklich an die weibliche Lesewelt, an den gebildeten Theil des Volkes außerhalb des Gelehrtenstandes und der Höfe. Für diese mittlere Sphäre war der gemüthliche Humor der Gellert'schen Fabeln und Erzählungen, die gutmüthige Geschwätzigkeit der Rabener'schen Satiren berechnet. Die geistlichen Lieder von Cramer, Adolf Schlegel und Gellert verschmolzen die moralische Didaxis mit der lyrisch-religiösen Dichtung und gewannen sich eine

Stelle in den Gesangbüchern der protestantischen Gemeinden. Viele von den Mitgliedern dieses Kreises standen nachmals in einflußreichen Aemtern in verschiedenen Gegenden des nördlichen Deutschlands und verbreiteten wieder durch ihre zahlreichen Schüler die Theilnahme für deutsche Dichtkunst, so daß ein Faden geistiger Verbrüderung sich bis Kopenhagen hinzieht, wo Elias Schlegel eine Zeitlang wirkte und später Klopstock und Cramer sich zusammenfanden. In Braunschweig lehrten Gärtner, Ebert, Zachariä, Schmid und bildeten gewissermaßen einen neuen Mittelpunct für die literarischen Bestrebungen Norddeutschlands.

Klopstock's Messias, dessen erste drei Gesänge im vierten Bande der Beiträge erschienen, schwerlich unter voller Anerkennung der übrigen weit überflügelten Mitglieder, vollendete den Sieg über den Gottschedianismus. Bodmer begrüßte mit schwärmerischem Enthusiasmus das neu aufgehende Gestirn der Zukunft, das seinen Theorieen einen größeren Glanz verlieh. Der Streit, der sich noch einmal zwischen den Parteien über diese Dichtung erhob, verschaffte ihr eine rasche Verbreitung und allgemeine Wirksamkeit. Das Regelwerk der conventionellen Poesie stürzte zusammen. Gottsched wurde in seinem ohnmächtigen Entgegenstemmen gegen den immer kräftiger herandringenden Strom der Poesie zu den lächerlichsten Fehlgriffen verleitet, so daß er den „Hermann" des Freiherrn von Schönaich der Messiade lobpreisend entgegenstellte und seinem Clienten den Dichterkranz öffentlich aufsetzte. Mit dieser Dichterkrönung ging vollends seine literarische Dictatur zu Ende. Wenn jedoch Bodmer mit seinem „Noah" und anderen Patriarchaden zur Production übergehen wollte, so zeigte er damit nur, daß er mit seinem poetischen Talent den Fortschritten der deut-

schen Dichtung nicht zu folgen vermochte. Weit mehr hat er späterhin durch die Herausgabe des Nibelungenliedes, der Minnesänger und anderer altdeutschen Gedichte zur Förderung der Literatur beigetragen, ein Verdienst, das auch Gottsched als Herausgeber des „Reineke Vos“ und des „nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ (1757. 65) mit ihm theilt.

Hallischer Dichterverein. Preußische Dichter.

Preußen schien bereits im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an die Spitze der Literatur treten zu wollen, als Canitz und Besser in Berlin dichteten, als die Universität Halle ein Mittelpunct für deutsche Philosophie ward und durch seine reformatorischen Bestrebungen dem protestantischen Deutschland voranleuchtete. Allein unter dem engherzigen, militärisch-despotischen Regiment Friedrich Wilhelm I. ward das höhere geistige Streben durch Spott und Druck niedergehalten. Wolff ward aus Halle auf eine bloße Denunciation der Pietisten verjagt, und die Poesie vermochte ebensowenig, sich eine Stätte zu bereiten. Mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740) strömte eine neue Lebenswärme durch das preußische Volk und drang selbst weit über dessen Grenzen hinaus. Die Wissenschaft gedieh durch die ihr gewährte Gedankenfreiheit. Auf den Universitäten, in den höheren Lehranstalten und in der neuerstehenden Berliner Akademie regte sich ein neuer Geist, und große Thaten eröffneten die Regierung des jugendlichen Herrschers, um den Geist des Volkes aus dumpfer Unterthänigkeit zu nationalem Selbstgefühl zu erheben. Sobald dies geistige Leben ungehemmt seine Flügel entfalten konnte, bedurfte es nicht des besonderen Schutzes von oben herab, um in deutscher Dichtung ebensowohl wie in der Wissenschaft hervorzutreten, mochte auch die Klage gerechtfertigt sein, daß der König, der die Bewunderung

der Zeitgenossen ward, sich mit Verachtung von der deutschen Literatur abwandte und den französischen Philosophen und Dichtern huldigte, in deren Reihen er sich durch seine eigenen Productionen einen Platz zu erwerben bemüht war.

Unsere Betrachtungen der Versuche preußischer Dichter, in die Entwickelung der Poesie reformatorisch einzugreifen, führen uns auf die Universität Halle und die dortigen philosophischen Bestrebungen zurück, welche Alexander Gottlieb Baumgarten und sein Schüler Georg Friedrich Meier, hauptsächlich an die Züricher Kritiker sich anschließend, auf das Gebiet der schönen Wissenschaften auszudehnen suchten. Sie standen daher auf der Seite von Gottsched's Gegnern; Meier griff Gottsched's „Dichtkunst" an. Eine deutsche Gesellschaft, die gegen 1735 nach dem Muster der Leipziger gestiftet war, förderte die Theilnahme an schöner Literatur, und vornehmlich ward sie auch hier ein Band der Freundschaft junger emporstrebender Talente. Die Poesie schloß das herzliche Verhältniß zwischen Samuel Gotthold Lange und Johann Immanuel Pyra (seit 1735). Ihre, später unter dem Titel „Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder" nach Pyra's frühem Tode († 1744) gesammelten Gedichte veredeln das Gelegenheitsgedicht; sie besingen die Freundschaft und lassen schon den preußischen Patriotismus anklingen (z. B. in Pyra's Ode auf den Regierungsantritt Friedrichs II.), der allen Dichtungen der preußischen Kreise ein eigenthümliches Gepräge, eine Beziehung zu dem öffentlichen Leben giebt. Ebenso finden wir schon bei ihnen das enge Anschließen an die Oden des Horaz, die in den preußischen Dichtervereinen ein kanonisches Ansehen besaßen. Sie versuchten sich in Uebersetzungen und Nachbildungen, selbst der Form, indem sie der Bodmerschen Theorie gemäß den Reim verwarfen. Da Gottsched sich

gegen reimlose Gedichte erklärte, so warf die Frage, ob gereimt oder reimlos, aufs neue den Erisapfel zwischen die Parteien, allein schon hinreichend, vieljährige Freundschaftsbande zu zerreißen. Die hallischen Dichter gingen ins Lager Bodmer's über; Pyra schrieb die polemische Schrift: „Erweis daß die G*ttsch*dianische Secte den Geschmack verderbe" (1743).

Im Jahre 1740 trafen die Jünglinge Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Johann Peter Uz und Johann Nicolaus Götz auf der Universität Halle zusammen und schlossen einen poetischen Verein. Bei ihnen gesellte sich Anakreon zum Horaz; diesen nachahmend, sangen sie in ihren Liedern Lebensfreude und heitere Zufriedenheit, Liebe und Wein. Freilich ist weder das Vollgefühl frischer Jugendkraft noch eine ideale Wärme in diesen Liedern zu finden; es ist mehr eine in engem Gedankenkreise gemüthlich sich ergehende Tändelei mit den Bildern eines frohen Genusses des Daseins, woran die Subjectivität des Dichters nur geringen Antheil hat. Allein für die freiere Bewegung der Poesie war es ein Gewinn, daß man dem Dichter das Recht zuerkennen lernte, neben dem lehrhaften und erbaulichen Ton, den die Verfasser der Bremer Beiträge vorzugsweise vertraten, auch eine anmuthige Sinnlichkeit zu Worte kommen zu lassen. Das war kein geringes Wagniß in einer Zeit, welche die Freigeisterei in Religion und Sitte aufs strengste ahndete und schon die leiseste Verletzung mit dem Bann der öffentlichen Meinung verfolgte. Uebrigens reichen die productiven Kräfte dieses Vereins über die Lyrik nicht hinaus. Götz hat eine geschmackvolle Form, die der Eleganz des französischen Liedes am nächsten kommt, weßhalb er sich auch den Beifall Friedrichs II. erwarb. Uz, der bedeutendste unter ihnen, machte nur in seiner Jugend jene

scherzhaften Tändeleien mit; die heitere Lebensweisheit jedoch, die ihn bis ins Alter begleitete, legte er in seinem Lehrgedichte „die Kunst stets fröhlich zu sein“ nieder. In den späteren Jahren dichtete er mit energischem sittlichen Gefühl die Oden und geistlichen Lieder, die ihm eine mittlere Stelle zwischen Klopstock und Gellert anweisen.

Gleim lebte eine Zeitlang in Berlin und Potsdam, seit 1747 in Halberstadt, überall der Apostel der Dichtkunst, indem er es als seine Lebensaufgabe ansah, für die deutsche Poesie Talente aufzufinden, aufzumuntern und zu unterstützen. Gleichwie Bodmer, ward er einflußreicher durch seine weit verbreiteten literarischen Freundschaften und Protectionen, als durch seine zahlreichen dichterischen Versuche; seine Lieder, Fabeln, Schäferspiele und Romanzen sind nur ein schwacher Anlauf zur Poesie, ohne sich über das Tändeln mit Worten und Reimen erheben zu können. Nur in den „preußischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier,“ in denen sein warmer Enthusiasmus für Preußens Siege und seinen heldenmüthigen König ihn begeisterte, geht ein lebendiger Hauch patriotischen Gefühls durch seine Dichtungen und machte sie damals auch dem Volke lieb, obwohl sie die natürliche Einfachheit und Wahrheit echter Volkslieder nicht erreichen.

Man erkennt auch hier, daß durch Friedrich den Großen ein neuer Gehalt in die deutsche Poesie gekommen war. Auf seine Persönlichkeit und seine Kriegsthaten lehnt sich fast die gesammte Odenpoesie Karl Wilhelm Ramler's, welcher als Chorführer des Berliner Dichterkreises zu hohem Ansehn gelangte. Er besaß nur geringe dichterische Anlagen; die horazischen Oden waren sein Vorbild, das er getreulich copirt hat. An den römischen Dichtern ward

sein Sinn für Harmonie des Ausdrucks und Wohlklang des Verses gebildet und geläutert; in dieser Hinsicht gewann sein kritisches Urtheil eine große Autorität und ward von seinen Freunden oft zum Ausfeilen der Form zu Rathe gezogen, so daß er es in eitlem Selbstvertrauen nicht selten über Gebühr und selbst da walten ließ, wo man seine Verbesserungen nicht begehrt hatte. Zum Uebersetzer hatte er am meisten innern Beruf. Seine Nachbildungen der Gedichte des Horaz, Catull und Martial brachen eine Bahn, auf der nach ihm Johann Heinrich Voß ein höheres Ziel erreichen konnte. Hierbei ist zugleich der Einfluß in Anschlag zu bringen, den Klopstock's, von einer schwungvollen Sprache unterstützte, Erneuerung der antiken Versmaße ausübte. Der Hexameter hatte den Alexandriner verdrängt; die reimlosen Oden in den Maßen der griechisch-römischen Metrik traten an die Stelle der gereimten Strophenform, welche vornehmlich Cramer und Uz durch ihr Beispiel in Schutz genommen hatten.

Gleim und Ramler gewannen Ewald Christian von Kleist, der seit 1740 in preußischen Kriegsdiensten stand, für die Dichtkunst, unstreitig ein bedeutendes poetisches Talent. Die elegische Stimmung, die seit seiner Jugend auf seinem zarten, keuschen Gemüthe lag, der Hang zu idyllischer Einsamkeit, der ihn aus dem Geräusch des Lebens hinaustrieb, gaben seinen Oden, Idyllen und Liedern den Ausdruck eines wahren, innigen Gefühls. Sein idyllisch-beschreibendes Gedicht „der Frühling" war seiner Zeit eine der bedeutendsten dichterischen Productionen, reich an Bildern aus der Natur und dem Landleben, dessen Reize es vornehmlich zu besingen bestimmt war, abgerissen zwar und mehr reflectirend als lyrisch empfunden, aber vornehmlich anziehend durch die elegische Sentimentalität, welche

das idyllische Glück im Genusse der reichen Natur den lauten Freuden und dem Getümmel der Welt gegenüberstellt. Ihrem Hauptcharakter nach schließt sich diese Dichtung an Haller's Alpen an, wie sie den Grundton der lyrischen Stimmung mit Klopstock gemein hat; sie leitet daher zu den idyllischen Dichtungen des nachmaligen Göttinger Dichterkreises hinüber. In der Anwendung des Hexameters, der durch eine Vorschlagsylbe dem Alexandriner genähert ist, traf Kleist mit Klopstock zusammen.

Der siebenjährige Krieg riß Kleist aus der Idylle heraus und führte auch ihn zur patriotischen Poesie; er dichtete die schöne Ode an die preußische Armee und feierte in dem erzählenden Gedichte Cissides und Paches die hochherzige Aufopferung für das Vaterland. Der Heldentod, den er in den Schlußversen dieses Gedichts sich wünschte und in der Schlacht bei Kunnersdorf fand, verschlang den Kranz des Helden mit dem des Sängers.

Mit dem Ende des Krieges hatte die Poesie der Halberstädtischen und Berliner Vereine ihren Kreis durchlaufen. Die tändelnde Sentimentalität der Freundschafts- und Amorettenpoesie kehrte zurück, als Gleim einige jüngere Dichter an sich heranzog, Klamer Schmidt, Johann Georg Jacobi, Wilhelm Heinse, Günther von Göckingk, welche mit etwas mehr Geist und einer frischeren Sinnlichkeit seine anakreontische und petrarchische Poesie fortsetzten. Diese ältere Richtung der Lyrik schloß sich am Eingang der siebziger Jahre mit ihnen ab, während sie in ihren späteren Dichtungen schon von der sich aus dem Volksleben entwickelnden lebendigeren Poesie mit fortgerissen wurden.

Wieland.

Die Tendenz der Hagedorn-Gleim'schen Poesie des Lebensgenusses fand in Wieland eine glänzende Vertretung, nachdem dieser in seinen komischen Erzählungen, seinen

romantischen Epopöen, sowie in dem Roman Agathon und dem Lehrgedichte Musarion bald scherzend bald didaktisch den Reiz des durch die Grazien verfeinerten Lebensgenusses in anmuthigen Formen ausmalte. Daher stand er nicht nur mit Gleim, sondern auch mit Heinse in Verbindung; dieser betrachtete ihn als das Vorbild zu den üppigen Gemälden des Sinnengenusses, und der Meister sah mit Entrüstung, auf welche Abwege die von ihm angebahnte Emancipation der Sinne seine Schüler geführt hatte.

Klopstock. Die Klopstockische Schule, die von Kopenhagen bis Zürich, vornehmlich außerhalb Preußens, sich weit ausgebreitet hatte, stand zu jener in einem diametralen Gegensatz. Klopstock's Poesie zog sich seit seiner Uebersiedelung nach Kopenhagen (1752) mehr und mehr auf das von ihm aufgestellte Ideal einer heiligen Poesie zurück. Die Lebensfreude und Liebesinnigkeit, die seinen Jugendoden einen unvergänglichen Reiz giebt, klingt nur selten noch an. Während der siebenjährige Krieg Deutschland erschütterte, sang er seine religiösen Hymnen und geistlichen Lieder, Nachklänge der Messiade, welche 1755 mit dem zehnten Gesange zu einem Ruhepuncte gelangt war, von wo aus der Dichter nur zögernd das im Grunde schon abgeschlossene Werk fortsetzte. Von der patriotischen Dichtung, die der Krieg hervorgerufen hatte, ward er gleichfalls ergriffen; allein da er nicht fähig war, dem preußischen Könige, der als Freund des Franzosenthums wie als ungläubiger Philosoph seinen Unwillen erregte, die poetische Huldigung darzubringen, so versetzte er sich auf das abstracte Gebiet einer deutschen Urzeit. Er pries Hermanns Thaten und altgermanischen Heldenmuth, wodurch er indeß von neuem auf die von Nationalgefühl gehobene jüngere Generation mächtig einwirkte.

Patriarchaden und Idyllen in der Schweiz und Schwaben.

Die Messiade fand die meisten Nachahmer in der Schweiz und dem protestantischen Süddeutschland, wo die Orthodoxie am wenigsten erschüttert war und die religiöse Gefühlsschwärmerei am leichtesten Eingang fand. An die Bodmer'schen Patriarchaden, deren schon oben gedacht ist, schlossen sich die ersten Producte der schwäbischen Poesie an. Wieland dichtete in der Periode seiner jugendlichen Sentimentalität, damals noch ein Schützling Bodmer's, einen geprüften Abraham (1753) und Friedrich Karl von Moser einen Daniel in der Löwengrube (1763). Die Idyllendichtung Salomon Geßner's (aus Zürich) ist auf dem Stamm des Klopstockischen Epos gewachsen. Gleich den Dichtungen Klopstock's führen uns seine Idyllen in eine Welt weichherziger unschuldvoller Menschen, die mehr durch lyrische Empfindsamkeit als durch Handlung und Charakter anziehen. Der Tod Abels (1758) ist eine zum Epos erweiterte Idylle, sowie der erste Schiffer (1762), alle in einer poetischen Prosa abgefaßt, die nur eine zierlich geglättete Auflösung Klopstockischer Hexameter ist. Johann Caspar Lavater, der mit patriotischen Schweizerliedern (1767) begann, trat nachmals mit seinen religiösen epischen Gedichten (Jesus Messias, 1783 ff. u. and.) in eine Art Wetteifer mit Klopstock, obwohl er statt eines selbstständigen Dichtwerkes nur eine wortreiche Paraphrase der biblischen Erzählung zu schaffen im Stande war.

Die spätere patriotische Poesie Klopstock's erregte das Fieber der Bardengesänge, die zuletzt auf ein hohles Phrasenwesen hinausliefen, so sehr sie auch mit altgermanischer Kraft einherzustürmen meinten. Die Verbreitung der Macphersonschen Bearbeitung der Gesänge Ossian's leistete dem erkünstelten Bardenthum nicht geringen Vorschub. Die Einwirkung Klopstockischer Oden- und Barden-

poesie reichte selbst nach Oestreich hinüber, wo Michael Denis und Karl Mastalier der deutschen Poesie eine Stätte zu bereiten suchten. In Wien fanden jedoch bald die Schriften Wieland's eine günstigere Aufnahme, als die keusche erhabene Poesie Klopstock's.

Aesthetik und Kritik.

Nachdem die langwierigen Streitigkeiten der Leipziger und Schweizer sich allmählich ohne bedeutende Resultate verlaufen hatten und von der poetischen Production überholt waren, ging die Kritik und die ästhetische Theorie auf Berlin über, wo sie für ihr Gebiet die unbeschränkteste Freiheit fand. Man begünstigte hier die kritische Thätigkeit und jede Art von geistiger Aufklärung von oben herab; selbst die öffentliche Meinung war hier minder spröde, wenn sich das Streben nach Aufklärung mit Freigeisterei und sensualistischer Lebensphilosophie berührte. Johann Georg Sulzer (aus Winterthur in der Schweiz) stand noch als treuer Bodmerianer auf dem Boden der Schweizer Theorieen, als er (seit 1747) in Berlin seine kritische Wirksamkeit begann, die er 1771—74 mit seiner „allgemeinen Theorie der schönen Künste" abschloß. Er befand sich als Theoretiker sehr bald in einer isolirten Stellung, indem selbst Ramler sich auf die Dauer nicht mit ihm vereinigen konnte. Ramler besaß einen richtigen Tact für die Form, aber nicht philosophischen Scharfsinn, um als Kritiker eine bedeutende Stellung einzunehmen; doch war seine Bearbeitung von Batteux' Einleitung in die schönen Wissenschaften (zuerst 1758), als ein mit Beispielen ausgestattetes Lehrbuch, von nicht geringem Einfluß auf die Theorie. Friedrich Nicolai, der mit der buchhändlerischen Betriebsamkeit einen lebhaften Eifer für schöne Literatur und Aufklärung verband, erwarb sich ein unbestreitbares Verdienst als Begründer der „Bibliothek der schönen

Wissenschaften und freien Künste" (1757 ff.), der „Briefe die neueste Literatur betreffend" (1759 ff.) und der „allgemeinen deutschen Bibliothek" (1765 ff.), von denen die letztere Zeitschrift sich zugleich über die wissenschaftliche Literatur verbreiten sollte. War schon die Bibliothek der schönen Wissenschaften insofern epochemachend, als sie das erste Organ ästhetischer Kritik war, das sich völlig von Gottschedischem Einfluß losmachte: so wurden es die „Literaturbriefe" in einem noch weit höheren Grade. Lessing's Kritik, die ihnen die geistige Basis und Richtung gab, entfaltete hier zum erstenmal ihre siegende Gewalt. Das Partei- und Cliquenwesen hörte hier auf; strenge Unparteilichkeit sprach das Urtheil über Werth und Unwerth der neuesten Literaturerzeugnisse; hellere Gesichtspuncte wurden eröffnet, um die Poesie aus dem conventionellen Regelnzwange zur Wahrheit zurückzuführen und mit dem Nationalleben zu vermitteln; es war nicht bloß zufällig, daß die Gründung dieser Zeitschrift mitten in die Kriegsbewegung fiel. Lessing zog zwar seine Hand bald von dem Werke zurück; aber auf der von ihm vorgezeichneten Bahn führte sein Freund Moses Mendelssohn in Verbindung mit dem talentvollen Thomas Abbt und andern tüchtigen Mitarbeitern die Zeitschrift bis 1765 fort. Dies war dieselbe Zeit, wo Johann Joachim Winckelmann (aus Stendal in der Altmark) in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums (1764) die Schönheit der hellenischen Welt den vom Franzosenthum umnebelten Blicken der Deutschen erschloß und sie dadurch zugleich zum Verständniß der griechischen Dichter führte. An seine Untersuchungen anknüpfend, erörterte Lessing im „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" (1766) mit philosophischer Klarheit und antiquarischer Gelehrsamkeit

Winckelmann. Lessing.

das Verhältniß der poetischen Darstellung zu den bildenden Künsten und vernichtete das Zwitterwesen der didaktischen und beschreibenden Poesie. In der Dramaturgie endlich (1767. 68) suchte er mit gleichem Scharfsinn durch den ästhetische Zergliederung dramatischer Dichtungen in das Wesen der höchsten und schwierigsten Gattung der Poesie einzudringen, ihre unabänderlichen Grundgesetze festzustellen und an den reinsten Mustern nachzuweisen, wie er gleichzeitig in seinen eigenen dramatischen Productionen zuerst den Deutschen zu klarer Einsicht brachte, was ein Drama zu leisten habe. Eine neue Literaturbewegung ward eingeleitet, in deren Mittelpunct das Interesse für das Drama stand.

Das Drama.

Von Gottsched's Cato zu Minna von Barnhelm, von der kritischen Dichtkunst zur hamburgischen Dramaturgie, welch ein Abstand! und doch liegt nur ein Menschenalter dazwischen. Es ist schon oben erwähnt worden, mit welchem Eifer und Selbstvertrauen sich Gottsched des deutschen Drama's annahm, um es nach dem Muster der Alten, welches bei ihm mit dem Zuschnitt der französischen Dramen gleichbedeutend war, einzurichten; auch seiner „Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Griechen und Römer" ist gedacht worden, welche ihn zu der Hoffnung ermuthigte, „daß wir den Franzosen nicht lange mehr den Vorzug werden zugestehen dürfen." Es war ein verfehltes Unternehmen, unser Drama auf den Leisten der französischen Regeln zu schlagen; nur in sofern gebührt Gottsched's Bemühungen einige Anerkennung, als dadurch die tiefgesunkene dramatische Dichtung wieder in den Kreis der Gelehrtenpoesie eingeführt ward und jüngere Talente eine Anregung und Aufmunterung erhielten.

Elias Schlegel.

Johann Elias Schlegel brachte die Neigung zum Drama schon von der Schulpforte mit nach Leipzig. Er

hatte, mehr von Euripides als von den französischen Nachbildern geleitet, schon die „Hecuba" (später: „die Trojanerinnen") und „die Geschwister in Taurien" (später: „Orestes und Pylades") gedichtet und im Schülerkreise zur Aufführung gebracht. Unstreitig war er unter den Jünglingen, die mit Gottsched in nähere Berührung kamen, das selbstständigste und hervorragendste Dichtertalent. Sein Hermann, den er noch während seiner Studienzeit in Leipzig vollendete (1741), sein Canut, den er in Dänemark verfaßte, wo er sich seit 1743 aufhielt, konnten die Zeitgenossen zu dem Urtheil berechtigen, daß er das deutsche Trauerspiel geschaffen habe, was Gottsched allerdings nicht gelten lassen wollte. Auch in seinen Lustspielen, die theils in Prosa, theils (der damaligen Theorie entgegen) in Alexandrinern verfaßt sind, zeigte sich ein regsames Talent, das auch in dieser Gattung seinen eignen Weg zu gehen suchte. Ueber diese Jugendversuche ließ sein früher Tod (1749) ihn nicht hinauskommen.

Gellert.

Alles, was bis auf Lessing im Drama producirt wurde, steht hinter Schlegel's Leistungen zurück. Gellert's Lust- und Schäferspiele — denn auch diese Gattung hatte Gottsched als Vertreterin des Bauernstandes anempfohlen — haben zwar den gutmüthigen Humor, den wir an seinen Fabeln und Erzählungen schätzen, weßhalb Lessing sie für wahre Familiengemälde erklären konnte; allein in dem schleppenden und weitschweifigen Dialog ist kein dramatisches Leben, und die Einführung des rührenden Lustspiels, das er eigens in einer Abhandlung vertheidigte, verflachte selbst die heiteren Elemente durch eine oberflächliche Sentimentalität.

Lessing's erste dramatische Versuche, die zum Theil in seine Leipziger Studienjahre fallen, lassen zwar eine le-

bendige Auffassung und Durchführungen der Handlung anerkennen, zeigen sich indeß der Hauptsache nach als Producte desselben Bodens. Auch sein Freund und Studiengenosse Christian Felix Weiße schließt sich der Leipziger Schule an. Vom Lustspiel ausgehend, wagte er sich nach und nach an das höhere Drama und zog selbst Shakspearische Stoffe, einen Richard III. und Romeo und Julie, in die Sphäre gewöhnlicher Bürgerlichkeit herab; sein leichtes, gefälliges Talent befähigte ihn mehr zu dem heiteren Singspiel, wodurch er zum großen Verdrusse Gottsched's die von diesem geächtete Oper wieder in Gang brachte (der Teufel ist los, 1753). Es förderte wenig, daß Nicolai 1757 eine Preisbewerbung für das beste deutsche Trauerspiel ausschrieb. Cronegk's Codrus, der die Auszeichnung erhielt, war nur ein Seitenstück zu den Schlegelschen Tragödien. Cronegk wie sein Mitbewerber Joachim Wilhelm von Brawe, dessen „Freigeist" eine ungewöhnliche Anlage zur dramatischen Dichtkunst ankündigte, wurden schon nach ihren ersten Jugendversuchen durch einen frühen Tod der Literatur entrissen.

Weiße.

Lessing's Dramen.

Um diese Zeit hatte schon Lessing mit dem „bürgerlichen" Trauerspiel Miß Sara Sampson (1755) eine neue Bahn betreten. Er versuchte dem Drama durch die Wahrheit des Lebens eine feste Grundlage zugeben, indem er das gespreizte Heldendrama bei Seite schob und die tragischen Conflicte in bürgerlichen Verhältnissen zur Darstellung brachte. Obwohl dies Drama bei seinem ersten Erscheinen eine lebhafte Theilnahme erregte, so trat doch die Wirkung auf die dramatische Literatur im weiteren Verlauf nicht so bedeutend hervor, weil der Krieg an den meisten Orten, wo das Theater einigen Erfolg gehabt hatte, die Bühnendarstellungen unterbrach, die Schauspielertruppen zerstreute und höchstens

für die herkömmlichen trivialen Theaterunterhaltungen Raum ließ. Erst nach Beendigung des Krieges nahm Lessing das angefangene Werk mit der ganzen Energie seines Geistes wieder auf. Sein aus dem nationalen Leben hervorgewachsenes Lustspiel Minna von Barnhelm entzückte ganz Deutschland; seine hamburgische Dramaturgie (zugleich an die Stätte einer neuen freieren Entwickelung dramatischer Kunst erinnernd) brach durch gründliche Kritik den Stab über das hemmende französische Regelwesen und löste ermuthigend die Bande, welche das deutsche Drama gefesselt hielten. Jetzt konnte Wieland's Uebersetzung des Shakspeare (seit 1762) die strebende Jugend zu großen dramatischen Entwürfen begeistern: die kritischen Lobsprüche, welche die Dramaturgie über den großen englischen Dramatiker aussprach, wurden von der feurigen Beredsamkeit des jungen Herder unterstützt. Mit Gotter's Bearbeitungen Voltair'scher Trauerspiele stirbt das französische Drama bei uns ab. Mit Emilia Galotti (1772) und Goethe's Götz von Berlichingen (1773) hielt das selbstständige deutsche Drama seinen Einzug unter dem begeisternden Beifall der deutschen Nation.

In einem Zeitraume von dreißig Jahren hatte sich die deutsche Nationalliteratur aus der Kindheit zu edler Würde und selbstständiger Männlichkeit emporgearbeitet. Der Gedankengehalt, den die wissenschaftlichen Fortschritte errungen und die verbesserten Lehranstalten wie die gesteigerte literarische Thätigkeit in Umlauf gesetzt hatten, die lebendigere Religionsanschauung, welche im Kampfe mit den philosophischen Richtungen die Subjectivität und das individuelle Gefühl nur um so tiefer erregte, drängten zunächst zum Lehrgedicht, zu didaktischen Oden und geistlichen Liedern. Die Messiade ward mehr ein durch beredte Lyrik

gehobenes religiöses Lehrgedicht, als ein von lebendiger Handlung und Charakterdarstellung getragenes Epos. Allein es begann schon die innigere Berührung zwischen Dichtung und Leben. Das Gelegenheitsgedicht ward veredelt durch die Sprache begeisterter Jugendfreundschaft; selbst die Liebe, der Pulsschlag der lyrischen Poesie, wagte in Klopstock's Oden den ersten, züchtig verschleierten Ausdruck. Die Reize der Natur fanden eine dichterische Verherrlichung, und die Poesie des heitern Lebensgenusses erkämpfte sich ihre Berechtigung. Damit jedoch der Geist nicht im engen Kreise sich vertändele und verliere, breitete der Krieg die Bühne großer Ereignisse vor der Nation aus. Erhebende Thaten und heldenmüthige Charaktere erweiterten den Blick in das Leben der Völker und ließen die kleinlichen bürgerlichen Zustände vergessen. Die patriotische Poesie lehrte empfinden und erkennen, was Vaterlandsliebe und Nationalstolz sei, deren die Deutschen längst entwöhnt waren. Endlich that sich nach wiedererlangter Ruhe die Einsicht in die hellenische Kunstschönheit auf. Die Lebensfülle Shakspearischer Dichtung fand ein Verständniß und vollendete im Bunde mit der Plastik hellenischer Poesie die Entwickelung unserer Poesie zur Classicität.

Zweites Capitel.

Hagedorn und Haller.

1. Hagedorn.

Friedrich von Hagedorn war der Sohn des dänischen Staats- und Conferenzraths Hans Stats von Hagedorn, welcher als königlich dänischer Resident im niedersächsischen Kreise zu Hamburg lebte, und wurde daselbst

am 23. April 1708 geboren. Sein Vater, der sich in günstigen Vermögensumständen befand, auch mit wissenschaftlicher Bildung und selbst mit der schönen Literatur, besonders der französischen, vertraut war, ließ ihm, wie dem zweiten Sohne, Christian Ludwig, welcher nachmals als Generaldirector der bildenden Künste in Dresden sich auch als Schriftsteller einen Namen erwarb, durch den Privatunterricht der vorzüglichsten Lehrer eine ausgezeichnete Erziehung geben. In dem begabten Knaben erwachte früh die Neigung zur Poesie, die damals in Hamburg angesehene Namen zählte, Barthold Feind, Hunold, Postel, Brockes, Richey und Andere, welche auch den geselligen Kreisen des Vaters nicht fremd waren. Hagedorn gedenkt dieses frühen Triebs zur Kunst des Reims, indem er von sich sagt:

Ich nahm zum Zeitvertreib die Poesie schon an,
Eh' noch der schwache Fuß zum Gehen Kraft gewann,
Und eh' die kleine Hand die Lettern deutlich schriebe,
Empfand schon meine Brust zu Versen Lust und Liebe.

Der Vater ward schon im Jahre 1722 seiner Familie durch den Tod entrissen, nachdem er kurz zuvor durch mancherlei Unglücksfälle, — theils durch die im Jahre 1717 im Dithmarschen wüthende Ueberschwemmung und durch Gewitterschäden, theils durch die für einen Freund übernommene Bürgschaft — fast sein ganzes Vermögen verloren hatte. So beschränkt auch die äußern Umstände seiner hinterlassenen Wittwe waren, suchte sie doch die geistige Ausbildung ihrer Söhne, denen sie keine Glücksgüter hinterlassen konnte, aufs sorgfältigste zu fördern. Sie besuchten seitdem das hamburgische Gymnasium, wo sie an Wolf, Fabricius, Richey vortreffliche Lehrer fanden, die ihnen zu einer universelleren Bildung Gelegenheit gaben, als man

damals sonst auf deutschen Lehranstalten zu erlangen pflegte. Friedrich von Hagedorn wurde schon in jenen Jahren mit den vorzüglichsten Schriftstellern der neueren Literatur bekannt und machte sogar in französischer und italienischer Sprache, deren auch die Mutter mächtig war, einige poetische Versuche. Als Schüler des Gymnasiums verfaßte er einige Beiträge zu dem „hamburgischen Patrioten,“ einer sehr geschätzten Wochenschrift, die von der Hamburger patriotischen Gesellschaft, welche die besten dort lebenden Schriftsteller vereinigte, herausgegeben wurde. Der überwiegende Trieb seines Geistes zur schönen Literatur mochte die Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit allerdings beeinträchtigen, welche er gegen Ostern 1726 in Jena zu studiren begann. Er widmete den akademischen Studien nur geringen Fleiß; desto eifriger setzte er seine dichterischen Versuche fort und sandte wiederholt von Jena aus Gedichte an seine Hamburger Freunde. Als er 1729 nach Hamburg zurückgekehrt war, trat er mit einer Sammlung seiner Jugendgedichte, welche er mit einer Schutzrede für die Poesie gegen ihre Verächter begleitete, vor das Publicum: „Versuch einiger Gedichte oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden.“ Man erkennt in diesen unreifen Versuchen, namentlich in der Ode „das frohlockende Rußland,“ den Verehrer und Nachahmer Günther's, dessen er auch später noch mit Auszeichnung gedenkt. Als sich seine Poesie zu größerer Selbstständigkeit ausgebildet hatte, blickte er auf diese erste Sammlung mit einiger Reue zurück und nahm nur einige Gedichte in veränderter Form in die nachmaligen Sammlungen auf. In der Vorrede zu den moralischen Gedichten äußert er sich darüber (1750): „Vor mehr als zwanzig Jahren habe ich meine unvollkommensten Gedichte herausgegeben. Dieses geschah, wie verschiedene

noch wissen, auf Antrieb eines unzuverlässigen Rathgebers, der, schon damals, seine guten Eigenschaften überlebt hatte. Ich bereue diese jugendliche Uebereilung, und über das unwürdige Dasein solcher Erstlinge kann mich nichts beruhigen, als die Hoffnung, daß billige Leser mich daraus nicht beurtheilen werden." Eben so schreibt er an Bodmer, daß er der Welt gleichsam eine öffentliche Buße schuldig sei.

Bald darauf reiste Hagedorn als Privatsecretär des dänischen Gesandten von Söhlenthal nach London und widmete sich mit solchem Fleiß der englischen Sprache und Literatur, daß er einige englische Schriften veröffentlichte. Auch seine deutsche Poesie zog von diesem Aufenthalt nicht geringen Vortheil. Den wohlthuenden Hauch britischer Freiheit hat er tief empfunden, wie er es später in den schönen Worten aussprach:

O Freiheit! dort, nur dort ist deine Wonne,
Der Städte Schmuck, der Segen jeder Flur,
Stark wie das Meer, erquickend wie die Sonne,
Schön wie das Licht und reich wie die Natur.
Halb glücklich sind die Sklaven, die dich nennen,
Doch weiter nicht als nach dem Namen kennen.

1731 kehrte er nach Hamburg zurück und erhielt, nachdem er eine Zeitlang ohne Versorgung gewesen war, 1733 eine Anstellung als Secretär bei einer Handelsgesellschaft, dem sogenannten Englischen Court. Durch diese Stelle, mit der ein Einkommen von hundert Pfund Sterling nebst freier Wohnung im englischen Hause verbunden war, ohne daß sie ihm viele Geschäfte auferlegte, erlangte er, wie er wünschte, unabhängige Muße, um ganz sowohl seinen literarischen Beschäftigungen zu leben, als auch die Freuden des Umgangs und der Geselligkeit, die er sehr schätzte, zu genießen.

Er singt daher in seinem um diese Zeit verfaßten Gedichte „die Wünsche“:

> Du schönstes Himmelskind, du Ursprung bester Gaben,
> Die weder Gold erkauft noch Herrengunst gewährt,
> O Freiheit! kann ich dich nur zur Gefährtin haben,
> Gewiß, so wird kein Hof mit meinem Flehn beschwert.

Weniger hatte der Sänger beglückter Liebe für die Annehmlichkeit seines häuslichen Lebens gesorgt, als er sich mit einer weder durch Jugend und Schönheit noch durch Bildung ausgezeichneten Engländerin verband. Wenn ihn dabei die Hoffnung leitete, durch diese Heirath seine Vermögensumstände zu verbessern, so ward diese getäuscht. Vornehmlich schätzte er daher den Umgang außer dem Hause. In dem besuchtesten Hamburger Kaffeehause, an den Vergnügungsorten des reizend an der Alster gelegenen Harvstehude war Hagedorn ein vielgesehener Gast. In Harvstehude zeigte man noch lange nach seinem Tode eine Linde, unter der er gern im Genusse der ländlichen Natur verweilte; er gedenkt derselben in seinem Gedichte „die Alsterfahrt.“ Sie wurde später vom Blitz gefällt, und einige Eichen stehen an der Stelle. An der Tafel seiner zahlreichen Freunde, besonders in Gesellschaft seines geliebten Peter Carpser, eines geschätzten Wundarztes, war sein Frohsinn und sein Witz die Würze der Unterhaltung, und manchmal mochte die joviale Laune ihn zum Uebermaß des Genusses verleiten, wodurch er früh den Keim zu podagrischen Beschwerden legte, zu denen sich zuletzt die Wassersucht gesellte. Im Vollgenusse der Tafelfreuden soll er oft geäußert haben, „ein ehrlicher Mann müsse nur fünfundvierzig Jahr lang leben wollen.“ Das ging bei ihm in Erfüllung, indem er nach vieljährigen körperlichen Leiden am 28. October 1754 starb.

Sein heiterer Sinn und sein Hang zum frohen Lebensgenuß war mit großer Milde und Humanität gegen Andere verbunden. Hülfsbedürftige wandten sich nie vergebens an ihn. Unter diesen verdient der damals auch als Dichter oft genannte Gottlieb Fuchs eine Erwähnung. Eines Bauern Sohn aus Luppersdorf im Erzgebirgischen, ward dieser von der Liebe zu den gelehrten Studien ergriffen und wanderte 1745 von der Schule zu Freiberg mit 7 1/2 Gulden nach Leipzig. In einem unterwegs verfaßten Gedichte schilderte er seine traurige Lage; Gottsched ließ es abdrucken, um „vielleicht einen Mäcenaten zu erwecken." Durch ihn und Gärtner ward er mit den Verfassern der Bremer Beiträge bekannt. Durch Gärtner wurde er Hagedorn empfohlen, der bei seinen Freunden in Hamburg und durch Jerusalem's Vermittelung in Braunschweig bis zu 700 Thalern zusammenbrachte, so daß für die Studienjahre seines Schützlings gesorgt war. Als Prediger zu Taubenheim gab Fuchs im Jahre 1771 „Gedichte eines ehemals in Leipzig studirenden Bauerssohnes" heraus; ein „Traumgedicht auf Hagedorn's Tod" spricht seine Dankbarkeit aus. Auf seine Empfehlung unterstützte Hagedorn auch den blinden Dichter Enderlein, für den er 200 Thaler sammelte.

Durch die Streitigkeiten der Kritiker ließ Hagedorn seine heitere Laune nicht stören und nahm nach keiner Seite hin Partei, obschon Gottsched ihn keineswegs zum Danke verpflichtet hatte, als er die Hagedorn'schen Fabeln mit den elenden Fabeln Stoppe's auf gleiche Linie stellte. Mit gewohnter Bescheidenheit äußert Hagedorn in dem Schreiben an einen Freund (vor den moralischen Gedichten): „Ich habe es oft für eine nicht geringe Glückseligkeit gehalten, daß es niemals mein Beruf gewesen ist noch

sein können, ein Gelehrter zu heißen.... Dafür habe ich die beruhigende Erlaubniß, bei den Spaltungen und Fehden der Gelehrten nichts zu entscheiden. Meine müssigen Stunden genießen der erwünschten Freiheit, mich in den Wissenschaften nur mit dem zu beschäftigen, was mir schön, angenehm und betrachtungswürdig ist.“ Mit Bodmer stand er in vertrautem Briefwechsel. Die jüngeren Dichter, sowohl im Leipziger, wie im hallisch-halberstädtischen Kreise begrüßten ihn gern als ihren Vater und erhielten von ihm manches freundliche und aufmunternde Wort, selbst Klopstock, obwohl er kein Freund der Hexameter war und sich in dieser Form nie versuchte. Seinem Bruder, den er seit ihrer letzten Zusammenkunft in Jena, 1732, nicht wiedersah, widmete er stets die zärtlichste Liebe, der er am Schlusse des Lehrgedichts „von der Freundschaft“ ein Denkmal gesetzt hat:

„Es kann das reichste Glück mir nichts Erwünschter's geben,
Als deine Zärtlichkeit, dein Wohl, dein langes Leben.“

In Hamburg stand Hagedorn mit allen dortigen dichterischen Talenten in befreundetem Verkehr. So sehr Brockes' didaktisch-malerische Poesie sich von der seinigen unterscheidet, so huldigt ihm doch der jüngere Dichter nicht nur in einem ausführlichen Lobgedichte, sondern besorgte auch in Verbindung mit Wilkens einen Auszug aus dem gedehnten „Irdischen Vergnügen in Gott,“ welcher 1738 erschien. Damals hatte Hagedorn's Poesie schon eine selbstständige Richtung gefunden, zu der ihn Charakter und Talent vorzugsweise befähigten. Der italienischen Poesie, der Brockes sehr anhing, konnte Hagedorn wenig Geschmack abgewinnen. Er fühlte sich außer seinem Lieblingsdichter Horaz am meisten von den französischen Dichtern angezogen. Lafontaine hatte die lange Zeit verachtete Fabeldich-

tung durch elegante Einkleidung und Ausschmückung der Erzählung wieder zu Ehren gebracht. Einige unbedeutende Versuche waren gemacht worden, diese Gattung auch in Deutschland einzuführen. Hagedorn war der Erste, welcher den richtigen Ton für die leichte Fabel, den Schwank und die lehrhafte Erzählung fand, wenn er gleich von der Breite und Geschwätzigkeit, welche den meisten Dichtern jener Periode zur Last fällt, sich nicht ganz hat frei machen können. Sein „Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen," der 1738 erschien, worauf im Jahre 1752 eine zweite Sammlung nachfolgte, machte Epoche in der deutschen Literatur. Die Stoffe entlehnte er aus dem Schatze seiner reichen Belesenheit und verzeichnet mit allzu gewissenhafter Sorgfalt überall die Schriftsteller, welche vor ihm das nämliche Süjet behandelt haben. Die naive Erzählungsweise, in der man stets seinen heitern Charakter, sein feingebildetes, mit Herz und Welt vertrautes Urtheil über die Menschen erkennt, bleibt das ihm eigenthümliche Verdienst; die wohlklingende, leicht und harmonisch dahinfließende Sprache war in jener Zeit ein Riesenfortschritt, den die Nachwelt kaum noch gebührend zu würdigen vermag. In den gedruckten Erzählungen bleibt sein Scherz in den Grenzen der Züchtigkeit, die er in einigen andern, welche nur im Kreise der Freunde bekannt wurden, gar sehr überschritten haben soll. „Johann der muntere Seifensieder" bleibt als der Typus der Hagedorn'schen Erzählung den Deutschen im Andenken.

Diese heitere Erzählungspoesie hatte daher das lebensfrohe Lied in ihrer Begleitung. Es war mehr als bei irgend einem seiner Zeitgenossen von der eigenen Empfindung eingegeben, wenn sie auch zum Theil durch französische und englische Vorbilder angeregt waren und die Sprache

tiefer, zum Herzen dringender Empfindung vermissen lassen. Sein „Vorbericht" zu den Liedern beweist, daß er den Werth des echten Volksliedes bereits zu würdigen verstand. Hagedorn verschaffte wenigstens der deutschen Lyrik die Freiheit, Wein und Liebe, Geselligkeit und Lebensgenuß zu besingen. Lieder, wie „Freude, Göttin edler Herzen," „du Schmelz der bunten Wiesen," „der Nachtigall reizende Lieder," „sollt' ich auch durch Gram und Leid," so wohllautend und so lebendig, waren damals in Aller Munde und wurden durch zahlreiche Compositionen, besonders durch Görner's Melodieen, ein Gesang gebildeter Kreise. Sie wurden erst 1747 unter dem Titel „Sammlung neuer Oden und Lieder in fünf Büchern" zusammengestellt und später vermehrt. Der zweiten Auflage wurden Ebert's Uebersetzungen von de la Nauze's Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen (aus den Mémoires de l'académie des inscriptions et des belles letters, Vol. XIII) beigefügt, worin die Nachbildungen griechischer Skolien von besonderem Werthe sind.

1750 gab Hagedorn seine moralischen Gedichte heraus, in denen er sich als geschmackvollen Lehrdichter zeigt, indem sie, vornehmlich nach dem horazischen Vorbilde, die heitere Lebensweisheit in gefälligem Gewande vortragen. Auch im Sinngedichte, mit dem sich damals der Witz der Deutschen viel Mühe gab, mußte der Freund Wernicke's und Liscov's sich versuchen. Er schrieb den größten Theil seiner Sinngedichte in einem einsam gelegenen Hinterzimmer in dem Hause seines Freundes und Verlegers Bohn; dort befand sich dessen auserlesene Bibliothek, in der er sich oft einige Nachmittage einzuschließen pflegte.

Welchen Antheil Gelehrsamkeit und Belesenheit an seinen Gedichten hatte, ward dem Leser nicht vorenthalten. Hage=

dorn versah alle seine Gedichte mit ausführlichen Anmerkungen, die nicht sowohl ein Zeugniß von seiner ausgebreiteten Lectüre als von seiner Offenheit sind, welche jede Nachahmung fremder Muster und einzelner Gedanken auf ihre Quelle zurückzuführen suchte. Diese Bescheidenheit begleitete ihn durch's Leben. Noch kurz vor seinem Ende verbat er sich alle Arten von Denkmal und Lobreden. Doch haben die poetischen Klagen seiner Freunde am Grabe des Dichters nicht gefehlt. Wir gedenken hier einiger schönen charakteristischen Zeilen, die Gerstenberg dem Andenken desselben widmet:

Als ich ein Sterblicher war,
Bekränzt' ich mit Rosen mein Haar,
Und menschliches zartes Gefühl
Floß in mein Saitenspiel.
Was Menschen gefällt,
Sang ich und entzückte die Welt.
Heil sei den frohen Stunden!
Der Schönheit ew'ge Harmonie
Hab' ich schon damals empfunden,
Hieß Hagedorn, und ward ein Dichter durch sie!

---

2. Albrecht von Haller.

Es kann nicht die Aufgabe dieser kurzen biographischen Schilderung sein, Haller's wissenschaftliche Forschungen und seine ausgezeichneten Verdienste um die Naturwissenschaften und Medicin, durch die er sich den Beinamen des Großen erwarb, ausführlich darzustellen. Hier kommt es zunächst darauf an, die Richtung seiner Geistesentwickelung zu zeichnen und damit die Ausbildung seines dichterischen Talents, seine Einwirkung auf die Zeitgenossen und seine Stellung zur deutschen Nationalliteratur in das rechte Licht zu setzen.

Albrecht von Haller stammte aus einem der pa=

tricischen Geschlechter der Stadt Bern, welche seit Jahrhunderten im Besitz der höchsten Aemter und Würden der Republik waren. Sein Vater, Niklas Emanuel Haller, war Anwalt des großen Raths zu Bern, geehrt als kenntnißreicher Rechtsgelehrter und ein Mann von vielseitiger Bildung; seine Mutter war die Tochter eines Mitglieds des großen Raths. Albrecht, der jüngste von vier Söhnen, wurde den 16. October 1708 geboren. Er war ein Knabe von schwächlicher Körperconstitution; aber seine außerordentlichen Geistesgaben entwickelten sich sehr früh, und er liebte schon als Kind Stille und Zurückgezogenheit. Als einen Beweis seiner Frühreife erzählt man, daß er in seinem vierten Jahre den Hausgenossen einzelne Bibelstellen mit Predigerernst erklärt habe. Mit seinem sechsten Jahre begann der Unterricht in den alten Sprachen, in denen ihn seine seltene Gedächtnißgabe schnell mit einem Wörterschatz versah; außer dem Lateinischen ward er auch in die griechische und hebräische Sprache eingeführt, indem man einen künftigen Theologen in ihm zu sehen glaubte. Für alle diese Sprachen legte er sich weitläufige Wörtersammlungen an. Als er, acht Jahre alt, in des Vaters Bibliothek Bayle's historisches Wörterbuch kennen lernte, machte er sich Auszüge und sammelte in kurzer Zeit gegen 2000 kurze Biographieen.

Unter der Leitung eines pedantischen Hauslehrers, der die geistigen Anlagen des Knaben nicht zu würdigen verstand, war sein Wissen planlos geblieben, und sein Streben hatte wenig Aufmunterung und Förderung gefunden. Mit seinem neunten Jahre kam er auf die Schule zu Bern und war im Stande, statt der üblichen lateinischen Uebersetzung die ihm zur Aufnahme gestellte Aufgabe in griechischer Sprache zu liefern. Vier Jahre später, als er seinen Vater durch den Tod verloren hatte, wurde er dem Gymnasium

zu Biel übergeben. Als Gymnasialschüler setzte er seine lexicalischen Sammlungen und seine Auszüge aus den verschiedenartigen wissenschaftlichen Schriften, die er las, mit der größten Ausdauer fort. Daneben erwachte auch der Trieb zur Poesie, besonders als er mit den Dichtungen Lohenstein's bekannt wurde, deren pomphafte Sprache einem jungen Talente wohl zu imponiren geeignet war. Homer, Virgil, Horaz und andere lateinische Dichter, die er bereits in ihrer eigenen Sprache nachgeahmt hatte, gaben gleichfalls zu deutschen Versuchen Anlaß. Funfzehn Jahre alt, hatte Haller schon Tragödien und Komödien verfaßt, sogar ein episches Gedicht von 4000 Versen über den Schweizerbund, eine Nachahmung Virgil's.

Es war der Eltern Wunsch gewesen, daß er sich der Theologie und der Rechtsgelehrsamkeit widmen möge. Allein der Aufenthalt in Biel, im Hause des Arztes Neuhaus, der seine philosophischen Studien leitete, entschied seine Wahl für die Medicin. 1723 begab er sich auf die Universität Tübingen und trieb, obwohl erst funfzehn Jahre alt, Anatomie und Botanik mit großem Fleiß, die Fächer, in denen er nachmals der Lehrer Europa's werden sollte. Hier entstand mitten unter gelehrten Arbeiten das älteste der uns erhaltenen Gedichte „Morgengedanken," als ihn in der Morgenfrühe (am 25. März 1725) der Anblick der schönen Landschaft entzückt hatte. Da das Studentenleben in Tübingen ihm auf die Dauer nicht zusagte, so ging er 1725 auf die Universität Leyden, welche damals unter den Akademieen Europa's als der glänzendste Stern erschien.

Es folgten Jahre der angestrengtesten Thätigkeit, in denen der wissenschaftliche Genius Haller's seine Schwingen mächtig entfaltete. Boerhave, der große Kenner der

Arzneiwissenschaft, in mancher Hinsicht der Begründer der neueren medicinischen Wissenschaft, ward vornehmlich sein Lehrer. Besonders zog ihn das Studium der Anatomie und der thierischen Organisation an. Eine Abhandlung über den Speichelgang vertheidigte er 1727, um die medicinische Doctorwürde zu erlangen, die erste Schrift, welche er durch den Druck veröffentlichte. Er machte darauf eine wissenschaftliche Reise nach London, Oxford und Paris, wo er sich überall an bedeutende Naturforscher anschloß und in den reichen Naturaliensammlungen seine Kenntnisse erweiterte. Sein Gesundheitszustand, der durch das anhaltende, oft bis tief in die Nacht fortgesetzte Studiren gelitten hatte, nöthigte ihn die beabsichtigte Reise nach Italien aufzugeben. Er blieb zunächst in Basel, wo er unter Bernouilli's Leitung sich in das Studium der höheren Mathematik warf. Zugleich wurde er inmitten der herrlichen Natur wieder lebhaft von der Liebe zur Botanik ergriffen. Er trat in enge Beziehung zu dem Züricher Professor Johann Geßner, welcher werthvolle Herbarien besaß. Mit diesem machte er 1728 eine große botanische Reise durch die Schweizergebirge; auf dieser gewann er die Grundlage für sein nachmaliges großes Werk über die Flora der Schweiz, so wie als poetische Frucht das didaktisch-beschreibende Gedicht „die Alpen." In den nächstfolgenden Jahren, so lange er noch in der Schweiz blieb, wiederholte er alljährlich seine botanischen Excursionen in die verschiedenen Schweizerlandschaften.

Im Jahre 1729 ließ sich Haller in seiner Vaterstadt Bern nieder und versuchte sich nicht ohne Glück in der praktischen Ausübung der Medicin, obwohl er für die ärztliche Praxis wenig Neigung fühlte. Es mißlang ihm die Stelle eines Arztes auf dem großen Inselhospital zu

erhalten, so wie er sich auch vergeblich um den Lehrstuhl der Eloquenz und lateinischen Sprache bewarb. Indeß ernannte ihn die Regierung zum Bibliothekar und ließ in Rücksicht auf seine gelehrten Studien ein anatomisches Theater erbauen. In diesen Jahren, welche durch die glückliche Ehe mit Mariane Wyß verschönt wurden, entstanden die vorzüglichsten seiner Gedichte. Nachdem er die ersten unreifen Productionen seiner Jugend verbrannt hatte, gab er, jedoch ohne Nennung seines Namens, eine Sammlung der späteren unter dem Titel „Versuch Schweizerischer Gedichte" (1732) heraus.

Nachdem seine wissenschaftliche Bedeutung schon auswärts anfing anerkannt zu werden und die schwedische Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala ihn 1733 zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, erfolgte 1736 die Berufung an die neugestiftete Universität Göttingen für den Lehrstuhl der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Es war der Ruf auf den Schauplatz seines Ruhmes. Schmerzlich war jedoch der erste Eintritt. In den damals noch meist ungepflasterten Straßen Göttingens brach der Wagen; Haller's Gattin ward schwer verletzt und starb am 30. October. In der berühmten „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane" hat Haller seinem Schmerze einen poetischen Ausdruck geliehen. Diese Elegie war fast ein Abschiedsgruß an die Dichtkunst. Denn seine Thätigkeit gehörte jetzt der Universität und der Wissenschaft. Er begründete in Göttingen das anatomische Theater und die Entbindungsschule und legte den botanischen Garten an, neben dem ihm Münchhausen, der hochsinnige Curator der Universität, eine Wohnung erbauen ließ. Haller leitete die Herausgabe der Göttinger gelehrten Anzeigen, für die er 12000 Artikel geschrieben hat, und war vor-

nehmlich bei der Stiftung der königlichen Akademie der Wissenschaften thätig, zu deren beständigem Präsidenten er ernannt wurde. Jedes Jahr brachte von ihm wissenschaftliche Arbeiten über medicinische und naturhistorische Fächer, so daß während seines siebzehnjährigen Aufenthalts in Göttingen die Zahl seiner größeren und kleineren Schriften auf 86 stieg. Unter diesen waren die umfangreichen Werke über die Flora der Schweiz in zwei Foliobänden und die mit seinen Anmerkungen versehenen Boerhave'schen Vorlesungen in sechs Theilen. Von jetzt an folgte eine öffentliche Auszeichnung der andern. Er wurde Mitglied oder Vorsteher von vierundzwanzig gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes. Die englisch-hannoversche Regierung ernannte ihn zum Hofrath und Leibmedicus; die Vaterstadt wählte ihn 1745 zum Mitglied des großen Raths; Kaiser Franz I. erhob ihn und seine Nachkommen 1749 in den Reichs-Freiherrnstand; der König von England gab ihm eine Stelle in seinem Staatsrath.

Indeß war die Sehnsucht nach seinem Vaterlande wieder recht lebhaft in ihm geworden. Die ehrenvolle Muße, die ihn in seiner Vaterstadt erwartete, war ihm für den Abend seines Lebens willkommen. Er kehrte 1753 nach Bern zurück und bekleidete hier unter dem Titel eines Ammanns eine der ersten Stellen der Republik, ohne dadurch mit Staatsgeschäften überhäuft zu werden. Preußen und Rußland suchten ihn für sich zu gewinnen; doch machte nur ein erneuter Ruf an die Göttinger Universität, wo ihm die höchste akademische Stellung eines Kanzlers der Universität angetragen ward, seinen Entschluß, der Vaterstadt zu leben, eine kurze Zeit wankend.

Ungeachtet seiner schwachen Gesundheit, die mit zunehmenden Jahren ihm viele körperliche Leiden brachte, arbei-

tete er nicht nur an bedeutenden wissenschaftlichen Werken fort, sondern fand auch noch Muße, seine Gedanken über Staatsverfassung und Religion in ausführlichen Darstellungen niederzulegen. Die Poesie hatte er längst verabschiedet und nur bei einzelnen äußeren Veranlassungen noch die entwöhnten Töne anzuschlagen versucht. Auf die Gedichte seiner Jugend sah er nur mit geringer Theilnahme zurück, obwohl er sie elfmal in neuen Auflagen besorgt und sorgfältig überarbeitet hat. Nur die Form des didaktischen Romans sagte ihm noch zu. Zwischen 1771 und 1774 erschienen die drei Romane Usong, Alfred, Fabius und Cato, in denen Haller die Vorzüge der Monarchie und Aristokratie darzuthun suchte. In französisch geschriebenen Briefen vertheidigte er gegen Voltaire die christliche Offenbarung. Joseph II., der Voltaire in Ferney vorbeigereist war, suchte daher, zugleich den Wunsch der Mutter erfüllend, den großen deutschen Gelehrten in Bern auf.

Strenge Orthodoxie, verbunden mit einem Hange zu Melancholie und finsterem Ernst, der ihn durchs Leben begleitet hatte, trübten mehr und mehr bei zunehmendem Alter seinen sonst so hellen Geist. Gicht und Nervenleiden erschöpften seine Kräfte, und der häufige Genuß des Opiums, um die Schmerzen zu betäuben, vermehrte nur die Ermattung und die schwermüthige Stimmung. Moser's Krankenlieder waren sein Trostbüchlein in schmerzvollen Stunden. Er starb am 12. December 1777, die Hand am Pulse: il bat, il bat, il bat — plus! waren seine letzten Worte in dem Momente, als der Puls stillstand. Er war dreimal verheirathet und hinterließ eine zahlreiche Familie, elf Kinder, zwanzig Enkel und zwei Urenkel.

Haller hatte eine hohe Gestalt, ein edles ehrfurchtgebietendes Antlitz. Sein Profil, wie es die auf der Göttinger

Bibliothek befindliche Büste darstellt, hat mit dem Kopfe Goethe's viel Aehnlichkeit. Reich begabt, scheute er doch nicht das angestrengteste Studium und beherrschte weite Gebiete des Wissens. Seine Belesenheit, die von einem bewundernswürdigen Gedächtniß unterstützt ward, erstreckte sich selbst auf Fächer, wo man sie nicht von ihm erwartete, sogar auf die Romanliteratur. Dennoch liebte er den Umgang mit der schönen Natur und den geselligen Verkehr, besonders die Unterhaltung mit Frauen; selbst das Spiel gehörte zu seinen Talenten.

Seine Gedichte pflegte er lange vorher im Kopfe zu entwerfen, ehe er sie niederschrieb, am liebsten in freier Natur. Obschon Erzeugnisse seiner Jugendjahre, erscheinen sie doch als der Ausdruck eines in wissenschaftlichen Studien und unter ernster Weltbetrachtung frühgereiften Geistes, der mehr zum strengen Denken als zum freien Spiel der Empfindung und zu phantasievoller Auffassung des Lebens hinneigt. Es sind Abhandlungen in Versen, poetische Reflexionen über Empfindungen und Lebensansichten, jedoch erhaben über die Trivialität der Lehrdichtung jener Zeit, voll großer Gedanken und getragen von der Würde und Hoheit seines Charakters. Sie sind gedrungen in der Form und nöthigen den Leser zum Nachdenken. Oft sind sie auch, in Folge des damaligen Zustandes der deutschen Sprache, besonders in der Schweiz, hart und ungelenkig, so sehr auch der Verfasser in den späteren Ausgaben seiner Gedichte die Feile anzuwenden bemüht war; die ansehnliche Variantensammlung, die in den späteren Ausgaben zusammengestellt ist, giebt davon ein belehrendes Zeugniß. Mit der Bezeichnung „Schweizerisch" hatte er die Härten mancher provinciellen Sprachformen zu entschuldigen gesucht. Die Gottschedianer behandelten ihn anfangs

mit Achtung. Kästner erzählt, er habe durch Gottsched zuerst Haller kennen gelernt, und Frau Gottsched führt in ihren Briefen häufig Stellen aus Haller's Gedichten an. Haller war eine Zeitlang Mitglied der Leipziger deutschen Gesellschaft. Jedoch in der nachmaligen Fehde wurde er theils wegen seiner schweizerischen Sprachhärten, theils wegen seiner rhetorischen Diction, in der man einen Rest von Lohensteinischem Schwulst witterte, das Stichblatt des Parteigeistes, weßhalb Breitinger 1744 „die Vertheidigung der schweizerischen Muse des Herrn Dr. Albrecht Haller's" schrieb. Haller brach sich trotz alles Cliquengeschreis Bahn; er ward nach Drollinger und Brockes, denen er sich in veredelter Form als Lehrdichter anreiht, der Begründer der ernsten didaktischen Dichtgattung, wie Hagedorn die Poesie des heitern Lebensgenusses bei uns einführte. Seine didaktischen Oden „die Tugend" („an den Herrn Hofrath Drollinger"), worin er die Reimform dem sapphischen Versmaße anpaßt, und „über die Ehre", worin er die Nichtigkeit der Ehre und des Nachruhms lehrt, seine Elegie über Marianens Tod wurden lange Zeit als Vorbilder in der erhabenen Dichtung betrachtet. Sein eigentliches Gebiet war nicht die Lyrik, sondern die Lehrdichtung. Sein gepriesenstes Gedicht, die Alpen, verbindet Beschreibung und Betrachtung, Natur- und Sittenschilderung zu einem belebten Ganzen, in welchem das von dem ernsten Dichter mehrmals behandelte Thema von dem Verderbniß der Sitten im Gegensatz zu idyllischer Unschuld die Grundlage bildet. Das Lehrgedicht vom Ursprung des Uebels, in welchem er die durch Leibnitz angeregte Betrachtung von der Güte und Weisheit Gottes in der Weltordnung poetisch durchzuführen sucht, war seine Lieblingsdichtung, deren Bearbeitung ihn lange Zeit beschäftigte.

„Die lange Mühe,“ sagt er in den einleitenden Zeilen, „die ich daran gewandt, und die über ein Jahr gedauert hat, vermehrte meine Liebe, indem uns ordentlich alles lieber ist, was uns theurer zu stehen kömmt.“ Indeß nöthigte ihm seine nachmalige Strenge in der Orthodoxie das Geständniß ab, „daß die Mittel unverantwortlich verschwiegen worden seien, die Gott zum Wiederherstellen der Seelen angewendet habe, die Menschwerdung Christi, sein Leiden, die aus der Ewigkeit uns verkündigte Wahrheit, sein Genugthun für unsere Sünden, das uns den Zutritt zu der Begnadigung eröffnet.“

In der Präcision des Ausdrucks waren Virgil und die englischen Dichter seine Muster, von denen er lernte, „daß man mit wenigen Wörtern weit mehr sagen könne, als man in Deutschland bis dahin gesagt hatte.“ Für die didaktische Dichtungsart hielt er den Alexandriner, den er in den „Alpen“ zu einer zehnzeiligen Strophe verband, für den passendsten Vers. Gegen die reimlosen Verse und die Nachahmung des Hexameters oder der griechisch-römischen Odenstrophen erklärte er sich noch in der Vorrede zu der letzten Ausgabe seiner Gedichte. Seinem besonnenen Urtheil können wir unsere Beistimmung nicht versagen, obgleich es in den Jahren, wo Klopstock auf der Höhe des Dichterruhms stand, zu den antiquirten Theorieen gezählt ward.

An Haller's Romanen hat die Poesie nur geringen Antheil. „Das wenige Gedichtete,“ äußert er selbst in der Vorrede zum Alfred, „hat wohl zur deutlichen Absicht, einige Leser anzulocken, die ein bloß ernsthaftes Buch niemals in die Hände genommen hätten.“ Sie wurden in den Jahren geschrieben, wo er von seinen Jugendgedichten gestand, daß er sie kaum noch als seine Arbeiten ansehe,

und von der väterlichen Zärtlichkeit, die ein Dichter für die Früchte seiner Gaben habe, bei ihm bloß ein Angedenken übrig geblieben sei. Als Werke eines großen Mannes, als Resultate des Nachdenkens eines den Studien und der Welterfahrung gewidmeten Lebens verdienen sie allerdings unsere Beachtung; allein ihre Einwirkung auf die Literatur war selbst zur Zeit ihres Erscheinens gering, zumal da die politischen Ansichten, denen sie das Wort reden, nicht zu dem republicanischen Aufstreben des damaligen Zeitgeistes stimmten. Mit größerem Interesse liest man das nach seinem Tode herausgegebene „Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst" (1787), in den kritischen Beurtheilungen ein Zeugniß seiner vielseitigen Belesenheit, wie in dem Tagebuch ein charakteristisches Denkmal der melancholischen Gemüthsstimmung, welche das Leben des seltenen Mannes beherrschte.

Drittes Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter der Leipziger Schule.

1. Gellert.

Christian Fürchtegott Gellert war der Sohn eines Predigers zu Haynichen bei Freiberg im Erzgebirge, das vierte in einer Schaar von dreizehn Kindern, die der Vater bei einem geringen Einkommen, das ihm die zweite Pfarrstelle des Städtchens gewährte, sorgfältig auferzog. Er ward am 4. Juli 1715 geboren; am ersten Geburtstage dieses Sohnes pflanzte der Vater eine Linde, „damit sie mit diesem aufwachsen möchte"; sie ward von den Stürmen des Jahres 1833 vollends zerstört. Die Eltern erreichten beide ein hohes Alter; ihre körperliche

Rüstigkeit war auf diesen Sohn nicht übergegangen, jedoch die strenge Gewissenhaftigkeit des Vaters und das sanfte Gemüth der Mutter, deren frommer, zarter Sinn zuerst auf die Seele des Knaben bildend einwirkte.

Geduld und Unterwerfung mußte Gellert früh lernen, sowohl in der Stadtschule, der er anfänglich zum Erlernen der Elemente übergeben war, als unter der pedantischen Leitung eines jungen Gelehrten, der ihn zu dem Gymnasialunterricht vorzubereiten hatte. Vor der Zeit sollte er auch mit den Mühen des Lebens vertraut werden. Schon in seinem elften Jahre fing er an durch Abschreiben von Acten, Kaufbriefen u. dgl. sich etwas zu verdienen, so daß er seine ersten Stilübungen in der Kanzleisprache machte. Indeß stellte sich auch der Trieb zu poetischen Versuchen bereits in den Knabenjahren ein, wozu des Vaters Beispiel, welcher der Reimkunst nicht abhold war, die erste Veranlassung geben mochte. In seinem dreizehnten Jahre machte Gellert ein Gedicht zum Geburtstage des Vaters; es fand großen Beifall, indem er sinnreich die Kinder mit den Stützen des baufälligen Pfarrhauses, deren eben so viele waren, verglichen hatte. Nicht so glücklich lief die erste Probe seines Rednertalents ab. Er hatte — erst vierzehn Jahre alt — vom Vater die Erlaubniß erwirkt, einem bald nach der Geburt verstorbenen Kinde, bei dem er Pathenstelle hatte vertreten sollen, in der Kirche eine Leichenrede zu halten. Ohne mehr als eine Stunde beim Memoriren zugebracht zu haben, begab sich der junge Redner beherzt in die Kirche. Allein schon nach den ersten Sätzen verließ ihn sein Gedächtniß; er mußte nach einigem Stocken sein Manuscript hervorziehen, las einen Theil seiner Rede davon ab, bis er zuletzt ziemlich wieder ermuthigt den Schluß recitiren konnte. Dieser jugendlichen Unbe-

dachtsamkeit schrieb Gellert die Schüchternheit zu, die ihn später zu jeder Predigt begleitete.

Im Jahre 1729 wurde Gellert der Fürstenschule zu Meißen übergeben, um sich zu den akademischen Studien vorzubereiten. Unter der strengen Zucht dieser Anstalt verlebte er fünf Jahre. Die trockene Behandlung der alten Sprachen, die über Phrasensammeln und Stilexercitien nicht hinausging, gewährte seinem Geiste nicht die Nahrung, die von einer gründlichen Behandlung der Classiker zu erwarten gewesen wäre; es mag darin zum Theil der Grund zu suchen sein, daß Gellert in die Kenntniß des Alterthums niemals tief eingedrungen ist. Unter den deutschen Dichtern waren Neukirch, Hanke und Günther zu der Zeit gefeierte Namen; vornehmlich erwarb sich Günther, vor dessen Gedichten er später einen „Ekel" empfand, seine lebhafte Verehrung. Unter den Erinnerungen an die Schuljahre blieb ihm stets die theuerste, daß er dort mit Rabener und Gärtner zusammengelebt und einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, den nur der Tod löste.

1734 begann Gellert auf der Universität Leipzig das Studium der Theologie. Am fleißigsten hörte er den Philosophen Hofmann, der, ein Schüler des Andreas Rüdiger, gleich diesem gegen die Wolffische Philosophie polemisirte; er schrieb dessen in scholastisches Dunkel gehüllte Vorträge gewissenhaft nach, auf späteres Verständniß hoffend. Der theologische Cursus ward treulich durchgemacht, und geschichtliche, besonders literarhistorische Vorlesungen von Jöcher, Kapp und Christ, wurden damit verbunden; Gottsched hörte er zwar, doch ohne von ihm auf die Dauer angezogen zu werden. Nachdem er vier Jahre in Leipzig den Studien gelebt hatte, kehrte er ins elterliche Haus zurück und betrat mehrmals des Vaters

Kanzel. Mosheim war sein Vorbild in der geistlichen Rede; einige Bruchstücke von Predigten, welche man uns aufbewahrt hat, zeugen von Lebendigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks. Doch begünstigten seine Naturanlagen diese Laufbahn nicht. Er hatte weder eine starke Brust noch ein glückliches Gedächtniß; er bedurfte eine ganze Woche, um seine Predigt zu memoriren, und die Aengstlichkeit überwand er niemals.

Schon im nächsten Jahre (1739) übernahm er die Stelle eines Hofmeisters bei zwei Herren von Lüttichau in der Nähe von Dresden und bereitete darauf im folgenden Jahre seiner Schwester Sohn und einen seiner Brüder, der bald hernach auf der Schule zu Freiberg starb, für die Universität vor. Er pflegte dies Jahr zu den glücklichsten seines Lebens zu rechnen. 1741 begleitete er seinen Neffen auf die Universität Leipzig mit dem sehnlichen Wunsche, Gott möge ihn sein Leben an diesem geliebten Orte zubringen lassen. Seine nächste Absicht war, noch einmal die philosophischen Vorlesungen Hofmann's zu hören, die er jetzt besser zu verstehen hoffte. Dieser starb jedoch schon nach einigen Monaten. Gellert blieb in Leipzig und erwarb sich seinen Unterhalt durch Privatunterricht. Auch ward er ein fleißiger Mitarbeiter an der von Gottsched besorgten Uebersetzung von Bayle's historischem Wörterbuch. Durch diese übertriebenen Anstrengungen legte er den Grund zu den körperlichen Leiden, die ihn nicht wieder verließen. Ein Brief an Gottsched beweist uns, daß dieser ihn auch zu Gelegenheitsgedichten gebrauchte und von ihm sehr respectvoll behandelt wurde; doch ein enges Verhältniß fand nie statt.

Als Schwabe 1742 die Herausgabe der Belustigungen des Verstandes und Witzes begann, betrat Gellert entschie-

dener das Gebiet der Poesie. Schon im ersten Bande eröffnet er mit der Erzählung von dem Schäfer und der Sirene, die er später einer strengen Selbstkritik unterwarf, seine Fabeldichtung und setzte sie durch die folgenden Bände fleißig fort. Jeder Band brachte zahlreiche Beiträge von seiner Hand, der letzte auch eine Prosaabhandlung „warum es nicht gut sei sein Schicksal vorherzuwissen." Vieles gehört der herkömmlichen Gelegenheitsdichtung und der gereimten Prosa der Lehrgedichte an und schließt sich noch eng an die Opitz-Gottsched'schen Formen an; selbst die Fabelpoesie schleppt sich anfangs noch in Alexandrinern fort und gewinnt erst nach und nach die leichtere Bewegung und den gemüthlichen Ton der späteren Gellert'schen Erzählungsweise. Während er in dem Gedichte „die entweihte Poesie" gegen die Reimsucht und den Mißbrauch der Dichtkunst zu Felde zieht, wird doch der größte Theil seiner damaligen Gedichte von demselben Tadel getroffen, wie er denn auch diese Jugendarbeiten späterhin von der Sammlung seiner Werke ausgeschlossen hat. Dasselbe gilt von den „Liedern", die er für zwei Schwestern nach vorhandenen Melodieen verfaßte und 1743 in zwölf Exemplaren drucken ließ. Seinen damaligen kritischen Standpunct zeichnet uns eine Stelle in dem „Sendschreiben an den jungen Herrn von Holzendorf (1743):"

So lang' ich nicht gewußt, was unser Opitz war,
So lange Flemming's Geist mich nicht die Ode lehrte,
Mir Besser nicht gefiel, ich keinen Canitz ehrte,
Und Neukirch's reifer Witz mir nicht die Kunst verrieth,
So lange hab' ich auch manch Blatt durch manches Lied
Geschmack- und regellos bei feurig wilden Trieben
Der Poesie zur Schmach und mir zum Schimpf beschrieben.

Die „Belustigungen" brachten auch Gellert's erste dramatische Versuche, die Schäferspiele das Band und Sylvia,

die ganz der Gottsched'schen Schule angehören. Als das letztere im April 1745 abgedruckt wurde, hatte schon Gärtner die Herausgabe der bremischen Beiträge begonnen. Gellert schloß sich diesem Kreise, der seine vertrautesten Freunde zu sich herübergezogen hatte, ebenfalls an und legte ihnen die überarbeitete Sammlung seiner Fabeln und Erzählungen zur Beurtheilung vor. Das erste Buch derselben erschien 1746; ein zweites folgte 1748 nach.

„Mein größter Ehrgeiz" — äußert er in einem Briefe an einen Freund — „besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten im engeren Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leichtzubehaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen". In diesen Worten ist die epochemachende Bedeutung der Gellert'schen Fabeln und Erzählungen ausgesprochen; sie waren der erste Schritt zu einer Volkspoesie, und dadurch sind sie im schönsten Sinne des Worts ein Volksbuch geworden.

Die Poesie hat manche Anforderungen zu machen, welche von Gellert unerfüllt gelassen werden. Man findet weder Tiefe der Empfindung und Größe der Gedanken, noch eine phantasievolle Auffassung des Lebens; die Darstellung ist oft matt und breit, wie sie denn auch meist in eine nüchterne moralische Phrase ausläuft; aber sie ist stets klar und faßlich und hält sich fern von den schwerfälligen Wendungen der Gelehrtenpoesie. Der reine sittliche Sinn, der sie durchdringt, die Gemüthlichkeit, die auch in dem leichten Spott und der bescheidenen Schalkhaftigkeit den liebenswürdigen

Charakter des Autors überall durchblicken läßt, gewährt unverwöhnten kindlichen Gemüthern zugleich den Reiz der Belehrung und Ergötzung. Der Bauer, der ihm aus Dankbarkeit ein Fuder Holz bringt, die Dienstmagd des Postmeisters, die ihm, als sie den geliebten Namen nennen hört, in freudiger Ueberraschung die Hand küßt, mochten ihm allerdings für den Werth seiner Erzählungen kräftigere Beweise sein, als die von der Höhe ästhetischer Theorieen herab urtheilenden Kritiker. Indeß hatte er sich auch mit dem gelehrten Studium der Fabelpoesie angelegentlich beschäftigt. Er erwarb sich 1745 das Recht, als Privatdocent an der Universität Vorlesungen zu halten, durch eine Abhandlung über die Fabel und die Fabeldichter („de poesi apologorum eorumque scriptoribus"), worin er der Theorie der Fabel und der Geschichte dieser Dichtung eine ausführliche Untersuchung widmet, die freilich mit der Lessing'schen Abhandlung nicht verglichen werden darf. Daß er sich mit dem alten Fabelschatz der Deutschen bekannt machte und an der Naiverät und schlichten Erzählungsweise eines Bonerius und Burkard Waldis sich entzückte, war für ihn eine bessere Anregung als die Dichtungen Lafontaine's, zu dessen Nachahmern er nicht gezählt sein wollte. „Ich bin kein Lafontaine," äußerte er in einem autobiographischen Fragment; „eben deßwegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht gelesen habe, ehe ich meinen Geschmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben, das wußte ich, und ich habe mir auch nie geschmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunst im Erzählen war Glück, Natur und, wenn ich das stolze Wort brauchen darf, eine gewisse Begeisterung."

Die Lustspiele Gellert's, deren Abfassung fast in dieselbe Zeit fällt, sind seinen Erzählungen nahe verwandt; sie

dramatisiren in einem breiten Dialog parabelnartige Anekdoten aus dem alltäglichen Leben, und da sie uns mit einigen feinen Beobachtungen menschlicher Schwäche in wirkliche Verhältnisse einführen, so konnte Lessing nicht ohne Grund von ihnen sagen, „daß sie das meiste ursprüngliche Deutsche haben, daß sie wahre Familiengemälde sind, in denen man sogleich zu Hause sei." Es entsprach der weichen Gemüthsart Gellert's, daß er der Theorie von dem rührenden Lustspiel huldigte; er vertheidigte „das Lustspiel, das zum Weinen zwingt" in einer Abhandlung de comoedia commovente, womit er 1751 eine außerordentliche Professur der Philosophie antrat. „Sollten Einige" — äußerte er in der Vorrede zu den Lustspielen, — „an der Betschwester, dem Loose in der Lotterie und den zärtlichen Schwestern überhaupt tadeln, daß sie eher mitleidige Thränen als freudige Gelächter erregten: so danke ich ihnen zum voraus für einen so schönen Vorwurf." Klopstock spricht im Wingolf mit Entzücken von den Thränen, die ihm eine Vorstellung der zärtlichen Schwestern entlockt hat, und rühmt von Gellert, daß kein Dichter den Werth des Herzens mit solchem Reiz darstelle, wie er in seinen Dramen. Die Betschwester (zuerst 1745 im zweiten Bande der Bremer Beiträge abgedruckt), worin mit bedächtigster Schonung die Scheinheiligkeit zur Schau gestellt wird, erregte gleich anfänglich manches Bedenken bei einem Publicum, das mit der Angst vor Freigeisterei behaftet war; schon im nächstfolgenden Stücke der Beiträge wird ihm das Schicksal Molière's, der den Tartüffe entlarvte, vorgehalten. Später war es selbst dem frommen Verfasser anstößig, so daß er wünschte, das Stück nie geschrieben zu haben oder es noch vertilgen zu können. Er begleitete es nachmals mit einer Schutzrede gegen den Vorwurf des Religionsspottes und strich manche Stellen, die ihm einer falschen

Deutung fähig schienen, z. B. sogar die Aeußerung: „Stets beten heißt nicht beten, und den ganzen Tag beten ist so strafbar als den ganzen Tag schlafen.“ Das Loos in der Lotterie in fünf Aufzügen, zuerst 1747 im dritten Bande der Bremer Beiträge erschienen, hat am meisten Handlung und behauptete sich unter seinen Dramen am längsten auf der deutschen Bühne.

In dieselbe Zeit fällt auch sein Versuch im Fach des Romans. Sein strenger moralischer Sinn erklärt sich zwar im Allgemeinen gegen die Romanlectüre; allein die Richardson'schen, für sittliche Ideale schwärmenden, Familienromane erschienen ihm als eine nachahmenswerthe Reform des Romans, die er durch das Leben der Schwedischen Gräfin von G** (1746) auch unserer Literatur anzueignen suchte; auf dieser Bahn fand er viele Nachfolger. Wenn gleich die Breite der Darstellung uns nicht zusagen kann, so ist doch namentlich der Stil der Romanerzählung ein beachtenswerther Fortschritt.

Aus der bisherigen Schilderung geht hervor, daß die Jahre des Zusammenlebens mit den Verfassern der Bremer Beiträge die productivsten waren. Der Umgang mit Freunden, welche für die Dichtkunst und ihr Emporblühen in Deutschland jugendlich begeistert waren, hob sein Gemüth, das für Freundschaft warm fühlte. Elias Schlegel und Rabener, neben ihm die begabtesten des Leipziger Dichterkreises, gehörten zu seinen Freunden, außer diesen Gärtner, Cramer, Adolf Schlegel und Ebert, dem er die Kenntniß der englischen Sprache verdankte. Noch zehn Jahre später schreibt er an Rabener die schönen, bescheidenen Worte: „Daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Giseke meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bei der Nachwelt so gewiß Ehre, Be-

weis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geschmack sein, als es Racinen Ehre ist, daß Boileau und Molièr seine Freunde gewesen. Unsere Periode, die itzige wird in der Literatur der Deutschen nicht weniger merkwürdig sein, als es der Zeitpunct de Boileau im Französischen ist". Nachdem Elias Schlegel schon früher geschieden war, löste das Jahr 1748 der Bund vollends auf, und nur Rabener blieb noch eine Zeit lang in Leipzig. Der gemüthliche Scherz, der bisher Gellert's Umgang mit Freunden und seine Dichtungen beseelte, verließ ihn jetzt mehr und mehr; hypochondrische Leiden stellten sich ein und brachten ihm viele trübe Stunden und schlaflose Nächte. Er suchte sich auf ein langes Leiden durch philosophische Tröstungen vorzubereiten und verfaßte die Abhandlung: Trostgründe wider ein sieches Leben (1747), worin wir schon die Darstellungsweise seiner nachmaligen moralischen Vorlesungen erkennen; in der Charakteristik Mentor's hat er seine eigene Leidensgeschichte geschildert.

Gellert hatte von vornherein dem Plane entsagt, sich durch wissenschaftliche Forschungen und gründliche Gelehrsamkeit hervorzuthun. Er wählte sich daher mit richtiger Schätzung seiner physischen und geistigen Kräfte einen Platz auf dem Gebiete der Aesthetik und Moral, von wo aus er sich eine weitgreifende Wirksamkeit als populärer Schriftsteller und als Lehrer der studirenden Jugend sichern konnte. Seine Vorlesungen bewegten sich zunächst auf dem von Gottsched vorgezeichneten Boden; er zog die „schönen Wissenschaften" in den Kreis der akademischen Studien. Seine Rede, mit der er die außerordentliche Professur antrat, „von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten (nach Heyer's, seines Famulus, Uebersetzung

in der Sammlung seiner vermischten Schriften), erörtert seinen Standpunct und die moralische Tendenz seiner Aesthetik. Er ging jedoch über Gottsched hinaus, indem er nicht beim Formellen stehen blieb, sondern die aus den Theorieen der Schweizer und der halle'schen Aesthetiker hervorgegangene fortgeschrittene Einsicht in das Wesen und die Regeln der Dichtkunst und Beredsamkeit in gemeinverständlichen Vorträgen darlegte und durch das lebendigere Gefühl des Sittlich-Schönen belebte und erwärmte. Bei alle dem ging seine ästhetische Kritik wenig über die Grenzen des Gottschedianismus hinaus. Seine Ansicht von der Poesie legt folgende Stelle aus seinen Vorlesungen uns offen dar: „Wir gefallen, wenn wir mit dem Verstande zugleich das Herz beschäftigen. Der Poet muß sich also selbst in seinem Verstande aufklären und sein Herz zum Guten erhitzen. Der Geschmack der Natur, der Vernünftigen und der Gesitteten, das ist sein Ziel. Er muß stets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, so wird er gefallen, so lange Menschen Menschen sind. Singen Sie, meine Herren, der Tugend und der Religion zur Ehre, so werden Sie mit Beifall singen, wofern Sie zugleich schön singen. Ich verspreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unsterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, so sei Ihr Scherz selbst noch lehrreich oder doch unschuldig, und die Heiterkeit Ihres Witzes müsse sich stets mit dem Ernste der guten Sitten und des Wohlstandes vertragen ..... Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben!" — Daher hatte Gellert zu den dichterischen Größen der Vor- und Mitwelt eigentlich gar kein Verhältniß und lehnte lieber ab, wofür ihm der Maßstab mangelte. Die Dichter des Alterthums lockten ihm selten ein Wort der Bewunderung

ab, und er wollte lieber einige alte Kirchenlieder, als alle Oden des Pindar oder Horaz gemacht haben. Wie sollte er sich auch in diese Weltanschauung finden, da ihm die ganze Moralphilosophie der Alten verwerflich dünkte, die den Menschen stolz mache und ihm allzu großes Vertrauen auf seine eigene Kraft einflöße! Eben so wenig war er eines tieferen Eingehens in die bedeutenderen poetischen Schöpfungen seiner Zeitgenossen fähig; nicht einmal der Messias Klopstock's fand in seinen bedächtigen kritischen Urtheilen einen Platz. „Recensent ist Zeuge", sagt Goethe in einer Beurtheilung, die sich übrigens der Verdienste Gellert's annimmt, „daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat." Dies bleibt um so mehr zu verwundern, wenn man damit eine Stelle aus einem älteren Briefe an Bodmer (von 1749) vergleicht. „Ich freue mich mit Ihnen", heißt es dort, „über die Ehre, die der Verfasser des Messias unserer Nation macht. Er hat mir schon das vierte, fünfte und sechste Buch zugeschickt, und ich habe überall den großen Verfasser der ersten Bücher angetroffen".

Weit größer ist Gellert's Verdienst um den deutschen Prosastil, den er in seinen Vorlesungen und in seinem damit verbundenen Practicum vornehmlich ins Auge faßte. Die Vorträge selbst waren ein Muster des klaren, populären Ausdrucks. „Gellert hielt keine seiner Vorlesungen", berichtet sein Biograph Cramer, „ohne sich darauf vorzu-

bereiten ......, Alles, was er zu sagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, sondern auch dem Ausdrucke nach.... Dennoch las er wenig von seinem Papiere und sprach mit einem eben so freien als angenehmen Anstande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünstelt und natürlich zu sein, waren die herrschenden Vorzüge seines Vortrags". Seine Stimme hatte etwas Wehmüthiges; beim bewegten Vortrage konnte er leicht zu Thränen gerührt werden und auch sein zahlreiches Auditorium zum Weinen zwingen. Das eignete sich nicht für starke Seelen, und wir werden es begreiflich finden, daß er einem Lessing zu weinerlich war, und ein Anderer die Befürchtung aussprach, er werde Schwachköpfe bilden.

Den engeren Kreis seiner Schüler, die Mitglieder seines „Practicums", gleichsam einer Fortsetzung der Leipziger deutschen Gesellschaft, veranlaßte er zu eigenen schriftlichen Arbeiten und ging sie mit sorgfältiger Kritik durch. Unzählig sind die Zöglinge dieser Gellert'schen Stildisciplin; als Hofmeister und Lehrer an Schulen in allen Theilen Deutschlands haben sie zur Förderung der deutschen Sprache, zur Verbesserung der Prosa beigetragen. Gellert's Stil wird nicht durch große Gedanken gehoben noch durch eine geistesfrische Darstellung belebt; der Prosastil eines Lessing und Goethe konnte sich unter seiner Anweisung nicht bilden; aber Gellert wirkte durch Lehre und Beispiel auf Klarheit, Ebenmaß und Correctheit hin; seine Schreibart hat eine gewisse Sauberkeit und Eleganz, welche die steife Rhetorik Gottsched's glücklich überwunden hat. Zunächst faßte er besonders den Briefstil ins Auge, der bis auf ihn sehr im Argen lag. Die Sammlungen zierlich geschriebener Briefe, welche von Frankreich herüberkamen, hatten die

Deutschen bereits auf die elegantere Form der Correspondenz aufmerksam gemacht. Frau Gottsched schrieb ihre vertrauten Briefe in einem Stil, der dem Gellert'schen nicht nachsteht. Allein die vorhandenen Lehrbücher sammt ihren Musterbriefen waren schlecht, und der conventionelle Briefstil schleppte die Pedanterie des deutschen Umgangstons und die schwerfälligen Formen der Kanzleisprache mit sich. Gellert, der durch seine vielfachen Beziehungen zu Freunden und Zöglingen, Gönnern und besonders Frauen, selbst zu fernstehenden Personen, die sich in allerhand Fällen seinen Rath und sein Urtheil erbaten, in eine weitläufige Correspondenz verwickelt war, hatte in dieser Stilgattung eine so große Erfahrung und Uebung, daß die dringende Mahnung seines Freundes Rabener, eine auserlesene Sammlung wirklich geschriebener Briefe als Muster des Briefstils zu veröffentlichen, mit seinem eigenen Vorsatze zusammentreffen mochte. 1751 erschienen die Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Gellert drang auf Einfachheit, Leichtigkeit und Natürlichkeit des Briefstils, und dies war von großem Erfolg. Die Musterbriefe erfüllen diese Anforderungen nur zum kleineren Theil, indem Gellert meistens solche Briefe ausgewählt hat, in denen er sich Künsteleien des Witzes hingab, die weder der Einfachheit der darin besprochenen Vorfälle noch dem Grundton seines gemüthlichen Charakters entsprachen. Wo wir diesen antreffen, zieht er uns oft durch lebendige Schilderung an, z. B. in dem tragikomischen Abenteuer der Fahrt mit der Landkutsche oder in dem idyllischen Genuß des Landlebens, den der letzte in der Reihe der Briefe beschreibt. Die Briefe, welche nach seinem Tode bekannt gemacht sind, verdienen in weit höherem Grade das Prädicat der Innigkeit und Einfachheit.

Je mehr im Fortgang des Lebens und bei zunehmender Kränklichkeit die ernste, moralisch-religiöse Stimmung sein Gemüth beherrschte, desto stärker ward in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen die Neigung zu didaktischer Contemplation. Seine Poesie entsagte dem Scherz der komischen Erzählung und des Lustspiels, für das noch einer der Briefe eine ausführliche Schutzrede hält. Er wandte sich jetzt zur Lehrdichtung, deren Früchte er unter dem Titel Lehrgedichte und Erzählungen (später „moralische Gedichte") 1754 herausgab. Da schon Haller und Kleist vorangegangen waren, und die Messiade mit dem Feuer poetischer Beredsamkeit die Gemüther hinriß, so war die Wirkung dieser versificirten Moralabhandlungen nur gering, obwohl er selbst mehr Werth auf sie legte, als auf seine früheren Dichtungen. Vor allen liebte er das Gedicht „der Christ", weil es ganz der Erguß seines frommen Gemüths war. Es macht den Uebergang zu den Gedichten, welche seine nächstfolgenden Lebensjahre ausfüllten, den geistlichen Oden und Liedern. „Diese Arbeit", berichtet sein Freund Cramer, „war seinem Herzen noch die feierlichste und wichtigste, welche er in seinem Leben unternommen hatte. Niemals beschäftigte er sich mit derselben, ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten und ohne mit allem Ernste seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darin sprechen sollten, an seinem eigenen Herzen zu erfahren. Er wählte seine heitersten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillstand in seiner Arbeit, in der Absicht und Erwartung, die Gesinnungen, die er durch seine Lieder in seinen Mitchristen erwecken wollte, in seiner Seele stärker werden zu lassen". „Gott gebe", äußerte Gellert in einem seiner Briefe, „daß diese Lieder ihre Absicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da sein werde!"

Wie Gellert bei Allem, was er schrieb, sein Publicum ins Auge faßte, so richtete er sich auch in den geistlichen Liedern nach der Fassungskraft der Menge; er suchte dem religiösen Liede eine möglichst populäre Form zu geben, weßhalb er sie auch meistentheils den vorhandenen Kirchenmelodieen anpaßte. Mit richtigem Takte traf er den gemeinverständlichen Ausdruck, der diesen Liedern gleich bei ihrem Erscheinen einen allgemeinen Beifall verschaffte und ihrem Verfasser für alle Zeiten einen Platz unter den vorzüglichsten Kirchenliederdichtern sichert. Daß Gellert's Poesie auch hier nicht die seinem Geiste gezogenen Schranken überschritten hat, daß seine Lieder nicht von der vollen Glaubensinnigkeit der älteren Kirchengesänge, z. B. eines Paul Gerhardt, durchdrungen sind, sondern mehr im Bereich der gemüthvollen Moralbetrachtung verweilen, wird man zugestehen können, ohne ihnen die erhebende und für das Gute erwärmende Kraft abzusprechen, die in einigen Liedern, z. B. „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte rc.", „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht rc.", „Auf Gott und nicht auf meinen Rath rc.", „Nach einer Prüfung kurzer Tage rc." — sich zu einer poetischen Fülle des Ausdrucks erhebt. Gellert hat durch seine geistlichen Lieder für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Charakter der Kirchenliederdichtung bestimmt.

Die Herausgabe dieser Lieder fiel in eine für Gellert in mehrfacher Hinsicht trübe Zeit. Der siebenjährige Krieg brach über Sachsen herein, und Gellert empfand die Drangsale, die sein geliebtes Vaterland und namentlich Leipzig trafen, schmerzlich mit. Die Schmälerung seines Einkommens, die bei dem Verfall der Universität und den unruhvollen Zeiten unvermeidlich war, ertrug er mit gewohnter Uneigennützigkeit. Da er unverheirathet war und wenig

Bedürfnisse hatte, so genügte ihm der spärliche Gehalt seiner außerordentlichen Professur und der Ertrag seiner verhältnißmäßig immer noch zahlreich besuchten Vorlesungen, deren Zahl im Sommer 1754 bis auf fünf tägliche Collegia gestiegen war. Er lehnte daher die sich ihm wiederholt darbietende Gelegenheit, eine ordentliche Professur zu erhalten, standhaft ab, weil ihm die damit verbundenen anderweitigen Geschäfte seine Kraft zu übersteigen schienen. Die Bescheidenheit seiner Ansprüche ging so weit, daß er während der Kriegszeit sogar eine Erhöhung seines Gehalts ablehnte, obschon er klagen muß (1761), daß er wegen hoher Contribution sich den Winter kein neues Kleid machen lassen könne. Als der englische Gesandte Mitchel sich für ihn ohne sein Vorwissen verwendet hatte, schrieb er an den Grafen Moritz von Brühl: „Bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet.“ Nach dem Tode des Historikers Mascov (1761) erhielt er jedoch den Gnadengehalt von 485 Thalern, den dieser genossen hatte, zu der bisher von ihm bezogenen Pension von 100 Thalern. „Nein, das ist zu viel,“ schrieb er an den Grafen Moritz von Brühl, „mehr als ich wünsche. Von dieser Summe kann noch ein rechtschaffener Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte also, liebster Graf, man setzte die Pension auf vierhundert Thaler; auf diese Weise bekäme ich jährlich dreihundert Thaler mehr als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, so habe ich genug und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig.“ Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen. Zu der Verpflichtung, welche ihm diese Pension auferlegte, der studirenden Jugend durch

seine Unterhaltung und Gesellschaft nützlich zu werden, bedurfte es nicht erst einer solchen Aufforderung. Denn längst war er ihnen ein stets bereiter Rather und Helfer, zu dem die Studirenden in den verschiedenartigsten Bedrängnissen ihre Zuflucht nahmen. So wie er stets zum Geben bereit war, so flossen ihm auch von seinen Verehrern viele namhafte Geldgeschenke zu. Sein treuer Zögling, Graf Moritz von Brühl, von dessen liebenswürdigem Charakter und anhänglichem Verhältniß zu Gellert uns eine Reihe von Briefen Zeugniß giebt, setzte seinem verehrten Lehrer eine jährliche Pension von 150 Thalern aus, ohne daß Gellert den Namen seines Wohlthäters erfuhr. Ein junger preußischer Offizier drang ihm eine Rolle von zwanzig Louisd'or auf, indem er sich als seinen Schuldner bekannte. „Ich ruhe nicht," sagte er zu ihm, „Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch ihre Schriften gebessert, und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht."

Diese Liebe, die ihm von allen Seiten entgegenkam und die er gegen alle, welche ihm nahe traten, im Herzen trug, erheiterte ihm die vielen schweren Stunden, die mit den letzten Lebensjahren immer häufiger wiederkehrten und immer peinigender wurden. Den heftigsten Krankheitsanfall hatte er im Jahre 1757, wo er nahe am Rande des Grabes war. Er hielt sich im Herbste wenige Wochen auf dem Rittergute zu Bonau, zwei Stunden von Weißenfels, auf, wo ihm die Familie des Kammerherrn von Zettwitz und die in der Nähe wohnende des Grafen Vitzthum aufs innigste befreundet waren, so daß er häufig durch diesen angenehmen Landaufenthalt eine Erholung sich zu verschaffen suchte; das Zimmer, das er dort bewohnte, ist noch jetzt, wo das Gut im Besitz der Familie von Zehmen ist, in seinem damaligen Zustande erhalten. In Folge einer Er-

kältung bei einem späten Spaziergange befiel ihn Seitenstechen, das von bedenklichen Fieberanfällen begleitet war, deren Heftigkeit in den nächsten Tagen in solchem Grade zunahm, daß er sich das heilige Abendmahl reichen ließ. Schon verbreitete sich die Nachricht von seinem Tode, und Kleist, der damals in Leipzig bei der Garnison stand, verfaßte das Epigramm auf Gellert's Tod, das mit der Zeile schloß: die Erde weinete, der Himmel freute sich. Der Todtgeglaubte war so glücklich, von diesen Zeilen noch selbst zu dankbaren Thränen gerührt werden zu können. Der entzündliche Charakter der Krankheit ließ nach einigen Tagen nach, und unter der sorgfältigen Pflege der Familie und ihres geschickten Arztes erholten sich seine Kräfte allmählich. Der vielen Liebesbeweise, die er während seiner Krankheit erhielt, gedachte er stets mit ganz besonderer Rührung und sprach gern davon. Selbst der preußische Commandant in Weißenfels hatte die Aufmerksamkeit für den gefeierten Kranken, daß er Befehl gab, die Boten, die um Gellert's willen dorthin geschickt würden, in keiner Weise aufzuhalten. In dieser Zeit der neuen Lebenshoffnung wurde er, einige Wochen nach seiner Rückkehr, von dem Tode des Dichters Cronegk, seines geliebten Zöglings und Freundes, schmerzlich getroffen. „Cronegk ist nicht mehr," schreibt er an Moritz von Brühl, „unser Cronegk ist den ersten Tag in diesem Jahre (1758), in der ersten Stunde dieses Jahres uns entzogen worden, mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief gebeugt. Ich warf mich bei der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich wenig Wochen vorher meinen eigenen Tod erwartete, und weinte." Ein Jahr später (am 23. Januar 1759) verlor Gellert seine Mutter, welche das hohe Alter von achtzig Jahren erreicht hatte. Er hatte das Be-

wußtsein, daß er in ihren letzten Segen eingeschlossen worden war; denn er hatte ihr stets Beweise seiner kindlichen Liebe gegeben und sie von seinen Ersparnissen unterstützt, auch in Zeiten, wo er sich selbst manchen Wunsch versagen mußte. Es gehört zu den Charakterzügen der Zeit, daß ein Freiherr von Craussen in Schlesien ihr eine jährliche Unterstützung aussetzte, als Gellert die ihm angebotene Pension ausgeschlagen hatte, und zwar eben derselbe, dem Gellert durch eine strenge Kritik die Lust, als Schriftsteller aufzutreten, verleidet hatte. Der liebevolle Sohn rechnete dies unter „die größten Glückseligkeiten seines Lebens."

Mit der Herausgabe der geistlichen Lieder nahm Gellert von der Poesie Abschied, so daß er sich sogar die poetische Klage über den Tod seines geliebten Cronegk versagen zu müssen glaubte. „Ich empfinde," schrieb er um diese Zeit an Moritz von Brühl, „daß mich der Witz verläßt, zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr schreiben soll. Sagen Sie es also, daß man mir über meine Pausen in meiner poetischen Autorschaft keine Vorwürfe machen müsse . . . . ., daß es auch ein Verdienst sei, zu rechter Zeit aufzuhören . . . . Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger etwas zu thun . . . Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht ist, Arbeit." Nachdem er bisher fast nur über Stil und Aesthetik Vorlesungen gehalten hatte, beschloß er jetzt Vorlesungen über die Moral auszuarbeiten. Einige frühere Abhandlungen leiteten schon auf dies Thema hin. Gellert gesteht es mit der ihm eigenen bescheidenen und richtigen Selbstbeurtheilung, daß er viel zu wenig Tiefsinn besitze, um ein vollständiges System der Moral aufzustellen; aber er ward ein gemüthvoller, die Herzen ergreifender Sittenlehrer der Jugend, welcher vielseitige Weltbeobach-

tung und Belesenheit mit sittlichem Zartgefühl und christlicher Frömmigkeit verband. Er gab durch seine Persönlichkeit der Sittenlehre eine populäre Form, welche zwischen der moralischen Paränese und der philosophischen Abhandlung eine glückliche Mitte zu halten wußte. Diese moralischen Vorlesungen erwarben sich bei der studirenden Jugend einen Beifall, der seine kühnsten Erwartungen übertraf; die Zahl seiner Zuhörer stieg auf vierhundert und darüber. Er hatte es daher als eine besondere Gunst des Schicksals zu betrachten, daß in dem letzten Jahrzehnd seines Lebens, als er die Abnahme seiner physischen und geistigen Kräfte zu beklagen hatte, sein Ruhm sich dessenungeachtet auf seiner Höhe erhielt. Zahlreich waren die Besuche von Fremden, welche er besonders während der Dauer der Kriegszeit erhielt. Preußische Offiziere pflegten häufig seine Vorlesungen zu besuchen; einstmals waren deren zwölf zugegen. Er hatte die Freude zu erfahren, daß Haynichen mit besonderer Schonung während der feindlichen Occupation behandelt ward, weil es der Geburtsort des berühmten Mannes war. Die preußischen Prinzen Karl und Heinrich beschieden ihn zu einer Unterredung zu sich. „Haben Sie nichts für sich zu wünschen?" sagte Prinz Heinrich zu ihm; „ich möchte Ihnen gern dienen." — „Nein, gnädigster Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortdauer Ihrer unverdienten Gnade." — „Kann ich nicht Ihren Freunden oder denen, die Ihnen lieb sind, dienen?" — „Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg über beständig Wohlthaten erwiesen." — Zum Beweise seiner Achtung schenkte ihm der Prinz nachmals das Pferd, welches er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte.

Noch größeres Aufsehen erregte die Audienz Gellert's

bei Friedrich dem Großen, am 18. December 1760. Das Gespräch, das uns in ziemlich getreuer Aufzeichnung aufbewahrt ist, giebt ein so anschauliches Bild der Persönlichkeit dieser beiden Männer und bezeichnet so trefflich ihr Verhältniß zu der deutschen Literatur, daß es als ein wichtiges Document in der biographischen Schilderung Gellert's einen Platz verdient. Der Major Quintus Icilius holte um 4 Uhr Gellert ab und war bei der Unterredung zugegen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; Gellert meistens deutsch und nur im Nothfall französisch. Nach einigen einleitenden Fragen sagte der König: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?" Der Major äußerte darauf: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen Lafontaine nennen."

K. Das ist viel; hat Er den Lafontaine gelesen?

G. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original, aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.

K. Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

G. Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

K. Nein, das kann ich nicht sagen.

G. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

K. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtsschreiber?

G. Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

K. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

G. Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der

Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

K. Hat's der Mann verstanden?

G. Die Welt glaubt's.

K. Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? den sollte man übersetzen.

G. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

K. „Da hat Er Recht. (Er tadelte laut des Gellertschen Berichts die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache und fragte dann: „Warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?")

G. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

K. Sachsen hat ja zween Auguste gehabt.

G. Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht.

K. Will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

G. Nicht eben das. Ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermuntere. —

K. Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

G. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

K. Er sollte reisen.

G. Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. — — Wir hoffen ruhigere Zeiten.

K. So gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sind's böse Zeiten?

G. Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Friede.

K. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei wider Einen.

G. Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden. — — — —

K. Was meint Er, welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

G. Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

K. Aber Virgil ist viel polirter.

G. Wir sind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt.

K. Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten sein.

G. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur dann, wenn ich wegen Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

K. So? Hat Er denn auch wider den stilum curiae geschrieben?

G. Ach ja, Ihro Majestät.

K. Und warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

G. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern kann, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

K. Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?

G. Ich zweifle, mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.

K. Besinn Er sich doch, Herr Professor, ich will etliche Male in der Stube auf und niedergehen. — Nun, hat Er eine?

G. Ja, Ihro Majestät, den Maler. „Ein kluger Maler in Athen u. s. w."

K. Und die Moral?

G. „Wenn deine Schrift u. s. w."

K. Das ist recht schön, kurz und leicht; das habe ich nicht gedacht. Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen; das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch gebracht; den habe ich weggeworfen.

G. Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

K. Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und seine Fabeln mitbringen und mir etwas Neues vorlesen.

G. Ich weiß nicht, ob ich gut lese. Ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

K. Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm' Er bald wieder.

Als er weggegangen war, äußerte der König: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched." Am andern Tage sagte er bei Tafel, als auch der englische Gesandte, dem er diese Audienz vornehmlich zu verdanken haben mochte, zugegen war: „C'est le plus raisonable de tous les savants allemands." Der König ließ ihn jedoch nicht wieder rufen und, setzt Gellert in seinem Briefe an Rabener hinzu,

„ich habe an Sirach's Worte gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen".

Ein anderes Zeichen von Gellert's Bedeutsamkeit für den damaligen Zustand der deutschen Literatur sind die Stimmen aus Oestreich, wohin bisher nur selten ein Strahl der protestantisch=norddeutschen Bildung fiel. Seine geistlichen Lieder fanden dorthin ihren Weg, und katholische Geistliche bemühten sich ihn für ihre Kirche zu gewinnen. Der kaiserliche Gesandte zu Nürnberg, Freiherr von Widmann, schrieb an ihn in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken (Februar 1761), „er habe, seitdem er 1759 eine seiner moralischen Vorlesungen angehört, vielmal die akademische Jugend zu Leipzig um das Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen angenehmer als lehrreicher Vortrag jeden, so zu denken und den Werth der Tugend zu schätzen weiß, verleiten muß, sich die Schuljahre, welche man sonsten nicht geschwind genug übersteigen kann, wiederumben zurückzuwünschen. „Alle Staatsmänner" — fährt er in der bedeutungsvollen Stelle fort, — „sollten sich glücklich achten, wann Sie jenes thun könnten, was ich im Jahre 1759 gethan habe; und die Staatskunst müßte noch um so viel edler werden, wann sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebaut würde; ja, sodann würde das pöbelhafte Vorurtheil, daß jene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht besieget werden." Nicht minder ist bezeichnend für Gellert's Stellung zur Nation, daß ihn eben dieser, ein östreichischer Minister, bittet, diesen Brief nach seiner Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen aufs strengste zu beurtheilen und ihm über die hin und wieder mit eingeschlichenen austriacismos sein aufrichtiges Urtheil zukommen zu lassen, worin er einen Beweis seiner Freundschaft

mit Dank anerkennen werde. Gellert ertheilte ihm die feine Antwort: „Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein östreichischer Minister so schön und richtig deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben.“

Durch diese Beziehungen Gellert's werden uns auch die Huldigungen erklärlich, mit denen ihm hochgestellte Staatsmänner und Generale entgegenkamen, als er in den Jahren 1763 und 1764 in den Bädern von Carlsbad gegen seine hypochondrischen Leiden Hülfe suchte, aber sie eben so wenig fand, wie bei einem Besuche zehn Jahre vorher. Man drängte sich an ihn, um ihn zu sehen, ihn kennen zu lernen, sein lehrreiches Gespräch zu genießen und seinen Rath zu erfahren; er galt als die Celebrität des Jahrhunderts. Der Geheimrath Wechmar aus Anspach sagte beim Abschiede, daß es ihm lieber wäre, Gellert kennen gelernt zu haben, als den größten Monarchen. General Laudon, der größte unter den Gegnern des großen Königs, unterhielt sich am liebsten mit dem milden, ernsten Leipziger Professor und behandelte ihn mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit, nicht minder der östreichische Minister von Uhlefeld und sein Schwiegersohn der Graf Thun. „Ich werde das alles,“ äußerte dieser, „meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel Ansehen geben.“ Der alte General Ziethen, mit dem er beide Male die Badesaison zubrachte, schloß ihn brüderlich in seine Arme. Graf Harrach, Präsident des Reichshofraths, verabschiedete sich von ihm, indem er ihn umarmte, mit den Worten: „Leben Sie lange wohl, lieber Mann, und seien Sie stets mein Freund. Ich habe Sie wegen Ihrer Schriften sehr hoch geschätzet, aber ich schätze Sie wegen Ihres Charakters und Ihrer Sitten

noch weit höher." Eine gleiche Verehrung genoß Gellert von den Frauen der höchsten Stände. Ungeachtet seiner schlichten Haltung bewies Gellert in all diesen Verhältnissen, daß er sich durch scharfe Beobachtung der Welt auch einen feinen Takt des Umgangs angeeignet hatte und vor Allem die Höflichkeit besaß, die aus dem Herzen kommt; so erschien er zugleich liebenswürdig und selbstbewußt, ohne jemals unbescheiden oder zudringlich zu sein. Vornehmlich zeichneten ihn die Gräfinnen Uhlefeld, Trautmannsdorf und Harrach auf das verbindlichste aus und bewiesen ihm ein herzliches Vertrauen. „Die Damen," schreibt Gellert, „erweisen mir fast durchgängig mehr Vertrauen und Achtung, als die Mannspersonen, und ich verstehe die Ursache nicht. Vielleicht bin ich gegen die ersten ohne mein Wissen freundlicher und gesprächiger, als gegen die andern. Die meisten Menschen haben mich für einen angenehmen Gesellschafter gehalten, und warum? weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich sie achtsam angehört, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und selten von mir und meinen Schriften gesprochen habe." — Als die Gräfin Trautmannsdorf abreiste, ging Gellert voraus an die Prager Straße. Sobald ihn ihre Leute auf der Kutsche gewahr wurden, riefen sie: Halt, dort steht der Herr Professor. Er küßte der Gräfin noch die Hand. „O das ist zu viel Freude, zu viel Ehre für mich," sagte die Gräfin; „leben Sie wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin!" — Nach der letzten Carlsbader Cur verweilte Gellert noch einige Zeit in Bonau, auf der Reise wie auch dort von seinen Leiden schwer heimgesucht. „So demüthigt mich Gott," schreibt er an seine Freundin, Demoiselle Lucius in Dresden, „damit der eingesogene Beifall von Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Ver-

trauen zu mir aufblähe, und damit, wenn Andere nichts als Gutes an mir bemerken, ich desto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die sie nicht wissen und nicht wissen können. Der Beifall der Menschen ist, wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken sollen, aber leicht überlassen wir ihm unser Herz zum abgöttischen Altare."

Als nach dem Kriege der Hof wieder von Warschau nach Dresden zurückkehrte (Ende März 1763), widerfuhren ihm auch von der churfürstlichen Familie viele Auszeichnungen. Die Unterredung, welche Gellert im August 1763 mit der Prinzessin Christine hatte, läßt uns erkennen, in welchem Maße selbst in den französisch gebildeten Hofkreisen — die Prinzessin gesteht ihm, in achtzehn Monaten kein Deutsch gesprochen zu haben — seine Schriften gelesen und anerkannt wurden. Sie kannte alle seine Schriften und sprach mit offenster Herzlichkeit über seinen Werth und sein Verdienst. Am 5. October 1763 starb der König und Kurfürst August III., dessen schlechte Verwaltung dem Lande eben so tiefe Wunden geschlagen hatte, wie die verkehrte Politik während des siebenjährigen Krieges. Nach der kurzen, die schönsten Hoffnungen erweckenden Regierung des trefflichen Friedrich Christian folgte Friedrich August, anfangs unter Vormundschaft seines Oheims Xaver. Der junge Fürst, dessen Mutter schon Gellerten viele Beweise ihrer Hochschätzung gegeben hatte, behandelte ihn mit besonderer Auszeichnung. Bei seinen mehrmaligen Besuchen in Leipzig in der Zeit von 1765 bis 1769 ließ er sich und seinem Hofgefolge von Gellert einige wissenschaftliche Vorträge halten. Einige waren seinen moralischen Vorlesungen entnommen; als einzelne dadurch veranlaßte Vorträge besitzen wir die Abhandlung „von der

Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral" (1765 auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig vorgetragen) und die 1767 gehaltene Vorlesung „von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Beredsamkeit." Bei dem letzten Besuche hatte Gellert so sehr gefallen, daß der Kurfürst von ihm eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen verlangte, um sich, wie er sagte, daraus zu belehren. Der Kurfürst schenkte ihm mit eigener Hand und unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken sein Portrait und eine Schreibtafel. Das Gedicht, in welchem Gellert seinen Dank für diese Gnade aussprach — es fand sich nach seinem Tode unter seinen Papieren — ist wohl das letzte, das aus seiner Feder geflossen ist.

Zu der Herausgabe seiner Vorlesungen ließ er sich bei seinen Lebzeiten, so oft auch der Wunsch ausgesprochen war, nicht bewegen, schon aus dem Grunde nicht, weil der Abdruck ihn genöthigt hätte, seine Moralvorträge an der Universität aufzugeben. Doch suchte er sie noch kurz vor seinem Tode zu verbessern und übertrug in seinem letzten Willen das Geschäft der Herausgabe seinen Freunden Adolf Schlegel und Heyer. 1768 bereitete er eine Gesammtausgabe seiner Werke vor, gerieth aber durch das Redactionsgeschäft in eine so fieberhafte Aufregung, daß der Arzt in ihn dringen mußte, die weitere Besorgung Andern zu überlassen.

Seine Gesundheit war indeß immer schwächer geworden; er war mit dem Gedanken an die Nähe des Todes vertraut. Der Kurfürst theilte die allgemeine Besorgniß und ließ, damit es dem Leidenden nicht an Bewegung fehlen möge, für ihn ein sicheres, sanftes Pferd aus seinem Stalle sammt Zaum und Sattel nach Leipzig führen, eine

Gunst, über die, so leicht es auch einem Fürsten war sie zu gewähren, Gellert eine kindliche, rührende Freude empfand. Und will man noch Beweise von der ungemeinen Verehrung, die Gellert genoß, so sind es gewiß die Aeußerungen der Theilnahme, die man weit und breit für dies Geschenk bewies, die ganze „Geschichte vom kurfürstlichen Pferde," wie es unter den Verwunderungen der Leute nach Leipzig gebracht wird, wie man in Leipzig demselben nachläuft, „wie sich der Mann, der es füttert, ein Capital von den Trinkgeldern sammelt, die er täglich erhält, wenn er das Pferd, wenn er Sattel und Zeug, den Zaum von Golde und die Hufeisen von Silber, woraus sie die Erzählung gemacht hat, vorzeigt". Correspondenten wurden mit Fragen bestürmt, um zu berichten, wie das Pferd aussehe und wie es sich geberde. Dankbar gedenkt Gellert dieses Huldbeweises seines Fürsten in dem Dedicationsschreiben, mit dem er 1769 den ersten Band seiner „sämmtlichen Schriften" diesem zueignete. Auch bei der letzten Zusammenkunft mit dem Kurfürsten zur Zeit der Herbstmesse erhielt er von ihm die freundlichsten Aeußerungen der Liebe und Theilnahme. In demselben Jahre, dem letzten seines Lebens, machte Gellert eine Reise nach Meißen und Haynichen, den geliebten Stätten seiner Jugenderinnerungen. Er fühlte, daß er sie nicht wiedersehen werde. „Ich habe," schreibt er am 22. Mai, „von meiner Vaterstadt mit Gebet und Thränen Abschied genommen, auch mit besonderer Erinnerung an gewisse Jahre meiner Jugend. Gott segne sie und die Meinigen, und erbarme sich meiner!"

Nachdem er schon seit längerer Zeit nur durch ärztliche Mittel die Verrichtungen der Organe in ihrem natürlichen Gange erhalten hatte, stellte sich in den ersten Decembertagen eine völlige Stockung derselben ein, welche aller medi-

cinischen Kunst trotzte. Wie nachmals die Section der Leiche erwies, war der Zustand seines Organismus von solcher Art, daß keine menschliche Hülfe seine Lebensdauer länger zu fristen vermochte. Er hatte die Gewißheit, daß sein Tod nahe sei, und sah ihm mit der freudigen Zuversicht eines gläubigen Christen entgegen, stets durch den Trost der Religion unter den Schmerzen, die seiner Auflösung vorangingen, sich stärkend. Vier Tage vor seinem Tode traf er mit Fassung seine letzten Anordnungen; dann erhob er sich ungeachtet seiner schon großen Entkräftung auf seinem Krankenlager, entblößte sein zum Theil schon graues Haupt und sprach ein feuriges Gebet, indem er sich bemühte, alle die besonderen Wohlthaten, die er in seinem Leben genossen hatte, in sein Gedächtniß zurückzurufen; in seine Bitten um die göttliche Gnade schloß er die Namen seiner Freunde und vieler geliebter Schüler, so wie die Regierung seines Landes ein. Mehrmals erbat er sich die Stärkung des heiligen Sacraments; die religiösen Empfindungen überwogen seine körperlichen Schmerzen so sehr, daß er niemals klagte, sondern nur seine Freunde ersuchte für ihn zu beten. „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren — Barmherzigkeit widerfahren!" hörte man ihn einmal mit sichtbarer Freudigkeit ausrufen; „dies ist auch mein Glaubensbekenntniß, auf das ich jetzt lebe und sterbe," — und dann erging er sich im lauten Lobe dieser göttlichen Barmherzigkeit. Unter den empfindlichsten Schmerzen, welche die Entzündung der innern Organe begleiteten, beschäftigten sich seine Gedanken mit den Leiden des Erlösers, der um seiner Begnadigung willen weit mehr erduldet habe.

Sobald der Kurfürst von Gellert's Krankheit erfuhr, sandte er einen seiner geschicktesten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig. Obwohl dieser keine Hülfe bringen konnte, so

war ihm doch die zarte Aufmerksamkeit eine Erquickung; die Versicherung, die ihm Demiani noch insbesondere von der Theilnahme des Kurfürsten und der Bekümmerniß des Hofes gab, rührte ihn zu dankbaren Thränen.

In der Nacht endlich des 13. Decembers glaubte er die Annäherung des Todes zu fühlen und wünschte von seinen Freunden zu erfahren, wie lange noch der letzte Kampf des Lebens dauern werde. Auf die Antwort: „Vielleicht noch eine Stunde!“ erhob er seine Hände unter den Worten: „Nun, Gottlob, nur noch Eine Stunde!“ Dann wendete er sich mit Heiterkeit im Antlitz auf die Seite, betete in der Stille unter der Einsegnung seines Beichtvaters und unter dem Gebete seiner am Krankenlager stehenden Freunde und entschlummerte in der Stunde der Mitternacht.

Die Nachricht von Gellert's Tode erregte nahe und fern eine unbeschreibliche Betrübniß. Die Nation hatte ihren Liebling, Tausende den Lehrer ihrer Jugend, Viele den Freund und theilnehmenden Rathgeber verloren. Es war nicht der Dichter, dessen Verlust man beweinte, sondern man blickte auf den frommen, dem höchsten Tugendideal entsprechenden Charakter, den die an seinem Grabe trauernde Liebe zu himmlischer Reinheit und Vollendung über die Schranken des Menschlichen hinaus erhob. Die Trauergedichte, die zu den überschwänglichsten Lobreden wurden, häuften sich so sehr, daß man deren einen ganzen Band hat sammeln können. Man wallfahrtete zu seinem Grabe, wie zu dem eines Heiligen, so daß der Magistrat von Leipzig zuletzt sich veranlaßt sah, dagegen ein Verbot zu erlassen. In Bildnissen und Denkmälern wurden seine Züge der Nachwelt aufbewahrt. Gellert war — nach Cramer's Worten — von einer mittleren Leibesgröße, und wenn er sein immer sinkendes Haupt empor trug, mehr

lang als kurz, ansehnlich von Gestalt, aber sehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freie Stirn, sehr beseelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogene Nase und einen wohlgebildeten Mund. Mit wenig treffenden Worten hat Klamer Schmidt dies Bild lebenvoll hingezeichnet:

Dies sind die abgehärmten Wangen,
Auf welchen nie ein Morgenroth
Von leidenschaftlichem Verlangen
Und froher Thorheit aufgegangen;
Dies ist die Miene, die den Tod
Als einen lieben Gast empfangen.
Sein hohles Geisterauge liegt
Tief in dem warnenden Gesichte,
Erzählt des Herzens rührende Geschichte,
Spricht Engeltoleranz und rügt
Die Laster mehr durch eine weiche Zähre,
Als Rab'ner oder Swift durch feingedrehten Spott.

---

2. Rabener.

Wie Gellert und Rabener im Leben durch das innigste Freundschaftsband vereinigt waren, so stellt sie auch die Geschichte der Literatur wegen der Aehnlichkeit ihres schriftstellerischen Charakters und ihrer ganzen literarischen Wirksamkeit zu einander. Ohne durch geniale poetische Anlagen zu einer tiefgreifenden Umgestaltung der vaterländischen Literatur berufen zu sein, erwarben sie sich durch die gewandte Beherrschung des von ihnen erwählten beschränkteren Gebietes der literarischen Thätigkeit, durch das Anschließen an die in den mittleren Ständen verbreitete Bildung und die daraus hervorgehende Popularität ihrer Schriften, endlich durch die Liebenswürdigkeit ihres persönlichen Charakters einen so ausgedehnten Kreis von

Lesern, daß sie als die Mittelpuncte einer ganzen Bildungsepoche erscheinen.

Die Verhältnisse und die Umgebung ihrer Jugend war bei beiden fast gleich. Ihr äußeres Leben bietet uns wenig mehr, als die einfachen Erlebnisse des Gelehrten und Beamten. Weder eine tiefempfundene Jugendliebe, durch welche der ruhige Strom des Daseins einmal wenigstens zu einer lebhafteren Wellenbewegung gehoben zu werden pflegt, noch ein glückliches häusliches Verhältniß späterer Jahre giebt uns zur Schilderung beider Männer lebhaftere Farben an die Hand.

Gottlieb Wilhelm Rabener war am 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig auf dem dortigen Rittergute, das im Besitze seines Vaters war, geboren. Sein Vater, der zugleich Anwalt im Leipziger Obergerichte war, bestimmte ihn zu den gelehrten Studien und schickte ihn, nachdem er durch den Privatunterricht von Hauslehrern vorbereitet war, im Jahre 1728 auf die Landesschule zu Meißen, wo er an Grabener, nachmaligem Rector von Schulpforte, an Gärtner und Gellert sich am engsten anschloß. 1734 kam er auf die Universität Leipzig, wo er neben den juristischen Studien sich auch eifrig mit den „schönen Wissenschaften" beschäftigte. In demselben Jahre 1737, in welchem er eine juristische Dissertation über die Milderung der Strafe des Diebstahls vertheidigte, verfaßte er auch sein Gedicht, welches sein einziger Versuch in Reimen geblieben ist: „Beweis, daß die Reime in der deutschen Poesie unentbehrlich sind", eine satirische Schilderung der herkömmlichen Reimgedichte.

Er widmete sich mit besonderem Fleiße dem Steuerwesen, und da er viel Gewandtheit in Geschäftssachen, einen raschen Ueberblick besaß, so erwarb er sich bald ein solches

Vertrauen, daß er schon im Jahre 1741 zum Steuerrevisor des Leipziger Kreises ernannt ward. Dies Amt hatte zwar mancherlei Beschwerden und Unannehmlichkeiten, indem ihm dabei vornehmlich oblag, das Eigenthum abzuschätzen und die Steuern nach dem Verhältniß des Eigenthums und der Gewerbe zu vertheilen. Die seinem Charakter eigenthümliche Milde und Herzensgüte kam bei diesem „menschenfeindlichen Berufe", wie er ihn wohl halb im Ernste nannte, oftmals ins Gedränge. „Das Amt eines Steuerrevisors", bemerkt er einmal zu einer Stelle eines Briefes, wo er jenen Ausdruck gebraucht hatte, „ist für einen Menschenfreund sehr traurig, da man bei den aufgetragenen Commissionen gemeiniglich nur die drückende Noth der erschöpften Unterthanen sieht, ohne ihnen abhelfen zu können, ja wohl oftmals gar Amtswegen gezwungen ist, diese Noth zu verdoppeln". Wie er trotzdem sich durch seine Menschenfreundlichkeit Liebe erwarb, so erlangte er zugleich den Ruf großer Thätigkeit und Geschäftskenntniß. Die Gesetze der Steuerverwaltung wie der Landesverfassung überhaupt arbeitete er mit dem größten Fleiße durch, sammelte die Verordnungen früherer Jahrhunderte aus Landtagsacten und Rescripten und versah sie mit juristischen Nachweisen. Schon als Steuerrevisor schrieb er einen Band, von ihm scherzweise der Steuerkatechismus genannt, der die Gesetze der Steuerverfassung enthielt. Nachmals stellte er in fünf, mit eigener Hand geschriebenen Foliobänden die Gesetze und Verordnungen zusammen, welche sich auf die Landesverfassung bezogen. „Seine Geschicklichkeit", sagt sein Biograph Weiße, „zog ihm beständig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog sie mit der äußersten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die sie gegangen, noch verworrener gewor-

den, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er brachte sie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht selten Aufträge, die besondere Vorsichtigkeit erforderten, und er hatte es seiner Klugheit und Rechtschaffenheit, die er keinen Absichten und Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß selbst diejenigen Personen, wider welche seine Entscheidung ausfiel, mit ihm zufrieden waren". Sein heiterer Sinn half ihm über Unannehmlichkeiten leicht hinweg. Seine satirischen Schriften betrachtete er als eine Erholung; sie entstanden größtentheils auf seinen häufigen Geschäftsreisen, und gerade diese Berührung mit Leuten verschiedenen Standes gab ihm größere Menschenkenntniß und mehr geistige Beweglichkeit, als es auf dem Studirzimmer des Gelehrten möglich gewesen wäre.

Heiterkeit und Witz waren bei Rabener eine Naturgabe. Seine geistvolle Unterhaltung zog Viele in seine Nähe; der öffentliche Tisch, an welchem er in Leipzig speiste, ward um seinetwillen als ein Ort der Erheiterung angesehen und gesucht; allein es war ihm unleidlich für einen Lustigmacher zu gelten; er war schweigsam, wenn er wußte, daß man ihn bloß wegen seines witzigen Gesprächs in Gesellschaften geladen hatte, so daß zuletzt kein Reicher wagte ihn anders als aus Freundschaft an seine Tafel zu ziehen. Ganz offen ergoß sich seine heitere Laune nur im Kreise vertrauter Freunde, und diese wählte er nicht in der Region des Glanzes und der weltmännischen Eleganz, sondern es zog ihn mehr zu den ernsten, zuverlässigen Charakteren hin. Gellert, Adolf Schlegel, Cramer, Giseke, kurz jener Kreis, den Klopstock's Wingolf so treffend charakterisirt hat, waren seine Vertrautesten und blieben auch nach der Trennung mit ihm in brieflichem Verkehr. Die uns erhaltenen Briefe lassen erkennen, wie warm Rabener für Freundschaft fühlte

und von seinen Freunden eben so wiedergeliebt ward. Der an Giseke kurz nach dessen Abschied von Leipzig geschriebene Brief ist ein Seitenstück zu Klopstock's unter gleichen Empfindungen des Trennungsschmerzes gedichteten elegischen Ode und eines der vielen Zeugnisse von der innigen Liebe, die jenen poetischen Jünglingsbund vereinigt hatte.

In den Zeitraum von 1740 bis 50 fällt vornehmlich Rabener's productive Thätigkeit. Den Vers, den er in seiner ersten Satire mit geringem Glück versucht hatte, gab er auf und schrieb seine satirischen Sittengemälde in Prosa. Sie erschienen 1741 in den Schwabe'schen Belustigungen, dann in den Bremer Beiträgen und deren Fortsetzung, den vermischten Schriften zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. 1751 begann er sie zu sammeln. Sie wurden bei Rabener's Lebzeiten sehr geschätzt und machten Rabener zu einem der populärsten und gelesensten Schriftsteller der damaligen Generation.

Rabener's Satiren sind nicht als humoristische Lebensbilder aus einer lebhaften Phantasie und einer poetischen Weltanschauung hervorgegangen; sie schildern nicht die menschlichen Schwächen und Thorheiten in bedeutenden Lebensverhältnissen, noch haben sie die scharfe Charakteristik des Lächerlichen, wie wir sie z. B. bei seinem nächsten Vorgänger Liscov finden. Allein, war es unter den damaligen öffentlichen Zuständen für einen hellblickenden Geist schwer, die Satire zu unterlassen, so war es zugleich schwer, sie zu schreiben, ohne sich dem Geschrei der Menge auszusetzen. Wie mußte nicht Liscov, weil er einen erbärmlichen Autor in seiner Lächerlichkeit gezeigt hatte, das Recht der Satire verfechten! und doch hatte er nicht das allgemeine Verdammungsurtheil von dem Satiriker abwenden können. Rabener hat seine ungleich zahmeren Satiren gleichfalls mit aus-

führlichen Schutzreden begleitet, aus denen von vornherein ersichtlich wird, auf welch ein kleines Gebiet er seine Satire beschränkte. „Wer den Namen eines Satirenschreibers verdienen will," heißt es in seinem Vorberichte von Mißbrauch der Satire, „dessen Herz muß redlich sein. Er muß die Tugend, die er Andre lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürsten und das Ansehn der Obern das Heiligste sein. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebt seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch und verabscheut den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält und einen andern zwingt, daß er aufhöre lächerlich und lasterhaft sein. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will." Diesem Bilde stellt er das der muthwilligen Satiriker gegenüber: „Sie spähen die Fehler des Andern aus, nicht ihn zu bessern, sondern ihn lächerlich zu machen. Sie sind froh, daß es Fehler giebt, sonst könnten sie nicht witzig sein." Er tadelt daher die, welche alle Stände geißeln und die Aufführung der Obern verhaßt und lächerlich machen wollen; dies sei ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen lasse. Eben so sehr weist er die Angriffe auf Lehrer der Jugend und Geistliche von sich und ist stolz darauf, in

seinen satirischen Schriften Alles mit Sorgfalt vermieden zu haben, was einigen Leichtsinn gegen die Religion verrathen könnte. Er rechnet es sich zu ganz besonderm Vorzuge an, seine Satiren ganz allgemein gehalten zu haben. So kleinlich dachte man in Rabener's Umgebung, daß man zu seinen Satiren wie zu Gellert's Lustspielen die Originale in Leipzig nachwies, und ihm wie seinem Verleger Briefe zugeschickt wurden, in denen die Personen angegeben waren, welche er gemeint haben sollte. „Sie können es sicher glauben," sagt Rabener, „ich meine niemanden, als diejenigen, welche wissen, wen ich gemeint habe." Diese Selbstcharakteristik macht es begreiflich, daß eine solche Satire farblos und matt werden mußte. Die Figuren in den Rabenerschen Satiren gehören sämmtlich zu der niedern Classe der Lächerlichen, kriechende Gratulanten, armselige bettelnde Poeten, gelehrte Pedanten, alte heirathslustige Jungfern und Wittwen, ungebildete adelsstolze Dorfjunker. Da diese, wenigstens in den damaligen Formen, aus dem Leben größtentheils verschwunden sind, so haben jene Schilderungen ihren Reiz für die Nachwelt fast ganz eingebüßt; auch die Breite und Kraftlosigkeit des Stils, dessen leichten Fluß man zu jener Zeit zu rühmen Grund hatte, vermag den Leser jetzt nicht mehr zu fesseln. Am anziehendsten sind noch seine Abhandlungen über Sprichwörter, weit mehr als die früher sehr gepriesenen „satirischen Briefe," die sich in den kleinlichsten Dorfverhältnissen bewegen.

Mit den Abhandlungen über Sprichwörter und dem Märchen vom ersten April beschloß Rabener seine schriftstellerische Laufbahn. Er war 1753 als Steuersecretär nach Dresden versetzt worden und fürchtete, in diesem Amte und in den Umgebungen des Hofes als Satiriker Anstoß zu erregen. „Die Thoren aus den Palästen",

schreibt er an Weiße, „und den Antichambern sind mir zu gefährlich, und (im Vertrauen!) sie sind nicht die kleinsten". Er machte seinen festen Entschluß zu allgemeinem Bedauern der Lesewelt, deren Liebling er damals wie Gellert war, in der Vorrede zum letzten Bande seiner satirischen Schriften bekannt: „Ein ernsthafteres Alter, Geschäfte, die täglich gehäuft werden, der Verlust der besten Freunde, eine argwöhnische Vorsicht, die meinem itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie mir vor drei Jahren war, Leser, die noch immer gewohnt sind zu lachen, so lange sie über Andre lachen, und welche unversöhnlich wären, sobald sie glauben, ihr eignes Gesichte im Spiegel zu sehen, der geschwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug sind, Schlüssel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind, die tückische Bosheit dererjenigen, welche sich getroffen finden und schweigen, und welche doch hämisch im Namen dererjenigen seufzen, die gewiß nicht gemeint und gewiß nicht getroffen sind, die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser schreibt, die Originale zuerst suchet, eine Unbilligkeit, die mir bei meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich sein muß: alles dieses sind Ursachen, welche mir meinen Vorsatz ernstlich machen". Ungeachtet dieses Vorsatzes setzte er doch in seinen Erholungsstunden seine satirischen Schriften fort; die Herausgabe sollte erst nach seinem Tode erfolgen. Seine Freunde rühmen die „Entzückungen oder Gesichte," in denen eine sehr kühne Satire geherrscht haben soll. Auch ein Lustspiel „der Freigeist" ward von ihm entworfen und bis zum vierten Acte ausgearbeitet; dem Entwurf nach würde es ein Seitenstück zu den Gellertschen Lustspielen geworden sein.

Der siebenjährige Krieg brachte für ihn unruhige und

sorgenvolle Jahre. Seine bisherigen Amtsgeschäfte ruhten, und er erlitt an seinem Einkommen große Einbuße. Indeß ehrten die Preußen auch in ihm den berühmten Schriftsteller; er wurde von vielen preußischen Offizieren und Beamten aufgesucht und fand bei ihnen viel Geschmack und Belesenheit. Den Prinzen Heinrich sah er mehrmals und nahm sich „als ein deutscher Patriot" gegen ihn der verachteten Nationalliteratur an. Friedrich der Große wünschte ihn (1757) ebenfalls zu sprechen und willigte in Rabener's Wunsch, daß die Unterredung in deutscher Sprache geführt werden solle; jedoch da der König schnell wieder von Dresden aufbrach, so fand die Audienz, bei der Rabener die deutsche Muse kräftig zu vertreten hoffte, nicht statt.

Hatten ihn schon die Kriegsunruhen 1759 zu einer Flucht aus Dresden genöthigt, so traf ihn das härteste Unglück bei dem Bombardement im Jahre 1760. Ein Brief an seinen Freund, den Cabinetssecretär Ferber in Warschau, schildert ausführlich, wie angstvolle Tage er ausgestanden, wie sein Haus in seiner Abwesenheit eingeäschert ward, und seine ganze Habe und seine Papiere ein Raub der Flammen wurden. „Die witzigen Manuscripte", heißt es darin, „welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beinahe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann". Obgleich dieser Brief, welcher gleich darauf in vielen Abschriften verbreitet und wider Rabener's Willen gedruckt ward, dem Charakter seines Verfassers das herrlichste Zeugniß redet, der mitten im Unglück sich die heiterste Ergebung und Gelassenheit bewahrte, so ward dennoch diese scherzhafte Schilderung, die mehr als alle seine Satiren sich auf die Höhe des ech-

ten Humors erhebt, von den Zeitgenossen, die keinen Spaß verstanden, sehr übel gedeutet, als habe Rabener kein Mitgefühl für die Leiden Anderer gehabt, da er sogar darüber habe scherzen können. Rabener hielt eine öffentliche Rechtfertigung für nöthig, und noch sein Biograph Weiße sucht des Breiteren darzuthun, daß man im Unglück lustig sein könne, ohne darum ein hartes Herz zu haben. Dieser Umstand mag auch Rabener entschuldigen, wenn er, um nicht die Ruhe seines Lebens aufs Spiel zu setzen, als Satiriker behutsam und bedächtig verfuhr.

Der Friede und der bald darauf erfolgende Regierungswechsel führte für Rabener eine glückliche Veränderung seiner Lage herbei. „Sie würden", schreibt er an einen Freund, „Dresden kaum mehr kennen; so aufgeheitert, so freudig, so hoffnungsvoll sind wir bei unsrer neuen Herrschaft, die wir als Vater und Mutter lieben. Wie leicht ist es doch einem Fürsten, von seinen Unterthanen geliebt zu werden"! Rabener ward zum Steuerrath ernannt. Die Art, wie er sich darüber gegen seinen Freund Weiße ausspricht, ist ein Zeugniß seiner edlen, uneigennützigen Denkungsart. „Man ließ mir verschiedene Vorschläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang, und bei dem einen Vorschlage mit weniger Arbeit eine ansehnliche Verbesserung haben konnte. Ich habe sie alle unterthänigst verbeten und geäußert, daß ich die Arbeit nicht scheue, mehr Besoldung nicht nöthig habe, keinen höhern Rang verlange und, so lange ich lebte, bei der Steuer zu bleiben wünschte, wo ich meine Arbeit schon kenne und meiner Vorgesetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundschaft habe".

Zu einer Wiederaufnahme seiner schriftstellerischen Arbeiten ließ er sich nicht bewegen. „Sein Spott", äußerte

er, würde jetzt nicht mehr lachend, sondern bitter sein, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen, und endlich, setzte er scherzend hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht habe, nicht verderben. Alles, wozu er sich auf Weiße's Bitten verstand, war eine Sammlung von Briefen zusammenzustellen, die nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden sollten, womit er im Voraus Weiße beauftragte. Wenn wir die unbedeutenden Brieftändeleien mit einigen Frauenzimmern ausnehmen, so sind diese Briefe ein schätzbares Denkmal der trefflichen Eigenschaften seines Charakters.

Nur wenige Jahre war ihm noch vergönnt in voller Gesundheit und Kraft des Geistes zu verleben. Im Jahre 1767 bekam er den ersten Schlaganfall. „Der erste Schritt zum Grabe," schreibt er an Weiße, „wäre also gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu Allem bereit." Mit dieser gefaßten Stimmung, die noch manchmal mit dem Gedanken an den Tod scherzen konnte, sah er ihm entgegen. Ein Aufenthalt in Carlsbad brachte ihm keine Stärkung. Nach einem zweiten Schlaganfall im März 1769 erholte er sich nicht wieder, auch seine Munterkeit nahm ab; doch war es ihm eine Erquickung, zur Meßzeit seine Leipziger Freunde zu besuchen. „Ich sah ihn," berichtet Weiße, „noch ein Paar Messen, aber ich erkannte nur schwach meinen ehemaligen gesellschaftlichen, lustigen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Gesellschaft mitbrachte. . . . Er kam zu seinen Freunden mehr, um bei ihnen auszuruhen, als sich bei ihnen zu vergnügen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber sie waren seltener, und er

wiederholte oft die alten. Seine Amtsarbeit wurde ihm beschwerlich, und er brauchte Gehülfen, mit einem Worte, sein Geist schien in dem Streite mit seinem Körper, den er so lange ausgehalten hatte, endlich unterzuliegen.“ In der Ostermesse 1770 sahen ihn seine Leipziger Freunde zum letztenmal. „Sein Abschied war wehmüthig, nicht weil er glaubte, daß es der letzte sein würde, sondern weil er sich genöthiget sah, ihn auf ein ganzes Jahr zu nehmen, da er inskünftige nur alle Ostermessen hieherkommen wollte.“ Nach einem leidlichen Winter erfüllte ihn die Hoffnung auf die bevorstehende Ostermesse mit Freuden; allein sein körperlicher Zustand ward im März immer bedenklicher; zu den Schwindelanfällen traten Fieber hinzu; der Arzt sah einen nahen Schlag vorher. Am Morgen des 22. März 1771 machte ein plötzlicher Tod, wie er ihn sich gewünscht hatte, seinem Leben ein Ende. Allgemeine Liebe folgte ihm ins Grab.

---

3. Die Brüder Schlegel.

„Blühe du Geschlecht der Schlegel,“ — schrieb Gellert im Vollgefühl freundschaftlicher Anerkennung, die zu einer prophetischen Ahnung ward — „und nie fehle es dir an Männern, welche die Menschen weise und glücklich machen, wie an Beförderern des Geschmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtschaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters ruhe immer auf seinen Nachkommen, wie er so sichtbar auf seinen Söhnen ruht!“ Der Vater und Großvater dieses in der Geschichte unserer Literatur unsterblich gewordenen Geschlechts war der Appellationsrath und Stiftssyndicus Johann Friedrich Schlegel zu Meißen.

Elias Schlegel.

Johann Elias Schlegel, der älteste der drei Söhne,

welche sich durch ihre literarische Thätigkeit einen Namen erworben haben — ein älterer Bruder widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit und ward ein geachteter Geschäftsmann — war am 28. Januar 1718 zu Meißen geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer im Hause des Vaters, der sich auch selbst mit der Bildung seiner Kinder sorgfältig beschäftigte und als ein vielseitig gebildeter Gelehrter, der auch mit der Poesie vertraut war, ihnen noch in späteren Jahren ein einsichtsvoller Rathgeber blieb. Durch Hanke's und Neukirch's Gedichte ward des Knaben Talent für die Poesie zuerst angeregt, so daß er schon im zwölften Jahre seine Versübungen begann. Seine frühe Neigung zum Drama bildete sich zuerst durch die Lectüre des Plautus aus, durch den er sich bei seiner damals noch geringen Kenntniß des Lateinischen mit großer Anstrengung hindurcharbeitete. Mit seinem funfzehnten Jahre wurde er der strengen Zucht der Schulpforte übergeben, wo er wegen seiner vorgerückten Kenntnisse gleich in eine der höhern Abtheilungen der Schule vorrückte, so daß er von den sechs gesetzlichen Jahren vier in der obersten Classe zubrachte. Da seine Kenntnisse seinen Jahren vorausgeeilt waren, so hatte er dadurch Gelegenheit, in die classischen Studien gründlich einzudringen. Für deutsche Dichtkunst schon vorgebildet, wurde er durch das Vorbild der Alten zur Nachahmung in deutscher Form angetrieben. Er übersetzte metrisch (in Alexandrinern) den vierten Gesang von Virgil's Landbau und einige horazische Episteln. „Wenn deine Poesie" — das war der treffliche Rath, den ihm sein Vater gab — „ein wahrhaftes Leben bekommen soll, so suche dann und wann eine Epistel aus dem Horaz zu übersetzen. Alsdann wirst du erst merken, was Verse sind. Denn aus den beigelegten Proben deiner Poesie sehe ich

zwar, daß du eine natürliche Disposition dazu hast, aber es ist nicht genug Reelles darin. Die mehresten sind leer, sowohl an Kennzeichen einer Lectüre als auch an reifen Gedanken.“ Indeß blieb er nicht bei den lateinischen Dichtern stehen, sondern erwarb sich auch eine gründliche Kenntniß der griechischen Sprache; er übersetzte Xenophon's Cyropädie und Sophokles' Elektra; dadurch gelangte er wieder auf das dramatische Gebiet. Hatte Gottsched die Regeln der griechischen Tragödie nur aus zweiter Hand von den französischen Dramatikern und Kritikern geschöpft, so ging Schlegel auf die Griechen selbst zurück. Nachdem er den Euripides gelesen hatte, verfaßte er als Nachahmung ein Trauerspiel Hecuba und (nach dessen Iphigenia) die Geschwister in Taurien. Ein drittes Trauerspiel Dido wurde ebenfalls in Schulpforte verfaßt. Seine Mitschüler nahmen an seinen dramatischen Versuchen einen so regen Antheil, daß sie ohne Vorwissen der Lehrer in einer abgelegenen Zelle eine Aufführung veranstalteten, wozu Decorationen und Costüme nothdürftig zusammengebracht wurden. Einer derselben rühmt nicht nur Schlegel's ausgezeichnete Kenntnisse (auch in der Mathematik), sondern auch sein edles Betragen und seine Herzensgüte. Sein Benehmen war ernst und gemessen, etwas zurückhaltend. In dem Momente der dichterischen Begeisterung, so wenig man auch in seinen Werken ein dithyrambisches Feuer wahrnimmt, schien sein Wesen sich völlig zu verändern. „Tiefsinn und Feuer,“ berichtet sein Bruder Adolf, „blickten alsdann aus seinen Augen. Seine ganze Brust war in Arbeit, sie athmete schneller, und ihr Athmen ging in ein, obwohl nicht wildes, doch lebhaftes Schnauben über. In diesem Zustande goß er seine Verse in vollem Strom oft zu Hunderten hin. Aber oft strich

er des Morgens darauf mehr als die Hälfte durch oder zog sie enger zusammen oder achtete es nicht, sie zu dreißigen, vierzigen wieder umzuschmelzen, und zwar in gleicher Begeisterung, die sich im Durchlesen, wenn ihm hier und da eine neue Idee aufstieß, schnell wieder entzündete. Denn auch für sich allein durchlas er seine Verse mit eben dem Feuer, mit welchem er sie niederschrieb, und im Ausbessern war er unermüdet. In der That wird sich unter seinen Tragödien fast keine finden, die er nicht stückweise zu mehreren Malen fast ganz umgegossen." Eben so versichert Gellert, daß er in seinen Tragödien ganze Aufzüge umarbeiten konnte, ohne darüber zu klagen. „Der Entwurf zu einem Trauerspiele" — setzt dieser hinzu — „war ihm eine sehr angenehme Beschäftigung, und er pflegte ihn, wie Racine, oft ganz prosaisch aufzusetzen."

Der dichterische Ruf des Jünglings war schon so groß, daß im Jahre 1739, wo er die Schule verließ, seine „Geschwister in Taurien" in Leipzig von der Neuberschen Truppe aufgeführt wurden. Mit einer Rede über die Verbindung von Oestreich und Toscana nahm er im März dieses Jahres von Schulpforta Abschied und begab sich auf die Universität Leipzig, wo er dem Wunsche des Vaters zufolge sich der Geschichte und der Rechtsgelehrsamkeit widmete, ohne deßhalb von den humanistischen Studien sich abzuwenden. Mit diesen machte er sich durch Uebersetzen des Cicero und Xenophon vertrauter und ward vornehmlich durch Christ's Vorlesungen über Plautus angezogen. Der gründliche Mascov ward sein Lehrer in der Geschichte. Gottsched, der damals mit dem Plan der Herausgabe der deutschen Schaubühne umging, war sehr erfreut, in ihm ein deutsches dramatisches Originalgenie gewonnen zu haben und hatte noch ein so großes Ansehen

als Kritiker, daß der junge Dichter ein Mitglied seiner „Rednergesellschaft“ wurde und ihm seine dramatischen Manuscripte zur Beurtheilung übergab. 1741 vollendete Schlegel seine Tragödie Hermann; sie kam in Leipzig zur Aufführung und erhielt einen Platz in Gottsched's deutscher Schaubühne. Es folgten die Lustspiele „der geschäftige Müssiggänger“ und „die Pracht in Landheim.“ Da er gegen die herkömmliche Gewohnheit den Vers im Lustspiel anzuwenden wagte, so schrieb er zu seiner Rechtfertigung die Abhandlung „über die Komödie in Versen.“ Seine „Vergleichung Shakspeare's und Andreas Gryph's“, zu welcher er durch eine 1741 erschienene schlechte Uebersetzung des Julius Cäsar veranlaßt ward, wird man auf unserm jetzigen Standpuncte als schwach und unreif tadeln; aber für sein Zeitalter war es ein Fortschritt, indem er unbefangen genug war, Shakspeare über Gryphius zu stellen, womit er bei den Gottschedianern sehr verstieß. Er konnte sich von der Beschränktheit der Regeln des französischen Trauerspiels noch nicht so weit losmachen, um in Shakspeare etwas mehr als die treffende Zeichnung der Charaktere anzuerkennen. Diese Abhandlungen sowie mehrere poetische Arbeiten im Sinne der horazischen Episteln erschienen in Gottsched's Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. Er wurde daher auch ein thätiger Mitarbeiter an den Schwabe'schen Belustigungen, in denen sich unter Anderm von ihm eine in Rabener's Manier verfaßte Satire „der junge Herr“ und mehrere anakreontische Lieder neben didaktischen Gedichten finden. Auch der Anfang eines Heldengedichts, Heinrich der Löwe, für das sich Gottsched sehr interessirte, fällt in die Zeit seiner akademischen Studien. Diese vielseitigen Beschäftigungen mit der schönen Literatur waren seine

höchste Lebensfreude. Um ihretwillen erwarb er sich eine sehr gute Kenntniß der französischen, italienischen und englischen Sprache und machte sich mit den besten Schriftstellern des Auslands bekannt. Zu der Rechtsgelehrsamkeit hatte er keinen innern Trieb. „Gleichwohl sollte er" — so berichtet Gellert, mit dem er in inniger Freundschaftsverbindung stand, — „nach dem Verlangen seines Vaters sich zum Juristen geschickt machen, um eine öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beinahe die Pandekten, hatte die Rechte nur im Vorbeigehn gehört; aber seinem Vater zu gefallen zwang er sich ungefähr ein Vierteljahr lang, trieb sie mit Eifer....„ unterwarf sich einer öffentlichen Prüfung seiner juristischen Kenntnisse, und Rechenberg, der damalige Decanus, wollte ihm aus Bewunderung derselben zu einer öffentlichen Unterstützung verhelfen, um die höchste Würde in den Rechten erlangen zu können." Um diese Zeit war sein Vater durch unverschuldeten Verlust seines Vermögens in eine so beschränkte Lage gerathen, daß er zur Unterstützung seiner Söhne — auch Johann Adolf Schlegel studirte damals in Leipzig — wenig thun konnte. Eine Zeit lang suchte sich Elias Schlegel durch eine Hofmeisterstelle etwas zu erwerben. Da sich die Wittwe seines Oheims mit dem sächsischen geheimen Kriegsrath Spener, der zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt war, verheirathete, so nahm ihn dieser im Frühjahr 1743 als seinen Privatsecretär mit. Die Reise ging über Berlin und Hamburg nach Kopenhagen. Schlegel machte in Hamburg die Bekanntschaft Hagedorn's, mit welchem er seitdem in vertrauter Correspondenz stand, so daß er bei mehreren Gelegenheiten ihn um sein Urtheil über seine Schriften, auf das er sehr viel gab, befragte. Zwei Jahre später kam er auf einer

Reise nach Holstein, auf der er im Gefolge des Hofes sich befand, wiederum mit Hagedorn zusammen und knüpfte die Freundschaft noch enger. Durch dessen Vermittelung trat er auch mit Bodmer in Verbindung, bei dem er bisher für einen Anhänger Gottsched's gegolten hatte, und übersandte ihm seine neuesten dramatischen Arbeiten und das Epos Heinrich der Löwe, um seine Kritik zu vernehmen; ihm theilte er auch einen dramatischen Versuch in reimfreien Versen mit, in denen er den Trimeter der Griechen nachzubilden gesucht hatte. Das Verhältniß zu Gottsched hatte aufgehört; Elias Schlegel ging, wie so viele Andere, ins Lager der Feinde über. Es ging ihm, wie fast Allen, die aus der Leipziger Schule hervorgegangen sind, daß sie nachmals das innige Verhältniß, in welchem sie als Jünglinge zu Gottsched gestanden hatten, abläugneten, als sie einsahen, daß es ihnen bei den neuen kritischen Autoritäten zur Unehre gereichte. In einem Briefe an Bodmer (19. April 1746) finden sich folgende charakteristische Aeußerungen: „Wenn die Zeiten in Leipzig itzo so sind, daß man sich aus dem Lobe Herrn Gottsched's keine Ehre macht, so finde ich sie gegen diejenigen eben nicht verändert, da ich mich daselbst aufgehalten. Ohngeachtet er mir die Ehre thut, mich unter seine Schüler zu rechnen, und sich an dem Hermann viel Antheil zuschreibt, so muß er mich wohl nothwendig unter diejenigen rechnen, die sich allezeit heimlich darüber geärgert, wenn sie seinen Beifall vollkommen gehabt, und an denen er nicht viel Gutes für sich gezogen hat, indem die Dido, die ich verfertiget, ehe ich ihn einmal gesehen hatte, nach seinem Urtheile besser gerathen ist, als der Hermann, der unter seinen Augen entstanden und ihm nichts zu danken hat, als daß er mir die Wahl dieser Materie und dieselbe Ausführung widerrathen,

von dem Ausdrucke aber wenig zu sehen bekommen, ehe es fertig gewesen."

In Kopenhagen beschäftigte sich Schlegel gleich im Beginn seines dortigen Aufenthalts mit der Erlernung der dänischen Sprache, so daß er in kurzer Zeit eine hinlängliche Fertigkeit in derselben erlangte; auch bemühte er sich, eine genaue Kenntniß der dänischen Sitten, Geschichte und Literatur sich zu erwerben. Schon nach wenig Jahren trat er mit der Wochenschrift der Fremde hervor, worin sich neben Sittenschilderungen auch Bemerkungen über nordische Poesie und Sage finden. Da unter der Regierung Friedrichs V. das Interesse für das Theater lebhaft angeregt war, indem eine neue Bühne errichtet wurde, so schloß Schlegel seine Zeitschrift nach dem ersten Jahrgange (1746) und nahm mit Eifer seine dramatischen Arbeiten wieder auf. Er vollendete die Umarbeitung seiner Hecuba, der er jetzt den Titel „die Trojanerinnen" gab, und verfaßte während des Sommers 1746 ein neues Trauerspiel Canut, zu welchem der Stoff aus der nordischen Geschichte genommen war. Zugleich erschienen seine Abhandlungen: Schreiben über die Errichtung eines dänischen Theaters und Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters. Es folgten seine Lustspiele „die stumme Schönheit" (in Alexandrinern) und „der Triumph der guten Frauen" (in Prosa), welche in dänischen Uebersetzungen aufgeführt wurden und auch in Deutschland sich lange auf der Bühne erhielten. Er sammelte 1747 seine „theatralischen Werke," zu denen die „Beiträge zum dänischen Theater" 1748 die Fortsetzung bildeten.

Da man ihn in Dänemark nicht nur als Dichter, sondern auch als Gelehrten schätzen gelernt hatte, so erhielt er 1748 eine Professur an der erneuten Ritterakademie zu Soröe, um vornehmlich über Geschichte und Staatsrecht

Vorlesungen zu halten. Er eröffnete sein Amt mit einer Rede vom Nutzen der schönen Wissenschaften im gemeinen Leben und in Geschäften. Er hielt auch Vorträge über Stilistik, mit denen er praktische Uebungen verband; er fühlte, wie er an Bodmer schreibt, „die Nothwendigkeit, eine gute und lebhafte Schreibart in die Wissenschaften zu bringen.“ Er beschäftigte sich mit historischen Forschungen und, da er sein Epos nach dem Erscheinen des Messias aufgegeben hatte, mit einer geschichtlichen Arbeit über Heinrich den Löwen, dem er schon früher eine historische Abhandlung, dessen Achtserklärung betreffend, gewidmet hatte.

Im Jahre 1748 verheirathete er sich mit einer Verwandten des sächsischen Gesandten, aber er genoß das Glück des ehelichen Lebens nicht lange. Seit einer langwierigen Krankheit im Jahre 1744 hatte er häufig über geschwächte Gesundheit zu klagen gehabt; Kopfschmerzen und andere Zufälle hemmten ihn oft in seiner Thätigkeit, die er dessenungeachtet bis zum Aeußersten anstrengte. Im August 1749 befiel ihn ein hitziges Fieber, eben zu der Zeit, als ihm ein Sohn geboren ward, dessen er sich nicht mehr freuen konnte. Er starb am 13. August, nur 31 Jahre alt.

Elias Schlegel war unstreitig nächst Klopstock das bedeutendste Dichtertalent, das sich in der Leipziger Schule gebildet hatte. Die Poesie war ihm nicht bloß eine Beigabe für Mußestunden, sondern die dichterische Production ward ihm eine Lebensaufgabe. Hätte er den bequemeren Weg gewählt und Fabeln oder geistliche Lieder gedichtet, so würde er sich wahrscheinlich ein bleibenderes Andenken bei der Nation gestiftet haben. Da er sich aber an das Höchste wagte und im jugendlichen Enthusiasmus Epos und Drama

zugleich umfassen wollte, für die eine völlig neue Bahn gebrochen werden mußte, so reichte seine noch im Werden begriffene Kraft und die Kürze seines Lebens, das kaum über die Jugend hinauskam, nicht zu, und er mußte den Ruhm, nach dem er mit größter Anstrengung gerungen hatte, an Klopstock und Lessing überlassen. Mit der durch Lessing erfolgten Regeneration des deutschen Drama's verschwand er von der deutschen Bühne und gerieth bei der Nation früh in Vergessenheit. Ueber die andern Arbeiten der Gottsched'schen Schaubühne ragen schon seine ersten Jugendarbeiten weit empor, aber sie wurzeln noch in einem und demselben Grunde und sind nach gleichem Richtmaß gefügt und erbaut. Auch seine Lustspiele sind Nachklänge des französischen Drama's ohne nationales Leben und geben an geschwätziger Breite den Gellert'schen wenig nach. Allein während der zehn Jahre seiner dramatischen Productionen war er in einem beständigen Fortschreiten; er erkannte mehr und mehr, worauf es bei einem deutschen Drama ankomme. Von der bloßen Nachahmung des griechischen Trauerspiels, welche noch an die französische Manier anlehnte, ging er zu geschichtlichen Stoffen über und gab zuerst im Hermann und Canut der Tragödie einen nationalen Hintergrund; dennoch hat er sich von den steifen Heldencharakteren der französischen Schule nicht losmachen können, obwohl er an Gottsched tadelt, daß er den Zusammenhang der Scenen für die Hauptsache erklärt und die Charaktere ganz vergessen habe. Diese hellere Einsicht erkennt man auch in den Worten: „Man kann nichts von den Regeln eines guten Trauerspiels sagen, ohne zugleich eine Satire auf den „Agis" [von Gottsched] und alle seine Brüder und Schwestern zu machen." Aber selbst sein Canut kann diese Verwandtschaft nicht ganz verläugnen. Nicht minder zeigt

sich von seinen ersten zu seinen letzten Lustspielen ein großer Fortschritt. Während Lessing über „den geschäftigen Müssiggänger" das strenge Urtheil fällt, „es enthalte das kälteste, langweiligste Alltagsgewäsch, das nur immer in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers vorfallen könne", rechnete er noch in der Dramaturgie „die stumme Schönheit" und „den Triumph der guten Frauen" zu den besten deutschen Originaldichtungen. Die Geschichte unserer Literatur wird Schlegel's tüchtiges Streben in Ehren halten und nicht vergessen, in welchem Zeitalter er lebte und wie früh er seine Laufbahn endete.

Adolf Schlegel.

Johann Adolf Schlegel, welcher 1721 zu Meißen geboren war, nahm in seiner ersten geistigen Bildung einen ähnlichen Gang, wie sein älterer Bruder. Einige Jahre verlebten sie gemeinschaftlich in Schulpforte. Durch die dichterischen Arbeiten seines Bruders wurde auch sein Trieb zu poetischer Production geweckt und bildete sich zuerst durch dessen Anleitung und Kritik. Auch mit Klopstock war er einige Jahre zusammen, ohne mit ihm den Freundschaftsbund zu schließen, der dem akademischen Zusammenleben vorbehalten war; in einer Ode an Klopstock beklagte er nachmals dies Versäumniß. 1741 kam er auf die Universität Leipzig, wo er aufs neue mit seinem Bruder zusammentraf; der überaus sorgsamen Pflege desselben verdankte er seine Genesung von der Blatternkrankheit, von der er dort befallen ward. Er schloß sich den dortigen Freunden der schönen Wissenschaften ebenfalls an, übte sich in Gottsched's Rednergesellschaft, war Mitarbeiter an den Schwabe'schen Belustigungen und schloß eine innige Freundschaft mit Gellert und den Jünglingen, die bald durch die Herausgabe der Bremer Beiträge, bei der Adolf Schlegel ganz besonders thätig war, aufs engste vereinigt wurden. Wenig fesselte

ihn das wissenschaftliche Studium der Theologie, der er sich gewidmet hatte; desto mehr bildete er sich zum Kanzelredner aus, zu dem er viel Naturanlage besaß, weßhalb er auch im Kreise der Freunde vorzugsweise der Vorleser war. Er verfaßte in jenen Jahren mehrere Lehrdichtungen, unter diesen das ausführliche, höchst weitschweifige Lehrgedicht „der Unzufriedene" und Fabeln, welche die Gellert'schen nicht erreichten. In Leipzig verweilte er bis 1746, wo er auf kurze Zeit eine Hofmeisterstelle antrat, kehrte aber bald darauf nach Leipzig wieder zurück und lebte dort einige Jahre als Privatgelehrter; er arbeitete auch am Gottsched'schen Bayle fleißig mit und verfertigte zu der deutschen Uebersetzung das vollständige Register.

Mit seinem Freunde Cramer hatte er ausgemacht, wer von ihnen zuerst eine Anstellung erhalte, solle den Andern zu sich nehmen, damit sie gemeinschaftlich sich ihren Studien hingeben könnten. Als daher Cramer 1748 das Pfarramt in dem Dorfe Crellwitz erhielt, erinnerte er Schlegel an sein Versprechen. Anderthalb glückliche Jahre verlebte er dort im trautesten Verkehr mit seinem Freunde, den er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten unterstützte und oft auf der Kanzel vertrat. Die hauptsächlichste Arbeit dieser Jahre war eine von Anmerkungen begleitete Uebersetzung von Batteux' ästhetischen Abhandlungen: Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, einem Werke, das ungeachtet seiner Oberflächlichkeit damals auf die Theorie der deutschen Kritiker großen Einfluß übte und schon von Gottsched gepriesen war. Während seines Lehramts in Schulpforte (1751—54) begann Schlegel die Uebersetzung von Banier's Götterlehre. 1754 wurde er als Prediger und Professor der Theologie nach Zerbst berufen. Schon nach einigen Jahren (1759) ver-

tauschte er dies geistliche Amt mit der Stelle eines Predigers zu Hannover, wo er 1775 zum Range eines Consistorialraths und Superintendenten erhoben wurde. In diesen Aemtern glänzte er als Kanzelredner und gab mehrere Sammlungen seiner Predigten heraus; zu ihrer Zeit erhielten sie großen Beifall, obgleich sie von phrasenhafter Breite nicht freizusprechen sind.

Als Dichter widmete er sich vornehmlich dem geistlichen Liede. Am meisten besang er die Wunder der Schöpfung, doch mehr in dem Tone eines aus der Prosabetrachtung mühsam emporsteigenden Didaktikers; alle seine Kirchenlieder leiden an Weitschweifigkeit, keines zeichnet sich durch Tiefe der religiösen Empfindung oder durch Erhabenheit der Idee aus. Außer den Sammlungen eigener Lieder erschienen von ihm auch Umarbeitungen älterer Kirchengesänge, mit denen die nüchterne Correctheit jener Zeit nicht eben schonend verfuhr, so daß die Aenderungen nur allzuhäufig Verwässerungen waren. In den Oden an seine Freunde spricht uns sein reiner Charakter, sein inniges Gefühl für Freundschaft an. Cramer war vornehmlich sein Vorbild; er gesteht in einem an ihn gerichteten Gedichte, daß dieser ihn durch seinen pindarischen Flug zu gleichem Feuer entzünde. Allein gerade das poetische Feuer geht den Schlegel'schen Gedichten durchweg ab, und selbst dieses Vorbild vermochte er nicht zu erreichen; der Ruhm seiner Gedichte hat ihn daher kaum überlebt; einige Kirchenlieder sind in die Gesangbücher übergegangen. Er starb, als Mensch und Seelsorger allgemein geehrt, im Jahre 1793.

Heinrich Schlegel.

In der Kürze gedenken wir noch seines jüngeren Bruders Johann Heinrich Schlegel, der 1723 zu Meißen geboren war. Nachdem er seine wissenschaftliche Bildung zu Schulpforte und Leipzig erhalten hatte, wo er sich dem

Studium der Rechte und der Geschichte widmete, wurde er von seinem Bruder in den dänischen Staatsdienst gezogen. Er ward Secretär in der dänischen Kanzlei, später Professor an der Kopenhagener Universität. Er starb 1780 als königl. dänischer Historiograph, Bibliothekar und Justizrath. Mehrere Werke über die dänische Geschichte geben Zeugniß von seiner fleißigen Geschichtsforschung. Um die deutsche Literatur hat er sich durch Uebersetzung einiger englischen Dramen von Thomson und Young verdient gemacht; besonders ist hervorzuheben, daß er einer der Ersten war (1758), welche sich der fünffüßigen Jamben als tragischen Metrums zu bedienen wagten.

---

4. Cramer.

Johann Andreas Cramer wurde zu Jöhstadt oder Josephsstadt, einem in der rauhsten Gegend des sächsischen Erzgebirges unweit der böhmischen Grenze gelegenen Städtchen, am 29. Januar 1724 geboren. Der Sohn eines in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden Pfarrers, dem eine zahlreiche Familie heranwuchs, hatte er, wie Gellert, in seiner Jugend mit Dürftigkeit zu kämpfen. Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der Landesschule zu Grimma und begab sich 1742, nur mit fünf Gulden ausgerüstet, auf die Universität Leipzig, wo er sich den theologischen Studien widmete. Da er von dem Vater fast gar keine Unterstützung erhalten konnte, so war er genöthigt, durch Privatunterricht, Correcturen und andere Arbeiten für Buchhändler so wie durch schriftstellerische Versuche sich seinen Unterhalt zu erwerben; er war Mitarbeiter an den moralischen Wochenschriften der Jüngling und der Schutzgeist, lieferte Beiträge zu den

Gottsched'schen Zeitschriften und nahm Theil an der Uebersetzung des Bayle'schen Wörterbuchs. Dadurch wurde er frühzeitig zu einer umfassenderen literarischen Thätigkeit angeleitet, als sie bei Theologen gewöhnlich war. Auch die Poesie beschäftigte ihn wie alle, die in den um Gottsched gebildeten Kreis eintraten; er befaßte sich um des Erwerbs willen mit Gelegenheitsgedichten und gab mehrere poetische Beiträge zu den Schwabe'schen Belustigungen. Zur Herausgabe der bremischen Beiträge wirkte er vornehmlich mit und ward durch seine Kenntnisse wie durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters eines der geachtetsten Mitglieder des durch die poetischen Bestrebungen geknüpften Freundschaftsbundes.

Anfangs wollte er in Leipzig die akademische Laufbahn betreten; er erwarb sich 1745 das Recht Vorlesungen zu halten und lehrte mit Beifall. Doch vertauschte er diese Stellung 1748 mit dem Pfarramte zu Crellwitz. Auf seiner ärmlichen ländlichen Pfarre verlebte er einige idyllische Jahre. Sein Freund Adolf Schlegel begleitete ihn dorthin, und bald folgte dem Genusse der Freundschaft das Glück der ersten Jahre seiner ehelichen Verbindung. Seine erste Verlobte, Johanna Elisabeth Radike, deren in mancher Dichtung der Leipziger Freunde, auch in Klopstock's Wingolf, gedacht wird, war ihm 1747 durch den Tod entrissen worden. Sie hatte, edler als Klopstock's Fanny, eine reiche Partie ausgeschlagen, um ihm anzugehören, „zu groß wie du für Gold, den Abgott niedrer Seelen", wie sich Adolf Schlegel in der Elegie über ihren Tod ausdrückt. Sterbend hatte sie den Wunsch ausgesprochen, daß ihre jüngere Schwester Charlotte ihm das Glück gewähren möge, das ihr versagt war, und im Jahre 1749 wurde dieser Bund geschlossen.

Indeß ließ er seinen Trieb zu wissenschaftlicher Beschäftigung nicht einschlummern. Er übersetzte unter Schlegel's Beihülfe die Predigten des Chrysostomus und die Weltgeschichte Bossuet's, zu der er eine Fortsetzung auszuarbeiten beschloß. In der kleinen Landgemeinde bildete er zuerst sein Talent zur geistlichen Beredsamkeit aus, durch die er sich nachmals eine Stelle unter den ersten Kanzelrednern des Jahrhunderts erwarb. Sein Ruf war in kurzem schon so fest begründet, daß er 1750 die Stelle eines Oberhofpredigers und Consistorialraths zu Quedlinburg erhielt. Nur wenige Jahre blieb er in diesem Amte; schon 1754 ward er durch Klopstock's und Bernstorff's Vermittelung vom Könige Friedrich V. als Oberhofprediger nach Kopenhagen berufen, welches der glänzendste Schauplatz seines Rednertalents ward. Unterstützt durch die reichhaltige königliche Bibliothek, beschäftigte sich sein ausdauernder Fleiß mit der Erforschung der älteren Geschichte der Religion und Philosophie, indem er den größten Theil der Fortsetzung von Bossuet's Weltgeschichte ausarbeitete und sich um die Aufhellung dunkler Partieen der Culturgeschichte des Mittelalters ein großes Verdienst erwarb. Zugleich begründete er die Zeitschrift der nordische Aufseher, deren populäre Abhandlungen, theils moralischen theils ästhetischen Inhalts, viele Leser fanden. Seinen Dichterruhm vermehrte er, mit Klopstock wetteifernd, durch seine Oden und geistlichen Lieder, welche von den Zeitgenossen unter die ausgezeichnetsten Gaben jener Literaturperiode gezählt wurden. Sein vortrefflicher milder Charakter, den seine Weltbildung, sein geselliges Talent um so anmuthiger erscheinen ließ, verschaffte ihm eine allgemeine Liebe und Verehrung; mit dem Beinamen, den vormals ein Dänenkönig getragen hatte, nannte man ihn den

„Eyegode“, den durchaus Guten. Im Jahre 1765 wurde er zum Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität ernannt.

Diese angenehmen Verhältnisse lösten sich für ihn wie für seinen Freund Klopstock mit dem Sturz des Bernstorffischen Ministeriums, 1770. Unter der Struensee'schen Verwaltung erhielt Cramer seine Entlassung. Mehrere Anerbietungen wurden ihm gemacht; er wählte die Stelle eines Superintendenten in Lübeck, welche er 1771 antrat. Da jedoch die akademische Thätigkeit seinen Wünschen weit mehr entsprach, so folgte er nach Struensee's Sturze dem Rufe an die schleswig-holsteinische Universität Kiel, wo er in den höchsten akademischen Aemtern, als erster Professor der Theologie und Prokanzler, später Kanzler der Universität, einen ausgedehnten Wirkungskreis gewann. Nicht nur als Docent erwarb er sich große Verdienste, er wandte auch seinen Einfluß an, die ganze Universität zu regeneriren; er bemühte sich für die Heranziehung tüchtiger Lehrkräfte, sorgte für eine ansehnliche Erweiterung der Universitätsbibliothek, stiftete eine Anstalt zur praktischen Ausbildung junger Theologen und ein Schullehrerseminar und machte sich durch Herausgabe eines neuen Gesangbuchs, eines Landeskatechismus und einer verbesserten Kirchenagende um die Reform des Gottesdienstes und des Religionsunterrichts in den deutschen Provinzen Dänemarks verdient. Unermüdlich setzte er inzwischen seine gelehrten theologischen Arbeiten und die Zusätze zum Bossuet fort, deren siebenter und letzter Theil im Jahre 1786 erschien. Für die Kantische Philosophie zeigte er in den letzten Jahren seines Lebens ein reges Interesse und hatte das Glück, bis ans Ende seiner Tage in ungeschwächter geistiger Thätigkeit zu bleiben. Die Brustwassersucht machte am 12. Juni 1788 seinem

überaus thätigen Leben ein Ende. „Er endete“ — so erzählt sein Sohn A. W. Cramer in seiner „Hauschronik“ — „schon verklärt, mit einer Beredsamkeit, mit einem Feuer, mit einem Reichthum der schönsten und gewähltesten Bilder, wodurch Alles übertroffen wurde, was ich je gehört oder gelesen habe; er endete .... mit der Aeußerung, daß jenseits nur der prüfenden und überlegten Ueberzeugung, nur dem ernsten Wollen und der That ihr Recht widerfahre“.

Cramer ward hochgefeiert in dem Zeitalter, das er durchlebte; bei der Nachwelt sind seine Dichtungen wie seine gelehrten Schriften, deren stilistische Form den Dichter und bilderreichen Redner kaum verräth, schnell in Vergessenheit gerathen. Sie verschwanden aus den Händen der Philosophen und Theologen mit dem Umschwung, den die Wissenschaften am Schlusse des Jahrhunderts vornehmlich in Folge der Kantischen Philosophie erfuhren. Noch schneller vergeht der Ruhm der Kanzelberedsamkeit. „Sie sind verschwemmt im Strome der Zeit“, — ruft der Sohn aus — „diese Reden, die manche Thräne ausgepreßt haben“. In seinen poetischen Arbeiten ist Cramer mehr Redner als Dichter. Ihm fehlt die frische poetische Empfindung, der Schwung der Begeisterung; er kleidet gewöhnliche Gedanken in die Erhabenheit der Odensprache, welche, ohne tiefe Eindrücke zurückzulassen, verklingt. Seine geistlichen Lieder streben nach größerer Erhabenheit, als die Gellert'schen; allein sie dringen mit ihrer dogmatischen Didaxis nicht ins Gemüth ein und entfernen sich meistens von der populären Einfachheit, welche Gellert in der Regel glücklich zu treffen weiß. Doch sind es zumeist diese Kirchengesänge, welche sein Andenken bei der Nachwelt erhalten, indem sie in vielen Gesangbüchern eine Stelle

erhalten haben. Seine Oden, selbst die einst vielgepriesenen auf David, Luther, Melanchthon, sind in Vergessenheit gerathen.

---

5. Weiße.

Für die Männer, die unter der Linie bleiben, welche die wenigen Heroen eines Zeitalters durch ihre gelungensten Werke gezogen haben, hat die Geschichte der Literatur, die nur auf den hervorragenden Höhen verweilt, in der Regel ein kurzes, wegwerfendes Urtheil bereit; sie legt ihre Schriften zu dem großen Haufen des Mißlungenen, Matten und Geistlosen, dem das Recht auf Existenz abgesprochen und das bereits als abgethan angesehen wird. Allein beachtet man, wie manche unter diesen mit den ausgezeichnetsten Zeitgenossen rathend und fördernd in innigster Verbindung standen, sieht man ihre Schriften als die Lieblinge der Nation in alle Stände eindringen, vernimmt man die Stimmen der Anerkennung und Verehrung von allen Seiten, wo nur der Sinn für geistige Bildung rege geworden ist, dann macht sich auf dem Standpuncte der unparteiischen historischen Würdigung ein anderes, ein milderes Urtheil geltend. Anstatt den Maßstab einer vorgeschrittenen Bildung an ihre Geisteswerke zu legen, gewinnen wir Achtung vor einer Wirksamkeit, welche im Mittelpunct eines ganzen Zeitalters steht und dessen Bildung bis zu der Stufe fördern half, wo die Epoche einer höheren geistigen Cultur ihren Anknüpfungspunct finden konnte. Wie Gellert nur in diesem historischen Verhältniß eine gerechte Würdigung finden kann, so muß dies auch in der biographischen Auffassung Weiße's der leitende Gesichtspunct sein.

Christian Felix Weiße wurde am 28. Januar

1726 zu Annaberg geboren, wo sein Vater zu der Zeit Rector der lateinischen Schule war. Noch im Laufe desselben Jahres ward dieser wegen seiner tüchtigen philologischen Kenntnisse sehr geschätzte Gelehrte an das Gymnasium zu Altenburg versetzt. Doch hatte der Knabe nicht das Glück unter der Leitung des Vaters heranzuwachsen; er verlor ihn schon in seinem fünften Jahre durch den Tod, und die unglückliche zweite Ehe, zu der sich die Mutter überreden ließ, gab ihm nur einen lieblosen Stiefvater. Der Unterricht, den er auf der lateinischen Schule zu Altenburg erhielt, war geistlos und pedantisch, wenig geeignet den lebhaften Knaben zu fesseln. Doch blieb er nicht bei dem äußern Formenwesen stehen, sondern gewann Liebe zu einigen lateinischen Dichtern und fing auch an in deutscher Sprache so fleißig zu reimen, daß er schon auf der Schule für einen Poeten galt. Mit besonderer Freude erinnert er sich des Eindrucks, den die Aufführung eines Weise'schen Lustspiels, der er während eines Besuches bei dem Großvater beiwohnte, auf ihn machte; er faßte Liebe zum Drama, die nachmals auch durch die Vorstellungen einer in Altenburg sich aufhaltenden Schauspielertruppe aufs neue angeregt ward. Im Jahre 1745 begab er sich auf die Universität Leipzig, um sich durch philologische Studien zum gelehrten Schulmann auszubilden; Ernesti und Christ wurden vornehmlich seine Lehrer. Ungeachtet seiner Neigung zur Poesie bildete sich kein Verhältniß zu den Bremer Beiträgern, obwohl er einige von ihnen kennen lernte; desto enger schloß er sich an Lessing an, der sich ebenfalls von jenem Kreise fern hielt. Beide begegneten sich in ihrer Liebe zum Drama und zum Theater. Die Bühnenvorstellungen der Neuber'schen Truppe zu besuchen war ihre höchste Lust. Da ihre geringen Geldmittel

zu diesen Genüssen nicht ausreichten, so verschafften sie sich durch Uebersetzen einiger französischen Stücke ein Freibillet und wagten sich bald an eigene Versuche. Lessing verfaßte den jungen Gelehrten (1747), Weiße vollendete das schon 1744 auf der Schule angefangene Stück die Matrone von Ephesus, in einem Acte, dem er bald darauf ein fünfactiges Drama der Leichtgläubige folgen ließ; beide wurden unter dem Beifall des Publicums auf die Bühne gebracht. Lessing kehrte schon damals gegen seinen Freund die Schärfe der Kritik und bewies ihm, daß das letztere Drama keine eigentliche Handlung habe, sondern nur verschiedene Situationen vorführe, die sich ins Unendliche vervielfältigen ließen; Weiße ließ sich dadurch bewegen, sein Stück von der Bühne wieder zurückzuziehen. Den Umgang mit den Schauspielern liebte er nicht, wie Lessing, der gern eine Gelegenheit ergriff, aus dem Kreise des gelehrten Umgangs hinauszuschreiten, doch machte er die Bekanntschaft Eckhof's, dessen Rath er bei vielen seiner späteren dramatischen Arbeiten benutzte. Lessing trennte sich im Jahre 1749 von ihm; Weiße blieb in Leipzig zurück, wo er 1750 ein Engagement als Hofmeister des jungen Grafen von Geyersberg annahm.

Diese Stellung entfernte ihn mehr und mehr von seinem ursprünglichen Studienplan. Er mußte seinen Zögling in Vorlesungen begleiten, die mit der Philologie in keiner Verbindung standen; auch überwog schon die Neigung zu der schönen Literatur und der Trieb zu theatralischen Arbeiten. Als Freunde schätzte er vornehmlich Gellert und Rabener. Von Gottsched und dessen Anhängern hatte er sich von Anfang an fern gehalten; nur an den von ihm geleiteten Redeübungen nahm er wie mehrere andere der jüngern Dichterschule Theil, doch wollte er an

dessen schriftstellerischen Unternehmungen nicht Mitarbeiter sein. In dem Lustspiel die Poeten nach der Mode, das damals großes Aufsehen machte und sich lange auf der Bühne erhalten hat, stellte sich Weiße mehr auf die Seite Gottsched's, als der Bodmerianer, indem er die pomphafte Sprache der Patriarchadendichter persiflirte. Allein er brachte diesen aufs heftigste gegen sich auf, als er (1753) für die Koch'sche Schauspielergesellschaft, die damals in Leipzig spielte, das Singspiel der Teufel ist los (nach dem englischen Stücke the devil to pay) bearbeitete und durch den Beifall, den dies erhielt, die Oper, die Gottsched gründlich glaubte vernichtet zu haben, wieder auf der deutschen Bühne in Aufnahme brachte. Gottsched und sein Anhang gaben der Sache eine ungehörte Wichtigkeit, wodurch sie ihren Gegnern nur neue Triumphe bereiteten. Nicht nur schleuderten sie eine Masse Flugschriften gegen die Oper, sondern man suchte auch den Dresdener Hof zum Bannspruch zu bewegen; allein Gottsched mußte auch diesen Reformversuch der deutschen Bühne vernichtet sehen. Weiße hatte jetzt das günstigste Terrain für sein gewandtes fruchtbares Talent gefunden; er fügte seinem Singspiele einen zweiten Theil der lustige Schuster (nach dem Englischen the merry cobler) hinzu und würde noch mehrere dramatische Arbeiten auf die Bühne gebracht haben, wenn nicht mit dem Ausbruch des Krieges die Koch'sche Gesellschaft Leipzig verlassen hätte.

Zwar führte ihn das Jahr 1757 wieder mit Lessing zusammen; allein dieser, der damals Kleist zum Seneca ermunterte und an den dramatischen Versuchen des jungen von Brawe lebhaften Antheil nahm, scheint zu Weiße's Dichtertalent nicht genug Vertrauen gehabt zu haben, um ihn zu neuen theatralischen Arbeiten zu ermu-

thigen. Nicolai setzte als Herausgeber der Bibliothek der schönen Wissenschaften einen Preis auf das beste deutsche Trauerspiel. Der Codrus des Herrn von Cronegk erhielt den Vorzug, von Brawe's Freigeist daneben die Auszeichnung; beide jungen Dichter, von denen Deutschland viel erwartete, starben schnell nach einander. Weiße, zu dem die verwaiste Muse des Drama's jetzt allein ihre Zuflucht zu nehmen schien, wagte sich nach diesem Vorgang auch an die Tragödie. Er verfaßte 1758 Eduard III. und Richard III., welche er nebst den „Poeten nach der Mode" als „Beitrag zum deutschen Theater" 1758 herausgab. Zugleich erschien seine erste Sammlung scherzhafter Lieder im Geschmack der hagedorn-anakreontischen Lyrik.

Weiße war eine literarische Celebrität geworden und hatte nach allen Seiten Verbindungen angeknüpft. Mit Friedrich Nicolai und den Berliner Kritikern war er noch letzthin durch die Uebersendung seines Eduard III. in nähere Beziehung getreten. Nicolai drang in ihn, die fernere Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften, von der er sich zurückzuziehen wünschte, zu übernehmen. Weiße ging auf den Vorschlag ein und besorgte die Redaction vom fünften Bande an, war aber nicht wenig erstaunt, als Nicolai in Verbindung mit Lessing und Mendelssohn mit der Ankündigung der Literaturbriefe hervortrat und ihm dadurch Mitarbeiter und Beiträge, auf die er gerechnet hatte, entzog. Lessing wollte eine Zeitschrift von reformatorischer Tendenz gründen; die „Bibliothek" ging den breiten Weg, wie ihn das Publicum wollte, und wurde durch den Kreis ihrer Mitarbeiter in diesem Gleise erhalten. Weiße unterzog sich dem Geschäft mit der ihm eigenen Raschheit und Gewandtheit, hatte jedoch kaum den fünften Band vollendet, als er die Weisung erhielt, seinen

Zögling auf einer Reise nach Frankreich zu begleiten. Am 21. November 1759 trafen die Reisenden in Paris ein. Bei Weiße's Vorliebe für das Drama zog ihn von den Genüssen der französischen Hauptstadt vornehmlich das Theater lebhaft an, besonders die heiteren Gattungen, das Lustspiel und die italienische komische Oper. Der Widerwille des Grafen gegen einen längern Aufenthalt in Frankreich trieb schon im nächsten Jahr zur Rückkehr nach Sachsen.

Weiße traf mitten in das Kriegsgetümmel; Dresden war bombardirt, sein Freund Rabener aller seiner Habe beraubt. Dieser hatte ihm auf eine Anstellung in der Steuerverwaltung Hoffnung gemacht, indem die Verbindung mit dem Grafen Geyersberg sich nach ihrer Rückkehr löste. Fürs Erste war jedoch in Sachsen keine Aussicht für ihn. Eine Zeitlang ward er der Gast und Gesellschafter des Grafen Schulenburg auf Burgscheidungen in Thüringen und in Gotha, wie er ihn auch auf mehreren Ausflügen begleitete. Indeß setzte er mit großer Thätigkeit die Herausgabe der Bibliothek fort, so daß fast ganze Bände von ihm allein verfaßt wurden, und führte eine weitläufige Correspondenz. Daneben zeigte er eine ungemeine poetische Productivität, die uns nicht wundern muß, wenn er versichert, zu ganzen Trauerspielen nicht mehr als ein Paar Wochen bedurft zu haben. Auf Eckhof's Rath arbeitete er Richard III. um und vollendete die Schauspiele, welche 1763 (eigentlich 1762) als zweiter Theil der Beiträge zum deutschen Theater erschienen (die Trauerspiele Mustapha und Zeangir, Rosamunde, die Lustspiele die Haushälterin und die Matrone von Ephesus). Er benutzte dabei die kritischen Urtheile seiner Freunde Uz und Gerstenberg. Lessing hatte sich nach und nach von ihm zurückgezogen, da dem energischen Reformator ein zaghafter, nach verschie-

denen Seiten hin mit liebenswürdiger Schonung vermittelnder Charakter, wie Weiße war, eben so wenig wie seine auf der betretenen Bahn einherwandelnden dramatischen Schöpfungen auf die Dauer zusagen konnten. Dagegen gewann er einen neuen Freund an Ramler durch seine Amazonenlieder, einen Nachhall der Kriegslyrik jener Jahre, ohne darum eine Nachahmung der Gleim'schen Grenadierpoesie zu sein; sie wurden mit so großem Beifall aufgenommen, daß die erste Auflage in vierzehn Tagen vergriffen war. Eine Uebersetzung der griechischen Kriegslieder des Tyrtäus schloß sich daran.

Seine äußeren Lebensverhältnisse begannen sich jetzt glücklich zu gestalten. Er erhielt 1762 die Stelle eines Steuersecretärs in Leipzig, ein Amt, das nicht nur mit einem ansehnlichen Einkommen verbunden war, sondern ihm auch zu literarischen Arbeiten hinreichende Muße ließ, wobei ihm auch der Wunsch erfüllt war, in dem Mittelpunct des schriftstellerischen Verkehrs und im Kreise vertrauter Freunde zu bleiben. Er schloß im folgenden Jahre ein glückliches Ehebündniß (von Ramler in der Ode an Hymen gefeiert), das für ihn ein dauerndes häusliches Glück begründete, in welchem sich die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit seines Charakters im schönsten Lichte zeigte. In die nächste Zeit nach dem Frieden fällt seine ergiebigste Thätigkeit für die dramatische Poesie, in welcher ihm, da Lessing schwieg, damals der erste Rang von niemand streitig gemacht wurde. Von 1763 bis 67 erschienen drei Theile seiner Beiträge zum deutschen Theater, theils Lustspiele, unter denen Amalia (von Lessing für Weiße's bestes Lustspiel erklärt) und der Projectmacher lange Zeit auf der Bühne viel Glück machten, theils Trauerspiele, Crispus, die Befreiung Thebens, Atreus und Thyest,

In den letzten beiden Tragödien wagte Weiße zuerst, anstatt der Alexandriner die reimlosen fünffüßigen Jamben zu gebrauchen, an die sich damals die Schauspieler eben so schwer gewöhnten, wie zwanzig Jahr später, als der Vers die inzwischen üblich gewordene Prosa des Dialogs zu verdrängen anfing. In den bürgerlichen Trauspielen Romeo und Julie und Jean Calas, mit denen Weiße seine dramatische Laufbahn schloß, wählte er die von Lessing bevorzugte Prosa. Der Beifall, den Romeo und Julie erhielt, hätte ihn zu weiteren Versuchen ermuntern mögen; allein die strenge Kritik, welche Richard III. in Lessing's Dramaturgie erhielt, schreckte ihn von dem höheren Drama zurück. Als die Verehrung Shakspeare's begann und Gerstenberg's Ugolino, den er nicht ohne Abscheu und nicht ohne Gelächter gesteht gelesen zu haben, von der Kritik bewundert wurde, sah er ein, daß seine Zeit vorüber sei. Im Jahre 1774 schreibt er: „Unsere guten alten Schriftsteller werden beinahe ganz vergessen; die jungen sehn auf sie mit einer verächtlichen Miene herab, und wenn auch unter ihnen Genies sind, so reden sie doch eine Sprache, die ich nicht verstehe und nicht lernen mag".

Während Weiße's dramatisches Talent zu schwach war, um das ernste Drama einen bedeutenden Schritt über die herkömmlichen Formen hinauszuführen, zeigte sich seine Gewandtheit in gefälliger Behandlung eines heitern Stoffs am glücklichsten in der komischen Operette, wobei ihm sein Aufenthalt in Paris von besonderem Nutzen gewesen war. Als nach dem Kriege die Koch'sche Gesellschaft nach Leipzig zurückgekehrt war, verfaßte er für diese nach dem Französischen die Singspiele Lottchen am Hofe und die Liebe auf dem Lande und fand an Hiller einen so trefflichen Componisten, daß die Lieder dieser Operetten bald zu Volks-

liedern wurden; diesen folgten die Singspiele die Jagd und der Erntekranz, alle in solchem Maße Lieblingsstücke des Publicums, daß ihre Aufführungen immer volle Häuser machten. Dies Talent für das Volkslied ist vornehmlich in Weiße's Lyrik hervorzuheben. Es bewährte sich am schönsten in den 1766 erschienenen Liedern für Kinder, von denen noch viele im Munde des Volkes fortleben, wie auch einige in Gellert'scher Weise gesungene Kirchenlieder, welche er aus Freundschaft für Zollikofer für das Gesangbuch der Leipziger reformirten Gemeinde verfaßte, sich in unsern Gesangbüchern erhalten, z. B. „Welch hohes Beispiel gabst du mir ꝛc., Wie sanft sehn wir den Frommen." ꝛc.

Es war ein glücklicher Gedanke, der indeß aus seiner innersten Natur entsprang, daß er mit dem Beginn der siebziger Jahre des Jahrhunderts, als er dem Umschwunge der Poesie und Kritik nicht mehr zu folgen vermochte und daher auch die Redaction der Bibliothek der schönen Wissenschaften dem Buchhändler Dyk überließ, sich als Pädagog und Jugendschriftsteller einen neuen Kranz von Verdiensten erwarb, der bei der Nachwelt länger im Andenken geblieben ist, als der Dichterlorbeer, den ihm die Mitwelt freudig zuerkannte und den noch Iffland bei seinem Gastspiel in Leipzig ihm auf das Haupt setzte. Die Kindlichkeit seines liebevollen, heiteren Gemüths ließ ihn auch die Unschuld der Kindernatur liebgewinnen; die Stunden, wo er sich mit seinen Kindern beschäftigen konnte, zählt er zu den glücklichsten, und er gewann durch eigene Erfahrung eine pädagogische Einsicht, die ihn ganz vorzüglich befähigte für Kinder zu schreiben. Mit Interesse folgte er den Basedow'schen Reformen und schrieb mit ähnlicher Tendenz 1772 das Elementarbuch, zwar nur eine anspruchslose Kinderfibel,

aber als solche erfüllte sie ein wesentliches Bedürfniß und war von dem größten Einfluß, wie ihre außerordentliche Verbreitung bewies. Auch Andere ermunterte er zu ähnlichen Schriften für die Jugend; auf seine Anregung entstand Schröckh's Weltgeschichte für Kinder und Seiler's Religion der Unmündigen. 1775 übernahm Weiße die Fortsetzung des von Adelung begonnenen Wochenblatts für Kinder auf den Wunsch des Verlegers und gestaltete dies zu einer Monatsschrift der Kinderfreund um, welche das Lieblingsbuch einer ganzen Generation wurde; belehrende Unterhaltungen der verschiedensten Art wechselten mit Gedichten und Schauspielen für Kinder ab und eine gefällige Einkleidung, welche Alles als Unterhaltung im Kreise einer Familie vorführte, erhöhte durch das Interesse für die Mitglieder derselben zugleich die Theilnahme an den Gegenständen ihrer Unterhaltung. Von 1775 bis 1782 wurden fünf rechtmäßige Auflagen nöthig, und einer von den zahlreichen Nachdruckern äußerte gegen den Verfasser, er habe in den östreichischen Staaten allein über 15000 Exemplare abgesetzt. Niemals war Weiße in solchem Grade der Mann der Nation gewesen; von allen Seiten erhielt er Beweise der Dankbarkeit; deutsche Fürsten schrieben an ihn und baten um Fortsetzung seiner Jugendschrift; er hatte einen solchen Ruf als Pädagog, daß man sich an ihn, wie vormals an Gellert, aus entfernten Gegenden wendete, um durch seine Empfehlung Hauslehrer und Hofmeister zu erhalten. „Der Kinderfreund", schreibt Weiße in seinen autobiographischen Nachrichten, „ward keineswegs bloß in vornehmen Häusern gelesen, sondern er wurde ein Lesebuch auch unter den mittlern und niedern Ständen, und der Verfasser hat auf seinen kleinen Reisen überraschende und rührende Beweise der Liebe gegen ihn von Postmeistern, Gast-

wirthen und Handwerksleuten erhalten". Für die Fortsetzung dieser Kinderschrift wählte Weiße eine andere Einkleidung. Er ließ die Familie, die sich bisher im häuslichen Kreise unterhalten hatte, sich trennen und in Briefen den für die reifere Jugend geeigneten Belehrungsstoff einander mittheilen. Es bildete sich dadurch eine Art Roman; doch erfreute sich der Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes, der von 1784 bis 1792 in zwölf Theilen erschien, nicht einer gleichen Popularität. Erzählungen für die Kinderwelt blieben bis ins höchste Alter seine liebste Beschäftigung.

Das Glück hatte seinem Leben stets gelächelt; auch den Abend seines Lebens sah er mit Allem geschmückt, was ihn verschönern kann. Von Allen, die ihn umgaben, sah er sich geliebt und geehrt; hatte er der Freunde viele verloren, so hatte er doch stets die Gabe, neue Verbindungen anzuknüpfen, so daß er nie das Gefühl der Vereinsamung hatte. Indem ihm das Rittergut Stötteritz bei Leipzig durch Erbschaft zufiel, hatte er einen angenehmen Landsitz, der dem nach Ruhe verlangenden Greise willkommen war. Er starb nach kurzer Krankheit am 16. December 1804. Sein Leichenbegängniß war ein Beweis der allgemeinen Liebe und Achtung, die er bei seinen Mitbürgern genoß. Auf dem Leipziger und Dresdener Theater veranstaltete man eine Todtenfeier für den dramatischen Dichter, während man in mehreren Schulanstalten das Andenken des verdienten Pädagogen feierlich beging.

Jene Stimmen der Verehrung sind verklungen. Wir brauchen nicht erst zu beweisen, daß seine Trauerspiele sich von dem steifen Zuschnitt und dem charakterlosen Pathos der französischen Tragödie nicht haben losmachen können, weßhalb wir nur auf Lessing's Beurtheilung Richards III.

in der Dramaturgie verweisen, daß seine Lustspiele zugleich mit den beschränkten Sittenzuständen, welche sie schildern, gleich wie Rabener's Satiren, vorübergezogen sind, daß seine leicht hingeworfenen Singspiele nur der flüchtigen Unterhaltungslust des Publicums dienten. Allein die Bildung der deutschen Nation ist ihm dennoch sehr viel schuldig geworden, indem er einen langen Zeitabschnitt hindurch mit ihr lebte und strebte, sittliche und geistige Bildung durch seine unermüdliche Thätigkeit förderte, und dabei eine solche Reinheit des Charakters, einen so uneigennützigen Eifer für das Wohl der Menschheit bewährte, daß sein Name aus der Reihe der ehrenwerthesten und verdientesten Männer unserer Literatur nicht verschwinden wird.

Viertes Capitel.

Klopstock.

In dem Dichterbunde, welchem die Männer angehören, deren Leben wir zuletzt betrachteten, hat auch Klopstock seine Wurzeln. Seine Dichtungen führen uns stets auf diesen Boden zurück und lassen die Verwandtschaft mit den dichterischen Erzeugnissen, die aus diesem hervorgewachsen sind, nicht verkennen. Allein wie seine Poesie schon im ersten Beginn alles Andere, was neben ihm aufwuchs, weit überragte und sogleich eine neue Epoche der Literatur ankündigte, so steht er auch unter den Mitlebenden nicht als der Genosse eines in beschränkten Grenzen thätigen Kreises, sondern als der Dichter eines ganzen Zeitalters und der ganzen Nation, schwächeren Kräften eine Stütze und Alle überragend.

Friedrich Gottlieb Klopstock, geboren den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, war der Sohn des Commissionsraths Gottlieb Heinrich Klopstock, von zehn Kindern, fünf Söhnen und fünf Töchtern, das älteste. Da der Vater um 1735 das Amt Friedeburg in der Grafschaft Mansfeld an der Saale pachtete, so wuchs der Knabe in ländlicher Freiheit und in einer schönen Natur heran. Der Vater, ein Mann von biederem, rechtschaffenem Charakter, ließ gern den muntern Knaben gewähren und freute sich seiner verwegenen Uebungen, wenn er im Laufen, Klettern und Ringen sich vor seinen Altersgenossen hervorthat. Das

Schlittschuhlaufen scheint er früh liebgewonnen zu haben. Der erste Unterricht, den er in Gemeinschaft mit den Söhnen einiger benachbarten Gutsbesitzer von einem Hauslehrer erhielt, war indeß nur dürftig. Doch seinem Gemüthe prägte sich die gottesfürchtige Denkungsart, die fromme Sitte des elterlichen Hauses tief ein. Seine Großmutter hatte auf sein religiöses Gefühl großen Einfluß: „dein Liebling war ich, und du erhobst mich durch deinen frommen Wandel zuerst zu Gott" (Ode: der Segen). Das Hinscheiden eines geliebten Bruders, „durch deß Tod mich Staunen traf, daß Traurigkeit auch und nicht Freud' allein sei auf Erden," erregte in ihm eine Gemüthsbewegung, die ihm unvergeßlich blieb und in seinen Jugenddichtungen nachklingt. Auch eine zärtliche Neigung zu einem zwölfjährigen Mädchen, das er Ida nennt, blieb ihm in der Erinnerung werth, so daß der siebzigjährige Greis noch der Küsse in der Laube gedenkt, von denen der Ruf der Schwester ihn hinwegrief (Ode: aus der Vorzeit).

Mit seinem dreizehnten Jahre kehrte er mit dem Vater nach Quedlinburg zurück und besuchte hier einige Jahre das Gymnasium, anfangs mit nicht besonderem Fleiße, da er die ländliche Freiheit mit dem Zwang der Schule vertauschen mußte. Um jedoch eine gründliche Vorbildung zu den gelehrten Studien sich zu erwerben, wurde er 1739 der Schulpforta übergeben. Die hier waltende Zucht und der gründliche Unterricht in den classischen Sprachen war für seine geistige Entwickelung von dem nachhaltigsten Erfolge, wie er selbst noch in spätesten Lebensjahren dankbar anerkannt hat. Seine kräftige Natur ward auch hier keineswegs unterdrückt. Munter bei den Knabenspielen, rüstig im Eislauf, auch wohl der strengen Disciplin nicht immer fügsam, zeigte er den Zögling der ländlichen Natur

und die Energie seines Selbstgefühls. Dennoch that er sich eben so sehr durch seinen Fleiß hervor und ward durch eifrige Lectüre vertraut mit „jenen alten Unsterblichen, deren dauernder Werth, wachsenden Strömen gleich, jedes lange Jahrhundert füllt" (Ode: der Lehrling der Griechen). Neben den herkömmlichen lateinischen Versübungen versuchte er sich vielfach in deutscher Poesie. Obgleich uns keine Proben dieser ersten dichterischen Versuche aufbewahrt sind, so besitzen wir doch in den Briefen eines seiner Mitschüler, des Polen Janozky, einige charakteristische Beurtheilungen derselben, aus denen sich schon die Grundzüge der nachmaligen Klopstockischen Dichtung erkennen lassen. „Dieser Jüngling hat sowohl in der deutschen als römischen und griechischen Sprache verschiedene wohlgerathene Schäfergedichte verfertigt. Er kennet die wahre Natur dieser Poesie. Er schildert seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe und Zufriedenheit ab. In der Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe ist er am vortrefflichsten; in der Einrichtung breitet er sich allzusehr aus." Und an einer andern Stelle: „An Klopstocken verspüre ich eine wahre Neigung zur Weltweisheit, einen natürlichen Trieb zur Poesie und eine ungeheuchelte Ehrerbietung gegen die Religion. Die Sprachen liebt er auch; er hält sie aber für keinen Theil der Gelehrsamkeit. Seine Gedichte zeugen von einer stillen und gesetzten Majestät; hitzige und außerordentliche Leidenschaften erregen sie nicht. Sie nehmen aber das Gemüth mit einer süßen Regung ein. Sie stellen ihm eine mannigfaltige Reihe lieblicher, anmuthiger und sanft ergötzender Bilder vor. Die Bußlieder fließen aus der Quelle einer echten Zärtlichkeit. Ihre Wirkungen brechen endlich in den Thränen des Lesers aus........ In seinen Oden herrschet eine natürliche Zärtlichkeit der Gedanken,

ein glücklicher Reichthum neuer Bilder und eine vollständige Ausarbeitung." Auch über Klopstock's damalige Persönlichkeit erhalten wir einige treffende Bemerkungen: „In seinen Sitten ist Einfalt und Unschuld, in den Unterredungen Freundlichkeit und Vorsichtigkeit, in dem Umgange eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebet er treu, den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er lebet gern in der Einsamkeit; an den Orten, wo er die Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten siehet er ganz gleichgültig an. Er bleibet allezeit gelassen und vergnügt."

Wie sehr damals schon seine Seele von Ehrbegierde erfüllt war, wie sehr ihn verlangte, durch ein großes Dichtwerk seinen Namen zu verewigen, hat er wiederholt mit begeistertem Selbstgefühl bekannt.

„Voll Durstes war die heiße Seele des Jünglings
nach der Unsterblichkeit.
Ich wacht', und ich träumte
von der kühnen Fahrt auf der Zukunft Ocean."

(Ode: an Freund und Feind.)

Mit Homer und Virgil, als den gepriesensten Epikern des Alterthums, war er vertraut geworden, und wohin wiesen die Aesthetiker seiner Zeit eifriger als auf das Epos, das als das höchste Kunstwerk des Dichters anerkannt ward? Klopstock fühlte in sich Muth und Kraft zur Ausführung. Zuvörderst suchte er durch die Werke der großen Meister und die Lehren der Theoretiker sich die Gesetze der epischen Dichtkunst klar zu machen.

„Bis zu der Schwermuth wurd' ich ernst, vertiefte mich
in den Zweck, in des Helden Würd', in den Grundton,
den Verhalt, den Gang: strebte, geführt von der Seelenkunde
zu ergründen, was des Gedichts Schönheit sei;

flog und schwebt' umher unter des Vaterlands Denkmalen,
suchte den Helden, fand ihn nicht: bis ich zuletzt
müd' hinsank, dann, wie aus Schlummer geweckt, auf einmal
rings um mich her wie mit Donnerflammen es strahlen sah."

In dieser Schilderung vergegenwärtigt uns der Dichter die Momente, wo Heinrich I. von dem Plan des Messias in den Hintergrund gedrängt ward: „ich sah die höhere Bahn und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier, zog ich weit sie vor; sie führet hinauf zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts." Religiöse Begeisterung hatte ihn zu diesem Stoffe hingezogen; sie war es auch, die ihn an sein Werk fesselte. Er konnte daher in späteren Jahren wohl zu dem Geständniß berechtigt sein, er wäre vielleicht nie Dichter geworden, wenigstens schwerlich Dichter geblieben, wenn ihn nicht der Gegenstand seines Gefühls, seiner Verehrung gehoben und gehalten hätte. Hätte er je an der Darstellung desselben verzweifelt, hätte ihn je die begeisternde Kraft verlassen, die von demselben ausströmte, er würde seiner Neigung und Anlage nach die Bildung seines Geistes vielleicht darauf beschränkt haben, ein treuer Beobachter von Naturgegenständen zu werden.

Er nahm sich anfangs vor, nicht vor seinem dreißigsten Jahre die Ausarbeitung zu beginnen, nicht eher, als bis er die vollkommene Herrschaft über seine Phantasie erlangt habe. Allein sein Inneres drängte gewaltsam zur Gestaltung dessen, was ihn im Wachen und in Träumen erfüllte. „Die Erinnerung, in der Pforte gewesen zu sein" — schreibt Klopstock, als er dem Rector Heimbach ein Prachtexemplar der Messiade für die dortige Schulbibliothek zusandte — „macht mir auch deßhalb nicht selten Vergnügen, weil ich dort den Plan zu dem Messias beinahe ganz vollendet habe. Wie sehr ich mich in diesen Plan vertiefte,

können Sie daraus sehen, daß die Stelle vom Anfange des 19. Gesanges bis zu dem Verse, der mit „um Gnade" endigt, ein Traum war, der wahrscheinlich durch mein anhaltendes Nachdenken entstand." Als ihn diese Idee zuerst beschäftigte, kannte er Milton's verlorenes Paradies noch nicht. Bald darauf lernte er es in Bodmer's Uebersetzung kennen und ward entzückt, so daß er gesteht, die von Homer in ihm entzündete Flamme sei dadurch ganz angefacht und sein Geist zum Himmel und zur religiösen Dichtkunst erhoben worden. Den besten Beweis, wie angelegentlich er sich mit der epischen Poesie und deren Literatur beschäftigt und welche erhabene Ansichten er sich von dem Wesen und den Anforderungen der Poesie gebildet hatte, giebt uns die Rede, mit der er am 21. September 1745 von Schulpforte Abschied nahm. Hierin stellt er die epische Poesie über alle anderen Dichtungsarten; er vergleicht sie der Erde selbst, während die übrigen Gattungen nur als Theile der Erde anzusehen seien. In den kurzen Charakteristiken der epischen Dichtungen der alten und neuen Literatur bewundert man eben so sehr die große Belesenheit des einundzwanzigjährigen Jünglings wie die Sicherheit und Besonnenheit seines Urtheils. Indem er sich zu den Deutschen wendet, bricht sein patriotisches Gefühl mächtig hervor. „Unwille ergreift mich, wenn ich, von gerechtem Zorn entbrannt, eine solche Schlaffheit unseres Volkes sehen muß. Mit niedrigen Tändeleien beschäftigt, suchen wir den Ruhm eines schöpferischen Geistes; durch Gedichte, die nur deßhalb geboren zu sein scheinen, um zu sterben und zu vergehen, wagen wir — ach, des deutschen Namens ganz unwürdig, nach jener erhabenen Unsterblichkeit zu ringen...... Wendet mir nicht ein, wir hätten doch Dichter, die, über das Mittelmäßige erhoben, an ihre Unsterblichkeit glauben

können; ich spreche von der Epopöe, diesem höchsten Werke der Dichtkunst; diese hat bisher noch keinen Dichter unter uns gefunden...... Wie sehr wünschte ich, daß ich dies in einer Versammlung der vorzüglichsten Dichter Deutschlands sagen könnte! Die größte Freude würde mich dann erfüllen, wenn ich's vermöchte, daß die Würdigsten zu diesem Werke..... von edler und heiliger Scham erglühten. Wenn aber unter den jetzt lebenden Dichtern der noch nicht gefunden würde, der sein Vaterland mit diesem Ruhm zu schmücken bestimmt ist, so werde geboren, großer Tag, der einen solchen Sänger hervorbringen wird..... Ihn mögen die Tugend und nebst der himmlischen Muse die Weisheit in zarten Armen wiegen. Vor seinen Augen erschließe sich das All der Natur und die Andern unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion. Selbst die Ordnung der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht ganz verborgen und dunkel. Von diesen seinen Lehrerinnen werde er geleitet, würdig des menschlichen Geschlechts, der Unsterblichkeit und Gottes, den er vorzüglich preisen wird!" Man kann in diesen Worten die Hindeutungen auf die eigenen Hoffnungen, die ihn zu seinem großen Unternehmen spornten, nicht verkennen, doch berührt er dieses nur kurz und bescheiden. „Dankbar werde ich" — sagt er in einer Apostrophe an die Schulpforta — „stets deiner gedenken und dich als die Mutter des Werkes, das ich in deinem Schooße zu beginnen gewagt habe, verehren."

Eine gründliche Vorbildung oder vielmehr eine auf jener Altersstufe seltene Reife des Geistes und Charakters brachte Klopstock auf die Universität Jena mit, wo er im Herbste 1745 die theologischen Studien begann. Er hörte philosophische Vorlesungen bei Daries, theologische bei Walch; doch erfahren wir über den Gang seiner

wissenschaftlichen Studien nichts Näheres. Da ihm das wüste Leben in Jena nicht zusagte, so begab er sich schon nach einem halben Jahre, vornehmlich um mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza zusammen zu sein, auf die Universität Leipzig. Indeß fing schon sein Epos an sich zu gestalten. Da der Schwung seiner Begeisterung, die Kraft der aus ihr hervorströmenden Redefülle sich den schleppenden Alexandrinern nicht anbequemen konnte, so wählte er bei seiner Bearbeitung anfangs jene poetische Prosa, in welcher Bodmer's Uebersetzung des Milton mit dem Beispiele vorangegangen war. In Leipzig machte er die ersten Versuche, den Hexameter, dessen Schönheit er längst in den Epikern des Alterthums erkannt hatte, im Deutschen nachzubilden. Die erste Anregung dazu war ohne Zweifel von Gottsched ausgegangen, der in seiner kritischen Dichtkunst die Möglichkeit, deutsche Hexameter zu machen, durch einige keineswegs verächtliche Proben dargethan und ihre Anwendung den jüngern Dichtern mit eindringlichen Worten empfohlen hatte. „In dieser neuen Art" — äußerte dieser — „müßten wir das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu machen. Ich weiß wohl, daß dieses deutschen Ohren noch ziemlich fremde und unangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateinischen Vers Virgils oder Horatii in dergleichen Sylbenmaß ohne alle Reime schön finden, ist es in Wahrheit eine Schande, wenn sie eben diesen majestätischen Wohlklang, den sie dort bewundern, nur im Deutschen entweder nicht hören oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Witz noch an Stärke in seiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine solche Art von Gedichten zu schreiben und sie

mit allen Schönheiten auszuschmücken, deren sonst eine poetische Schrift außer den Reimen fähig ist. Denn wie ein Milton in England ein ganz Heldengedicht ohne alle Reime hat schreiben können, welches itzt bei der ganzen Nation Beifall findet: so wäre es ja auch im Deutschen nicht unmöglich, daß ein großer Geist was Neues in Schwang brächte."

An einem Sommernachmittage (1746) machte sich Klopstock entschlossen ans Werk, und das ungewohnte Versmaß gelang ihm über Erwarten; in wenig Stunden hatte er eine Seite Hexameter zu Stande gebracht. Seitdem erklang seine Dichtung vom Beginn aufs neue in schwungvollerem Rhythmus. Nur sein Freund Schmidt, mit dem er auf Einem Zimmer zusammenwohnte, war Zeuge seines poetischen Strebens. Als der erste Gesang in Hexametern vollendet war, wurde auch Cramer, der in demselben Hause wohnte — es war das seines nachmaligen Schwiegervaters Radike — ins Geheimniß gezogen. Durch diesen wurde er der jungen Dichtergenossenschaft der Beiträger zugeführt. Er fand unter ihnen nicht sowohl eine Leitung, denn deren bedurfte er nicht, als die poesievolle Wärme der Freundschaft, die an ihm ihren beredtesten Sänger gefunden hat. Für ihre Kritik war er schon zu selbstständig; sie äußerten gegen Sulzer bei dessen Aufenthalt in Leipzig: „wir werden Klopstock nicht ermuntern fortzufahren; er hat etwas unternommen, das über seine Kräfte ist".

Seit 1747 versuchte er auch die l y r i s c h e n Versmaße der A l t e n als ein L e h r l i n g der G r i e c h e n (älteste Ode von 1747) nachzubilden. Mit den Elegieen „die künftige Geliebte" und S e l m a r und S e l m a, so wie den herrlichen Oden „a n m e i n e F r e u n d e" (Wingolf), an E b e r t, an G i s e k e ward für die lyrische

Poesie eine neue Bahn eröffnet; eine solche aus der Tiefe der Empfindung hervorquellende, in glänzenden Strahlen poetischer Fülle emporsteigende Sprache hatte Deutschland noch nicht vernommen. Allein zunächst war es noch nicht der Lyriker Klopstock, den es bewundern sollte, sondern der Epiker. Im vierten Bande der Bremer Beiträge erschienen 1748 die ersten drei Gesänge des Messias, womit er seine akademische Zeit gewissermaßen abschloß. Ein günstiges Geschick hatte für das erste Hinaustreten an die Oeffentlichkeit den richtigsten Moment auserseheu. Was unter andern Umständen ein Fehler gewesen wäre, ein Fragment in die Welt zu schicken, ward diesmal der Weg zum Siege und Erfolg. Hätte er die Herausgabe seines epischen Gedichts bis zu dessen Vollendung verschoben, es wäre zu jeder andern Zeit ungleich kühler aufgenommen worden. Allein jetzt mußte es durch Form und Inhalt nach allen Seiten zünden. Was die Schweizer Kritiker jahrelang in Streitschriften verfochten hatten, war in dieser Dichtung in Erfüllung gegangen; mehr als alle ästhetischen Abhandlungen vernichtete sie den Gottschedianismus wie mit Einem Schlage und stellte sich an den Eingang einer neuen Literaturepoche. Bodmer erkannte dies augenblicklich; schon als ihm 1747 die ersten beiden Gesänge mitgetheilt wurden, nennt er sie „etwas Ungemeines" und erkennt, daß Milton's Geist auf dem jungen Dichter ruhe. Durch sein Lob (in den neuen kritischen Briefen 1749) richtete er die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter, die durch den Widerspruch der entgegengesetzten kritischen Urtheile nur noch erhöht wurde. Auf Kanzel und Katheder ward das neue Dichtwerk bald gepriesen bald entschieden gemißbilligt. Wo die Einen ein poetisches Meisterwerk sahen, fürchteten die Andern die Rückkehr des

Lohensteinianismus; wo die Einen die heiligste religiöse Weihe, die erhebendste Erbauung fanden, erhoben die Andern den Weheruf der durch die Dichtung gefährdeten Rechtgläubigkeit. Gottsched, aus allen seinen Positionen gedrängt, schämte sich nicht die dargebotene Hand zu ergreifen und äußerte in seinem „bescheidenen Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei" (1752), „daß er sich höchlich wundere, wie die Gottesgelehrten so ruhig sitzen und dem Unwesen zusehen könnten, ohne zu bedenken, welch einen unvermeidlichen Schaden die neuen geistlichen Legenden in einer zur Freigeisterei und Religionsspötterei geneigten Zeit nothwendig anrichten müßten".

Während der Messias den Namen des jungen Dichters durch die deutschen Lande zu tragen begann, hatte dieser die Akademie verlassen und sich nach Langensalza begeben, wo er den Unterricht in der Familie des Kaufmanns Weiß, eines Verwandten, übernahm. Hier befand sich auch die Familie seines Oheims Schmidt, dessen Sohn sein Studiengenosse und innigster Freund in Leipzig gewesen war. Sophie, die mit allen Reizen jungfräulicher Schönheit geschmückte Tochter des Hauses, hatte schon bei der ersten Bekanntschaft auf sein Herz Eindruck gemacht. Ein Briefwechsel während der akademischen Jahre begann ein engeres Seelenband zu knüpfen, so daß sie ohne Zweifel bei der Elegie die künftige Geliebte dem Dichter vorschwebte und ihn auch jetzt nach Langensalza zog. Bei dem Wiedersehen (Mai 1748) schlug diese Liebe in helleren Flammen empor und verschlang sich mit Allem, was Edles und Erhabenes in seiner Seele war. Die Oden, in denen er seine Geliebte unter dem Namen Fanny gefeiert und seiner zu religiöser Andacht verklärten Liebessehnsucht den

dichterischen Ausdruck gegeben hat, werden die Theilnahme der spätesten Nachwelt erwecken. „Bardale" geleitet uns zu den ersten noch heiteren und hoffnungsvollen Frühlingstagen, welche dem Wiedersehen folgten. Da aber der Jüngling nur seine Liebe und seinen Dichterruhm, nicht zugleich Amt und Reichthum (seine Eltern waren ohne ihre Schuld in ihren Vermögensumständen zurückgekommen) in die Wagschale legen konnte, so fand er, obgleich nicht geradezu abgewiesen, doch nicht die Gegenliebe, die er gehofft hatte; er fühlte, daß er einem „Beglückteren", einem reicheren Bewerber werde weichen müssen. Die Oden an Fanny, an Gott, Abschied sind die elegischen Ergüsse der Liebesschwermuth. Um diese Zeit bearbeitete er zugleich den vierten Gesang der Messiade, wo die Liebessehnsucht einer reinen jugendlichen Seele in Semida und Cidli geschildert ist. Schmidt und Bodmer waren die nächsten Vertrauten, denen er sein liebekrankes Herz ausschüttete. Aus den Briefen Klopstock's an Bodmer geht hervor, wie sehr sie seine Wünsche zu ihrer eigenen Angelegenheit machten und sie zu fördern bemüht waren. „Und nun führe ich Sie noch", schreibt er unterm 10. August 1748 an Bodmer, „unter dem Versprechen des tiefsten Stillschweigens in das innere Heiligthum meiner Angelegenheiten. Ich liebe das zärtlichste und heiligste Mädchen aufs zärtlichste und heiligste. Sie hat sich noch nie gegen mich erklärt und wird sich auch schwerlich gegen mich erklären können, weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre Sie demnach bei dem Schatten Milton's und Ihres seligen Knaben, bei Ihrem großen Geiste beschwöre ich Sie, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn's Ihnen möglich ist." Auf einen theilnehmenden tröstenden Brief Bodmer's

erwiderte Klopstock am 27. September mit religiöser Ergebung: „Ich weiß nicht, ob derjenige, dessen Schicksal so viel Schmerz ordnet, hier keine Glückseligkeit für mich sieht, wo ich so viel Glückseligkeit sehe, oder ob er vorhersieht, daß ich die Freuden der ersten Umarmung auszuhalten noch nicht fähig sein werde, und daß er mich also erst ruhiger werden lassen will. So viel weiß ich, daß ich auf seinen ewigen Tafeln nicht den leisesten Zug hindern kann, und daß ich viel Beruhigung, insonderheit jetzt, da ich dieses schreibe, darin finde, daß ich mich ihm unterwerfe und daß ich derjenigen, die ich so unaussprechlich liebe, die allermeiste Glückseligkeit, auch wenn sie mich nicht wieder liebt, aus vollem Herzen wünsche."

Bodmer stellte darauf in einer eindringlichen väterlichen Epistel der Geliebten des Dichters die Pflichten vor, die sie als „seine irdische Muse" zu erfüllen habe: „Sie sollen den Poet mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack der Freundschaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen. . . . Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein. . . . . . . Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht auf den Messias allein, sondern auch die Seligkeit mit danken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. . . . . . Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unwitzige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch eine stumme Wehmuth in seinem Umgange mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht dadurch an seinem Wachsthum verzögern."

In gleicher Hindeutung sang damals Klopstock in der ihr überreichten Ode „an Gott“:

> Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
> Entgegenjauchzen, will ich mein volles Herz
> In heißern Hallelujaliedern,
> Ew'ger Vater, vor dir ergießen.
> Das Lied vom Mittler, trunken in ihrem Arm
> Von reiner Wollust, sing' ich erhabner dann
> Den Guten, welche gleich uns lieben,
> Christen, wie wir sind, wie wir empfinden.

Indeß wurde dadurch noch nichts geändert. Am 26. Januar 1749 bekennt er Bodmer, das Schicksal seiner Liebe habe sich noch nicht entwickelt; da ihm noch „einige kleine Hoffnungen lächeln“, so lehnt er noch Bodmer's Einladung zu einem Besuche in der Schweiz ab. Im Sommer 1749 heitert sich sein Gemüth mehr auf, es kommt ihm jetzt wahrscheinlicher vor, daß er geliebt wird; „sehr viel“, fährt er dann im Briefe an Bodmer fort, „kömmt hiebei darauf an, daß ich mein Glück mache. Wie groß wird itzt das in meinen Augen, was sonst so klein in denselben war! Ich weiß gewiß, daß Sie hiebei thun, was Sie thun können.“ Dazu wurden jetzt mehrere Pläne und Versuche gemacht. Er dachte an eine Unterstützung durch den Prinzen von Oranien, dann durch den Prinzen von Wales, bei dem sich Haller durch den Leibarzt Werlhof verwandte. Diese Hoffnungen schlugen fehl. Da er um Ostern 1750 seine Hauslehrerstelle aufgeben mußte, in der ihn nur Fanny's Nähe so lange festgehalten hatte, so verließ er im Mai Langensalza, besuchte seine Eltern in Quedlinburg und machte die Bekanntschaft Gleim's zu Halberstadt, in dessen Gesellschaft er sich dem heitersten Genusse der Gegenwart hingab. Auch erfreute er sich an neuen Aussichten in die Zukunft. Abt Jerusalem bot ihm eine Stelle am Carolinum in Braun=

schweig an, wo bereits mehrere seiner Leipziger Studiengenossen eine Versorgung gefunden hatten, so daß die Wiedervereinigung mit ihnen großen Reiz für ihn haben mußte. Von einem andern Anerbieten meldete er am 6. Juni an Bodmer: „Nur vor einigen Tagen habe ich einen Brief mit dieser Nachricht bekommen. Der Herr Baron von Bernstorff, ehemaliger Gesandter des Königs von Dänemark in Paris, geht von Paris zurück, die Stelle eines Staatsraths in Kopenhagen anzunehmen. Er kehrt in Hannover bei seinem Bruder ein und sagt daselbst, er wolle mir bei seinem König eine Pension auswirken, und wenn mein Messias vollendet wäre, könnte ich eine Hofprediger- oder Professorstelle bekommen. Wenn ich nach Braunschweig ginge, sollte ich mich nicht auf lange Zeit einlassen, oder sollte mich sonst nicht weit entfernen, weil meine Gegenwart vielleicht bald in Kopenhagen nöthig wäre". Er besuchte noch Braunschweig und in Gleim's Gesellschaft Magdeburg, wo er die Bekanntschaft des Predigers Sack und Sulzer's machte. Ein Vorspiel zu dem Züricher Aufenthalt meldet uns ein Brief an Fanny: „Soll ich Ihnen diese Frauenzimmer beschreiben? Es würde zu lang werden. Ich will Ihnen nur sagen, daß es eine ungemein süße Sache ist (denn ich habe sie recht sehr und recht oft erfahren), wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und zugleich verehrt wird. Ich habe von Lazarus und Cidli oft vorlesen müssen, mitten in einem Ringe von Mädchen, die entfernter wieder von Männern eingeschlossen wurden. Man hat mich mit Thränen belohnt. Wie glücklich war ich, und ach! wie viel glücklicher würde ich sein!" Doch verschweigt er nicht, daß er beim Abschiede die Mädchen alle mit einem Kusse belohnt habe. Am 13. Juli trat er, da von Kopenhagen noch keine Nachricht einlief, in Beglei-

tung von Sulzer und Schultheß die Reise nach der Schweiz an, wo er am 23. Juli anlangte. Mit welchem Entzücken er in Bodmer's Arme eilte, spricht die an ihn gerichtete Ode aus, und noch lebhafter malt sich die heitere Stimmung, die ihn in diesen, vielleicht den glücklichsten, Tagen seines Lebens erfüllte, in seinen Briefen. „Ich habe die Freude ganz genossen", schreibt er am 25. Juli „den ehrlichsten Mann das erstemal in meinem Leben zu sehn, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten, unvergleichlichen Freund vorstellen mußte, welchen ich in meinem Leben niemals sehen würde. Freude, wahre Freude ist mir im vollsten Maße zu Theil geworden! So viele wahre Menschen, die ich überdies habe kennen gelernt und die mich lieben! — Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der Erde! — Wenn ich an die kleinern Freuden, an die schönen Gegenden, an die jugendliche, an die stille Lust der Gesellschaft, an die offene Freimüthigkeit des Umgangs, wenn ich an dies Alles denke, wie viel ich schon davon genossen habe, und wie viel mir noch bevorsteht, wie sanft und mit wie vollem Herzen kann ich mich da dem Vergnügen überlassen!" Der Gipfel der Freude war die Fahrt auf dem Züricher See, welche in der meisterhaften Ode des Dichters ein unvergängliches Denkmal erhalten hat.

Neun junge Männer, lauter Verehrer Klopstock's, hatten sich auf Hirzel's Vorschlag vereinigt, dem berühmten Gaste zu Ehren eine Lustfahrt zu veranstalten und dazu eben so viel junge Damen ausgewählt, welche durch Bildung und Sinn für Poesie der Gesellschaft des Messiasdichters besonders würdig schienen. Um fünf Uhr Morgens fuhren sie in einem der größten Boote des Sees ab. Ein vorhergegangenes Gewitter hatte die Luft gereinigt; sanfte Winde

begleiteten die Fahrt und heiterten den anfangs von leichtem Gewölk umzogenen Himmel auf, so daß die schöne Natur, welche die Ufer des Sees geschmückt hat, sich im hellsten Sonnenglanze vor dem Auge aufthat. Bei dem Landgute einer befreundeten Familie wurde Rast gemacht und gefrühstückt. Die herrlichste Aussicht über den See und seine Ufer breitete sich hier aus; „doch schien unser Dichter“ — schreibt Hirzel in der ausführlichen Schilderung, die er seinem Freunde Kleist von diesem frohen Tage giebt — „weniger davon gerührt, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfsinn auszuspähen vorfand. Da lernte ich einsehen, warum Klopstock die meisten Gleichnisse in seinem göttlichen Gedichte aus der Geisterwelt hernimmt. Nie sah ich jemand die Menschen aufmerksamer betrachten; er ging von Einem zum Andern, mehr die Mienen zu beobachten, als sich zu unterreden. Noch war uns ein neues Vergnügen bereitet; der ältere Sohn unseres ehrwürdigen Gastwirths, der eine nicht gemeine Stärke besitzt, den Flügel zu spielen, gab uns ein italienisches Solo zu hören. Klopstock belauschte auf den Gesichtern unserer Mädchen den Eindruck, den die Musik machte; er schien darnach bestimmen zu wollen, welche die zärtlichste wäre.“ Nachdem man wieder zu Schiffe gestiegen war, wurde Klopstock aufgefordert, etwas aus den noch ungedruckten Gesängen des Messias vorzulesen. Er wählte die im fünften Gesange enthaltene Schilderung von den unschuldigen Bewohnern eines Gestirns der Milchstraße, die den Tod nicht kennen, und denen der Stammvater das Elend der gefallenen und daher sterblichen Erdebewohner, vornehmlich die Schrecken des Todes und der Trennung beschreibt. Es erfolgte eine wehmüthige Stille und eine ernsthafte Unterhaltung über das menschliche Elend, bis allgemach die

Heiterkeit wieder siegte, zu der vornehmlich Klopstock durch sein munteres Gespräch beitrug, auf das immer die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet war. „Ueber seine Fröhlichkeit" — Hirzel's Worte — „herrscht freie Vernunft, wie über seinen Ernst; feiner Witz begleitet seine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude ist. Wenn uns seine ehrwürdigen Gedichte in eine zärtliche Wehmuth versetzten, so erheiterte uns bald wieder sein aufgeweckter Geist und führte die vorige Freude zurück". Nochmals zu einer Vorlesung aufgefordert, las er die elegische Episode von Semida und Cidli. „Unsere Schönen", erzählt Hirzel, „fanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt; sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken der Liebe. Man wagte nicht über jene himmlische Liebe zu sprechen, bis einer von der Gesellschaft das Stillschweigen mit der gelehrten Bemerkung unterbrach: nirgends hätte er noch die platonische Liebe so prächtig geschildert gesehn! Klopstock, der die wahre Liebe, die Tochter der Natur, allzu gut kennt, verwarf diesen Beifall und versicherte, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichste Liebe im Auge gehabt habe, die ungleich höher wäre, als die platonische Freundschaft; „Lazarus [Semida] liebte seine Cidli ganz und gar!" Unter erheiternden Gesprächen kam man gegen Mittag nach Meilen, einem schönen Dorfe am See, wo die Gesellschaft an einer wohlbesetzten Tafel Platz nahm; beim Wein stieg die Fröhlichkeit und Vertraulichkeit. Man trank auf das Wohl der abwesenden Freunde, „in des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut, die in seligen Stunden meine suchende Seele fand"; auch Fanny's wurde gedacht: „er erwiderte mit einem sanften Ernst, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth; doch ließ er den Ernst diesesmal

nicht siegen; er sah die frohe Gesellschaft an und trank und scherzte. Er war auch an diesem Tage am wenigsten aufgelegt, den schwermüthigen Liebhaber zu spielen. Ein Fräulein Schinz, die jüngste in der Gesellschaft, hatte ihn ganz gewonnen; (wo in seiner Ode jetzt Fanny genannt wird, war anfangs ihrer mit dem Zeichen „Sch... in" gedacht, das nicht als „Schmidtin" zu deuten ist). Er giebt uns in einem Briefe ein sehr naives Bekenntniß. „Das Mädchen in seiner siebzehnjährigen Unschuld, da es so unvermuthet so viel und ihm so neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem es sein schwarzes schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihm geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt hatte, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen — — — (Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viel Küsse gegeben habe; die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernsthaft erscheinen)". Unter Gesang fuhr die Gesellschaft am Mittag nach der „Au" hinüber, einer anmuthigen, von einem schönen Eichenwalde gekrönten Halbinsel, wo der Besitzer des dortigen Landhauses, Zunftmeister Lavater, die Züricher Freunde und ihren gefeierten Gast aufs freundlichste aufnahm. „Klopstock, von Freude belebt, hüpfte mit seinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris [Hirzel's Frau] das Lied auf Haller's Doris singen". Nachdem man sich auf Spaziergängen zerstreut und die Reize des Ortes, von dem Klopstock sich stets eine Zeichnung als ein theures Blatt der Erinnerung aufbewahrte, nach allen Seiten genossen hatte, wurde gegen Abend die Rückfahrt angetreten. Klopstock las noch ein

Fragment des Messias, die Klagen des Abbadona, welche die Herzen der Mädchen so rührten, daß sie einmüthig den Dichter baten, den reuevollen Teufel in seinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu schenken. Um den Ernst nicht überhand nehmen zu lassen, las er darauf eine anakreontische Ode von Schmidt vor und sang Lieder von Hagedorn. Schon war die Sonne untergegangen, als man einmal ausstieg und eine Strecke am Ufer fröhlich fortwanderte. „Klopstock erblickte von ungefähr eine kleine Insel; diese besetzten wir; fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein. .... Hier endlich eroberte Klopstock von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß, und wir eroberten auch Küsse; denn wie wollten sie sich retten, die guten Mädchen, ohne die zarten Füße zu benetzen"? Unter Sternenschein fuhr man der Stadt zu; Klopstock bat noch einmal Hirzel's Frau, Haller's Doris zu singen. Um 10 Uhr schloß sich der Reigen der schönsten Stunden — „so das Leben genießen, nicht unwürdig der Ewigkeit".

Wir verweilen deßhalb so lange bei dieser Scene aus Klopstock's Jugendleben, weil sie — abgesehen davon, daß die Ode „der Zürcher See" erst dadurch das rechte Verständniß erhält — in ihren Einzelheiten das getreueste Charakterbild von dem jugendlichen Dichter giebt, in welchem sich der Ernst noch mit dem Frohsinn zusammenfand. Man mochte wohl, wie Bodmer, von mehreren Seiten verwundert sein, den Dichter der himmlischen Verzückungen, dessen Auge kaum auf der Erde zu weilen schien, so menschlich, so heiter zu finden und den in Liebesmelancholie zerfließenden Elegiker am Arme der Mädchen fröhlich dahinhüpfen und Küsse erhaschen zu sehen. War Bodmer schon hierüber ungehalten und sprach auch über einige Stellen der Züricher Ode seine Mißbilligung aus, so hielt er noch

weniger seinen Unwillen zurück, als Klopstock den Umgang mit ihm mehr mit der Gesellschaft jüngerer Freunde vertauschte. Es kam zwischen beiden zu einem förmlichen Bruche. An Sack schrieb Klopstock, er sei nach Zürich gekommen, um an Bodmer einen Feind zu bekommen. Er verließ das Bodmer'sche Haus, wo er anfangs gastliche Aufnahme gefunden hatte, und lebte mit anderen Freunden zusammen, besonders mit Rahn, einem talentvollen jungen Kaufmann, der damals eine neue Erfindung des Seidendrucks gemacht hatte und zu einem darauf gegründeten Unternehmen sich mit Klopstock zu associiren Willens war. Klopstock, der jede neue Aussicht, sein äußeres Glück in der Welt zu machen, mit Begierde ergriff, schrieb darüber auch an Fanny (10. Sept. 1750) und schloß mit der rührenden Liebesbitte: „ich kann Ihnen, allerliebste Schmidt, nichts mehr sagen; denken Sie an meine vielen Thränen, an meine bangen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein." Bald darauf gingen erwünschte Nachrichten aus Kopenhagen ein. Durch Vermittelung der Minister von Bernstorff und von Moltke hatte der König von Dänemark, Friedrich V., dem Dichter des Messias, damit er größere Muße zur Vollendung seines Gedichts habe, ein Jahrgehalt von hundert Thalern bewilligt, das nachmals bis auf vierhundert Thaler erhöht ward. Klopstock beeilte sich nun, den vierten und fünften Gesang des Messias zu vollenden, um dem Könige den ersten Band des Werkes überreichen zu können; zugleich verfaßte er die Ode an den König, welche als Widmung der Dichtung vorgedruckt ward.

Im Februar 1751 reiste Klopstock von Zürich ab, noch

von Bodmer trotz seines Grolls mit „seinem besten Segen“ entlassen; auch gedenkt Bodmer später eines Briefes von Klopstock, so daß sie sich einigermaßen ausgesöhnt zu haben scheinen. Während der langsamen Postreise verfaßte er die Ode „Friedrich V.“, welche an Bernstorff und Moltke gerichtet und als der erste Gruß des Dankes für die günstige Wendung seines Geschicks anzusehen war. Den März brachte er (Langensalza vermied er diesmal) größtentheils zu Quedlinburg im Kreise seiner Familie zu, besuchte in Braunschweig seine Freunde und nahm über Hamburg seinen Weg nach der dänischen Hauptstadt. In Hamburg machte er die persönliche Bekanntschaft Hagedorn's, nach der ihn lange schon verlangt hatte. Auf den Wunsch seines Freundes Giseke lernte er dort eine Verehrerin seines Messias, Meta Moller, kennen, nicht ahnend, daß dieser Besuch für die Zukunft seines Lebens so bedeutungsvoll werden sollte. Lassen wir sie selbst über den Anfang dieser Bekanntschaft berichten. „Einst in einer glücklichen Nacht las ich den Messias. [Das zu Haarwickeln ausgeschnittene Maculaturblatt gehört wohl unter die phantastischen Ausschmückungen]. Ich war sehr gerührt. Den folgenden Tag fragte ich einen Freund [Giseke] nach dem Autor dieses Gedichts, und dies war das erste Mal, daß ich Klopstock's Namen hörte. Ich glaube, ich liebte ihn gleich; meine Gedanken waren immer erfüllt mit ihm, weil mein Freund mir so Vieles von seinem Charakter sagte. Doch hatte ich keine Hoffnung ihn zu sehen, bis ich unerwartet erfuhr, daß er durch Hamburg kommen würde. Gleich schrieb ich demselben Freunde, er möchte mir Gelegenheit verschaffen, den Verfasser des Messias zu sehen, wenn er nach Hamburg käme. Dieser erzählte ihm, daß ein gewisses Mädchen in Hamburg ihn zu sehen wünschte, und

zur Empfehlung zeigte er ihm einige Briefe, worin ich kühne Kritiken über Klopstock's Verse gemacht hatte. Klopstock kam, und kam zu mir [4. April]. Ich muß bekennen, so große Vorstellungen ich mir auch von seinen Vorzügen machte, so hatte ich mir nimmer einen so liebenswürdigen Jüngling gedacht, als ich fand. Dies machte Eindruck. Nachdem ich ihn zwei Stunden gesehen hatte, war ich genöthigt, den Abend in einer Gesellschaft zuzubringen, welche mir nie lästiger gewesen war. Ich dachte, ich sah nichts als Klopstock. Den anderen Tag sah ich ihn wieder, auch den folgenden, und wir waren ganz ernsthaft Freunde; aber den vierten Tag reiste er ab. Es war eine ernste Stunde, die Stunde des Abschieds. Er schrieb bald nachher, und von dieser Zeit an war unser Briefwechsel recht fleißig." Klopstock schildert die Eindrücke dieser ersten Bekanntschaft in einem Briefe an Gleim (1. Mai): „Dieses Mädchen ist im eigentlichsten Verstande so liebenswürdig und so voll Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist. Ich bin oft und lange bei ihr gewesen. Ich habe ihr viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehen sollen, wie sie mir zuhörte, wie sie manchmal unterbrach, wie sie weinte — — und wie sehr sie meine Freundin geworden ist! — dieses Mädchen litt so viel, so unaussprechlich viel, und sie war doch diejenige nicht, um derentwillen ich so viel gelitten habe. Was muß sie für ein Herz haben!"

Indeß war Klopstock in Kopenhagen aufs freundlichste empfangen worden. Die Minister Bernstorff und Moltke behandelten ihn als ihren Freund, und er war manche Stunden in der auserlesenen Gesellschaft, die sich

um sie versammelte. Auch von dem vortrefflichen jungen König erhielt er viele Beweise seiner Gunst; er verlebte mit ihm mehrere Sommermonate (1751) auf dem Lustschlosse Friedensburg, wo er sich ungestört seinen dichterischen Arbeiten hingeben konnte. (Ode: Friedensburg, 1751.) Inzwischen erschien der erste Band des Messias (Halle, 1751), welcher außer den verbesserten ersten drei Gesängen den vierten und fünften Gesang enthielt, und gab der Kritik neue Beschäftigung.

Das liebebedürftige Herz unsers Dichters hatte noch keine Beruhigung gefunden. Noch klammerte es sich leidenschaftlich an den Gedanken an, sich Fanny's Besitz zu erringen; seine Briefe an Fanny, ihren Bruder, dessen Verwendung für ihn jetzt weniger warm, als früher, war, und an Gleim geben Zeugniß davon. Das geliebte Mädchen blieb sich in ihrer spröden Haltung immer gleich; sie wechselte noch Briefe mit ihm, ohne sich nach irgend einer Seite hin zu entscheiden. So geneigt Klopstock auch jetzt noch ist, ihr Benehmen zu entschuldigen, so muß er doch schon die Frage aufwerfen, ob sie ein so gefühlvolles Herz, wie er, habe. Noch möchte er, wie früher Bodmern, seinen Freund Gleim zum Vermittler wählen; doch der Vater wies dies zurück und äußerte gegen Gleim, er möge seinen Sohn herumlenken helfen; einen bessern Freundschaftsbeweis könne er ihm nicht geben. „Manchmal wünsch' ich", schreibt Klopstock am 30. October an Gleim, „daß ich sie niemals gesehn, nie ihren Namen hätte nennen hören; so könnte doch mein Herz durch das große Glück der Liebe glücklich werden; so könnte ich vielleicht eine Andere lieben. Aber das kann ich nun nicht". So sehr er sich auch selbst noch zu täuschen geneigt war, liegt doch in diesen Worten schon, daß er „die Andere" liebt, daß Meta in seinem Herzen gesiegt

hat. Seit dem October wurden seine Briefe an Meta wärmer und konnten das Geständniß der Liebe nicht mehr zurückhalten. „Ich wußte es“ — schreibt Klopstock an Cramer, 1752 — „gegen das Ende des vorigen Jahres ganz gewiß, daß ich mein Clärchen [Meta] liebte, und hatte es schon nicht lange nach der Zeit, da ich sie vor einem Jahre verließ, sehr zu empfinden angefangen, diese Empfindungen sehr oft in Briefen nicht ganz unverrathen gelassen, endlich nicht mehr verschweigen können, und hierauf (seit dem December 1751) war ich zwar nicht ganz ohne Hoffnung, und diese Hoffnung, weil sie mir so oft und mit so vielem Rechte sehr ungewiß vorkam, so war sie mit allen Schmerzen der Liebe sogar bis einige Tage nach meiner Ankunft begleitet“. Als Klopstock im Frühling 1752 im Gefolge des Königs nach Holstein kam, eilte er sogleich nach Hamburg und nach einigen Tagen erfolgte das beiderseitige Geständniß herzlicher Liebe. Die zartgefühlten Oden „an Sie“, „der Verwandelte“, „an Cidli“ (diesen Namen gab er der Geliebten in seinen Gedichten) schildern uns die glücklichen Empfindungen des „liebend-Geliebten“, nicht minder die Briefe jenes Liebesfrühlings. Am 8. Juli schrieb er an Gleim: „Ich sage Ihnen, daß ich unaussprechlich glücklich bin....., daß ich die kleine Moller liebe...., daß sie mich so sehr liebt, als sie geliebt wird, und daß sie die geliebteste unter allen geliebten Mädchen ist“. Meta machte hierzu die Nachschrift: „Hätten Sie wohl gedacht, daß die Moller in Hamburg so glücklich sein würde? Nein! das dachten Sie wohl nicht, daß Klopstock noch einmal so ein Mädchen lieben würde! — O, wenn Sie wüßten, wie er geliebt wird! das übertrifft Alles, sogar Klopstock's Liebe selbst; doch nur ein Bißchen! denn er liebt mich recht sehr — —“. Und welch edles

Gefühl spricht sich in den Zeilen an Klopstock aus: „Ich küsse Dich auch für Alles, was du an Fanny geschrieben hast. Ach, Klopstock, an die Zeit muß ich nicht denken. Mir kommen sehr oft die Thränen in die Augen, wenn ich denke, was Du alles mußt ausgestanden haben. Ich kann das sehr gut fühlen. Könnte ich Dir doch das wieder belohnen! Itzt kann ich es noch nicht, aber wenn ich erst Deine Frau bin, dann kann ich es, und dann will ich es thun. Ja, Klopstock, Du sollst als Frau Dir keine bessere wünschen können, als ich sein werde". Von Hamburg aus machte Klopstock im Sommer einen Ausflug nach Quedlinburg. Schmerzlich war es für ihn, die geliebte Großmutter, die noch bei seinem vorigen Besuche frischen Alters gewesen war, ganz verwandelt zu finden. Bleich saß sie, den Fuß auf doppelte Teppiche hingesenkt, den Stab in der Hand, mit starrem Auge und nahm an dem Geschick ihres so sehr geliebten Enkels keinen Antheil; doch zog es ihn noch stets zu ihr hin und er „saß dann mit ihr an ihrem Grabe". (Ode: „der Segen".) Als er endlich kam, um Abschied zu nehmen, raffte sie noch einmal ihre Kraft zusammen; kaum bedürfend des Stabs, richtete sie hoch ihr Haupt empor, ihr Auge gewann wieder Leben, die Stimme Klang. Sie legte ihm die Hand auf die Stirn und segnete ihn mit Worten höherer Begeisterung.

Seine dichterische Muse war durch das glückliche Gefühl, das seine Seele jetzt hob, so wie durch den Verkehr mit den deutschen Freunden (auch Halberstadt und Braunschweig berührte er auf seiner Reise wieder) freudig erstarkt. Energischer als je zuvor spricht sich sein stolzes Vaterlandsgefühl in den Oden F r a g e n und d i e b e i d e n M u s e n aus, und die balladenartige Ode H e r m a n n u n d T h u s-

nelda feiert zum erstenmal den Helden, welchen nachmals seine Poesie gleich dem Messias zu verherrlichen suchte. Im Herbste kehrte er nach Kopenhagen zurück und arbeitete fleißig an der Messiade, durch deren Herausgabe er sich überdies einige Erleichterung für seine bevorstehende häusliche Einrichtung zu verschaffen hoffte, weßhalb er wegen einer Subscription auf den zweiten Band des Gedichts in jenen Jahren viel verhandelte. Da Meta's Mutter (der Vater war bereits verstorben) mit ihrer Einwilligung in die Verbindung ihrer Tochter mit „einem Fremden" noch zögerte und endlich nur widerstrebend den Bitten derselben nachgab, so ward die Verbindung mit Meta noch verschoben. Im Sommer 1753 kam Klopstock auf einen kurzen Besuch nach Hamburg, worauf sich das kleine Gedicht „Furcht der Geliebten" bezieht. Am 10. Juni 1754 erschien endlich der ersehnte Tag, wo der eheliche Bund der glücklichen Liebenden vollzogen wurde. Er reiste dann mit der jungen Frau nach Quedlinburg, um sie den Eltern vorzustellen, die über ihren Anblick sehr erfreut waren. Doch ward bald darauf die Freude getrübt, indem Klopstock von einem hitzigen Fieber befallen wurde, das nicht ohne Gefahr war; es verwandelte sich dann in ein Wechselfieber, das ihn erst im Herbst verließ. Erst im October konnte er die Reise nach Kopenhagen antreten.

Es folgten Jahre voll freudigen poetischen Schaffens und erfüllt vom schönsten Glück liebevoller Häuslichkeit, in welchem er seine kühnsten Hoffnungen erfüllt sah. Wie könnte man die eheliche Zärtlichkeit, die treue Anhänglichkeit innig verbundener Seelen reizender malen, als in Meta's Briefen! Ein Jahr nach ihrer Verheirathung schreibt sie am 11. Juni 1755 von Lingbye aus, wo Klopstock bei seinem dort etablirten Freunde und Schwager Rahn

die Sommermonate zuzubringen pflegte, an ihre Schwester: „Sogleich beim Erwachen sagte ich: heute vor einem Jahre, mein Klopstock! — Gott sei Dank! Gott sei Dank! sagte er. Das hat er gestern wohl hundertmal gesagt. Und dann hat er auch gesagt: Frau nach meinem Herzen! beste Frau! einzige Meta! du Engel! du mein Herz und meine Seele! Ja, das hat er gesagt, und noch Vieles dergleichen. Ach, und das hat er schon ein ganzes Jahr gesagt. Ach meine Schwestern! ach meine Mutter! ach alle meine Lieben! wie glücklich bin ich! wie glücklich ist Eure Meta! Ein ganzes Jahr habe ich nun schon meinen Klopstock! Und weiß es, daß er der Mann ist, den ich mir von ihm vorstellte. Ihr Lieben vergeßt doch nicht, Gott immer für mich zu danken. Du Kleinmüthige, du hattest das nimmer erwartet!" Und so geht es durch die weitere Reihe der wenigen Jahre, die ihr das schönste Erdenglück bereiteten, fort. „Wenn Du so viel über Klopstock empfindest", schreibt sie im März 1757 an dieselbe Schwester, „wenn Du im Messias liest, so kannst Du denken, was ich empfinden muß, wenn ich ihn arbeiten sehe, und meine Seele dann unaufhörlich den Gedanken denkt: Er ist dein Mann! Ja, ich bin die allerglückseligste Frau! Einen Mann zu haben, dessen Eigenschaften alle so groß, so schön und so gut sind, als Klopstock's Genie — das ist Glückseligkeit!" Ihre Briefe an Richardson, mit dem sie eine Correspondenz in englischer Sprache unterhielt, lassen uns ebenfalls in dies häusliche Glück und zugleich in die Werkstatt des Messiasdichters blicken: „Es ist ein entzückendes Vergnügen für mich," schreibt sie am 6. Mai 1758, „Sie mit dem Gedichte meines Mannes bekannt zu machen. Niemand kann es besser als ich, da ich diejenige bin, welche das Meiste von dem kennt, was noch nicht bekannt ist, indem ich bei

der Geburt der jungen Verse zugegen bin, welche in Fragmenten beginnen, hier und da, bei Gegenständen, mit denen seine Seele erfüllt ist. Er hat verschiedene große Fragmente des ganzen Werks fertig. Sie werden denken, daß zwei Personen, die sich so lieben wie wir, nicht zwei Zimmer nöthig haben; wir sind immer in demselben. Ich still, still mit meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebliche Antlitz meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Thränen der Andacht bei dem Erhabenen seines Gegenstandes. Mein Mann liest mir seine neuen Verse und erlaubt mir meine Kritiken". Auch in einem Briefe an die Schwester erwähnt sie, daß er am Messias immer mit Thränen in den Augen arbeite. Da Klopstock eine sehr unleserliche Hand schrieb und sein Manuscript für den Druck erst durch die Hände der Abschreiber gehen mußte, so übernahm sie auch diese Mühe mit „erstaunlicher Freude". So treu schmiegte sich ihr Geist dem seinigen an, daß sich in ihren eigenen schriftstellerischen Versuchen der Abdruck seiner dichterischen Eigenthümlichkeit wiederfindet. Daher konnte sie auch dem Triebe nicht widerstehen, tagebuchartig sein Leben zu beschreiben. „Meine Absicht", äußerte sie darüber, „ist eigentlich nur, mich bei dem, was seinen Charakter betrifft, und was einige Verbindung mit dem Messias hat aufzuhalten." Diese Aufzeichnungen sind jedoch nicht in die Oeffentlichkeit gelangt. Allein dem Glück sollten auch schmerzliche Lebensereignisse folgen. Im Herbste 1756 verlor er seinen Vater durch den Tod. „Cramer hat uns eben die Nachricht aus Quedlinburg gebracht", schreibt Meta an ihre Schwester. „Welch eine Stube voll Betrübten ist hier! Mein, mein Klopstock! aber er betrübt sich wie ein Mann und wie ein Christ. Stille Thränen, gen Himmel geschlagene Augen und gefaltete

Hände, das ist seine Betrübniß. Das Erste nach der ersten langen Stille war: ich habe dich noch! — und umarmte mich mit vieler Inbrunst". Aber auch dies theuerste Besitzthum sollte ihm nicht lange mehr bleiben. Nach mehreren getäuschten Hoffnungen schien für Meta im Sommer 1758 endlich der Wunsch in Erfüllung gehen zu sollen, Mutter zu werden. „Ein Sohn von Klopstock" — ruft sie mit froher Sehnsucht aus, „o wann werde ich ihn haben!" Sie begab sich zu den Ihrigen in Hamburg, um dort ihre Entbindung zu erwarten, aber — um ihr Grab auf dem heimatlichen Boden zu finden. Sie war auf den Tod lange vorher gefaßt. „Gott mag mir geben, was er will" — heißt es vom 10. September in einem der rührenden, liebeathmenden Briefe, die sie ihrem damals noch entfernten Geliebten schrieb — „ich bin immer glücklich, ein ferneres Leben mit Dir oder ein Leben mit Ihm! Aber wirst Du mich auch so leicht verlassen können, als ich Dich? da Du nur in dieser Welt bleibst, und in einer Welt ohne mich? Du weißt, ich hab' immer gewünscht, die Nachbleibende zu sein, weil ich wohl weiß, daß dies das Schwerste ist. Doch vielleicht will Gott, daß Du es sein sollst, und vielleicht hast Du mehr Kräfte".

Im Herbste reiste Klopstock nach Hamburg und brachte ihr durch seine Nähe in den schweren Stunden ihres letzten Kampfes den Trost des Glaubens und der Liebe, ein Zeuge ihrer engelgleichen Geduld und Ergebung. Niemand wird ohne Rührung und Erhebung die Schilderungen ihrer letzten Lebensstunden in den Briefen lesen, mit denen Klopstock die kleine Sammlung ihrer hinterlassenen Schriften eingeleitet hat. In der Scene zwischen Gedor und Cidli im funfzehnten Gesange des Messias (Vers 419—496) hat er das Gedächtniß ihrer Sterbestunde erneuert, auch den

Moment ihres Abschieds, den uns Klopstock auch in einem Briefe an Cramer beschreibt. „Du hast wie ein Engel ausgehalten“, sagte er zu ihr; „Gott ist mit dir gewesen! Gott wird mit dir sein! der Allbarmherzigste ist mit dir gewesen! Sein großer Name sei gepriesen! Er wird dir helfen. Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu sein, so würde ich es itzt werden! Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt! — „Du bist der meinige gewesen!“ sagte sie. — „Sei mein Schutzengel“, wiederholte ich, wenn es unser Gott zuläßt!“ — „Wer wollte das nicht sein!“ sagte sie; er drückte ihr noch einmal die Hand und eilte fort. Wenige Minuten später war sie verschieden — am 28. November. Den todten Sohn im Arm, ward sie ins Grab gelegt. „Sie ist noch nicht“, schreibt Klopstock am 10. April 1759, „an der Stelle begraben, wo ich einmal bei ihr zu ruhen wünsche. Ich will unser Grab in Ottensen oder auf einem andern Dorfkirchhofe weiter an der Elbe hinauf machen lassen. Ich werde eine schöne Gegend um derer willen aussuchen, die sich im Frühlinge der Auferstehung freuen mögen“. So geschah es denn auch. Ein einfacher Denkstein trägt die von Klopstock verfaßte Inschrift, und die Schwestern pflanzten zwei Linden neben das Grab, die jetzt auch des Dichters Gruft beschatten — „Saat von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen!“ Sein Schmerz war zu groß, als daß er sie, die „die Glückseligkeit seines Lebens gewesen war“, in poetischen Elegieen hätte verherrlichen können; doch versagte er sich den Trost nicht, durch die Herausgabe ihrer kleinen Aufsätze und Dichtungen ihr ein Gedächtniß im Herzen der Freunde zu stiften.

Im Beginn der glücklichen Zeit seiner ehelichen Verbindung hatte Klopstock die Ausarbeitung des Messias rasch

gefördert und die epische Erzählung mit dem zehnten Gesange bis zum Kreuzestode geführt. Er ließ die ersten zehn Gesänge, die gelungenste Hälfte des großen Gedichts, 1755 in einer doppelten Ausgabe erscheinen, einer Kopenhagener, die er anfangs auf eigene Kosten drucken lassen wollte, aber vom Könige zum Geschenk erhielt, und einer hallischen, über deren Verlag er sich mit dem Buchhändler Hemmerde, dem Verleger des früheren ersten Bandes, verständigte. Hier gestattete er sich einige Ruhe und wandte sich wieder zur lyrischen Poesie. In dieser trat jetzt ein folgenreicher Wendepunct ein. Die aus den Verhältnissen des wirklichen Lebens hervorklingenden vollen Töne der tiefen, echtmenschlichen Empfindung verlieren sich mehr und mehr; der Dichter reißt sich völlig los von dem Boden des wirklichen Lebens und verweilt bei den Abstractionen der religiösen Poesie, in der die sublimirte Gefühlsseligkeit sich in Exclamationen verliert und der concrete Ausdruck ihm stets unter den Händen entschlüpft. Indem seine ästhetische Theorie zwischen dem erhabenen religiösen Gesange und dem zum Volke sich „herablassenden" Liede unterschied, worauf wir unten wieder zurückkommen, baute er beide Gattungen an. Seit 1756 dichtete er geistliche Lieder, deren erster Theil 1758 erschien, zugleich Umdichtungen mehrerer älterer Lieder enthaltend, und an diese schlossen sich die Hymnen, welche den Jahren 1758 und 1759 angehören. Eine dem Messias verwandte Dichtung ist die 1757 vollendete sentimental-elegische Idylle in dramatischer Form der Tod Adams.

Sein Leben, das bis dahin mit seiner Poesie in engster Verbindung stand, berührt sich von jetzt an nur noch selten mit seinen Gedichten; Klopstock, der heitere, lebensfrische und durch muntere Geselligkeit liebenswürdige Mann, der

in seinen Briefen und in den Schilderungen seiner Freunde durch sein reinmenschliches, natürliches Wesen, das aller schlaffen Sentimentalität abhold zu sein scheint, uns anzieht, ein Jüngling noch im Freundekreis und von froher Jugend umringt, erscheint nur selten noch in seinen Dichtungen; in diesen gefällt er sich nur auf einer erkünstelten Höhe, an der der Verstand mehr Antheil hat, als das Gemüth. Er lebte nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen (im August 1759) in innigem Verkehr mit mehreren geistvollen deutschen Männern, die sich in der dänischen Hauptstadt zusammenfanden, Cramer (dessen Zeitschrift „der nordische Aufseher" er in jenen Jahren mit mehreren poetischen und prosaischen Arbeiten ausstattete), Gerstenberg, Sturz u. And. Der letztere giebt uns in einer Schilderung ein Bild Klopstock's aus jenen Jahren frischer männlicher Kraft, woraus nur die bezeichnendsten Stellen hier einen Platz finden mögen: „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er darum nicht..... Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Selten findet ihr ihn in der sogenannten guten Gesellschaft..... dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Oerter, finstre schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an

den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein. — Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wann er so mit einer Reihe Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt; aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. — Eisläuf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken...... Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren..... Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab. Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter." Vom Jahre 1763 ist die treffliche Ode der Eislauf, an die sich die späteren „Braga", „die Kunst Tialfs" und „der Kamin", sämmtlich Elogien des Schlittschuhlaufens, anschließen. In diesen warnt er wiederholt vor den Gefahren; denn er wäre beinahe selbst im Winter des Jahres 1762 auf dem See bei Lingbye ein Opfer seiner Verwegenheit geworden. Das noch nicht festgefrorene Eis brach unter seinen Füßen ein. Sein Retter ward Beindorf, dessen er in einer seiner letzten Oden dankbar gedacht hat; Klopstock behielt in der Todesgefahr so viel Geistesgegenwart, daß er dem jungen Manne, der ihm die Hand zu reichen bemüht war, Anweisung zu geben vermochte, wie er ihn, ohne selbst mit hinabgezogen zu werden, herausziehen könne.

Im Sommer 1762 begab sich Klopstock wieder nach Deutschland und verweilte in den heimatlichen Gegenden am Harz volle zwei Jahre. Er lebte abwechselnd in Quedlinburg bei den Seinigen oder in Halberstadt bei seinem lieben Gleim oder in Magdeburg bei dem ihm engbefreundeten Kaufmann Bachmann, einem Manne von ausgebreiteten gelehrten Kenntnissen. Sehr behagte ihm das Landleben auf dem Gute des Herrn von Asseburg im Selkethale. In

dieser belebenden Umgebung, die seinem Geiste neue Schwingen gab, ergriff ihn auch eine warme Liebesneigung zu einem „süßen" Mädchen in Blankenburg, welches er Done nennt. Ein zartes Gedicht an sie (Halberstadt, 2. Dec. 1762), das mit der Strophe anfängt:

Du zweifelst, daß ich dich wie Meta liebe;
Wie Meta, lieb' ich Done Dich!
Dies saget Dir mein Herz voll Liebe,
Mein ganzes Herz!

fehlt in der Sammlung seiner Gedichte, da er, wie seine Briefe an Gleim bezeugen, diese Angelegenheit mit größter Verschwiegenheit behandelte. Seine Bewerbung war anfangs hoffnungsvoll. „Ich bin nun", schreibt er am 15. Dec. 1762 an Gleim, „schon wieder acht Tage hier, und ich entdecke an dem sehr geliebten Mädchen täglich neue Eigenschaften des Herzens, die mich sehr glücklich machen. Sie ist bisher noch immer ein wenig zurückhaltend gewesen, und daher kömmt es, daß ich mit der Abnahme ihrer Zurückhaltung immer etwas Neues entdecke". Standesvorurtheile des adeligen Vaters waren es vornehmlich, die dieser Verbindung hinderlich in den Weg traten, weßhalb sich Klopstock von dem gerade damals ihm ertheilten Titel eines Legationsrathes eine vortheilhafte Wirkung versprach. Mit dem Sommer des nächsten Jahres scheint das Verhältniß abgebrochen worden zu sein. Das kleine mit der Jahrzahl 1771 bezeichnete Gedicht Edone steht vielleicht noch in Beziehung zu des Dichters letzter Liebesneigung. Er arbeitete während dieser Jahre viel am Messias, vollendete das Trauerspiel Salomo, das 1764 erschien, und begann das Drama David, das erst 1772 veröffentlicht wurde.

Geistig gestärkt und von erhöhter Liebe zum deutschen Vaterlande erfüllt, kehrte Klopstock im Juli 1764 nach Kopen-

hagen zurück, wo er wieder mit dem Minister von Bernstorff aufs innigste zusammenlebte, meist auf dessen Landsitze Bernstorff. Seine Poesie, wenn auch noch an der Fortsetzung des Messias festhaltend, war jetzt vorzugsweise der Verherrlichung des deutschen Volkes und der Erregung einer kräftigen Vaterlandsliebe gewidmet. Mehrere seiner vorzüglichsten Oden fallen in die Jahre 1764—68. In der Ode „der Nachahmer" tadelt er die, welche noch Andrer Gesang als Griechengesang schreckt; in „Wir und Sie" spottet er dessen, dem das Herz nicht glüht beim Schall des Namens Vaterland; in der Ode „Unsere Fürsten" preist er die deutschen Dichter, die ohne Unterstützung und Aufmunterung ihrer Fürsten sich zu classischer Höhe herangebildet haben. Er feiert die Herrlichkeit der deutschen Sprache (Ode „Unsere Sprache") und singt den stolzen Vaterlandsgesang, die Lobpreisung der Sitte und der Thaten der Deutschen. Sprachliche und mythologische Studien standen hiermit in Verbindung; er gewann zugleich mit seinem Freunde Gerstenberg, der das Skaldenlied sang, eine begeisterte Liebe zu der germanischen und skandinavischen Mythologie, welche er auch durch vielfache Umarbeitung der älteren Oden seit 1766] an die Stelle der früher gangbaren griechisch-römischen mythologischen Bildersprache setzte.

Im Jahre 1768 erschien der dritte Band des Messias, welcher Gesang 11—15 enthielt. Dann wandte er sich zur dramatischen Bearbeitung der Geschichte Armins, des Befreiers des deutschen Volkes von der Römerherrschaft. Da er die dramatischen Scenen mit lyrischen Bardengesängen verband, so nannte er diese dramatischen Dichtungen Bardiete. Hermanns Schlacht, die Schilderung der Niederlage des römischen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde, erschien 1769. Gleichzeitig begann er das zweite

Drama **Hermann und die Fürsten** (anfangs Hermann und Ingomer benannt), welches den Angriff der Deutschen auf die nach dem Rhein zurückziehenden Römer unter Cäcina schildert; es wurde erst 1784 gedruckt. **Hermann's Tod** schloß 1787 diese dramatische Trilogie. „Weil mir's" — schreibt Klopstock im December 1767 an Gleim — „mit diesem Vaterländischen so von Herzen gegangen ist, und ich mich dabei weder auf einen kritischen Dreifuß noch Vierfuß hinsetzte, und nach Herausbringung des viellehrenden Satzes: ein Nationalgedicht interessirt die Nation, die es angeht! geschrieben habe, so denke ich, daß jenes Vaterländische wieder zu Herzen gehen soll". Einer solchen vaterländischen Gesinnung begegnen wir jetzt überall in seinen Briefen. Er interessirt sich für den „Barden" Ossian, weil dieser als Caledonier ihm für einen Deutschen gilt, und erbittet sich von Macpherson die „eisgrauen Melodieen zu einigen lyrischen Stellen des großen Dichters". Er beschäftigt sich mit dem Angelsachsen Caedmon und dem Dichter des Heliand, den er in einer wörtlichen Uebersetzung herauszugeben beabsichtigte, erfreut über „die alte Kernsprache" und manches „bedeutende poetische Wort, das wir armen Neulinge verloren haben". Aufs strengste verwirft er die Abhängigkeit von der ausländischen Literatur. „Das einzige Uebersetzen", schreibt er an Gleim, „das ich nur den Deutschen noch erlaube, ist aus dem Griechischen. Doch genug! ich werde sonst zu warm, wenn ich nur an eine Jochkriecherei denke"! Das waren Gesinnungen, mit denen er, als der deutscheste Dichter, die Jugend der siebziger Jahre entzündete und für vaterländisches Selbstgefühl begeisterte. Auch nach oben hin schien sein Bestreben nicht ohne Erfolg zu bleiben. Was von Berlin, wo der französisch gebildete Friedrich regierte nicht zu erwarten war, schien in Wien, wo mit Joseph II.

ein deutschgesinnter Fürst den Kaiserthron bestiegen hatte, in Erfüllung zu gehen, eine Unterstützung der deutschen Nationalliteratur.

Die erste Anregung gab die Bekanntschaft Klopstock's mit dem östreichischen Gesandten in Kopenhagen, Grafen von Wellsperg. Dieser, ein warmer Freund der vaterländischen Literatur, forderte unsern Dichter zur Ausarbeitung eines Planes auf, wie diese vom Kaiser zu fördern sei; er nahm diese Vorschläge mit nach Wien; man hoffte den Fürsten Kaunitz und den Grafen Dietrichstein und durch diese den jungen Kaiser für das Project günstig zu stimmen. Klopstock hatte eine Akademie im Sinne, welche, als höchste Schiedsrichterin über literarisches Verdienst, beauftragt werde, Schriftsteller zu belohnen, „junge Genies" zu ermuntern und zu unterstützen, die geistigen Kräfte für gewisse Zwecke zu vereinigen und dadurch die Literatur zu leiten. Er gab wiederholt die Versicherung, daß er für sich nichts suche; „er würde sich für glücklich halten, wenn er etwas für die thun könnte, denen es in den Wissenschaften gelungen wäre"; indeß lag es in der Natur seines Entwurfs, daß man für den Vorsitz in dieser Nationalakademie keinen Andern als ihn ausersehn konnte. Lessing und Gerstenberg bezeichnete er als die künftigen Dramaturgen des kaiserlichen Nationaltheaters, das nicht auf die Launen des Publicums Rücksicht zu nehmen brauche, sondern berufen sei, den Geschmack desselben zu bilden. Er vergaß auch die Nationalgeschichte nicht und wünschte, daß man für die besten Bearbeitungen einzelner Perioden Preise aussetze: „solche Erklärungen wären Stacheln, die in den olympischen Spielen das Pferd, das zum Siege leicht genug wäre, zwar nur von ferne blinken zu sehen brauchte, aber sehen müßte es sie gleichwohl". Indem er einräumte, daß es in einer sehr vielseitigen Sache verschiedene Arten

der Ausführung gäbe, hob er als den Hauptpunct hervor, der Kaiser müsse entweder gar nichts für die Wissenschaften thun, oder müsse etwas thun, das seiner würdig sei. Die Ausgaben könnten von keiner Erheblichkeit sein, da schon so Vieles da wäre, das Belohnung verdiente. Aber doch auch den Anfang mit gerechnet, hätte dem Könige von Polen seine Oper in wenigen Jahren mehr gekostet, als diese Unterstützung der Wissenschaften in vielen kosten würde. Und welcher Unterschied wäre dann in den Folgen! Auf der einen Seite diese nun vergeßne Oper, die Einigen Vergnügen gemacht hätte, und auf der andern Seite die Wissenschaften in Deutschland zu einer Höhe gebracht, welche von der Geschichte als Epoche würde bemerkt werden.

Obwohl er auf seine wiederholten Erörterungen nur ganz unbestimmte Vertröstungen erhielt, so stieg doch seine Aussicht auf einen günstigen Erfolg, da ihm der Kaiser sein von Brillanten eingefaßtes Brustbild „nicht zur Belohnung, sondern zur Bezeugung seiner Hochachtung" übersandte und die Zueignung seines ersten Bardiets, in der er über die Hoffnungen, die er von des Kaisers Unterstützung in Betreff der deutschen Literatur hegte, sich vor ganz Deutschland offen aussprach, von der Wiener Staatskanzlei gutgeheißen ward. In dieser Dedication der Hermannsschlacht an Kaiser Joseph II. deutete er auf jene Pläne hin, als er die wohlüberlegten Worte niederschrieb: „Wenn der Geschichtsschreiber redet, so lobt nicht er, sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist und bald geschehen wird. Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will Er auch durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen. Nur dies darf ich sagen". Indeß ließ man in Wien den Plan bald ganz fallen. Man rieth Klopstock zu einer Reise nach Wien; allein ohne eine ausdrückliche dringendere Ein-

ladung wollte er diese nicht unternehmen. Er sah bald ein, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht habe, und hielt in seiner Ode „die Roßtrappe“ (1771) die ernste Mahnung nicht zurück:

— dein ehrenvoll Wort (des Worts Ankündiger trauert)
hältst du das dem Vaterlande nicht, so schweigt
auch von dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telin.

Die Vereitlung des Planes, in Wien einen neuen Schauplatz seiner Wirksamkeit zu finden, mochte Klopstock auch aus persönlichen Gründen verdrießlich sein, weil seit dem Tode seines geliebten fürstlichen Gönners, den die Elegie „Rothschilds Gräber“ mit aufrichtigstem Schmerze betrauerte, sein Aufenthalt in Dänemark weniger Annehmlichkeiten bot und er unter der neuen Regierungsänderung selbst wegen seiner Pension nicht ganz ohne Sorgen war. Im Jahre 1770 erfolgte, was lange befürchtet war: der treffliche Minister von Bernstorff erhielt seine Entlassung, und das ihm feindlich gesinnte Ministerium Struensee ergriff unter dem schwachen Christian VII. auf einige Jahre die Zügel der Regierung. Klopstock begleitete den edlen Freund nach Deutschland und wählte Hamburg, wo er viele Verwandte und Freunde hatte, zu seinem Wohnsitze. Hier war er anfangs in Bernstorff's Hause oder mit ihm auf seinen Gütern im Lauenburgischen. Stintenburg, auf einer Insel des Schalsees reizend gelegen, malt uns eine Ode des Dichters zugleich mit dem Charakter des geliebten Besitzers. Da die dänische Regierung dem Dichter zur Beantwortung die Fragen stellte, wie alt er sei, aus welchen Gründen er eine Pension beziehe und wie viel Vermögen er besitze, so schien er mit dem Verlust seines Gehalts bedroht zu sein; doch entschied man zu seinen Gunsten, und er bezog es bis an sein Ende auch im Auslande. Seinen Wohlthäter

verlor er schon im Jahre 1772 durch den Tod, bald nachdem dieser vom Könige von Dänemark die Berufung zum Wiedereintritt in die Staatsgeschäfte erhalten hatte. Klopstock zog, als die Gräfin Bernstorff Hamburg verließ, in das Haus des Herrn von Winthem, der mit einer seiner Nichten, die er unter dem Namen Windeme, besonders ihres seelenvollen Gesanges wegen, mehrmals in den Oden erwähnt, verheirathet war; auch wohnte er mehrere Sommer in einem gemietheten Garten vor dem Dammthore.

Die ersten Jahre seines Hamburger Aufenthalts verflossen ihm in reger literarischer Thätigkeit. Zunächst vollendete er die Sammlung und Revision seiner Oden. Die erste Sammlung ließ die Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt 1771 veranstalten, gleichsam als Manuscript für Freunde, und daher nur in 34 Exemplaren abdrucken. Um dieselbe Zeit stellte Chr. Fr. Dan. Schubart die Oden und Prosaabhandlungen Klopstock's, mit mehreren unechten vermischt, unter dem Titel „Klopstock's kleine poetische und prosaische Werke" zusammen. Dies veranlaßte den Dichter, 1771 die erste Originalausgabe seiner Oden zu veranstalten, in der diese vielfach überarbeitet und verbessert erschienen, während jene Abdrücke sie nur mit ihren ältesten Lesarten wiedergaben. Er widmete diese Ausgabe seinem Freunde Bernstorff. 1772 folgte sein Trauerspiel David. In diesen Jahren beendete er auch sein episches Gedicht, dessen letzte Gesänge (15. — 20.) im Jahre 1773 erschienen. Er schloß es würdig mit der erhabenen Ode an den Erlöser: „ich hofft' es zu Dir! und ich habe gesungen, Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang". — Mit freudiger Rührung gedenkt er hier der jugendlichen Ehrbegier und frommen Begeisterung, der gehobenen Empfindung in den schönen Momenten des dichterischen

Schaffens und der ihm schon hienieden zu Theil gewordenen Belohnung, indem er die Thränen des Christen geweckt habe und hinaus in die Zukunft nach der himmlischen Thräne blicken dürfe: „durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn, und du hast mir mein Straucheln verziehn!“

Von der Anerkennung und Verehrung der Nation, wie auch des Auslandes, erhielt er jetzt die vielfachsten Beweise. Als er im Jahre 1773 ein theoretisches Werk die deutsche Gelehrtenrepublik ankündigte und zu einer Subscription aufforderte, schien der Nation eine Gelegenheit geboten zu sein, ihrem Dichter einen Tribut ihres Dankes darzubringen. „Viele wohldenkende Männer“, erzählt Goethe, „darunter mehrere von großem Einfluß, erboten sich Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun jedermann hinzu, selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten [richtiger: 2404] zusammen. Die Erwartung war aufs höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich. Hiernach mußte das Werk bei seiner Erscheinung [1774] den seltsamsten Erfolg von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein ansprechend. Wie Klopstock über Poesie und Literatur dachte, war in Form einer alten deutschen Druidenrepublik dargestellt, seine Maximen über das Echte und Falsche in lakonischen Kernsprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der seltsamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftsteller und Literatoren

war und ist das Buch unschätzbar, konnte aber auch nur in diesem Kreise wirksam und nützlich sein. Wer selbst gedacht hatte, folgte dem Denker; wer das Echte zu suchen und zu schätzen wußte, fand sich durch den gründlichen braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leser ward nicht aufgeklärt; ihm blieb das Buch versiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und indem jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die Meisten ein solches, dem sie auch nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnten. Die Bestürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber so groß, daß kein Murren, kaum ein leises Murmeln entstand". Indeß blieben auch die strengen Beurtheilungen der öffentlichen Kritik nicht aus.

Klopstock's Einfluß trat jetzt besonders da hervor, wo die junge Schriftstellerwelt sich an ihn drängte und sich um ihn als den Veteranen und den Chorführer der vaterländischen Poesie schaarte. In ähnlicher Weise, wie der Leipziger Wingolfbund in Klopstock's Jugendzeit, hatte sich in Göttingen ein Kreis strebsamer, für Poesie und Vaterland begeisterter Jünglinge an einander geschlossen. Klopstock, mit dem einige der Mitglieder schon persönlich bekannt waren, genoß hier die ungemessenste Verehrung, weniger als Messiasdichter, denn als der lyrische Sänger der Freundschaft und der Vaterlandsliebe. Die Grafen Stolberg übersandten 1773 an Klopstock eine Auswahl der Gedichte des Bundes und erhielten belobende und theilnehmende Worte zurück. Des Dichters Geburtstag ward zu einem Bundesfest, bei welchem ein mit Blumen bestreuter Lehnstuhl, auf dem Klopstock's Werke lagen, ledig obenan stand und an seinen Gesängen sich die verbrüderten Jünglinge erwärmten. Klopstock setzte auf den Bund neue Hoffnungen für die künftige

Dichterrepublik und riß die Mitglieder zum höchsten Enthusiasmus hin, als er in seiner „Gelehrtenrepublik" ihrer mit prophetischen Worten gedachte. Endlich kam Klopstock im Herbste 1774 auf der Durchreise nach Karlsruhe, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich geladen hatte, „begierig" — wie er an ihn schrieb — „den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei sich zu sehen". Der Bund ward durch seine Gegenwart zum höchsten Selbstgefühl gehoben. „Mit dem Bunde" — schreibt Voß — „hat Klopstock große Dinge im Sinn, sein Plan ist aber noch nicht völlig bestimmt..... Alles, was wir schreiben, muß strenge nach diesem Zweck, nach Geschmack und Moral geprüft werden, eh' es erscheinen darf. Er selbst unterwirft sich dem Urtheil des Bundes..... Nebenabsichten sind — die Vertilgung des verzärtelten Geschmacks, ferner der Dichtkunst mehr Würde gegen andere Wissenschaften zu verschaffen, manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet,..... zu zertrümmern — —" Man erkennt daraus, daß Klopstock sich, wie bei den Wiener Projecten, noch immer mit der Idee einer literarischen Dictatur trug. Auf der Weiterreise kam er nach Frankfurt, wo er mit Goethe, in dessen Hause er wohnte, vertraulich verkehrte und sich von ihm die ersten Fragmente des Faust vorlesen ließ. Goethe begleitete ihn nach Darmstadt und führte ihn zu seinem Freunde Merck. Goethe charakterisirt den Eindruck, den Klopstock's Persönlichkeit auf ihn machte, sehr scharf: „Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu sein, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten". Wir erinnern hierbei an die treffenden Worte, die Goethe über Klopstock ausgesprochen hat, namentlich an die schöne Einleitung des zehnten

Buchs von Dichtung und Wahrheit. Friedrich Heinrich Jacobi suchte den verehrten Dichter in Karlsruhe auf: „dieser Klopstock" — schrieb er von ihm — „ist für mich Ideal echter männlicher Größe".

In Karlsruhe erhielt Klopstock von dem vortrefflichen Fürsten die ehrenvollsten Auszeichnungen und kehrte mit dem Titel eines markgräflich-badenschen Hofraths und einer lebenslänglichen Pension im Frühling 1775 nach Hamburg zurück, das er seitdem, mit Ausnahme kleiner Ausflüge, nicht wieder verließ. Mit dieser Reise ist Klopstock's Leben für den Literarhistoriker gewissermaßen abgeschlossen. Den zweiten Band der Gelehrtenrepublik ließ er vergebens erwarten, der Göttinger Bund ging aus einander, ohne eines seiner Projecte fördern zu können, und nur einige wenige seiner Mitglieder, vornehmlich Friedrich Leopold zu Stolberg und Voß standen noch in einiger Berührung mit ihm. Daß Cramer, der Sohn des berühmten Theologen, der Panegyrist des Dichters fast unter seinen Augen ward (seit 1777), läßt uns den sonst so feinen Takt des Gefeierten fast ganz verkennen, ebenso wie die übereilten Briefe an Goethe, in denen er sich in derbster Weise zum Sittenrichter über das weimarische Hofleben aufwarf. Es zeigt sich in allem diesen der nachtheilige Einfluß, den der enge Kreis von Verehrern und Verehrerinnen, welcher ihn in Hamburg umgab, auf ihn ausübte. Die weitere Literaturbewegung geschah ohne ihn und ohne sein unmittelbares Eingreifen. Es war eine bedauerliche Folge von Klopstock's einseitiger Abgeschlossenheit, daß er der neueren Literaturentwickelung, an der er selbst so viel Antheil gehabt hatte, sich dergestalt fern hielt, daß er kaum noch irgend eine Erscheinung, so bedeutend sie sein mochte, anerkannte und noch weniger ihr einen Einfluß auf seine geistige Rich-

tung gestattete. Daher blieb denn auch, was von ihm ferner noch ausging, auf den esoterischen Kreis seiner Verehrer beschränkt. Die beiden letzten Bardiete fanden nicht die Theilnahme, wie die Hermannsschlacht, obschon sie dieser Dichtung nicht nachstanden; sie erschienen, als man dem abstracten altgermanischen Enthusiasmus und dem ganzen Bardenwesen schon entfremdet war. Ueberhaupt ging seine literarische Thätigkeit von der Dichtkunst, in der er sich im Wesentlichen erschöpft hatte, auf ästhetische, grammatische und metrische Forschungen über. Seine Abhandlungen über diese Gegenstände (Fragmente über Sprache und Dichtkunst, 1779; grammatische Gespräche, 1794 u. and.) enthalten manche feine Bemerkungen neben vielen Seltsamkeiten, unter die auch sein neues System der deutschen Rechtschreibung gehört, das den Grundsatz consequent durchzuführen suchte, nach der Aussprache zu schreiben und alle überflüssigen Buchstaben wegzuwerfen, so daß er Glüx statt Glücks, taz statt that's schrieb. Eine neue Ausgabe der Messiade von 1780 ist ein Denkmal dieser mißglückten Versuche geworden. Viele seiner letzten Oden sind mehr als Fragmente dieser grammatischen Abhandlungen, denn als lyrische Erzeugnisse anzusehen.

Die Odendichtung begleitet ihn bis ans Ziel des Lebens, aber sie leidet unter grammatischen und metrischen Künsteleien; man fühlt nur selten noch den Pulsschlag des warmen Dichterherzens durch die starre Hülle; sie sind hart im Ausdruck, ungelenkig im Satzbau und in der Versbildung, ohne Commentar fast ungenießbar. Er selbst fühlt es, „daß er in der Oede des Hains singt, wenn seinem Bragaliede nicht etwa Stolberg von dem Moosstein horcht“ (Ode: die Krieger, 1778). Indeß, wenn gleich der dichterische Werth der Oden geringer wird, geben sie uns doch

ein treues Bild von des Dichters letzten Lebensjahren und geleiten uns vor Allem durch sein inneres Leben. Bietet doch auch von jetzt an sein äußeres Leben nur geringe Veränderungen dar, unter denen kaum die von erheblichem Einflusse war, daß er 1791 als 67jähriger Greis seine Nichte Johanna, verwittwete von Winthem, die treue, liebevolle Pflegerin seines Alters, sich antrauen ließ. „Jetzt lebt er“ — schrieb der jüngere Cramer schon im Jahre 1777 — „als ein wahrer Weiser, der sein Tagewerk beschlossen hat und mit Zufriedenheit darauf zurücksehen kann, arbeitet noch mit Lust, aber mehr mit dem Verstande als der Begeisterung, legt die letzte Hand an seine Werke und lebt so still zufrieden in seinem gesellschaftlichen Zirkel, der klein, aber erwählt ist“.

Während sein Antheil an dem Gange der Literatur schwächer ward, bewahrte er sich doch ein reges Interesse für die Zeitereignisse, und wie nahe traten diese dem zur Geselligkeit geneigten Manne in einer Welthandelsstadt, wie Hamburg! Den nordamerikanischen Freiheitskampf begrüßt er als die Morgenröthe eines nahenden großen Tages (Ode: „der jetzige Krieg“ 1781), preist die bürgerlichen und kirchlichen Reformen Josephs II., während er über Friedrich II. in Folge von dessen wegwerfender Beurtheilung der deutschen Literatur die volle Schale seines Zornes ausgießt und zur Rache auffordert. Nicht alle Jahre sind mit poetischen Ergüssen bezeichnet; 1784—1787 schien seine Muse völlig zu feiern, bis der vielverheißende Beginn der französischen Staatsumwälzung sie noch einmal mächtig erregte.

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon;
die Morgenschauer dringen dem Wartenden
durch Mark und Bein: o komm, du neue,
labende, selbst nicht geträumte Sonne!

Gesegnet sei mir, du, das mein Haupt bedeckt,
mein graues Haupt, die Kraft, die nach Sechzigen
fortdauert; denn sie war's, so weit hin
brachte sie mich, daß ich dies erlebte!

In dieser Freudigkeit betrübte ihn nur dies, daß die französische und nicht die deutsche Nation den Weg zur Freiheit bahnte (Sie und nicht Wir! 1790). Dem Republicanismus Klopstock's ist jene damals so allgemeine kindliche Unerfahrenheit eigen, mit der man sorglos mit dem Feuer spielte. Er siegelt mit einem Brutuskopfe, trägt einen Stock vom Felde bei Boston und spricht unverhohlen den Grundsatz aus: „sobald ein Volk eins wird, Republik sein zu wollen, so darf es auch". Daher ist an Invectiven gegen die Fürsten in seinen Oden kein Mangel. Der französischen Nationalversammlung von 1792 blieb die Gesinnung des berühmten deutschen Dichters nicht verborgen; sie übersandte ihm das Diplom eines französischen Bürgers, das ihn sehr erfreute. Er schrieb an Roland am 19. Nov. 1792 (also im ersten Jahre der Republik), damals noch auf einen glücklichen Ausgang hoffend: „Es ist unmöglich, die Ehre zu verdienen, die einem Ausländer widerfährt, der von der französischen Nationalversammlung mit dem Bürgertitel beschenkt wird. Das Einzige, was ihn bis auf einen gewissen Grad dessen würdig machen kann, ist sein vor dieser einzigen Erhebung vorhergehender Civismus". Indeß war der Zeitpunct nicht mehr fern, wo Klopstock sich schmerzlich getäuscht sah und sich von der blutigen Katastrophe der Revolution abwandte. Daher die elegischen Oden: mein Irrthum, 1793 und andere dieser Jahre des republicanischen Terrorismus. Die Töne dieser Wehmuth klingen noch bis zum neuen Jahrhundert in seinen Oden nach; dennoch begrüßte er das Erscheinen der

reinen Menschlichkeit aufs neue in der Thronbesteigung Alexander's I. (1801).

Näher tritt der greise Dichter unserm Herzen in denjenigen Oden der letzten Lebensperiode, in denen er süße und wehmüthige Erinnerungen früherer Jahre erneut und der theuren Abgeschiedenen gedenkt; es erfüllte sich, was er in der Jugendode „an Ebert" gesungen hatte, daß er bestimmt sei, die Freunde seiner Jugend zu überleben, und gerührt gedenkt er jener frohen Tage und seiner Meta, mit der er bald vereinigt zu sein hofft. So schließt sich der Kreis seiner Oden wieder mit der Jugendperiode zusammen. In diese führte ihn auch die Revision seiner Oden (1798) zurück, welche er für die Göschen'sche Gesammtausgabe seiner Werke übernahm; es folgte die Herausgabe der Messiade (1799), welche vielfach die letzte bessernde Hand des Dichters, vornehmlich in metrischer Hinsicht, erfuhr. Die Ode die höheren Stufen von 1802 ist die letzte Gabe seiner dichtenden Muse.

Trotz seines hohen Alters war er noch als ein rüstiger Greis, ohne eine bedeutende Abnahme seiner Kräfte zu fühlen, ins neue Jahrhundert eingetreten. 1801 fing er an zu kränkeln, und mit dem Frühling 1802 traten die ersten bedenklichen Vorbedeutungen eines nahen Scheidens ein. Er war am sechsten Mai zu einem in der Nähe von Ottensen wohnenden Freunde hinausgefahren, bei dem die monatliche Mittagsgesellschaft gehalten wurde, deren Mitstifter er gewesen war; er besuchte sie immer gern, und zwar diesmal um so freudiger, weil er durch seinen Gesundheitszustand längere Zeit an dem Besuche dieses Freundekreises gehindert worden war. Er sah im Vorüberfahren mit schweigendem feierlichen Ernst nach der vom Winde bewegten Linde an Meta's Grabe („Lang' seh ich,

Meta, schon dein Grab und seine Linde wehn", 1797). Eine Stunde darauf traf ihn mitten in der Gesellschaft seiner Freunde eine schlagartige Betäubung, so daß er, fast einem Sterbenden gleich, nach seiner Wohnung zurückgebracht wurde. Schon fürchtete man sein nahes Ende; doch seine gesunde Natur widerstand nochmals der gefährlichen Krankheit. Noch einmal konnte er sich des schönen Herbstes freuen. Auch im Winter hatte er noch mehrere gesunde Tage, wo er sich auch der geselligen Freude wieder heiter hingab. Mit dem Februar wurde jedoch die Abnahme seiner Kräfte immer sichtlicher; seit dem 17. Febr. verließ er das Krankenlager nicht mehr. Die Besuche der Freunde verbat er sich, um nicht durch ihre Theilnahme zu sehr erschüttert zu werden. Nur seine Gattin und seine Stieftochter, die ihn mit zärtlichster Liebe und Aufmerksamkeit pflegten, behielt er um sich und bat sie oft, ihn nicht zu verlassen; in seinen letzten Augenblicken nannte er sie noch seine Engel.

Der letzte Kampf ward ihm nicht leicht gemacht; er litt besonders in den ersten Krankheitswochen viel. Im März ließen die körperlichen Schmerzen etwas nach, weil er immer schwächer wurde und man diese auch durch Opium betäubte. Der Trost der Religion war ihm stets nahe. Erhebende biblische Kernsprüche wiederholte er oft und ließ sich aus der Bibel vorlesen. Seine Schwägerin schreibt über diese letzten Lebenswochen: „Er schlummerte viel, und, wenn er erwachte, so hörten wir in den wenigen Worten, daß er mit allen seinen Vorstellungen schon im Himmel war; keinen irdischen Gedanken hatte er weiter, seine reine Seele war schon bei Jesus Christus, ehe sie sich vom Leibe trennte. Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Andacht er diesen heiligen Namen allemal aussprach, so oft er sich

selbst zum Tode einsegnete und uns tröstete......... Der Tod Maria's im zwölften Gesange des Messias schien wachend und träumend seine Seele zu beschäftigen. Er sagte oft Stellen daraus, die so ganz für ihn waren; denn er starb diesen Tod. „Ach, wo ist der Engel, der mir helfen soll", rief er einmal. Auch dachte er an sein Kind und sagte mit heiterer Freude: nun werde ich Vater zu dem Kinde!......... Für jede Erquickung, für jede Erleichterung dankte er mit einer solchen Freundlichkeit, daß es uns das Herz zerriß; wir würden weniger gelitten haben, wenn er verdrießlich gewesen wäre. Wenn er die Augen aufschlug und immer Eine vor seinem Bette stand (allein war er keine Minute), dann sagte er: „ich weiß wohl, daß ihr mich nicht verlaßt!" Mit meiner Schwester ihrer Tochter, die in vier Wochen fast nicht aus seinem Zimmer kam und ihn mit unermüdeter Sorgfalt pflegte, hat er zuletzt gesprochen. Er sagte: „Ich danke dir für deine Treue, Gott segne dich! Gott segne euch alle!" Nachdem sprach er nicht mehr. Meine Schwester, ihre Tochter und ich saßen den letzten Morgen (14. März) vor seinem Bette. Fünf Stunden schlummerte er ruhig, da wachte er auf. Meine Schwester fragte ihn, ob er trinken wolle; er sagte deutlich Ja, und trank ohne Beschwerde und legte sich wieder zum Schlummer hin...... Es war zwölf Uhr. Die Betglocke schlug — und diesen ernsten Schall hörten wir, der seinen immer leiser werdenden Athemzug begleitete, und bald hörten wir nichts mehr. Da blieben wir noch anderthalb Stunden so sitzen, und sagten es niemand im Hause, auf daß kein Geräusch entstehen sollte. Wir weinten nicht, wir fühlten es, daß der Allgegenwärtige mit ihm und mit uns war. Wir sahen den heiligen Staub mit schweigender Ehrfurcht an, und das Himmlische in

seiner Miene erinnerte mich an die Stelle seines Messias im vierten Gesange, wo er von der ewigen Ruhe sagt, daß sterbende Christen durch ihr Lächeln im Tode beim Namen sie nennen".

Das Leichenbegängniß, womit man seiner sterblichen Hülle die letzte Ehre erwies, war ein unvergeßlicher Beweis der Liebe und Verehrung, die man von allen Seiten dem großen Dichter widmete; keinem Deutschen ist eine so glänzende Todtenfeier als freie Huldigung zu Theil geworden. Alle Classen der Bürger Hamburgs und Altona's schienen sich zu dieser vereinigt zu haben; auch die fremden Gesandten schlossen sich an, um von der Verehrung des Auslandes Zeugniß zu geben. Unter dem Glockengeläute von allen Thürmen der beiden Städte und dem Gefolge von Tausenden ward die Leiche nach Ottensen hinausgetragen. Man setzte den Sarg in der Kirche vor dem Altar nieder; die Messiade, die bis dahin dem Sarge vorangetragen worden war, wurde aufgeschlagen auf diesen gelegt und mit Lorbeerzweigen bedeckt. Chorgesänge, meist Compositionen Klopstockischer Dichtungen, weihten diesen Moment. Unter dem Gesange: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du mein Leib —" trug man den Sarg nach der Stätte, wo er in die mit Blumen bestreute Gruft neben seiner Meta eingesenkt wurde. Seine hinterbliebene Gattin, die jetzt auch neben ihnen ruht, ließ einen marmornen Denkstein auf die Gruft setzen. Seine Vaterstadt Quedlinburg hat ihrem berühmtesten Sohne ein einfaches Denkmal in dem Wäldchen bei der Stadt errichtet.

In den Lebensbeziehungen Klopstock's, welche wir im Obigen betrachtet haben, ist auch sein persönlicher Charakter hinlänglich gezeichnet worden. Der sittliche Ernst, der schon den Jüngling im Kreise der Mitstrebenden als den

geweihten Sänger der Erlösung mit einer höhern Weihe umgab, begleitete ihn durchs Leben, doch gemildert durch heitern Naturgenuß, der auch den Winterfreuden auf der Eisbahn einen poetischen Reiz abzuwinnen verstand, durch Frohsinn und Geselligkeit im vertrauten Freundekreise. Wie die religiöse Begeisterung, die ihn über das Weltliche erhebt, ihm ein Bedürfniß des Herzens ist, so sehnt er sich nicht minder nach Freundschaft und Liebe, als den süßesten Gefährten des irdischen Daseins; mit demselben warmen Gefühl, womit er sich an Freund und Geliebte anschließt, weiht er sich dem Vaterlande, als dessen würdigen Sohn und Repräsentanten er sich fühlt. So zieht er um sich einen Kreis, den er mit seinem idealen Gefühl erfüllt, alles das ausschließend und fernhaltend, was mit diesem nicht in Einklang steht. Dieser Abgeschlossenheit seiner energischen Persönlichkeit entsprach die abgemessene Haltung, die das Gefühl seiner geistigen Bedeutendheit und sittlichen Würde verrieth, welche er in allen Verhältnissen, auch an den Höfen der Fürsten so wie im Verkehr mit den anspruchsvollen höheren Ständen zu behaupten den Muth und die Festigkeit besaß. Eine so gedrungene, vom Selbstgefühl gehobene, bewußte Persönlichkeit brachte es mit sich, daß von außen wenig auf sie einzuwirken war; jene Empfänglichkeit, die aus Leben und Welt immer neue Nahrung schöpft, jene geistige Beweglichkeit, die mit dem Zeitalter, das der Dichter durchlebt, verschiedene Wandlungen durchmacht und in ihm nach verschiedenen Richtungen vorwärts strebt, blieb ihm versagt. Auf allen Stufen des Lebens ist er sich gleich, als wäre das in großem geistigen Umschwunge sich umgestaltende Zeitalter — ein halbes Jahrhundert — fast spurlos an ihm vorübergegangen.

Ein Dichter, dessen ganze Persönlichkeit dermaßen auf

einer tiefen Innerlichkeit beruht, konnte nur zur lyrischen Poesie berufen sein. Oden, Hymnen und Elegieen sind das eigentliche Element seiner Muse; in ihnen ist seine ganze Individualität zum vollkommensten Ausdruck gelangt; religiöse Erhebung, schwärmerische Jugendfreundschaft und Liebessehnsucht finden in den Formen seiner Lyrik ihre erhabensten Töne, und das kräftige Selbstgefühl, das ihn durchdrang und über die Gegenwart emporhob, das Verlangen nach Größe und Verdienst kleidet sich schön in den stolzen Enthusiasmus für des Vaterlandes Thaten und seines Volkes Werth. In seiner Lyrik erschloß sich zum erstenmal die Fülle des deutschen Gemüths. Der sittliche Ernst, der religiöse Tiefsinn, der Hang zur Contemplation und abstracter Gefühlsschwelgerei — wie sie Grundzüge der Klopstockischen Lyrik sind, so sind sie auch der Kern des deutschen Charakters. Den höchsten Beifall mußte daher Klopstock in jener Zeit ernten, wo die deutsche Nation diesem abstracten Idealleben träumerisch hingegeben war. Je mehr die reale Welt in unserm Nationalleben zu ihrem Rechte gelangte, desto mehr nahm die Gewalt ab, die Klopstock's Poesie über die Gemüther ausübte. Die Geschichte der Völker blieb ihm ein verschlossenes Buch, gleich wie Shakspeare's Dramen, denen er keinen Geschmack abgewinnen konnte. Ihm mangelte daher die Anlage zur epischen und zur dramatischen Poesie, obschon er in beiden Gattungen nach dem höchsten Dichterruhme rang. Hätte er statt der Erlösungsgeschichte einen rein geschichtlichen Stoff, wie er anfangs beabsichtigte, für seine epische Dichtung gewählt, so würde seine Schwäche in der epischen Darstellung noch mehr hervorgetreten sein. Man kann am Messias, wenn man diese Dichtung als Epos betrachtet, sehr viel tadeln und daran fast Alles vermissen, was einer

epischen Nationaldichtung, welche eigentlich in Klopstock's Plan lag, ihren Werth giebt. Der erzählende Theil ist darin der schwächste; es fehlt der epische Körper, die wahrhaft menschliche Handlung. Der Dichter verzichtet auf das, was dem Epos Leben und Bewegung giebt, auf Mannigfaltigkeit und Wechsel der Begebenheiten und Verschiedenheit der Charaktere. In ermüdender Einförmigkeit schildert er uns ein beständiges Leiden des Messias und in seiner Umgebung ein anbetendes Erstaunen über sein Leiden oder ein ohnmächtiges Grollen über das Erlösungswerk. Der Held des Epos ist seiner menschlichen Natur völlig entkleidet; er ist nicht der sanfte Meister im Kreise der Jünger, der liebevolle Lehrer, zu dessen Füßen Maria die Tröstungen des Himmels vernimmt; er ist vielmehr der mit allen Kräften der Allmacht ausgerüstete Gott, an dem alles Menschliche nur als die um der Passion willen erwählte Hülle erscheint, und zwischen seiner Allmacht und seinem Leiden fehlt jede Vermittelung. Aus den Engeln und den Dämonen der Hölle redet nur die Abstraction des absolut-Guten und des absolut-Bösen, und was auf der Erde vorgeht, ist nur der Widerschein des Außerweltlichen. Die menschlichen Charaktere sind entweder den Geistern der Hölle gleich, oder sie sind engelreine Wesen, welche die Erde schon hinter sich haben und mit ihrem geistigen Sinn bereits in den Vorhöfen des Himmels und in dem Kreise der Seligen wandeln; das gilt besonders von der zweiten Hälfte des Gedichts, wo die Scene fast ganz von der Erde hinweg verlegt wird. Ist daher die Messiade als Epos mißlungen, so haben wir um so mehr ihre hohe Bedeutung als lyrische Dichtung hervorzuheben. Schon zur Zeit ihres Erscheinens hat sie ihre Wirkung hauptsächlich durch die lyrisch-elegische Kraft gehabt, welche ihre

schönsten Partieen auszeichnet; diese ergriff die Herzen mit einer fast ans Wunderbare grenzenden Allgewalt. Gebete und Hymnen auf Gott und den Erlöser, Schilderungen der Liebe und der Trennung im Tode, der idyllischen Unschuld und der reuigen Sehnsucht, diese weckten „die Thräne des Christen", die Rührung der Leser und noch mehr der frommen Leserinnen. Es gehörte eine so leicht rührbare, gefühlsselige und noch unverwöhnte Zeit dazu, um dem Messias eine so andachtsvolle Verehrung zuzuwenden, daß er den Zeitgenossen fast auf gleicher Stufe mit der Bibel zu stehen schien. Daß die Nation den Messias als ein Andachtsbuch hinnahm, hatte indeß für den Dichter die bedenkliche Folge, daß er unbewußt sich in den Dienst einer Tendenz stellte; die Verherrlichung der Religion, die Erweckung religiös-sittlicher Empfindungen ward zum Hauptzweck, und er beschränkte sich durch die vorwaltende Geltung des kirchlichen Dogma's die Freiheit des poetischen Schaffens, welches im Beginn des Gedichts, wie die Episode von Abbadona beweist, sich von jenen Fesseln mehr frei hielt. Es häuften sich um so mehr die lyrisch-descriptiven Abschweifungen des Dichters von der epischen Handlung — und er pflegte in Fragmenten zu arbeiten —, je mehr er fühlte, daß er durch die erhabenen Scenen der jenseitigen Welt eine größere Wirkung erreichte, als durch die in irdischer Umgebung sich bewegende Erzählung.

War die Messiade der Erguß seiner lyrischen Stimmung, so mußte sie überhaupt die ganze Lyrik des Dichters bedingen. Wäre sich diese mehr selbst überlassen geblieben, so würde sie sich, wie in seiner Jugendzeit, inniger an die wirklichen Vorgänge seines Lebens angeschlossen haben. Allein die einförmige Erhabenheit der Messiasdichtung ließ die heitere Lebensauffassung und die leichtere Beweglichkeit

lyrischer Rhythmen kaum noch neben sich aufkommen und gab Klopstock jene beschränkten Theorieen „von der heiligen Poesie“ und „von der besten Art über Gott zu denken“ ein, welche er in besonderen Abhandlungen und in der Einleitung zu den geistlichen Liedern entwickelt hat. Hier erkennt man, wie sehr Klopstock bei seinem poetischen Verfahren durch Theorieen geleitet ward, so daß er die heilige d. h. religiöse Poesie für die höchste Dichtgattung und das „Erstaunen“ über Gott für die erhabenste Art der Anbetung hielt. Auf dieser künstlichen Höhe verklingt zuletzt auch der Ausdruck der höchsten Verehrung und Bewunderung als ein leerer Schall, weil das Göttliche nicht mehr in einem harmonischen Zusammenhange mit dem Menschlichen erscheint. Dies gilt von seinen religiösen Hymnen wie von seinen geistlichen Liedern, und nur, wo der Dichter jenen Anknüpfungspunct nicht verschmäht, wie in der Frühlingsfeier und in dem Morgen- und Abendliede, dringen uns seine lyrisch-erhabenen Klänge zum Herzen.

Ein Aehnliches läßt sich auch von seiner patriotischen Poesie sagen. Er entflieht der Gegenwart, um ein Traumbild vaterländischer Größe zu schmücken, die noch nicht vorhanden war, und eine weit entlegene, ins Dunkel altgermanischer Wälder sich verbergende Ruhmesepoche zu preisen, mit der unsere Nation nur noch mit sehr schwachen Fäden zusammenhängt. Auch hier ergreift uns seine kraftvolle Sprache nicht sowohl im hohlen Klange stürmischer Bardenlieder, als in den ernsten Mahnungen an die Zeitgenossen, den Werth der eigenen Nationalität den Nachbarvölkern gegenüber zu erkennen und diesen durch geistiges Emporstreben zu erhöhen.

Von seinen übrigen Werken, welche am schnellsten der Vergessenheit anheimgefallen sind, wollen wir nicht die Ver-

werfungsurtheile der Kritik wiederholen; es ist genug, daß deren in der Erzählung seines Lebens gedacht ist. Nur muß zu dem Allen noch auf das große Verdienst aufmerksam gemacht werden, das sich Klopstock als Schöpfer unserer neuern deutschen Dichtersprache erworben hat. Er entriß zuerst unsere Sprache der Gottsched-Gellertschen Weichlichkeit und charakterlosen Breite und hauchte ihr die Kraft seines Geistes, das Feuer seiner Empfindung ein. Wie er selbst an Luther's herrlicher Bibelsprache sich genährt hatte, so ist auch wiederum seine Messiade in ihrer Einwirkung auf unsere Sprachbildung nur mit der Lutherschen Bibelübersetzung zu vergleichen. Zwar ist die Sprache Klopstock's noch nicht zu reiner Classicität harmonisch durchgebildet; er ringt noch mit ihr, macht gewaltsame Versuche und verliert sich im Streben nach kraftvollem Ausdruck bald in eine rhetorische Ueberfülle (wie namentlich in den früheren Oden und im Messias) oder in eine den Gedanken versteckende Gedrängtheit, wodurch er seine späteren Oden fast ungenießbar macht.

Die neue Sprachbildung Klopstock's wäre nicht vollbracht worden ohne die Einführung griechischer Sylbenmaße. Diese erweiterte Metrik lehrte uns erst die Bildsamkeit unserer Muttersprache einsehen und trieb zur Lösung der schwierigsten Aufgaben metrischer Kunst. Es soll damit nicht gesagt sein, daß alles Heil unserer Metrik von solchen künstlichen Nachbildungen abhange, daß jedes erzählende Gedicht in Hexametern, jede Elegie in Distichen, jede erhabene lyrische Empfindung in griechischen Strophenformen darzustellen sei; im Gegentheil entbehrt unsere Sprache nur schwer des musikalischen Reizes der Reime, und was dem ganzen Volke gefallen soll, muß sich in einfachen Versmaßen bewegen. Allein es galt hier ein ganz neues Ge-

biet für unsere Sprache zu erobern, und dies gelang Klopstock, weil er nicht als ein pedantischer Grammatiker die fremden Sylbenmaße nachkünstelte, sondern weil er sie in vollkommenen Einklang mit seiner Sprache, mit seiner ganzen Poesie brachte, so daß sie nicht als ein aus zufälliger Wahl umgegürtetes Gewand erschienen, sondern im schönsten Ebenmaße sich der anmuthigen Gestalt anschmiegten. Dadurch hörten die griechischen Versmaße auf, fremdartige Klänge zu sein; es begann erst hiermit das wahre geistige Verständniß der griechischen Poesie, an deren Hand unsere neuere Poesie auf ihre classische Höhe geleitet worden ist. Alle unsere großen Dichter haben an der Quelle von Klopstock's gewaltiger Sprachschöpfung ihre Jugend genährt; die Nachwelt wird, auch wenn Klopstock's Dichtungen noch weniger als jetzt gelesen werden, nie vergessen, daß mit den ersten Messiasgesängen eine neue, vielleicht in gleichem Glanze niemals wiederkehrende Periode unserer poetischen Literatur begann. Was Gottfried von Straßburg über Heinrich von Veldeke sagt, der gleichfalls am Eingang einer ruhmvollen Literaturepoche steht, läßt sich auch auf Klopstock anwenden: „Er impfte das erste Reis in deutscher Zunge".

Fünftes Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter der Vereine zu Halle, Halberstadt und Berlin.

1. Uz.

Johann Peter Uz, am 3. October 1720 zu Ansbach geboren, eines Goldschmieds Sohn, zeigte während seiner Schuljahre auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt neben dem wissenschaftlichen Fleiße eine lebhafte Neigung zur Malerei und Poesie, worin vornehmlich Anakreon und Horaz seine Lieblinge und Vorbilder waren. 1736 begab er sich auf die Universität Halle, wo er sich neben den juristischen Studien, zu denen er bestimmt war, auch mit der Philosophie unter Baumgarten's und Wolff's Anleitung beschäftigte. Durch Baumgarten wurde er mit den Theorieen der schönen Literatur bekannt und auf die Schriften der Schweizer Aesthetiker aufmerksam gemacht. Als er eines Tages in einem Buchladen nach einer Schrift von Bodmer fragte, traf er mit Gleim zusammen; ein Gespräch entspann sich, das die für beide so folgenreiche Freundschaft einleitete. Ein gleiches Interesse für Poesie zog auch Götz aus Worms und Rudnick aus Danzig, die damals in Halle studirten, in diesen Kreis. Man übte sich in Uebersetzungen der Alten, besonders des Anakreon, der neben Horaz als das Muster der Lyrik des heiteren Lebensgenusses zu hohem Ansehn gelangte. In der reimlosen Poesie, die durch die Schweizer anempfohlen wurde und in Lange's und Pyra's

Gedichten schon ein Vorbild erhalten hatte, machte auch Uz einen Versuch in dem Lobgesang des Frühlings, welcher 1743 ohne seinen Namen in den Schwabe'schen Belustigungen abgedruckt wurde. Dieses Gedicht ist bemerkenswerth als eine der ersten Proben des Hexameters, dem er vorn eine kurze Vorschlagsylbe anfügt:

Ich will, vom Weine berauscht, die Lust der Erde besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Lust,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unser Gefilde beherrscht.

Es blieb dies sein einziger Versuch in der reimlosen Poesie; doch ging dies Beispiel für Andere nicht verloren.

Nach beendigten juristischen Studien kehrte er im Frühjahr 1743 nach Ansbach zurück, wo er 1748 die Stelle eines Secretärs bei dem Ansbachschen Justizrath erhielt, ein Amt, das ihm nur ein sehr geringes Einkommen gewährte. Niemand fand er dort, der seine poetischen Strebungen theilte; daher dünkte er sich gleichsam in einer Wüste zwischen halb Wilden (so war damals der Sinn für Poesie auf einige wenige Literaturstätten beschränkt) und beneidete seinen Gleim um den Aufenthalt in dem geistreichen Berlin. Indeß fuhr er fort, in seiner Einsamkeit gesellige Freude, Liebe, Wein und Frohsinn zu singen und sandte seine Lieder an Gleim, der ihn aufmunterte und 1749 die erste Sammlung von Uz' lyrischen Gedichten herausgab. Die Poesie, die er in diesen Liedern auszudrücken suchte, war ihm bis dahin im Leben nicht nahe getreten; es sind daher seine scherzenden Lieder nur gemacht, nicht empfunden, zum Theil schwache Nachbildungen fremder Scherze. Eine poesievollere Zeit war der leider! nur kurze Aufenthalt in Römhild im Meiningschen, wohin er sich als Secretär einer Reichscommission begab, die einen Rechtsstreit zwischen Meiningen und Coburg zu schlichten hatte. Die schöne

Natur, die ihn hier umgab, der herzliche Umgang, den er genoß, besonders die Freundschaft mit Grötzner, dessen jüngste Schwester ihm zärtliche Gefühle einflößte, alles dies trug dazu bei, die Jahre 1752 und 1753 auch für seine Poesie productiv zu machen.

„Ich seh', o Hartenburg, dich immer mit Entzücken,
Dein Angedenken soll mir keine Zeit entrücken,
Und wenn ich deinen grünen Rücken
Und Römhild's Grazien und Grötzner's Wein und Kuß
Verlassen muß:
Will ich nach dir im Geiste blicken,
Soll meine Muse dich mit ihren Lorbeern schmücken,
Daß, wie man Tibur's Hain, das holde Tempe preist,
Auch du der Nachwelt heilig seist.

Nach Ansbach zurückgekehrt, blieb Uz mit seiner Geliebten noch in Briefwechsel; allein eine eheliche Verbindung kam nicht zu Stande, vielleicht auch aus dem Grunde, daß Uz' häusliche Verhältnisse sehr beschränkt waren, und der Sänger der Liebesfreuden blieb ihnen, wie sein Freund Gleim, immer fern. Doch bewahrte er sich stets das zufriedene Gemüth; es mußte ihm daher das Lehrgedicht „die Kunst stets fröhlich zu sein" besser gelingen, als das komische Gedicht „Sieg des Liebesgottes", das er selbst als eine Nachahmung von Pope's Lockenraub ankündigte.

Seine Poesie wandte sich seitdem mehr der ernsten belehrenden Gattung zu, in der größere Wahrheit ist, weil hier sein weiches Gemüth, seine tüchtige sittliche Gesinnung sich ausspricht. „Die Wissenschaft zu leben", „die wahre Größe", „die Glückseligkeit" und vor allen die „Theodicee", um nur die zu ihrer Zeit gepriesensten Oden Uzens zu erwähnen, reihen sich den Lehroden Haller's würdig an; am liebsten vernehmen wir noch jetzt seine ernsten patriotischen Mahnungen in den Oden „das bedrängte Deutschland" und „an die Deutschen", worin er ihrer Zwietracht und Er-

schlaffung das Bild der Kraft der Vorzeit entgegenhält. In seinen geistlichen Liedern drückt Uz ein reines sittliches Gefühl in gefälligen, populären Formen aus, so daß er unter den derzeitigen Dichtern des Kirchenliedes Gellert am nächsten steht. Zu Klopstock's Höhe vermochte sich seine Odenpoesie nicht zu erheben, wie er denn auch keineswegs zu seinen Bewunderern gehörte. Ihm blieb überhaupt der Schwung einer von poetischem Drange erfüllten Seele fremd. Daher urtheilte er auch, daß nur die Jugend zum poetischen Schaffen geeignet sei, und schloß mit richtiger Selbsterkenntniß im Jahre 1763, wo sich überdies durch Erweiterung seines Geschäftskreises seine Arbeiten vermehrten, seine dichterische Laufbahn.

Daß er in einzelnen Stellen seiner poetischen Episteln der Bodmerschen Anglomanie und seraphischen Verstiegenheit gespottet hatte, zog ihm einen Streit mit dem eitlen leichtverletzlichen Züricher Kritiker zu, worein sich auch Wieland in der Periode seiner ascetischen Tugendschwärmerei mischte und den guten Uz in den „Empfindungen eines Christen" unter das „Ungeziefer der leichtsinnigen Witzlinge" rechnete, dem der Oberhofprediger Sack, an den die Zuschrift gerichtet ist, zu steuern aufgefordert wird. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten, wie der tiefgekränkte sanfte Uz sich, was ihm leicht werden mußte, dagegen rechtfertigte, und bemerken nur, daß Wieland seinen Angriff auf Uz später sehr bereute und auch von diesem als „einer unserer größten Genien" anerkannt wurde, sowie auch, daß Uz sich mit Bodmer völlig aussöhnte.

Sein ferneres Leben verfloß in Ruhe und Zufriedenheit, getheilt zwischen Geschäftsarbeiten, Lectüre und Umgang mit Freunden. Seine gewissenhafte Geschäftsthätigkeit erwarb ihm allgemeine Achtung und Anerkennung. Seine Lectüre

beschäftigte sich am meisten mit den von Jugend auf liebgewonnenen classischen Dichtern; an der neueren deutschen Poesie, wie sie um 1770 sich entwickelte, fand er kein Gefallen; Bürger's Balladen erschienen ihm wie Bänkelsängerei. In einiger Beziehung zu seinen poetischen Bestrebungen stand noch seine Theilnahme an einer von einigen Ansbacher Freunden veranstalteten Prosa-Uebersetzung des Horaz (1773 erschienen) und seine Mitredaction des neuen ansbachischen Gesangbuchs (1781), wozu die Acten und Vorarbeiten mehrere Foliobände betragen haben sollen; einige ältere Kirchenlieder wurden von ihm umgearbeitet.

Er starb in hohem Alter an den Folgen eines mehrmals wiederkehrenden Schlagflusses, am 12. Mai 1796. Noch in seinen letzten Momenten vernahm er, daß er vom Könige von Preußen, dem die ansbachischen Fürstenthümer zugefallen waren, zum Justizrath und Landrichter zu Ansbach ernannt worden sei. Seine Werke erschienen noch 1804 in einer von Weiße veranstalteten Prachtausgabe, als man sich der Töne seiner Lyrik schon völlig entwöhnt hatte.

---

2. Gleim.

Bei dem Emporstreben unserer Nationalliteratur, wo kein tonangebender Hof durch seine Gunst die poetischen Talente aufmunterte und in seine Nähe zog, keine Akademie die von der öffentlichen Stimme ausgezeichneten Dichter um sich versammelte, waren die Männer von großer Bedeutung, welche, wenn auch selbst ohne geniale Productivität, durch ihren Eifer für die Förderung junger Talente, durch ihre Beziehungen zu ihren dichtenden Zeitgenossen die Liebe zur vaterländischen Literatur belebten und durch

ihre Persönlichkeit, wie durch ihre Freundschaft und Protection einen Mittelpunct bildeten, an den sich die werdende Nationaldichtung anschloß. Bei Allem, was in Sachsen für die schöne Literatur geschah, ist Gottsched's Einfluß dankbar anzuerkennen; nur daß seine Beschränktheit, seine eigensinnige Opposition gegen die in Folge der von ihm ausgegangenen Anregungen sich gestaltende Literatur ihn bald gegen das jüngere Geschlecht in eine schiefe Stellung brachten. Bodmer trat in ein günstigeres Verhältniß zu der werdelustigen Jugend, weil er die neuen Bahnen, die sie einschlug, mit enthusiastischer Aufmunterung und Theilnahme begleitete und die jüngeren Dichter in die Nation einzuführen bemüht war. Gleim steht ein halbes Jahrhundert hindurch in ähnlichen Beziehungen zu der poetischen Literatur, und die nachwachsende Generation übertrug auf ihn den Vaternamen, mit dem Bodmer lange Zeit geehrt worden war.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geboren am 2. April 1719, hatte, gleich den meisten Dichtern, deren Leben wir bisher betrachteten, nicht das Glück, eine freundliche, sorgenfreie Jugend zu durchleben. Sein Vater, Steuereinnehmer zu Ermsleben, einem Städtchen in dem schon damals preußischen Fürstenthum Halberstadt, hatte von seinem kärglichen Einkommen eine Familie von zwölf Kindern, unter denen sechs Söhne waren, zu ernähren. Wilhelm leistete ihm schon als achtjähriger Knabe Schreiberdienste und begleitete ihn auf seinen kleinen Reisen in die umliegenden Dorfschaften. Wiederholter Aerger über empörende Erpressungen, die unter dem soldatischen Willkürregiment Friedrich Wilhelms I. ungeahndet von den Officieren gegen einen Vater von Söhnen geübt werden konnten, zog dem Vater, als unser Gleim erst in seinem sechzehnten

Jahre stand, ein tödtliches Gallenfieber zu; die Mutter folgte ihm bald ins Grab nach, und die beiden ältesten Brüder übernahmen die Sorge für die verwaisten jüngeren Geschwister.

Nachdem Gleim sich auf der Stadtschule zu Wernigerode für die akademischen Studien vorbereitet hatte (auch die ersten Versuche in Reimen fallen in diese Zeit), begab er sich 1738 auf die Universität Halle, um die Rechte zu studiren; funfzig bis sechzig Thaler waren Alles, was er jährlich erhielt, um seine Bedürfnisse zu bestreiten. Unter den Lehrern, deren Unterricht er dort genoß, zog ihn Baumgarten am meisten an; er äußert selbst, dessen Dissertation de nonnullis ad poema pertinentibus habe die schlafenden Geister geweckt. Er schloß hier den Freundschaftsbund mit Uz, Götz und Rudnick, in welchem wie im Leipziger Verein, gegenseitige Ermunterung und Kritik waltete. Horaz und Anakreon waren ihre Lieblinge; reimlose Gedichte, damals in Halle die Parole des Tags, wurden versucht; auch Gleim begann den ersten Versuch in scherzhaften Liedern, den er 1744 drucken ließ.

Im Jahre 1740 erhielt Gleim, als er die Universität verließ, ein Anerbieten, als Secretär in dänische Dienste zu treten. Da sich dies jedoch zerschlug, nahm er in Potsdam bei dem Obersten von Schütz eine Stelle als Hauslehrer, dann als Secretär an und machte hier die Bekanntschaft mit dem Lieutenant von Kleist, welche bald zur innigsten Freundschaft ward. „Kleist's Musenkunst erweckt zu haben“, sagt sein Biograph Körte, „war eine von Gleim's liebsten Erinnerungen, und er pries sich dessen mit eifersüchtiger Heftigkeit“. Auch die Freundschaft mit Hirzel und Spalding ward durch die Liebe zur Poesie geknüpft. Ramler, der die Medicin erwählen sollte, erhielt er der

schönen Literatur, indem er ihm eine Hauslehrerstelle verschaffte.

Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Schwedt, nahm 1744, wo der zweite schlesische Krieg ausbrach, Gleim als seinen Secretär mit sich nach Böhmen. Nach dessen bald darauf erfolgtem Tode wurde Gleim Stabssecretär beim Fürsten Leopold von Dessau. Empört jedoch über dessen herzlose Executionen, nahm er seinen Abschied und ging 1745 nach der Heimat zurück. Längere Zeit suchte er vergebens zu einer Anstellung zu gelangen. Endlich hatte er das Glück, 1747 zum Domsecretär in Halberstadt gewählt zu werden. Jetzt begannen glückliche Jahre. Sein Vorgänger starb sehr bald; da Gleim nachmals ein Canonicat an dem Stifte Walbeck erhielt, so hatte er ein ansehnliches Einkommen. Die Amtsgeschäfte waren nicht lästig; mit den Herren des Domcapitels stand er im besten Vernehmen. Freunden war stets sein gastliches Haus geöffnet, und mit den entfernten, vor allen mit seinem geliebten Kleist, blieb er in fleißigem Briefwechsel. Ausflüge in die Nachbarschaft führten ihn zu Ebert und Zachariä in Braunschweig, Lange in Laublingen, zu Cramer und Klopstock. Besuche von dichterischen Freunden waren ihm selige Feste; man feierte sie mit Rosen und Wein, wobei man, zumal der Sänger des Weins wenig oder gar keinen Wein trank, mit allzuviel Aufwand anakreontischer Spielereien das Leben poetisch zu schmücken versuchte. Gleim's Freundschaft war immer innige Vertraulichkeit; daher ward er auch Klopstock's Vertrauter in seiner Liebe zu Fanny und hätte gern als Vermittler ihm Beistand geleistet. Doch er selbst war in der Liebe noch unglücklicher als sein Freund, wenn auch leichter im Liebesunglück getröstet. Einen kurzen Liebesfrühling im

Jahre 1753 war er Bräutigam mit einem Mädchen in Blankenburg; aber zur Zeit, da die Freunde das Hochzeitsfest erwarteten, war das Verhältniß schon wieder gelöst; Gleim sah, daß er einer Unwürdigen sein Herz geschenkt hatte, und der Sänger der Amoretten ließ sich nie wieder von den Schlingen weiblicher Schönheit fesseln. Er nahm die Tochter seines Bruders in sein Haus, welche diesem durch ihre Wirthschaftlichkeit wie durch ihre geistige Bildung, ihren Sinn für alles Schöne so sehr zur Zierde gereichte, daß ein Theil der Verehrung, welche Gleim von seinen zahlreichen Freunden gewidmet wurde, auch auf „Gleminde" überging. Einen Ersatz für alle andere Liebe fand sein liebebedürftiges Gemüth in der Freundschaft. Konnte er auch nur mit wenigen der Freunde zusammenleben, so sammelte er doch deren Bildnisse um sich und schmückte damit das beste Zimmer seiner Wohnung, welches er seinen Musen- und Freundschaftstempel nannte. Die meisten Bilder ließ er auf seine Kosten malen und brachte während seines Lebens eine Sammlung von 118 Portraits der von ihm verehrten Männer, größtentheils persönlicher Freunde, zusammen.

Im Winter 175$\frac{4}{5}$ war Gleim in Berlin, wohin er oft in Angelegenheiten seines Domcapitels reisen mußte. Als er eines Tages mit dem jungen Prinzen von Preußen zusammen war, zeigte ihm dieser Bilder zu Lafontaine's Fabeln und fragte ihn, ob er auch Fabeln machen könne. „Nein"! erwiderte Gleim; „denn es ist nichts schwerer als Fabeln zu machen"! Der Gedanke beschäftigte ihn seitdem, und mit der Hast und Flüchtigkeit, die allen Gleim'schen Dichtungen schädlich ward, war schnell eine Sammlung von Fabeln zu Stande gebracht, wobei die Erfindung meistens Phädrus, Lafontaine und Gay angehört.

Die Freunde rühmten den naiven, seinen scherzhaften Liedern verwandten Erzählungston, weßhalb Gleim auch in späteren Jahren in seiner Manier fortfuhr, ohne indeß die Popularität der Gellert'schen Fabel erreichen zu können.

Mit dem siebenjährigen Kriege eröffnete sich die ruhmreichste Periode seines Dichterlebens. Während die meisten Dichter seiner Zeit, auch seine Freunde Klopstock und Uz, in ihren Poesieen dem Frieden das Wort redeten und sich entrüstet von den Verheerungen des Krieges und seinen Helden abwandten, fühlte sich Gleim, in dessen Wesen bis auf seine körperliche Haltung etwas Militärisches lag und der selbst an den Erinnerungen seiner kurzen Campagne im zweiten schlesischen Kriege mit besonderem Wohlgefallen hing, von den Thaten seines Heldenkönigs, dessen Sache er für die allein gerechte in diesem Kriege hielt, zur höchsten Bewunderung hingerissen. Wenn Friedrich angegriffen ward, konnte er gelegentlich ein Virtuos in der Grobheit sein; einem Fremden, der in ansehnlicher Gesellschaft auf den Preußenkönig loszog, sagte er kurz: Herr, wissen Sie nicht, daß Halberstadt sieben Thore hat? Mit seinen Gedanken weilte er beständig im preußischen Heerlager, aus welchem sein Kleist ihm die genauesten Berichte über alle Kriegsvorgänge einsandte. Anfangs hatte er die Absicht, der „Curtius seines Alexanders" zu werden; aber er sah bald ein, daß Geschichtschreibung nicht sein Beruf sei; er zog es vor sein „Homer" oder sein „Tyrtäus" zu werden. Die anakreontische Leier ward beiseit gelegt. Gleim dichtete Kriegslieder in der Person eines im Felde mitkämpfenden Grenadiers. Es zeigte sich hier, wie auch das schwächere Talent über sich selbst erhoben wird, wenn es von großen Ereignissen seiner Zeit getragen und von den Eindrücken der Gegenwart ergriffen ist. Die „preußischen

Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier" waren der Ausdruck der lebendigen Theilnahme, womit das Volk, nicht allein in den preußischen Staaten, sondern weit über dessen Grenzen hinaus, die Siege Friedrichs begleitete. Auch dem Volke galt es als ein Krieg für die von Gott beschützte, gerechte Sache, nicht als ein muthwillig hervorgerufener Eroberungskrieg. Zwar sind diese Lieder noch weit entfernt, echte Volkslieder zu sein, um von dem Soldaten im Lager und im Felde gesungen zu werden; der Patriot überschreit, wie Lessing treffend sich ausdrückt, den Dichter; allein sie sind national und drangen mit ihrer deutschen Gesinnung ins Volk ein. „Hier hat einmal", sagt Herder, „ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen, ohne an andere Nationen sein Genie zu verpachten. Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, Alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unserer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Grenzstein sein können, wo unsere Dichtkunst an Franzosen und Engländer grenzt". In diesem Sinne waren Gleim's Kriegslieder eine That der deutschen Nationaldichtung; sie zeigten, woher die Seele, der belebende Hauch für deutsche Lyrik stamme. Anfangs erschienen sie einzeln, bis 1758 die erste Ausgabe, von Lessing's Vorbericht eingeleitet, im Druck erschien, zwar anonym, doch war Gleim's Name bald kein Geheimniß mehr.

Gleim war indessen vom Unglück des Krieges nicht ganz verschont geblieben. Im Jahre 1757 plünderten die Franzosen rings um Halberstadt: „mein Garten, der mein Paradies war, mein einziges Vergnügen, an dem ich den ganzen Sommer gearbeitet habe, ist in zwo abscheulichen

Stunden zur Wüstenei gemacht" — so klagt er an Kleist, doch mit dem Zusatz: „der Krieg mag mir Alles rauben, wenn er mir nur meinen Kleist läßt". Um so freudiger erscholl das Lied von der Schlacht bei Roßbach, welche die Franzosen verjagte. Doch drang im Januar 1758 wiederum eine Abtheilung Franzosen in Halberstadt ein, um zu brandschatzen; nur mit Mühe schützte Gleim sein Haus vor Plünderung. Er hatte kurz darauf die Freude, mit Kleist vier glückliche Tage in Bernburg zu verleben; es war das letzte Mal, daß sie sich sahen. Im August 1759 endete Kleist zu Frankfurt an der Oder, wohin er vom Schlachtfelde bei Kunnersdorf schwer verwundet gebracht worden war. Gleim eilte auf die erste Nachricht von seiner Verwundung nach Magdeburg, um seinem Freunde von dort aus durch russische Gefangene Hülfe zu bereiten. Er erhielt hier die Nachricht von seinem Tode. Jetzt fühlte er sich verwaist auf der Erde; sein einziger wehmüthiger Trost war, des Freundes Briefe wieder und wieder zu lesen. Im nächsten Frühlinge klagt sein Lied noch der Nachtigall sein Leid in rührenden Worten:

Ich denk' an meinen Kleist, o liebe Philomele,
Vergebens singest du!
Du singst ihn nicht hinweg, den Gram aus meiner Seele,
Ich höre dir nicht zu.
Kein Kleist ist auf der Welt, die Welt ist mir zu enge,
Vergebens singest du!

Ein treues Andenken hat er bis an sein eigen Grab dem Freunde bewahrt; Kleist's Ruhm war sein Stolz. Ein Ehrengemälde Kleist's ward von ihm in der Berliner Garnisonkirche gestiftet. Auch trug er für seine Hinterlassenen Sorge.

Wenige Jahre darauf hatte der enthusiastische Dichterfreund, der jedes irgendwo auftauchende Talent zu ermun=

tern und zu unterstützen bereit war, eine neue Gelegenheit, seine uneigennützige Thätigkeit zu beweisen. Bei einem Besuche in Berlin im Sommer 1761 lernte er die dazumal vielgepriesene Dichterin Anna Luise Karsch (Karschin) persönlich kennen, nachdem er schon Briefe mit ihr gewechselt hatte. Er lud sie nach Halberstadt ein, öffnete ihr sein gastliches Haus und führte sie bei dem Domdechanten Freiherrn von Spiegel und dem Grafen zu Stolberg-Wernigerode ein, welche durch ansehnliche Unterstützungen ihre äußere Lage erleichterten. Man konnte jetzt auch eine deutsche Dichterin, für die der Name Sappho schon bereit war, mit anakreontischen Festen feiern. „An den Tafeln der Domherren und in den Zirkeln der besseren Gesellschaft hörte man", wie Körte berichtet, „Lieder auf Lieder, und die Becher wie die Dichterin sah man oft mit Myrten, Blumen und Lorbeer bekränzt, also daß die Karschin ein heiteres Leben mit sich brachte, wohin sie trat." Gleim suchte den Geschmack seiner Clientin durch seine Kritik und durch die Lectüre altclassischer Dichter zu bilden; auch unterzog er sich der Sorge, ihre Gedichte auf Subscription herauszugeben, wodurch er ihr einen Reinertrag von 2000 Thalern verschaffte. Die halberstädtischen Lieder an Thyrsis verriethen indeß allzu deutlich, daß die vierzigjährige Frau noch dem Namen einer Sappho Ehre zu machen suchte und das Verhältniß zu ihrem Beschützer gern in ein engeres Band verwandelt hätte. Diese Anforderungen wies Gleim auf feine Weise von sich. Sie reiste nach Berlin zurück, wo sie bei den Feierlichkeiten in Folge des Hubertsburger Friedens aufs neue Gelegenheit fand, sich durch ihre Reimfertigkeit Freunde zu erwerben.

Als mit dem Frieden die idyllische Ruhe des deutschen Bürgerlebens wiederkehrte, fand unser Gleim nichts An-

deres mehr zu besingen, als den frohen Genuß des Lebens, und zwar nicht in neuen Tönen, sondern in der tändelnden, nur selten von wahrer Empfindung durchhauchten anakreontischen Weise, die seine ersten Lieder angeschlagen hatten, und größtentheils mit erborgten Sprüchen des Frohsinns und der Lebensweisheit. Ein zierliches Heftchen nach dem andern flog in dem nächsten Jahrzehend als Lieder nach Anakreon, Petrarcha, Horaz und Minnesängern ins Publicum, Alles leicht und ohne Feile hingeworfen, so daß allmählich auch die sonst in Bezug auf ihn so rücksichtvolle Kritik den Wunsch nicht mehr zurückhielt, Gleim möchte auf seinen Ruhm etwas eifersüchtiger sein und nicht so viel Mattes und Unbedeutendes unter seinem Namen erscheinen lassen. Allein ihm war das Reimen und Dichten, wenn auch nicht gerade Herzenssache, doch sein Lebenselement, wie die Luft, welche er athmete, und seine jüngeren Freunde besonders bestärkten ihn durch ihr Lob, an das er sich zu sehr gewöhnt hatte, um es nicht als einen Tribut der Freundschaft zu fordern, in der falschen Meinung von dem Werth seiner poetischen Sächelchen.

An diese jüngeren Freunde schloß sich Gleim jetzt um so lebhafter an, als im Fortgang des Lebens von den älteren nur wenige seine Liebe mit Gleichem erwiderten. Mit Ramler, der ihn nie recht von Herzen geliebt hatte, kam es in Folge einiger kritischen Bemerkungen Gleim's zu einer ihm eingesandten Ode zu einem förmlichen Bruch. Ramler's Briefe schienen ihm so überlegt boshaft und herzlos, daß er ihm schrieb (1764). „Ihre beiden letzten Briefe stoßen dem Faß den Boden aus. So ganz abscheulich zeigt mein so sehr geliebter Ramler sich darin, daß ich's nicht ertragen kann, daß ich die Augen wegwenden muß, tief im Herzen betrübt über das abscheuliche Bild dessen, der

mein Freund war. Zeile vor Zeile jener Briefe glühet von Bosheit, stößt mir einen Dolch ins Herz, den, daß Sie den Freund in meinem Herzen auslöschen und tödten, den ich so sehr liebte. Aber besser ist es, ihn verlieren, als ihn behalten wie er ist; ich werde in Berlin sein und ihn nicht sehen, und ich bitte ihn, daß er auch mich nicht sehe". Dennoch traf er im Januar 1765 zufällig mit Ramler in einer Gesellschaft bei Nicolai zusammen. Er fand sich durch diese Begegnung noch mehr verletzt und söhnte sich niemals wieder mit ihm aus. Kurz vor Ramler's Tode, 1797, äußerte Gleim in einem Briefe an Grillo: „Ramler soll krank sein. Es thut mir sehr leid. Sie wissen, er ist Ramler, und ich bin Gleim. Wüßt' ich aber, daß ein Schreiben von Gleim ihn, wenn nicht gesund, nur nicht kränker machte, wahrlich! so schrieb' ich an ihn". Bei andern Freunden klagte Gleim wiederholt, daß sie mit ihm in der Wärme und der brieflichen Freundschaftsversicherung nicht gleichen Schritt hielten, und in dieser Hinsicht forderte er sehr viel. Er klagte dann wohl, daß bei seinen Freunden nach dem vierzigsten Jahre die jugendliche Wärme der Freundschaft abnehme, was er mit seiner großen freundschaftlichen Briefsammlung beweisen könne. Klopstock, dem er diese Bemerkung macht, ward auch mit solchen Vorwürfen nicht verschont und erwiderte ihm mit der Offenheit wahrer Freundschaft: „Wann habe ich denn aufgehört Ihr Freund zu sein? und warum fahren Sie denn immer fort, mich dessen zu beschuldigen? Wenn ich nicht der standhafte Freund wäre, der ich bin und mit dieser Gesinnung besonders der Ihrige, so würden es just solche unverdiente und so oft wiederholte Anklagen sein, die mich wankend machen würden. Aber ich bin gleichwohl immer Ihr Freund geblieben." Allerdings entfremdete

sich Gleim durch seine tyrannische Eifersucht in der Freundschaft manche seiner Freunde. Der Grund lag aber noch tiefer. Gleim's geistige Bildung war zu oberflächlich und flüchtig, um von dieser Seite den zu höherer Reife des Geistes gelangten Gefährten, einem Klopstock und Lessing, einen wesentlichen Gewinn gewähren zu können: bereit zu hören und zu bewundern, ohne mit gleichem Maß wieder geben zu können.

Die Bekanntschaft mit Johann Georg Jacobi, den Gleim 1766 im Bade zu Lauchstädt kennen lernte, machte den Anfang einer liederreichen, von sentimentaler Freundschaft junger Dichter versüßten Zeit. Es bildete sich auf kurze Zeit um ihn ein halberstädtischer Dichterkreis, den er gern zu einer Lehranstalt zur Vorbereitung auf die akademischen Studien, einer „Humanitätsakademie" erweitert hätte, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, junge talentvolle Männer zu befördern und in seiner Nähe zu fesseln. Diesen oft erneuerten Plan hat er nie sich verwirklichen sehen. Indeß gelang es ihm für seinen Jacobi eine Präbende in Halberstadt zu erwirken. Nach dem Tode seines Wohlthäters hat es Jacobi öffentlich bekannt, daß er ihm das Glück seines Lebens schuldig geworden sei, weil er damals bei dem Antritt seiner akademischen Laufbahn in Halle entschlossen gewesen sei, die Muse des Gesanges zu verlassen. Man liest diese Geständnisse lieber, als ihren Briefwechsel (Briefe von den Herren Gleim und Jacobi, 1768), die Ergüsse einer gekünstelten Sentimentalität voll von Amoretten-Tändeleien, welche selbst jene empfindsame Zeit der Monotonie und Gehaltlosigkeit beschuldigte. 1769 ließ sich Jacobi in Halberstadt nieder; bald kamen Benjamin Michaelis, Jähns, Klamer Schmidt hinzu, Jünglinge, mit denen Gleim wetteifernd liebte und dichtete. Jähns raffte

1772 ein früher Tod hinweg; bald folgte ihm Michaelis nach; Gleim bewies sich ihm noch als treuer Freund, indem er dessen dürftige Eltern unterstützte. Im Herbst 1772 gelang es Gleim, Wilhelm Heinse, der ihm von Wieland empfohlen war, eine Hauslehrerstelle in Halberstadt zu verschaffen. So ward die Gesangeslust immer rege erhalten; besonders war im Winter 17 7/4 der poetische Kreis sehr productiv und durch die heiterste Geselligkeit belebt. Man wechselte Sinngedichte, Lieder und vornehmlich poetische Episteln, eine Dichtungsart, zu der Gleim seine jungen Freunde beständig aufmunterte. Gleim sang in diesen Jahren seine Lieder fürs Volk, an denen selbst Lessing große Freude fand, und das Lehrgedicht Halladat oder das rothe Buch, welches 1774 erschien und von seinen Freunden als die reifste Frucht seiner Poesie freudig willkommen geheißen ward. Unangenehme Vorfälle des letzten Jahres hatten sein Gemüth bei ernsteren Lebensbetrachtungen festgehalten; daher schrieb er gleichsam sich zum Troste eine Reihe didaktischer Gesänge, eine Art Laienbrevier, nieder, in denen eine edle, menschenfreundliche Gesinnung und eine vielseitige Lebenserfahrung und Menschenbeobachtung sich in einfacher Form ausspricht. Boysen's Uebersetzung des Koran, welche Gleim damals las und stellenweise in poetischer Form nachbildete, trug zu dem Ton und der orientalischen Färbung dieser Gesänge wesentlich bei.

Sehr schmerzlich war für ihn, daß im Frühling 1774 Jacobi Halberstadt verließ, um in Düsseldorf die Zeitschrift Iris herauszugeben, und auch Heinse dorthin als Mitarbeiter entführte. Mit dieser Trennung begann für unsern Gleim eine einsame Zeit. Er schrieb damals an Jacobi: „Im Tempel der Freundschaft bin ich nun wohl ganz ohne

Zweifel der Getreueste! Fast alle meine Freunde wurden mehr oder weniger nicht eben ungetreu, kalt aber! Die meisten fingen's feurig an, schlugen in ätnaischen Flammen der Freundschaft auf; zuletzt, was war's? das Flämmchen eines Nachtlichts! — Nein, ich will nicht klagen. Traurig aber ist's erfahren, welch ein elendes jämmerliches Ding es ist mit unserm Leben. Da sitze ich einsam nun auf meiner Zelle; die Bilder aller meiner Freunde seh' ich an und seufze nach ihnen hin, suche um mich her noch ein sympathetisches Herz, finde keins so warm von Bruderliebe, als ich's wünsche". Indeß er fand solche Herzen doch stets von neuem und trat selbst mit den jungen Celebritäten der Sturm= und Drangperiode in nähere Verbindung. Sehr erfreut war er über die persönliche Bekanntschaft mit Herder und Johannes von Müller, mit denen er einen Briefwechsel unterhielt; vergebens versuchte er sie für den preußischen Staat zu gewinnen. Göckingk und Tiedge lebten längere Zeit in seiner Nähe und schließen die Reihe der Dichter des halberstädtischen Kreises. Gleim war freilich zu alt, um an neue Liederweisen sich zu gewöhnen. Die „Romanzen", die er sang, waren nur lustige Stadtgeschichten, die durch bänkelsängerischen Ton belustigen sollten. Doch fanden seine Gedichte jetzt nur wenig Gehör, selbst da nicht, als er in der bekannten Grenadierweise Kriegslieder für den bayrischen Erbfolgekrieg sang und dem preußischen Patriotismus Worte lieh.

Seiner Verehrung für den großen König ward erst 1785 der seit lange gewünschte Lohn, zur Audienz bei ihm zugelassen zu werden. Nach dem kurzen Bericht, den ein Gedicht Gleim's über ihr Gespräch giebt, war der Inhalt unbedeutender, als in der Unterredung mit Gellert. Der König legte ihm die Frage vor, ob Wieland oder Klopstock

größer sei; Gleim wich der Frage aus. Als er entlassen wurde, begegnete er dem Herzog zu Braunschweig=Oels. „O wie gern hätte ich“ — rief Gleim — „den alten Hut, den der Monarch trug, als ich ihn sprach“! „Ich verspreche Ihnen den Hut nach des Königs Tode“, erwiderte der Herzog. Und er hielt Wort. Gleim bewahrte ihn nachmals als eine heilige Reliquie und erhielt auch durch einen Freund die Schärpe, welche Friedrich II. im siebenjährigen Kriege getragen hatte. 1786 starb der gefeierte Held der Kriegsmuse unsers Gleim, der es vor allen schmerzlich empfunden hatte, daß der König die deutschen Lieder seiner vaterländischen Sänger mit Verachtung von sich gewiesen hatte. Von Friedrich Wilhelm II. hoffte er für die deutsche Poesie das Beste, zumal als ihm dieser in einem sehr huldvollen Handschreiben gleich nach seiner Thronbesteigung die Versicherung gab, daß er mit Vergnügen der Beschützer der deutschen Muse sein werde. Aehnliche Versprechungen gab ihm der Minister Hertzberg. Von diesen Hoffnungen ging keine in Erfüllung. Gleim klagte zugleich die speculative Philosophie an, daß sie das Interesse für die schöne Literatur schwäche.

Trotz seines vorrückenden Alters nahm seine Sangeslust nicht ab. Den Krieg gegen das revolutionirte Frankreich verfolgte er mit lebhaftem Geiste und dichtete neue Kriegslieder und Zeitgedichte, in denen er zum Widerstand gegen die Revolution und zum Kampf gegen Frankreich antrieb. Die poetische Form war mangelhafter, als in den früheren Zeitgedichten, und Gleim konnte der Geißel der Xenien nicht entgehen:

Ach, ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
  Die einst des Grenadiers herrliche Saiten belebt.

Nur eine schwache Abwehr brachte Gleim's versifi=

cirtes Gegengeschenk: Kraft und Schnelle des alten Peleus.

Gleim hatte das Glück, die Zunahme des Alters nicht zu fühlen. Freunde versüßten ihm noch die letzten Jahre seines Lebens durch jene warme Anhänglichkeit, durch die man seine Seele ganz gewinnen konnte; Voß, Baggesen, Jean Paul sind unter ihnen. Als Voß ihn 1794 zum erstenmal kennen lernte, schreibt er: „Jeden Augenblick wünsch' ich Dir Theil an unserer Glückseligkeit, mit Gleim, dem Einzigen an hoher Menschlichkeit, dem wahrhaft göttlichen Greise und mit seinen liebenswürdigen Nichten zu leben. Gleim empfing mich, wie ein Vater den spätgebornen Sohn, der, schon für verloren geachtet, aus der Fremde zurückkehrt". Und an Gleim schrieb er nach einem zweiten Besuche im Jahre 1796: „Meine Liebe, Edler, grenzt an Ehrfurcht, ich möchte sagen, an Andacht. Ich strebe besser zu werden, um des besten Mannes, den ich fand, nicht unwürdig zu sein, aber mit Ihnen geworden zu sein, ich verliere mich in dem heiligen Gedanken". Als Gleim erfuhr, daß Seume, der ihm einige Gedichte zur Beurtheilung eingesandt hatte, in dürftigen Verhältnissen lebe, schickte er ihm zwanzig Louisd'or mit den Worten, er habe gehört, daß Seume Mangel leide, das müsse keiner seiner Freunde, so lange er selbst noch eine Mahlzeit bezahlen könne. Wie viele ähnliche Züge seiner Freude am Wohlthun sind uns aufbewahrt!

Seine Stelle als Domsecretär, in der er sich durch treue Pflichterfüllung funfzig Jahre hindurch bewährt hatte, legte er 1797 nieder und behielt nur noch die Verwaltung der Stipendien für Studirende, weil er dadurch mit Jünglingen in einer angenehmen Beziehung blieb und ihnen mit Rath und That wohlthun konnte. Bis in sein acht-

zigstes Jahr genoß er einer ungestörten Gesundheit. Seitdem klagte er über Abnahme der Sehkraft, so daß er in den letzten Lebensjahren fast erblindete. Doch hörte er nicht auf, Verse und Briefe zu dictiren, zuletzt, da er sein Ende herannahen fühlte, Abschiedsbriefe an die Freunde. An Klopstock richtete er die Worte — dieser hat sie nicht mehr gelesen: — „Ich sterbe, lieber Klopstock! Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachholen. Die Muse hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet und steht noch bei mir......... Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum stehn die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde". So ward es von den Hinterbliebenen erfüllt, als der Greis am 18. Februar 1803 sanft entschlummert war. Klamer Schmidt ruft ihm die schönen Worte nach: „Du aber ruhe wohl, Mensch von edlem Metall! Freund der Freunde, Vater so Vieler und wie oft auch der meinige! Leichtzürnender! Leichtzuversöhnender! der du im auflodernden Feuer selbst die abbittende Hand schon bereit hieltest; Forscher nach jeder bescheidenen Tugend! Aufmunterer jedes aufkeimenden Talents! Was an dir Schlacke war — viel war's nicht — aber geschieden hab' ich's schon lange vorher, ehe du endetest; was an dir Gold, bewahr' ich im stillen Gemüth und zeig' es nur den Wenigen, die es, wie ich, für Gold anerkennen".

---

3. Kleist.

Nachdem die Poesie lange Zeit für eine Nebenbeschäftigung der Gelehrten gegolten und wiederum in den gelehrten Kreisen vorzugsweise ihr Publicum gefunden hatte,

war endlich die Zeit gekommen, wo der Dichter sich als solcher eine selbstständige und geachtete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft errang und seine Schöpfungen den ganzen gebildeten Theil der Nation zur Theilnahme heranzuziehen begannen. Erst dadurch ward es möglich, daß der Dichter die conventionellen Formen der Gelehrtenpoesie verließ und mit seiner reinmenschlichen Persönlichkeit in die Dichtung eintrat, daß die Wahrheit des Lebens den erborgten Schein verdrängte und das eigene Leben durch die Poesie verklärt und erhöht ward. Man muß sich die engherzigen Verhältnisse, die damals die poetische Empfindung und das gesellschaftliche Leben einengten, vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß es folgenreiche Siege für unsere Nationaldichtung waren, wenn für Klopstock's Liebe zu Fanny Alles, was für Poesie Sinn hatte, sich interessirte und wenn um Kleist's Tod der beste Theil der Nation trauerte, weil es ein Dichter war, der den Heldentod auf dem Schlachtfelde starb. Mit der Ehrfurcht vor der Persönlichkeit der Dichter hob sich die Verehrung der vaterländischen Poesie.

Ewald Christian von Kleist wurde am 7. März 1715 zu Zeblin in Pommern, einem unweit Cöslin gelegenen Gute seines Vaters, geboren. Seine erste Erziehung wurde vernachläßigt; wild und roh nach Landjunkerart wuchs er auf. Seit seinem zehnten Jahre verlebte er die Knabenzeit auf der Jesuitenschule zu Kron in Polen und seit 1729 auf dem Danziger Gymnasium ohne bedeutenden Gewinn für seine geistige Ausbildung, ein Freund körperlicher Uebungen und geneigt zu muthwilligen Streichen und Händeln mit seinen Mitschülern. Als er jedoch im Jahre 1731 seine Studien in Königsberg begann, indem ihn der Vater zum Civilfach bestimmte, erwachte in ihm

ein lebhafter wissenschaftlicher Eifer. Mit der Jurisprudenz verband er die Beschäftigung mit Philosophie, Mathematik und Physik und zeigte die ihm angeborene Munterkeit seines Wesens im Eifer der Disputationen.

Da sein älterer Bruder bald darauf die Verwaltung der väterlichen Güter antrat, mußte unser Kleist sich um eine Anstellung im Staatsdienst bemühen. Man veranlaßte ihn nach Dänemark zu gehen, wo er Verwandte hatte. Von diesen ließ er sich bewegen in dänische Militärdienste zu treten (1736). Obgleich dieser Stand seiner Neigung nicht zusagte, so fügte er sich doch nach und nach in die neuen Verhältnisse, die ihm durch den Umgang mit einigen gebildeten Offizieren angenehm gemacht wurden. Jedoch als er 1738 nach Danzig auf Werbung geschickt war, ergriff ihn wieder die Neigung zu einem bürgerlichen Amte. Diese ward vornehmlich genährt durch die Liebe zu Wilhelmine von der Golz, welche er auf einer Reise zu seinen in Preußen wohnenden Schwestern kennen gelernt hatte. Seine Wünsche fanden Erwiderung bei dem Mädchen, das durch Schönheit und Bildung seiner werth war, so wie auch Begünstigung von Seiten der Mutter. Er bemühte sich um eine Anstellung in polnischen oder sächsischen Diensten und begab sich deßhalb, mit Empfehlungsbriefen versehen, nach Fraustadt, wo der sächsische Hof sich gerade aufhielt. Allein der Versuch war vergeblich; er mußte in den dänischen Militärdienst zurückkehren, ohne Aussicht auf Befreiung aus seiner Lage, ohne Hoffnung auf den Besitz seiner Geliebten. Jetzt erst fühlte er ganz den Ernst des Daseins; der jugendliche Frohsinn war für immer dahin, und er trug eine schwermüthige Stimmung, das Gefühl eines verfehlten Lebens, stets mit sich.

Im Jahre 1740 wurde er, als Pommer, von

Friedrich II. aufgefordert, den dänischen Dienst zu verlassen. Er trat als Lieutenant beim Regimente des Prinzen Heinrich in die preußische Armee. Das Militärleben in Potsdam war ihm noch einförmiger und langweiliger, als das in Kopenhagen. Er hatte wenig Umgang; denn seinen Kameraden mißfiel sein Sinn für Bildung, wie ihm ihre Rohheit. Sein Mißmuth wurde zugleich durch Unvorsichtigkeit im Schuldenmachen vermehrt. 1743 ward er in einem Duell schwer am Arme verwundet. Gleim hörte im Hause des Obersten von Schütz mit vieler Theilnahme des jungen verwundeten Offiziers erwähnen und begab sich zu ihm. Kleist beklagte sich, daß ihm das Lesen verboten sei, worauf Gleim sich erbot ihm vorzulesen. Einsmals las er dem Kranken von seinen scherzhaften Liedern vor, auch das „an den Tod". Bei den Worten:

„Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!"

brach Kleist in lautes Lachen aus; dadurch ward die Wunde aufgerissen, und es erfolgte ein heftiges Erbluten, das jedoch nach der Versicherung des eiligst herbeigerufenen Wundarztes der Genesung nur förderlich war. Bald darauf heilte die Wunde, und Kleist sagte lächelnd seinem Freunde: der Dichtkunst und Ihnen verdank' ich also meine Genesung! — Dies sollte indeß noch in einem schöneren Sinne in Erfüllung gehen. Gleim's Freundschaft ward eine Erquickung für sein vereinsamtes Gemüth und weckte in ihm aufs neue die fast entschlummerte Neigung zu poetischen Versuchen. Seine früheren Reimereien bezeichnet er als „Schmiralien und einen Plunder, der nur zum Wegwerfen getaugt hätte". Jetzt schlug er die anakreontischen Töne seines Freundes an und übersandte diesem im December

1743 sein erstes „anakreontisches" Gedicht, für das er in einem — französisch geschriebenen Briefe um Entschuldigung bat. Allein seinem Gemüthe gehörte weit mehr die elegische Wehmuth an, welche ihm die Gedichte des folgenden Jahres eingegeben hat. Er erhielt die Nachricht, daß Wilhelmine von ihren Verwandten, die allen Briefwechsel zwischen den Liebenden verhindert hatten, gezwungen worden sei, eine vortheilhaft scheinende Heirath einzugehen. Seine Elegie „an Wilhelmine" spricht seinen tiefen Schmerz aus mit zürnendem Seitenblick auf die glänzende Welt, in der er sich nicht berufen scheint sein Glück zu machen. Das elegisch-didaktische Gedicht Sehnsucht nach Ruhe führt dieses Thema noch weiter aus und sucht den Trost für die Täuschungen der Welt in der stillen Natur: „ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein!" — In diesen beiden Gedichten, welche zuerst 1745 in Schwabe's Belustigungen abgedruckt wurden, sind die Grundzüge der Poesie Kleist's bereits enthalten: er ist der Sänger der Natur, als des vor dem Drange des Lebens schützenden Asyls, und zugleich — der gelähmte Kranich, den seine Fabel schildert.

Der zweite schlesische Krieg, den Kleist 1744 und 1745 mitmachte, verscheuchte seinen Unmuth nicht. Er hatte das Unglück, nach der Uebergabe von Prag bei der Besatzung zurückbleiben zu müssen und theilte, da Prag sich nicht lange gegen die andringenden Feinde halten ließ, den schlecht geleiteten Abzug derselben, wobei er seine Bagage völlig verlor und sich auch in Folge der Strapazen eine gefährliche Krankheit zuzog. Das Jahr 1745 brachte er im Standquartier zu Brieg zu, wo er mitten unter den Waffen das Glück des Landlebens sang („das Landleben, an Ramler"; „der Vorsatz, an Uz") und die

erste Idee zu dem beschreibenden Gedichte die Landlust faßte.

Als er 1746 nach Potsdam zurückgekehrt war, fand er dort zwar seinen Gleim nicht mehr, doch blieb dieser der Vertraute seiner Gemüthsstimmungen und seiner poetischen Arbeiten. Vor seinen Standesgenossen mußte er solche Beschäftigungen sorgfältig verborgen halten; denn „unter Offizieren ist es eine Art von Schande, ein Dichter zu sein“. Ein junger Offizier bei dem nämlichen Regimente, Namens Seidlitz, war der Einzige, dem er sich vertraulich öffnen konnte. Auch erfreute ihn eine Zeitlang der Umgang mit dem Schweizer Hirzel, mit dem er später in Briefwechsel blieb. Vor Allem aber waren Gleim's Briefe seine schönste Erheiterung und Erquickung; er segnet den Tag, der ihm diesen zum Freunde gab. „Ich schwöre Ihnen“, schreibt er im April 1746, „bei der Heiligkeit meiner Freundschaft, daß ich mein Leben noch einmal so traurig und fast, wie Thomson's Marmorsäule, ewig stumm und jammernd zu Ende gebracht hätte, wenn ich Sie nicht hätte kennen lernen. Vorher schätzte mich niemand einen Kreuzer werth. Soll ich den Urheber meines Glücks nicht lieben und hochhalten? Ewig soll Ihnen die zärtlichste Freundschaft gewidmet sein“. Die Briefe aus seinem freudelosen Potsdamer Garnisondienst wiederholen oft die Klage über seine verdrießliche Lage so wie über manche Kränkungen und Zurücksetzungen, die er erfuhr; denn der Chef seines Armeecorps wie seine Umgebung sah in ihm den hypochondrischen Gelehrten, nicht den tüchtigen Militär, so streng er sich auch die Beobachtung der Pflichten seines Dienstes zum Gesetz machte. Mitunter äußert er Lust, in andere Dienste zu treten oder jetzt noch zum Civilfach überzugehen. Am innigsten war unstreitig der Wunsch, sein Leben auf dem Lande zu

beschließen. Dies Verlangen zog ihn auch immer wieder zu seinem beschreibenden Gedichte zurück, das die Freuden des Landlebens zu schildern bestimmt war. Es war ihm aber eigen, nicht nach einem durchdachten Plane und mit Ausdauer zu arbeiten, so daß die Dichtung nur fragmentarisch vorwärts rückte. Als Versmaß wählte er jene unvollkommene Hexameterform (mit einer kurzen Vorschlagsylbe), welche Uz in seiner Frühlingsode angewandt hatte; demnach wandte er gleichzeitig mit Klopstock und doch völlig unabhängig von ihm dies Metrum zuerst in einer größeren Dichtung an. Der Einfluß der englischen Poesie ist übrigens auch bei ihm unverkennbar; wie Klopstock in Milton und Young Nahrung für seine religiöse Epik fand, so sah Kleist in Thomson's Jahreszeiten sein Vorbild. Den Messias lernte er erst kennen, als sein Gedicht schon vollendet war. „Sie haben doch schon" — schreibt er am 10. Juni 1748 an Gleim — „den Messias in den neuen Beiträgen gelesen? Ich bin ganz entzückt darüber. Milton's Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen. Nur Schade, daß die Versart noch toller ist, wie die meinige! — Nun glaube ich, daß die Deutschen noch was Recht's in den schönen Wissenschaften mit der Zeit liefern werden; solche Poesie und Hoheit des Geistes war ich mir von keinem Deutschen vermuthen".

Im Laufe von zwei Jahren war sein beschreibendes Gedicht nicht über den ersten Gesang vorgerückt. Die einzelnen Stücke wurden Gleim und durch Hirzel's Vermittlung auch Bodmer zur Beurtheilung vorgelegt. Ramler, dem seine Freunde bereitwillig das oberste Urtheil in Sachen der Sprache und Metrik zugestanden, arbeitete das Ganze mit seiner kritischen Feile durch, suchte die lose zusammenhangenden Fragmente in engere Verbindung zu bringen,

Uebergänge zu machen, zu streichen und zu verbessern. Kleist lobte die Ramler'sche Arbeit als unvergleichlich und meinte, Ramler habe noch nichts gemacht, das so schön wäre, als sein Frühling; es schimmert durch diese Aeußerung schon die Ironie des Unwillens hindurch, weil ihm, wie er sich ein andermal ausdrückt, Ramler das Exercitium allzu stark corrigirt habe. „Anfangs murrte meine Eigenliebe freilich ein wenig, besonders da ich sah, daß er oft was weggelassen oder verändert, was mir gut dünkte; allein er hat sonst so viele Schönheiten hinzugethan, daß man diese Kleinigkeiten leicht missen kann". Indeß wollte er doch die Ramler'sche Ueberarbeitung nicht für sein eigen Werk ausgeben und entschloß sich, den ersten Gesang seiner Landlust, dem er auf Gleim's Anrathen die Aufschrift der Frühling gab, in seiner originalen Form und, da kein Verleger zu finden war, auf eigene Kosten drucken zu lassen. Diese Ausgabe erschien mit der Jahrzahl 1749, richtiger 1750. In demselben Jahre besorgte Hirzel den schön ausgestatteten, Züricher Abdruck. Ramler zog seine Bearbeitung wieder zurück; in einzelnen Stellen waren seine Verbesserungen von dem Dichter benutzt worden. „Ach, wenn ich doch nur den Sommer machen könnte! wenn ich auch keinen Vortheil davon hätte, als Freunde, welch ein Lohn"! — so schreibt er an Gleim im Sommer 1750. Allein die Fortsetzung des Gedichts unterblieb.

Diese Dichtung wurde in Deutschland und der Schweiz mit freudigster Bewunderung aufgenommen und begründete Kleist's Dichterruhm. Aehnlich wie die Messiade, gewann sie die allgemeine Theilnahme weniger durch das, was ihr Titel versprach, nicht sowohl durch das Gemälde der Natur im Frühling, das von Thomson in allen Einzelnheiten sorgfältig hingezeichnet und ausgeführt wird, als durch die

Lyrik des Gemüths, das die „Sehnsucht nach der Ruhe" hier auf einen größeren Schauplatz überträgt und zu idyllischen Schilderungen erweitert, das bald vom Lobe des Schöpfers, bald vom Verlangen nach Liebesglück und dem Entzücken der Freundschaft überschwillt oder Tugend und Weisheit preist.

Um diese Zeit konnte er auch mit seiner äußeren Stellung etwas zufriedener sein, indem er bis dahin nur über Zurücksetzung zu klagen gehabt hatte; er wurde 1749 Hauptmann. Im Jahre 1752 wurde er auf Werbung nach der Schweiz geschickt. Bei diesem verdrießlichen Geschäft hatte er die Freude, mehrere literarische Bekanntschaften zu machen und alte Freunde wiederzusehen. „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort" — schreibt er von dort an Gleim — „nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die einzig in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die dort sind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als 20 – 30 derselben. Es sind zwar nicht lauter Ramler; allein sie denken und fühlen doch alle, haben Genie und sind dabei lustige und witzige Schelme. Ich mag zwar in der Lust nicht zu weit gehen, damit ich nicht Klopstock's Schicksal habe, und ich kann auch meinem Temperament nach nicht; indessen profitire ich davon so viel ich kann und bringe meine Zeit sehr angenehm hin". Breitinger rühmt er als einen Mann von Einsicht, der zugleich ein freier Weltmann ist; Bodmer erscheint ihm für seine Jahre sehr vergnügt und aufgeweckt; auch lernte er bei diesem einen „gewissen" Wieland kennen: „er ist zwar noch sehr jung, will aber doch schon die Welt reformiren und hat wirklich erstaunlich viel Genie; er arbeitet nur ein wenig zu viel und wird

sich unfehlbar bald erschöpfen". Kleist hoffte in Zürich einige Monate zu bleiben, da ihm von der Regierung die Erlaubniß zum Werben ertheilt war; aber die Stadt wollte den preußischen Werber nicht dulden; man wollte ihn festnehmen, und er entwischte „bei Nacht und Nebel", worauf er sich einige Monate in Schaffhausen aufhielt; bei der Erinnerung an die Züricher, die ihn gar zu schlecht behandelt hatten, fühlte er sich noch manchmal die Galle überlaufen.

Im Garnisonleben zu Potsdam befiel ihn wieder die schwermüthigste Stimmung; außer einigen kleinen Idyllen und Sinngedichten, zu denen er sich selbst die Anlage absprechen zu müssen glaubte, hatte die Poesie keinen Gewinn von seinem einsamen Leben; „ich kann es darin nicht mehr aushalten"! ruft er „nach funfzehn traurigen Jahren" aus. Noch kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges spricht er das Verlangen aus, bald vom Soldatenstande loszukommen. Am 10. April 1756 schreibt er an Gleim: „Es sind verschiedene Capitains seit kurzem Oberforstmeister geworden. Wenn mir das Glück . . . einmal einen solchen Posten zuwürfe, so verließe ich mit Freuden meine Hoffnung zum baldigen Major. Dies wäre eine Bedienung so recht nach meinem Sinne. Immer zu reisen und silvis inerrare, das wäre so meine Sache. Es ist nicht unmöglich, daß ich reussire; man weiß, daß ich kränkle, und der König wie der Prinz wollen mir jetzt wohl". Seiner wankenden Gesundheit wegen gebrauchte er eine Kur im Bade Freienwalde, wo er sich so vergnügt fühlte, wie er in zehn Jahren nicht gewesen war. Wider Vermuthen ward er im Anfang des Juli beordert, wieder zum Regimente zu kommen. Der Krieg brach aus, und Kleist rückte mit in Sachsen ein.

„Das unruhige Leben“, schreibt er aus dem Lager bei Pirna, wo man das sächsische Heer eingeschlossen hatte, „gefällt mir ungemein; ich bin vergnügter und gesunder, als je, ob ich gleich zuweilen mit den armen weinenden Leuten, denen ich ihr Korn aus der Scheune nehmen muß, weil meine Pferde sich das Hungern nicht angewöhnen wollen, mit weine und ihr Unglück gewiß so sehr fühle, als sie selbst“! Er sehnte sich nach einer Gelegenheit, sich durch Heldenthaten auszuzeichnen, fürchtete jedoch, daß er nicht zu den Wenigen gehöre, denen so etwas aufgehoben sei: „ich freue mich oft auf den Tod, wie ein Schiffer nach Sturm und Ungewitter auf den Hafen“. — Während des Feldzugs von 1756 ward er zum Oberstwachtmeister bei dem Regimente des Generals von Hausen ernannt, welches im Februar 1757 zur Besatzung nach Leipzig verlegt wurde. Es war für ihn ein poesiereiches Jahr; wir verdanken dieser durch den Krieg verjüngten Sangeslust mehrere der schönsten Blüthen seiner Dichtkunst. Im März 1757 sang er die siegesstolze Ode an die preußische Armee, die zuletzt mit einer Wendung zu der Sehnsucht nach muthigen Kriegsthaten, die seine Brust erhob, würdig schließt:

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Kurz vor dem Beginn des Krieges hatte er seine kleineren Gedichte unter dem Titel „Gedichte von dem Verfasser des Frühlings“ zusammenstellt; im folgenden Jahre (doch mit der Jahrzahl 1758) folgte eine zweite Sammlung: Neue Gedichte von dem Verfasser des Frühlings; sie enthielt die vortrefflichen Idyllen Milon und Iris „an Lessing“, Irin „an Geßner“, die Fabel der gelähmte

Kranich, sowie die erzählenden Gedichte Emire und Agathokles und die Freundschaft „an Gleim". Das größere erzählende Gedicht Cissides und Paches, die Schilderung einer Heldenthat aus der macedonischen Geschichte, mehr durch die hohe Gesinnung als durch die poetische Form ausgezeichnet, wurde in Leipzig begonnen.

Zwei Freunde sing' ich, die voll Edelmuth
Sich gegen ein gewaltig Heer Athens
Mit kleiner Macht beherzt vertheidigten.
O Kriegesmuse, sei dem Vorsatz hold!
Begeistre mich, auf daß der ehrne Klang
Der Waffen aus dem Liede widerhall'
Und mein Gesang der That nicht unwerth sei.

Was wir bei Gleim zu bemerken Gelegenheit hatten, bewährt sich auch hier: der Krieg erfüllte die deutsche Dichterbrust mit thatkräftigem Leben und trieb zur Darstellung männlicher Thaten. Lessing, dessen Umgang Kleisten den Aufenthalt in Leipzig vornehmlich lieb machte, veranlaßte ihn, das Talent seines Freundes völlig verkennend, zu einer dramatischen Arbeit, einem Trauerspiele Seneca, dessen später vielleicht in Versen auszuführenden Entwurf er in den Wintermonaten niederschrieb. Er mußte selbst gestehen, sich niemals um das Trauerspiel gekümmert und höchstens drei Tragödien, ohne auf den Plan Acht zu geben, gelesen zu haben; es wäre daher der schülerhafte Versuch besser ungedruckt geblieben. „Hätte mir Lessing nicht zugeredet" — schreibt er an Gleim — „ich hätte es nicht drucken lassen; denn ich kenne seinen Werth zu gut und habe zu wenig Mühe darauf verwandt, als daß es gut sein könnte".

Bis zum Mai 1758 blieb Kleist, kleine Executionsaufträge abgerechnet, in Leipzig, wo er sich besonders in den letzten Monaten beim Militär wie auch bei den Einwohnern die größte Liebe erworben hatte. Nach der Schlacht

bei Roßbach hatte ihm der König durch eigenhändigen Befehl die Aufsicht über das Leipziger große Lazareth übertragen. Dadurch erhielt er eine Gelegenheit, seine Menschenfreundlichkeit zum Besten der Leidenden anzuwenden. Ihn verlangte jedoch an dem Ruhm im Felde Theil zu nehmen; er wandte sich daher an den Prinzen Heinrich selbst mit dem Gesuch, das Hausen'sche Regiment zur activen Armee zu ziehen. Er marschirte im Mai über Zwickau nach Hof. Auf dem Marsche dichtete er die Hymne „Groß ist der Herr —". Cissides und Paches ward im Laufe des Sommers vollendet; aus dem Lager bei Maxen sandte er am 22. September 1758 an Gleim den dritten und letzten Gesang, worauf das Gedicht einzeln im Druck erschien. An Hirzel schrieb Kleist über den günstigen Eindruck, den die Dichtung selbst in seiner militärischen Umgebung machte. „Der Cissides hat mir viel mehr Credit gemacht, als der Frühling; alle alten Generale haben mich dafür recht freundschaftlich umarmt." Vornehmlich mußte der todesmuthige Epilog die Herzen eines preußischen Kriegers ergreifen.

> Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
> Verehrung werth. Wie gern sterb' ich ihn auch
> Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft.

Mit solchem Verlangen sehnte er sich nach einer Affaire, bei der sich auch persönlicher Muth auszeichnen konnte. Zum erstenmal bot sie sich ihm dar, als er im November 1758 den plauischen Grund bei Dresden mit großer Besonnenheit gegen die Oestreicher deckte und diese dadurch hinderte, die preußische Armee von Dresden abzuschneiden. Den Winter verlebte er wieder „so ruhig als wenn gar kein Krieg mehr wäre" im Winterquartier zu Zwickau und entwarf hier, weil es mit den Versen nicht gelingen wollte,

den Plan zu einer dem englischen Zuschauer ähnlichen Monatsschrift „der Sittenrichter", wozu er einige Aufsätze ausarbeitete; Ramler und Lessing sollten die Herausgabe leiten. Doch er kam wenig über das Project hinaus. Seit dem nächsten Frühjahr ließ ihm die Unruhe der Märsche so wenig Muße, daß außer einigen Epigrammen kein Gedicht mehr zu Stande kam. Im August rückte er mit dem Corps des Generals von Fink an die Oder, wo Friedrich II. seine Armee zusammenzog, um den vereinigten Oestreichern und Russen die Spitze zu bieten.

Der Schlacht bei Kunnersdorf, am 12. August 1759, sah Kleist mit heiterstem Muthe entgegen, als wäre ihm endlich gewährt, wonach er sich so heiß gesehnt hatte. Das Fink'sche Corps erhielt seinen Posten vor der Fronte des rechten Flügels der preußischen Armee. Der rechte Flügel hatte sich, nachdem er anfangs glücklich vorgedrungen war, vor den heftigen Angriffen der Feinde zurückgezogen. Der Kampf erneuerte sich jedoch aufs lebhafteste; die Preußen rückten von neuem vor, und Kleist half drei Batterieen mit seinem Bataillon erobern. Schon waren ihm im Gefecht die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in die linke Hand nehmen mußte. Unter dem Kanonenfeuer der Feinde führte er sein Bataillon gegen die vierte Batterie. Er sammelte die Fahnen seines Regiments um sich und nahm selbst einen Fahnenjunker, der schon drei Fahnen trug, beim Arme. Siegesfroh vorrückend, ward er von einer Kugel am linken Arm verwundet; er faßte seinen Degen wieder mit der blutenden Rechten und glaubte schon sein Ziel auf wenig Schritte erreicht zu haben, als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert ward und er sogleich vom Pferde stürzte, seinen tapferen Soldaten zurufend: „Kinder, verlaßt euern

König nicht!" Zweimal versuchte er noch mit fremdem Beistand sein Pferd wieder zu besteigen; allein seine Kräfte verließen ihn; er sank in Ohnmacht. Einige seiner Soldaten trugen ihn hinter die Fronte und übergaben ihn ärztlicher Behandlung. Unter den Händen des Wundarztes erwachte Kleist wieder aus seiner Betäubung; eben war jener beschäftigt, ihn zu verbinden, als er, von einer Kugel in den Kopf getroffen, todt neben dem hülflosen Verwundeten niedersank. Kosacken zogen Kleist nackend aus und warfen ihn an einen Sumpf. Er fiel in einen ohnmächtigen Schlummer. So fanden ihn in der Nacht einige russische Husaren, die ihn zu ihrem Wachtfeuer trugen und mit einem Mantel und Hut bedeckten. Am Morgen wurde ihm dies von beutegierigen Kosacken wieder geraubt. Nachdem er bis um 10 Uhr unter schrecklichen Schmerzen nackt und hülflos auf seinem Strohlager gelegen hatte, sah er einen russischen Offizier vorüberreiten, gab ihm seinen Rang zu erkennen und ward auf einem Wagen nach Frankfurt an der Oder gebracht, wo er am Abend in der äußersten Erschöpfung anlangte. Auf Bitten des dortigen Professors Nicolai ward er in dessen Wohnung gebracht und genoß der sorgfältigsten Pflege. Anfangs hatte man noch einige Hoffnung ihn retten zu können. Er war ruhig und sogar heiter, las öfters und unterhielt sich mit den ihn besuchenden Frankfurter Gelehrten und russischen Offizieren. Elf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader. Er verblutete sich stark, ehe ihm Hülfe gebracht werden konnte. Seitdem war sein Zustand hoffnungslos. Er starb standhaft und gefaßt in der Frühe des 24. August. Der russische Commandant in Frankfurt gab Befehl, ihn mit allen militärischen Ehrenbezeugungen zu begraben. Russische Grenadiere

trugen den Sarg, dem ein Gefolge russischer Offiziere und der angesehensten Einwohner der Stadt sich anschloß. Als es an einem Offizierdegen fehlte, um ihn nach militärischer Sitte auf den Sarg zu legen, nahm ein russischer Offizier seinen Degen von der Seite mit den Worten: „ein so würdiger Offizier muß nicht ohne dies Ehrenzeichen begraben werden".

Bei Kleist's Grabe trauerte, gleichwie bei Gellert's Tode, die deutsche Muse in einer Unzahl von Elegieen. Schmerz und Verehrung waren aufrichtig; man weinte nicht um den Dichter allein, um den edlen Menschen vielmehr, über dessen Engelreinheit unter seinen Freunden nur Eine Stimme war. Schon war die Zeit gekommen, wo der edle Abbt es aussprechen konnte, daß in Kleist der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter weit hinter sich lasse. Zu seinem Grabe pflegte der Verfasser der trefflichen Schriften vom Verdienste und vom Tode fürs Vaterland am liebsten seine Wanderschritte zu richten und fühlte sich im Innersten erhoben. Und auch die späte Nachwelt fühlt sich noch gestärkt von dem Hauche, der von der Gruft des heldenmüthigen Frühlingssängers herüberweht.

---

4. Ramler.

Ramler's Leben entbehrt durchaus aller poetischen Momente wie sein Charakter des zarten liebevollen Hauches, der uns bei einem Gleim für manche Schwächen des Dichters entschädigt. Seine Dichtungen sind am Studirtisch producirte Kunststücke, dennoch als solche für ihr Zeitalter von einer so großen Bedeutung und für die Fortentwickelung unserer Literatur ein so wichtiges Moment, daß wir,

wenn auch nicht bei den Lebensereignissen des einst gefeierten Berliner Odensängers, doch bei seiner Wirksamkeit verweilen müssen.

Karl Wilhelm Ramler, am 15. Februar 1725 zu Colberg geboren, war der Sohn des dortigen Accise-inspectors. Von seiner ersten Lebensperiode und seiner ersten geistigen Ausbildung erfahren wir wenig. In seinem elften Jahre ward er einer Waisenhausschule in Stettin und im Jahre 1740 dem hallischen Waisenhause übergeben. Neigung zu metrischen Uebungen und zu Nachahmungen der auf der Schule gelesenen Dichter trat in diesen Jahren entschieden hervor, ohne daß diese durch Aufmunterung und Anleitung sonderlich gefördert worden wäre. Die Bekanntschaft mit Gleim, Uz und Götz trug dazu bei, ihn in der Liebe zur Poesie zu befestigen.

Das medicinische Studium, zu welchem ihn sein Vater bestimmt hatte, sagte ihm nicht zu. Nach Berlin zurückgekehrt, wo er das Collegium anatomicum besuchen sollte, traf er wieder mit Gleim zusammen, den seine Klage, daß er wider seine Neigung Arzneikunde studiren sollte, so sehr rührte, daß er ihm 1746 eine Hauslehrerstelle bei seiner Schwester in Lähme verschaffte, damit er der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften nicht zu entsagen brauche. Von dort kehrte er 1747 wieder nach Berlin zurück. Bald darauf erhielt das Corps der Cadetten zu Berlin auf Friedrichs II. Befehl eine bessere Einrichtung. Bisher nur mit mechanischem Exerciren und nicht minder mechanischen Religionsübungen beschäftigt, sollte es nach des Königs Ausdruck „vernünftig werden“ und zunächst in der Logik und der philosophischen Propädeutik Unterricht erhalten. Ramler erhielt 1748 eine solche Maitre-Stelle, der später der Professortitel ertheilt ward.

Wer den Bildungszustand der jungen Militärs kannte, mußte zu der Einsicht gelangen, daß mit philosophischen Abstractionen wenig geholfen sei. Ramler ward durch seine Vorliebe für poetische Literatur auf den richtigen Weg geleitet, die Jünglinge in der deutschen Sprache heimisch zu machen, ihnen Geschmack für die Literatur einzuflößen und sie durch historische Darstellungen mit großen Begebenheiten der Völkergeschichte bekannt zu machen. Dadurch erhielt Ramler in dem französirten Berlin eine ähnliche Wirksamkeit, wie Gellert in Leipzig. Der Sinn für deutsche Poesie ward dadurch zuerst im preußischen Militär angeregt, und Viele gestanden dankbar, wie viel sie in dieser Hinsicht Ramler schuldig geworden waren; auch von Knebel war unter den Zöglingen, die er für deutsche Dichtkunst gewann und bildete.

Ramler hatte von seinem dichterischen Berufe eine sehr hohe Meinung. Unter Nachtigallengesängen empfangen — („wen seine Mutter unter den zärtlichen Gesängen heller Nachtigallchör' empfing —" Ode an Lycidas) — dünkte er sich von der Muse schon bei der Geburt zum Dichter geweiht zu sein — „unterwiesen wird er, als Knabe schon, die Frühlingsblume singen und frohbestürzt sich einen Dichter grüßen hören". Die Natur hatte ihm jedoch die poetische Weihe versagt. Was in Klopstock's Oden aus einer vollen Brust in ergreifenden Tönen hervorströmte, Sehnsucht und Schmerz der Liebe und religiöse Begeisterung ist *seinem* Herzen stets fremd geblieben. Seine Poesie ist ein kunstvolles Spiel mit angelernten poetischen Bildern und eleganten Phrasen, wobei ihm ein durch Lectüre und sorgfältige Uebung erworbenes und früh ausgebildetes Feingefühl für Rhythmus und Wohlklang zu Hülfe kam. Wie überhaupt in der hallischen Schule, war ihm von früher

Jugend an Horaz sein lyrischer Musterdichter, dessen metrische Formen, Einkleidung und Schmuck er sich bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten angeeignet hatte. Nachbildungen horazischer Oden veröffentlichte er schon in den bremischen Beiträgen; auch späterhin gehörten sie zu seinen Lieblingsarbeiten, bis er zuletzt eine Uebersetzung sämmtlicher Oden des Horaz in antiken Versmaßen vollendete. Seine lyrischen Originaldichtungen (seit 1744) weisen nicht nur in ihrem Bau, sondern selbst in ihren einzelnen Wendungen und ihrem mythologischen Beiwerk überall auf dies Vorbild zurück. Es nimmt sich daher die Lebensweisheit des von allen Scherzen des Amor und Bacchus umlächelten venusinischen Sängers im Munde des frugalen Berliner Professors oft seltsam genug aus, da er das Glück der Liebe und die Fröhlichkeit beim Becherklange nie an sich selbst empfunden hatte und nur von einsamen Spaziergängen im Thiergarten oder aus seinem Berliner Montagsclubb in seine Dichter-„Werkstatt" zurückzukehren pflegte. Daher lehnt sich seine Lyrik nicht an das eigene Leben an, in welchem er für seine Gesänge keinen Stoff finden konnte; jeder Gegenstand war ihm eben recht, der sich in eine horazische Odenform bringen ließ, ein Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen ist, oder die Einweihung eines Kamins in einem Gartenhause eben so gut wie die Großthaten seines Königs.

Indeß waren es diese allein, welche seine Lyrik auf den größeren Schauplatz welthistorischer Begebenheiten versetzten; für seine Oden war der Augustus gefunden, dessen der Zögling des Horaz bedurfte. Es glühte in seiner Brust nicht das Feuer der Verehrung z. B. eines Gleim, sondern ihn trägt nur derselbe patriotische Stolz, den jeder seiner Mitbürger für den großen König empfand, und ihn, den

„Einzigen" schmückt er mit dem pomphaften Cultus antiker Mythologie und den panegyrischen Huldigungen horazischer Reminiscenzen; als Apoll oder Osiris oder Hercules erscheint er ihm, und die griechische Götterwelt bildet einen Kranz um ihn. Streift man diese Zieraten ab und nimmt ihm den künstlich verschlungenen metrischen Bau, so bleibt nur eine höchst prosaische Gedankencomposition übrig, die im besten Falle nichts als das Skelett einer horazischen Ode ist.

Friedrich II. ließ seinen Sänger, der ihm in seinen Triumphgesängen ein unvergänglicheres Denkmal, als das von Stein und Erz gesetzt zu haben hoffte, unbeachtet und unbelohnt. Daß er Ramler nicht als Dichter schätzen konnte, besonders wenn man ihm dessen Oden durch eine französische Uebersetzung, in der die einzige Schönheit derselben verloren gehen mußte, empfehlen wollte, erscheint uns jetzt sehr erklärlich, so wenig es auch seine Zeitgenossen, denen Ramler für einen der größten Lyriker aller Zeiten galt, begreifen mochten. Doch ehrt es Ramlern, daß er sich nicht mit seinen Lobgesängen zum Ohr des Königs drängte und ihm seine Gedichte nicht zusandte. Er konnte daher mit gerechtem Stolze von sich rühmen, daß sein Lied keinem Golde, auch nicht dem seines Königs feil sei; er wolle fortfahren, den besten der Könige zu singen, ob er gleich sein Ohr zu Galliens Schwänen hinneige (Ode: der Triumph).

Ramler's Fleiß war auf alles das gerichtet, was zur Form der Poesie gehört. In seinen Gedichten ward unabläßig jedes Wort, ja jede Sylbe auf die Wagschale gelegt, und dies mit solcher Kleinmeisterei, daß häufig der prosaische Ausdruck an die Stelle des poetischen trat. Er schätzte das Studium der Mythologie der Alten aus keinem

andern Grunde, als weil sie ihm eine Fundgrube für allegorischen Aufputz der Poesie war. Er stand daher auch seinem Freunde, dem Maler Bernhard Rode, als mythologischer Interpret zur Seite, als dieser die Thaten Friedrichs unter der Form der Arbeiten des Hercules darzustellen unternahm, und schrieb eine Mythologie, in welcher man kaum einer Ahnung griechischen Geistes und Glaubens begegnet. Man möchte selbst seine geistlichen Cantaten, unter denen der Tod Jesu durch Graun's Composition berühmt geworden ist, zu derselben Kategorie rechnen, indem ihnen alle christlich-religiöse Innerlichkeit abgeht.

Als Theoretiker stand Ramler trotz des griechisch-römischen Costüms auf dem Boden der Franzosen, nur ein verbesserter Gottsched. Er bearbeitete daher Batteux' Einleitung in die schönen Wissenschaften als ästhetisches Handbuch für angehende Poeten; es wurde von 1758 bis 1774 viermal aufgelegt und genoß lange Zeit ein großes Ansehen. Indem er sich's zur Aufgabe machte, die französischen Beispiele des Originals durch Proben deutscher Dichter zu ersetzen, ging er die vorhandene poetische Literatur sorgfältig durch, wählte die nach seiner Ansicht gelungensten Gedichte aus und arbeitete sie, damit sie seinen Ansprüchen auf Mustergültigkeit völlig Genüge leisteten, theilweise um. Es erwuchs daraus ein Trieb, nicht nur die Gedichte Anderer zu sammeln, sondern auch nach seinem Sinne zu verbessern und mit der Strenge, die er gegen seine eigenen übte, durchzufeilen. Daraus entstanden die Sammlungen: Lieder der Deutschen, lyrische Blumenlese, Fabellese und Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten. Logau's und Wernicke's Sinngedichte gab er, die ersteren in Verbindung mit Lessing, nach ähnlichen Grundsätzen überarbeitet heraus.

In kritische Beurtheilungen der Literatur ließ er sich nicht gern ein, weil er zu wenig fähig war, eine Dichtung als ein Ganzes zu beurtheilen. Nur kurze Zeit nahm er Antheil an den kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit auf das Jahr 1750 (im Verein mit Sulzer); mit dem nächsten Jahrgange sagte er sich davon los. Er übte lieber das praktische Censoramt, indem er die Werke seiner dichtenden Zeitgenossen unter seine Feder nahm. Seine Freunde, die seiner Autorität in Sachen des Geschmacks, besonders der Sprache und Kritik, sich willig und dankbar unterwarfen, bestärkten ihn in der hohen Meinung von seiner feinen ästhetischen Beurtheilungsgabe. Götz, von Nicolay, Kuh und Andere gestatteten ihm mit ihren Gedichten zum Behuf der Herausgabe frei zu schalten, und es ist nicht zu bestreiten, daß sie an Glätte der Form dadurch sehr gewonnen haben, wenn er gleich für die Eigenthümlichkeit der Dichter wenig Sinn und Schonung bewies. Sein Verhältniß zu Gleim, mit dem es über gegenseitige Kritiken zu einem völligen Bruche kam, sowie zu Kleist ist schon oben des Näheren besprochen worden. In der Sammlung von Kleist's Werken, die er nach dessen Tode veranstaltete, übernahm er nochmals das Verbesserungsgeschäft, welches indeß Kleist's Freunden so anstößig war, daß ihn Chodowiecky in einer satirischen Zeichnung darstellte, wie er eben beschäftigt ist, den todten Kleist zu rasiren. Anders dachte jedoch Lessing über Ramler's kritische Feile; auch Voß hat ihn eindringlich gegen die Anklagen, die man gegen dies Säuberungsgeschäft laut werden ließ, in Schutz genommen. Lessing ließ ihn mit seinen Liedern und Sinngedichten frei schalten, übersandte ihm Minna von Barnhelm Act für Act und erbat sich seine Verbesserungsvorschläge, die in den meisten Fällen vom Autor gutgeheißen

wurden; auch bei der Ausarbeitung des Nathan verfuhr er auf ähnliche Weise und nahm von Ramler mehrere Aenderungen in den Text auf. Weniger mochte er es diesem Dank wissen, daß er sich die Mühe gab, einen großen Theil der Lessing'schen Prosafabeln in Verse zu bringen, wie es denn auch ein undankbares und nutzloses Geschäft war, Geßner's Idyllen und dessen episches Gedicht „der erste Schiffer" in Hexameter zu bringen. Bei niemand stieß er mit seiner Aenderungslust heftiger an, als bei Lichtwer, von dessen Fabeln er 1761 eine Auswahl in „verbesserter" Gestalt anonym herausgab. Lichtwer nannte in der Vorrede zu seiner neuen Ausgabe der Fabeln (1762) dies Verfahren „anderer und zwar noch lebender Verfasser Schriften ohne deren Einwilligung zu verändern oder gar zu verstümmeln", ungewöhnlich unter gesitteten Völkern, „niederträchtig und strafbar", und verwarf auch die Aenderungen, indem es scheine, „als ob Alles, was er [der „Verfälscher"] nur berührt, unter seiner Hand sich verschlimmert habe". Uebrigens ging Lichtwer dennoch, obwohl er die Correcturen seines Verbesserers nicht aufnahm, bei der Revision seiner Fabeln in dessen Spuren und änderte gerade da, wo Ramler's Verbesserungen die Mängel aufgedeckt hatten.

Rechnen wir zu jenen Sammlungen und zahlreichen Verbesserungsgeschäften noch die Uebersetzungen der lyrischen Gedichte des Anakreon, Horaz und Catull, so wie der Sinngedichte des Martial, so überblicken wir die literarische Thätigkeit der letzten Lebensperiode Ramler's, dem mit dem siebenjährigen Kriege auch die schwache poetische Begeisterung verflogen war. Selbst die beste seiner späteren Oden, an Joseph II., veranlaßt durch dessen Besuch bei Friedrich II. im Lager zu Neiße, hebt sich kaum über die Prosa empor.

Hatte er sich von dem Helden seiner Gesänge keiner Anerkennung und Belohnung zu erfreuen gehabt, so erlebte er spät noch die Freude, sie bei dessen Nachfolger zu finden. Friedrich Wilhelm II., der ihm stets Wohlwollen bewiesen hatte, ertheilte ihm zu seinem Gehalte eine besondere Pension von 800 Thalern. Einige Jahre darauf (1790) legte Ramler sein Lehramt bei dem Cadettencorps nieder und besorgte gemeinschaftlich mit Engel und, als dieser 1793 zurücktrat, noch drei Jahre hindurch allein die Direction des königlichen Nationaltheaters, die er wegen zunehmender Schwäche und Kränklichkeit 1796 niederlegte. Auch wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Künste ernannt.

Bis zum Antritt seines letzten Lebensjahres hatte er eine fast ununterbrochene Gesundheit genossen. Dann schwanden die Kräfte schnell hin. Die Leiden des Krankenbetts wurden ihm nicht erspart; doch blieb sein Gemüth ruhig und heiter bis ans Ende. Er starb am 11. April 1798.

---

5. J. G. Jacobi.

Die jüngeren Lyriker des Gleim'schen Freundschaftsbundes haben kein Anrecht auf eine besondere Würdigung, indem sie bis auf Tiedge herab sich nur wenig über die anakreontischen Tändeleien oder die Rhetorik moralisirender Sentimentalität erheben. Nur Einer verdient noch am Schlusse dieser Reihe mit Auszeichnung hervorgehoben zu werden, dessen Bedeutung für die Literatur eben darin besteht, daß er unter den Ersten war, welche die Lyrik von dem Spielen mit erkünstelten Gefühlen zur Natur und Wahrheit zurückführten und ihr durch den einfachen Aus-

druck reinmenschlicher Empfindung die edelste Weihe gaben — Johann Georg Jacobi.

Ein wohlhabender und allgemein geachteter Kaufmann zu Düsseldorf, Johann Konrad Jacobi, welcher Sinn für geistige Bildung, das Vermächtniß eines gelehrten Vaters, mit gewandter Geschäftskenntniß verband, war der Vater von zwei um die deutsche Literatur hochverdienten Männern. Der Poesie gehört Johann Georg, der ältere Sohn, an. Die Geschichte der Philosophie giebt Friedrich Heinrich Jacobi eine Stelle unter den edelsten und tiefsinnigsten Denkern unserer Nation.

Johann Georg Jacobi, am 2. September 1740 geboren, hatte von frühster Kindheit an einen schwächlichen, zartorganisirten Körperbau. Als eine Folge anhaltender Kränklichkeit in den Jahren der ersten Entwicklung blieb ihm eine gewisse Unbehülflichkeit in körperlichen Bewegungen und eine große Reizbarkeit der Nerven. Charakteristisch ist für diese zarte Natur, daß ihn noch in späteren Lebensjahren der Schwindel anwandelte, wenn er sich in freier, offener Gegend mit unbegrenzter Aussicht befand, so daß er nicht gern die engumschränkten Räume, in denen das Auge an Mauern, Wald und Hecken einen Anhaltpunct hatte, verließ.

Seine geistigen Anlagen entwickelten sich unter der Anleitung von Hofmeistern so glücklich, daß seiner Neigung, Theologie zu studiren, zumal da der Großvater diesem Fache angehört hatte und ein Oheim sich darin auszeichnete, gern Folge gegeben ward. Auch der Trieb zu poetischen Nachahmungen wurde durch die Beschäftigung mit den Sprachen und der Literatur frühzeitig angeregt. Mit seinem funfzehnten Jahre war nicht nur ein deutsches Drama, der Selbstmörder Nero, fertig geworden, sondern auch ein

französisches Trauerspiel, dessen Stoff ihm die Lectüre des Telemach an die Hand gegeben hatte, jedenfalls ein Beweis, daß er sich durch frühzeitige Uebung in beiden Sprachen Gewandtheit des Ausdrucks zu verschaffen suchte. Eine zärtliche Neigung, die am Eingange seiner Jugendjahre durch den Tod des geliebten Mädchens eine ideale Weihe erhielt und lange Zeit im Jünglingsherzen wehmüthig nachklang, gab der poetischen Gemüthsstimmung einen tieferen Gehalt. Für die Strenge der wissenschaftlichen Studien mochte freilich der Sinn weniger gereift und vorgebildet sein, als der junge Dichter 1758 zur Universität Göttingen zog, um seinem anfänglichen Plane gemäß sich der Theologie zu widmen. Die Demonstrationen der Wolffischen Philosophie und die orientalische Gelehrsamkeit eines Michaelis sagten ihm indeß weniger zu, als die Lectüre der Dichter, die er auch über die italienische, spanische und englische Literatur ausdehnte. Da ein Brodstudium unerläßlich schien, so ergriff er die Jurisprudenz. Kaum jedoch hatte er mit dieser Wissenschaft die erste Bekanntschaft gemacht, als ihn im Jahre 1760 die Göttingen näherrückenden Kriegsereignisse von dort vertrieben, weßhalb er einen Winter bei seinem Oheim in Celle zubrachte.

Seit dem Frühjahr 1761 verweilte er auf der Universität Helmstedt, leidlich mit der Rechtsgelehrsamkeit beschäftigt, der er so wenig wie der Theologie einen Reiz abzugewinnen vermochte. Seine Abneigung mußte noch mehr verstärkt werden, als er im folgenden Jahre in Düsseldorf mit seinem aus der Schweiz heimgekehrten jüngeren Bruder zusammentraf, welcher, obwohl zum Kaufmannsstande bestimmt, während seines Aufenthalts in Genf nach freier Neigung seine geistigen Anlagen durch vielseitige

literarische Studien ausgebildet hatte. Als er sich im Herbst wieder nach Göttingen wandte, war ihm die Fortsetzung der juristischen Beschäftigungen zur Unmöglichkeit geworden. Es bedurfte nicht erst vieler Ueberredung, als Klotz, damals eine Autorität in Sachen des Geschmacks, mit dem er in Göttingen Bekanntschaft machte, ihm vorschlug, die Rechtsgelehrsamkeit aufzugeben und sich auf dem Gebiete der Aesthetik und schönen Literatur zu einem Lehramte vorzubereiten. Das Corpus juris ward einem Freunde zum Geschenke gemacht, der es sich verabredetermaßen aus dem Fenster zuwerfen lassen mußte, — zum Zeichen entschiedenen Bruchs mit aller juristischen Gelehrsamkeit. Seitdem widmete er sich ganz seinen Lieblingsstudien. Als eine Probe seiner ästhetischen Kenntnisse erschien 1763 eine Vertheidigung des Tasso (Vindiciae Torquati Tassi) in Betreff der Anwendung des Wunderbaren im Epos, und als Dichter machten ihn die „poetischen Versuche" (1764) und einige andere Kleinigkeiten, z. B. „der Tempel der Wissenschaften" (in poetischer Prosa) auch dem weiteren Publicum bekannt.

Da Klotz bald darauf eine Professur in Halle erhielt, so bewirkte dieser auch die Berufung seines Freundes. Jacobi lehrte seit 1765, als Professor ohne Besoldung, Philosophie und schöne Wissenschaften. Es waren Zeiten geringer Ansprüche, auch in der Wissenschaft, in denen jedoch eine freie geistige Ausbildung manchmal um so freudiger gedieh und bei genialen Naturen der gelehrte Apparat beim Unterrichte der akademischen Jugend durch die Wärme der Begeisterung und die daraus hervorquellende geistige Anregung aufgewogen ward. Jacobi war einer der Ersten, welche auf deutschen Universitäten die Studirenden in die italienische und spanische Literatur einführten. Er hielt

unter andern Vorträge über Tasso und machte sich als Kenner der spanischen Sprache durch die Uebersetzung der Romanzen des Gongora bekannt.

Unter diesen literaturgeschichtlichen Studien trat Jacobi's poetische Production, die noch nicht von einem tiefen inneren Drange hervorgerufen war, wieder zurück; er schien ihr fast ganz entsagen zu wollen. Inzwischen machte er 1766 im Lauchstädter Bade die Bekanntschaft Gleim's. Ein dichterisches Talent ermuntern und es mit überwallender Freundschaft an sich heranziehen war dem enthusiastischen Chorführer der deutschen Dichterjugend eine Epoche des höchsten Lebensgenusses. Jacobi's Besuch bei Gleim ward mit Allem, was zarte Aufmerksamkeit ersinnen konnte, gefeiert. Poetische Briefe, die zwischen den Getrennten gewechselt wurden, unterhielten den Hang zu sentimentalen Tändeleien, welche dem Gleim'schen Kreise für poetische Anregungen galten. An der Veröffentlichung dieser Briefe (1768) hatte die Eitelkeit, von der Jacobi sowenig wie Gleim frei war, eben so viel Antheil, als die Freundschaft. Gleim's Bemühungen, seinen jungen Freund nach Halberstadt zu ziehen, waren von Erfolg. Jacobi erhielt auf Gleim's Verwendung vom Könige von Preußen die Erlaubniß zum Ankauf eines Canonicats im Stifte Halberstadt und verließ 1769 Halle, um sich in der Nähe seines Gleim niederzulassen.

Jacobi machte nun den Cursus der halberstädtischen Poesie redlich durch. Kleine empfindsame Gemälde, meistens in Episteln, in denen Prosa und Poesie wechselten, Reiseschilderungen in Yorick's Manier, Lieder im Geschmack der Amoretten= und Grazienpoesie gingen in die Welt, wurden gepriesen und ins Französische übersetzt. Gleim war erfreut, einen deutschen Chapelle und Gresset bewun=

dern zu können. Ein Denkmal der halberstädtischen Periode war die erste Sammlung seiner sämmtlichen Werke in drei Bändchen (1770. 74). Sie würde jedoch den Namen unsers Dichters schlecht bei der Nachwelt vertreten, wenn die hier gebotenen Dichtungen nicht als bloße Vorstufe anzusehen wären, die er nach wenig Jahren schon überwunden hatte.

Im Jahre 1774 trennte sich Jacobi von Halberstadt zu Gleim's großem Verdrusse, zumal da er auch Heinse mit sich fortnahm. In Düsseldorf begann er, von diesem als Mitarbeiter unterstützt, die Herausgabe der Zeitschrift Iris, welche von 1774 bis 1776 in acht Bändchen erschien. Jetzt ward auch Jacobi von dem frischeren Hauche der Poesie ergriffen, welcher von den Rhein- und Maingegenden wie von Göttingen aus die gesammte Literatur erwärmend und belebend durchdrang. Er entsagte den oberflächlichen Gefühlständeleien; er griff in den eigenen Busen, zog das Leben der Gegenwart in den Kreis seiner Betrachtung und verbreitete sich in populären Aufsätzen, ähnlich wie Möser in seinen patriotischen Phantasieen, über sittliche und politische Zustände seines Vaterlands. Für seine lyrische Poesie, in der seine literarhistorische Bedeutung besteht, trat eine neue Epoche ein; sie bewahrte die wohlklingende, harmonische Form, die er sich in der Schule der französisch-anakreontischen Lyrik angeeignet hatte, schöpfte aber eine neue Wärme aus der Tiefe der Empfindung und kommt in einzelnen zartempfundenen melodischen Liedern, z. B. „das letzte Roth am Himmel wich", der Goethe'schen so nahe, daß eines derselben, „Sommertag", sogar in die Sammlung von Goethe's Gedichten gerathen ist. Wer Jacobi noch zu den tändelnden Anakreontikern rechnet, kennt nicht die schönen Gedichte „Ver-

trauen" („die Morgensterne priesen" rc.), das Aschermittwochslied, die Litanei auf das Fest aller Seelen, „die Linde auf dem Kirchhofe", das Wiegenlied für ein Mädchen, „die Mutter" — alle voll innigen Gefühls und in die wohllautendste Sprache gekleidet.

Mehrere Jahre lebte Jacobi ohne ein öffentliches Amt; doch hatte ihn die Neigung zu einer akademischen Wirksamkeit nicht verlassen. Es stimmte daher zu seinen Wünschen, als er 1784 einen Ruf an die Universität zu Freiburg im Breisgau erhielt, welche, damals noch im östreichischen Besitz, unter der aufgeklärten Regierung Joseph's II. eine verbesserte Einrichtung erhielt. Jacobi hielt hier bis in das letzte Jahr vor seinem Ende Vorlesungen über Aesthetik und Literatur des Alterthums wie der neueren Zeit und sammelte während einer fast dreißigjährigen Lehrthätigkeit einen großen Kreis von Studirenden aller Facultäten um sich, so daß er nicht wenig dazu beigetragen hat, in den oberrheinischen Gegenden den Sinn für schöne, besonders auch für vaterländische Literatur anzuregen und zu beleben. Selbst außer der studirenden Jugend fanden sich Zuhörer aller Stände in seinem Hörsaale ein, der, obwohl geräumig, oft die seinen Vorträgen begierig horchende Menge nicht fassen konnte. Besonders wurden seine Vorlesungen über deutschen Stil, bei denen er hauptsächlich künftige Theologen vor Augen hatte, fleißig besucht; für einen engeren Kreis verband er damit praktische Uebungen, so daß uns diese Seite seiner akademischen Wirksamkeit an Gellert und Ramler erinnert. Die Predigt liebte er so sehr, daß er nicht selten, wenn er zu Besuchen bei Freunden verweilte, die Kanzel bestieg. Von seiner Redegabe geben auch die Reden auf Joseph II. und Leopold II. Zeugniß.

Sein reines, kindliches, arglos sich hingebendes Gemüth,

das stets für alles Edle und Heilige offen war, erwarb ihm allgemeine Liebe und Hochachtung. Er hatte viele Freunde und keinen Feind; ohne Streit, den Frieden in der Seele, ging er durchs Leben. Ein eheliches Bündniß schloß er erst 1792 mit einem Mädchen aus dem Schwarzwalde, das eine Zeitlang seine Wirthschaft besorgt hatte. Seine Marie, die seine Poesieen als Naide gefeiert haben, gewährte ihm ein häusliches Glück, wie es sein Sinn für einfachen Genuß des Lebens sich wünschte.

Die Kriegsdrangsale, welche die obern Rheinlande wiederholt heimsuchten, ließen auch sein Haus nicht unberührt und forderten auch von ihm manches Opfer. Eine Folge der politischen Veränderungen Deutschlands war, daß Freiburg 1806 in den Besitz Badens überging. Der Großherzog Karl Friedrich ertheilte Jacobi unter Anerkennung seiner Verdienste den Charakter eines Hofraths.

Als Schriftsteller bis zu den letzten Lebensstufen thätig, gab er seit 1803 die [neue] Iris als Taschenbuch heraus, wozu viele der ausgezeichnetsten Vertreter der damaligen Literatur Beiträge lieferten. Seine Freunde drangen in ihn, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu redigiren. Er folgte dieser Aufforderung und gab nach sorgfältiger Musterung, welche bewies, wie streng er über sich selbst urtheilte, seit 1807 die letzte Sammlung seiner Werke in sieben Bänden heraus, deren günstige Aufnahme beim deutschen Publicum der beste Beweis war, daß der Dichter, ungeachtet die damals herrschende Kritik der romantischen Schule ihn als beseitigt ansah, doch die Achtung bei der Nation noch nicht verloren hatte.

Der herbste Schmerz seines Lebens sollte ihn noch wenige Jahre vor seinem Ende treffen. Sein einziger hoffnungsvoller Sohn ward ihm 1811 in der Blüthe der Jugend

entrissen. Von diesem Kummer vermochte sich der Greis nicht wieder aufzurichten. Einige Erheiterung brachte ihm im folgenden Jahre der Besuch seines damals in München lebenden Bruders Friedrich. Die Ereignisse des Jahres 1813 begleitete er noch mit der wärmsten Theilnahme, obgleich es gerade die Zeit war, wo die Abnahme seiner Kräfte ihn nöthigte seine akademischen Vorlesungen zu schließen; doch leuchtet noch eine geistige Frische aus dem letzten seiner Gedichte, in welchem er den Eingang des Jahres 1814 mit patriotischen Hoffnungen begrüßte. Er entschlummerte sanft am 4. Januar 1814. Die Beweise der aufrichtigsten Verehrung, die den Geschiedenen während seines Lebens umgeben hatten, begleiteten ihn zu seiner Ruhestätte. Den Sarg, welcher von Studirenden der Universität getragen ward, schmückte ein Lorbeerkranz; ein Chor junger Mädchen sang des Dichters Aschermittwochslied: „Weg von Lustgesang und Reigen."

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Das

deutsche Volk

dargestellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XXI. Band.

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Zweiter Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1856.

Geschichte

der

deutschen Literatur

des achtzehnten Jahrhunderts.

In übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Zweiter Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1856.

Inhaltsverzeichniß
des zweiten Bandes.

Erstes Buch. Fortsetzung.

Seite

Sechstes Capitel.

Lessing . . . . 1—76

Siebentes Capitel.

Wieland . . . . 76—126

Zweites Buch.

Von Herder's und Goethe's erstem Auftreten bis zu Schiller's Tode.
c. 1770 — c. 1805.

Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Nationalliteratur . . . . . . 127—150

Zweites Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

1. Bürger . . . . 151—173
2. Hölty . . . . 173—181
3. Voß . . . . 181—223
4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg . . . . . . 223—249

Sechstes Capitel.

Lessing.

Die literarischen Erzeugnisse, welche im ersten Bande den Gegenstand unserer Darstellung ausmachten, schließen ihre Einwirkung auf die geistige Bewegung der Nation gewissermaßen mit ihrem Jahrhundert ab. Selbst der größte unter den dort geschilderten Dichtern, so hoch er unter seinen Genossen hervorragt und mit der Fülle seines poetischen Gefühls sprachgewaltig die Gemüther erregt, selbst ein Klopstock reicht mit seinem unmittelbaren Einflusse kaum über die Grenze seines Lebens hinaus und gilt den Jetztlebenden mehr als eine ehrwürdige historische Erscheinung, denn als ein mit jedem neuen Geschlechte in unvergänglichem Glanze fortlebender Nationaldichter.

Wir gelangen jetzt zu dem mit Geisteskraft und Geistesklarheit in gleichem Maße ausgerüsteten Manne, der nicht nur durch seine lebendige Einwirkung auf seine Zeit für das Geistesleben und die Literatur seines Volkes neue Bahnen eröffnete, von den Mitlebenden meist nur halb verstanden und oberflächlich beurtheilt, sondern noch unserm Jahrhundert, das erst zum vollen Verständniß seines geistigen Gehaltes durchgedrungen ist, als ein Stern voranleuchtet, welcher aus den oftmals verworrenen Bestrebungen zur Klarheit führt und Allen, die im Dienste der Wahrheit stehen, das unverrückbare Ziel weist, beides ein Reformator seines Zeitalters und ein Seher der Zukunft — Lessing.

Es kann nicht sowohl unsere Aufgabe sein, den Gehalt seiner wissenschaftlichen Ansichten und Forschungen sowie die Bedeutsamkeit seiner literarischen Thätigkeit für einzelne Zweige des Wissens ausführlich zu würdigen, als vielmehr deren individuelle Veranlassungen und Beziehungen zu den Ereignissen seines Lebens biographisch nachzuweisen und insbesondere seine Stellung zur Nationalliteratur hervorzuheben.

In dem Schooße des patriarchalischen Familienlebens in einem frommen protestantischen Pfarrhause fand unser Lessing die erste Erziehung und Bildung, eine Gunst des Geschickes, die sich in dem Leben vieler unsrer größten Männer bewährt hat. Sein Vater Johann Gottfried Lessing war seit 1714 Diaconus und seit 1733 erster Prediger zu Camenz in der Lausitz; die Mutter war die Tochter seines Vorgängers im Amte. Es war daher ein natürlicher Wunsch der Eltern, daß der älteste Sohn, Gotthold Ephraim, der ihnen am 22. Januar 1729 geboren ward — eine Reihe von Söhnen und Töchtern folgte ihm noch nach —, in die Fußstapfen des Vaters und Großvaters treten und dereinst im geistlichen Amte seinen Lebensberuf finden möge. Um so sorgfältiger wurde von vornherein auf den Unterricht des Sohnes, dessen geistige Anlagen sich frühzeitig verriethen, Bedacht genommen. Gottfried Lessing war keineswegs ein Prediger gewöhnlichen Schlages. In seiner Jugend hatte er die Absicht gehegt, sich zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten. In Wittenberg, wo er seine Studien mit einer Vielseitigkeit, die sich selbst auf die englische Literatur erstreckte, betrieben hatte, erwarb er sich durch die 1717 zum Jubelfeste der Kirchenreformation herausgegebenen Vindiciae reformationis Lutheri a nonnullis novatorum praejudiciis einen gelehrten

Ruf, den er später noch durch mehrere theologische Abhandlungen und eine Uebersetzung von Tillotson's Predigten so sehr erhöhte, daß er mit den angesehensten der älteren Theologen, einem Mosheim, Rambach, Löscher und anderen in fortgesetztem Briefwechsel stand.

Nachdem der Sohn den ersten Unterricht vom Vater und eine Zeitlang zugleich von einem Privatlehrer, einem Bruder des nachmals mit Lessing befreundeten Christlob Mylius, erhalten hatte, wurde er der Camenzer Stadtschule übergeben, bis der Vater Gelegenheit fand, ihn 1741 unter die Zöglinge der Fürstenschule zu Meißen aufnehmen zu lassen. Unter der strengen Zucht dieser Anstalt, mochte sie auch manches Einengende und Pedantische für den nach frischer geistiger Bewegung verlangenden begabten Jüngling haben, gewann er einen festen Grund in den alten Sprachen, nicht ohne zugleich von dem poetischen Reiz der Literatur des Alterthums ergriffen zu werden. „Theophrast, Plautus und Terenz," äußerte er später, „waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte." In dieser Wahl spricht sich schon ein Vorgefühl seiner künftigen Bestimmung aus, wie uns sein Fleiß in den mathematischen Lectionen schon auf die Neigung zu scharfer Denkthätigkeit hinzuweisen scheint. Versuche in deutscher Poesie fanden neben den lateinischen Versexercitien eine Stelle; er lernte Haller und das Beste der hallischen Dichter kennen, übersetzte nach ihrem Vorgang den Anakreon und entwarf nach den Erfahrungen und Beobachtungen, wozu ihm die kleine Welt, die ihn umschloß, Gelegenheit gab, ein Lustspiel der junge Gelehrte, in dessen Tendenz sich schon ein Streben nach Befreiung von gelehrtem Pedantismus kundgiebt. Ein Gedicht über die Mehrheit der Welt und

ein anderes über die Kesselsdorfer Schlacht, das verloren gegangen ist, entstanden in jenen Schülerjahren.

Mit seinem siebzehnten Jahre hatte er den Schulcursus hinlänglich beendigt. Auf eine Anfrage des Vaters ertheilte ihm der Rector Grabener das Lob: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß; die Lectiones, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Der Vater suchte daher höhern Orts um die Entlassung seines Sohnes vor dem Ablauf der gesetzmäßigen Frist nach. Am 30. Juni 1746 hielt Lessing seine Abschiedsrede, in der er de mathematica barbarorum (d. h. der Nichtgriechen) handelte; sie scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Dankbar versicherte er öfters, daß er es der Meißner Fürstenschule verdanke, wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden sei. „Wie gern wünschte ich," bekannte er acht Jahre später in der Vorrede zu seinen kleinen Schriften, „mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe."

Nach einem kurzen Aufenthalt im elterlichen Hause begab sich Lessing im Herbst des Jahres 1746 auf die Universität Leipzig. Nach dem Plane des Vaters sollte er sich der Theologie widmen, um in ein Predigtamt, vielleicht dereinst in die geachtete Stellung des Vaters einzurücken oder sich als akademischer Docent der theologischen Wissenschaften einen Namen zu machen. So mochte sich auch der Jüngling, der zum erstenmal aus klösterlicher Umgebung in die Welt eintrat, anfangs seine Zukunft ausmalen. „Ich komme jung von Schulen," schreibt er einige Jahre später an seine Mutter, „in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im

Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt habe." Er fing an, verschiedenerlei Vorlesungen zu hören und vertiefte sich in die Büchergelehrsamkeit, namentlich in Wolff's philosophische Schriften; allein seinem Streben vermochte nichts ein Genüge zu leisten, nichts ihn auf die Dauer zu fesseln. Nicht lange, so „gingen ihm die Augen auf;" er sah ein, „die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen." Er kam in Umgang mit Leuten von einer andern als bloß gelehrten Bildung und schämte sich seiner Schüchternheit und Unbeholfenheit. Er lernte tanzen, reiten, fechten und „suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen."

Hieraus wird es schon klar, daß sich Lessing nicht zu den Jünglingen des sich damals bildenden Leipziger Dichtervereins hingezogen fühlen konnte. Diese hielten sich innerhalb der Schranken eines regelrechten Studienfleißes und bewahrten streng den sittlichen Anstand, mit dem es Lessing in seinem aufsprudelnden genialen Jugendmuthe nicht immer genau nahm. Dagegen fanden sich unter seinen frohen Genossen auch einige Schauspieler und jener Christlob Mylius, der mit dem Verein der Bremer Beiträger gebrochen hatte. Mylius, schon seit 1742 auf der Universität, lebte in großer Dürftigkeit; sein cynisches Wesen, seine zerrissene Kleidung, seine ganze äußere Erscheinung erregte in dem zierlichen Leipzig nicht geringen Anstoß. Obwohl er ohne höheres Streben und ohne edleren sittlichen Sinn war, zeigte er doch eine gewisse geistige Regsamkeit, besonders als Herausgeber der „Ermunterungen" und der mehr wissenschaftlichen Zeitschrift „der Naturforscher." Mehrere seiner naturhistorischen Abhandlungen zogen die Aufmerksamkeit gelehrter Naturforscher,

selbst eines Haller, auf ihn. Auch seine poetischen Versuche, in denen er zwar noch ganz auf dem Standpunct des Gottschedianismus blieb, erhielten damals Beifall. Lessing schloß sich an ihn an und ward so sehr in die gleiche Richtung hineingezogen, daß er auf den Gedanken fiel, Medicin zu studiren, und Vorlesungen über Chemie und Botanik hörte. Die Eltern waren mit dem neuen Plane ihres Sohnes sehr unzufrieden und wurden nur einigermaßen durch dessen Versicherung begütigt, daß er sich zugleich auf Schulwissenschaften legen wolle und „daß es ihm gleich sein solle, ob er einmal durch dieses oder jenes fortkäme."

Obwohl er auf dem Gebiete der Wissenschaft noch unentschieden und unstät umherschweifte, wie er denn nie die Studien in der Weise der Fachgelehrten betreiben lernte, so behielten doch im Ganzen die philologischen Studien den Vorrang. Am regelmäßigsten besuchte er die Vorlesungen Ernesti's, welcher durch wissenschaftliche Gründlichkeit und geschmackvolle Behandlung des Alterthums einen weitgreifenden Einfluß auf die Bildung seines Jahrhunderts ausgeübt hat. Neben ihm that sich im Fache der Alterthumswissenschaft Johann Friedrich Christ hervor, ein geistvoller Ausleger der lateinischen Lustspieldichter und einer der Ersten, welche für eine richtige Auffassung der Kunstwerke der Alten Bahn brachen. Auch war Lessing ein fleißiges Mitglied des von Kästner geleiteten Disputatoriums, das ihm größere Dienste leisten konnte, als das von Gellert geleitete Practicum. So sehr daher Lessing das herkömmliche regelmäßige Studium abging, so verschwendete er doch nicht lässig seine akademischen Jahre, sondern sammelte sich einen Schatz von Kenntnissen und bildete vor Allem den Sinn für wissenschaftliche Behandlung und die Gewandtheit in der Form.

In jenen Kinderjahren unserer Literatur wurden Studenten ihre Reformatoren. In Leipzig hatte Lessing die Beispiele vor Augen; die Verfasser der bremischen Beiträge waren kaum über die Studienjahre hinaus. Auch er fühlte früh den Trieb als Autor hervorzutreten; doch begann er nicht mit kritischen und gelehrten Abhandlungen, wie man aus seiner nachmaligen literarischen Thätigkeit schließen möchte, sondern versuchte sich als Dichter. In Mylius' Ermunterungen, die seit dem Herbst 1746 erschienen, finden sich von ihm anakreontische Lieder, Fabeln und ein Lustspiel „Damon oder die wahre Freundschaft", das er nicht in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen hat. Zahlreicher sind seine Beiträge zu dem in den Jahren 1747 und 1748 erschienenen „Naturforscher;" hier stand er Mylius als Mitherausgeber zur Seite und vertrat vornehmlich das Belletristische, während er Mylius das Wissenschaftliche überließ. Eine Verbindung mit Gottsched suchte er nicht.

Von besonderer Bedeutung für die Entwickelung des Lessing'schen Geistes war die Leipziger Bühne, die damals unter der Leitung der Frau Neuber zu den bedeutendsten in Deutschland gehörte. Lessing brachte, gleichwie Weiße, das Interesse für das Theater von der Schule nach Leipzig mit; beide wurden Freunde und besuchten fleißig die Vorstellungen. Um sich ein Freibillet zu verschaffen, übersetzten sie gemeinschaftlich mehrere französische Stücke, den Hannibal des Marivaux in Alexandrinern, den Spieler des Regnard und andere. Lessing trat mit mehreren Mitgliedern der Theatergesellschaft und ihrer Principalin in vertrauten Verkehr. Er nennt sie später „eine Frau von männlichen Einsichten in ihrer Kunst" und noch auf der Höhe seiner dramaturgischen Kritik „eine Schauspielerin, wie Deutschland sie seitdem nicht wieder gehabt." Ge-

leitet durch richtigere Bühnenkenntniß, überarbeitete er 1747 sein Lustspiel der junge Gelehrte. Kästner, dem er es zur Beurtheilung vorlegte, erklärte sich beifällig darüber. Frau Neuber, die er gleichfalls um ihr Urtheil anging, erzeigte ihm die Ehre einer Aufführung (im Januar 1748). Weiße ward durch den Erfolg des Stücks ebenfalls zu dramatischen Arbeiten veranlaßt, und wetteifernd versuchten sich die Freunde in Entwürfen zu Lust- und Trauerspielen. „Es war damals seine Lust zum Theater so groß" — seine eigenen Worte — „daß sich Alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte."

Mitten in diese frohen Tage, als ihm der Autorruhm zum erstenmal entgegenkam, fiel ein Brief des besorgten Vaters, der ihm mit ernster Strafrede den Umgang mit dem im elterlichen Hause übelangeschriebenen und als Freigeist verrufenen Mylius sowie mit Komödianten, die dort für nicht minder liederlich und verführerisch galten, vorwarf und seine Beschäftigung mit Komödienschreiben zu einer Zeit, wo er den gelehrten Studien leben solle, tadelte. In aufgeregter Stimmung lief Lessing sogleich mit dem Briefe zu Weiße und warf ihn auf den Tisch mit den Worten: „Lesen Sie einmal den Brief, den ich so eben von meinem Vater erhalte!" In der ersten Aufwallung wollte er den Komödienzettel, auf dem die Aufführung des jungen Gelehrten angekündigt wurde, nach Camenz schicken; davon hielt ihn Weiße zurück. Das ausführliche Schreiben, in welchem er demnächst seine Beschäftigungen und seine Liebe zum Theater zu rechtfertigen suchte, vermochte indeß die Befürchtungen der Eltern nicht zu beschwichtigen. Ein Freund des elterlichen Hauses, der den Auftrag erhalten hatte, sich bei seinem Aufenthalt auf der Leipziger Neujahrsmesse nach der Aufführung des Sohnes zu er-

kundigen, brachte die Nachricht zurück, daß dieser wirklich ein Komödienschreiber geworden sei, mit Komödianten umgehe und sogar den von der Mutter überschickten Weihnachtsstollen in solcher Gesellschaft bei einer Flasche Wein verzehrt habe. Die Mutter, über die Verirrung des Sohnes tief bekümmert, bestimmte den Vater, ein durchgreifendes Heilmittel anzuwenden. Er schrieb dem Sohne: „Setze Dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komm zu uns. Deine Mutter ist todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen."

Lessing folgte ungesäumt, wenn gleich in die Nachricht Zweifel setzend. Es war keine leichte Sache, in der Januarkälte auf den damaligen elenden Postwagen eine Reise von mehreren Tagen zu machen. Am ganzen Leibe vor Kälte zitternd trat er ins Elternhaus. Da wurde das Herz der Mutter weich, und aus den Vorwürfen, die ihm zugedacht waren, ward eine trauliche Unterredung. Bald überzeugte sich auch der Vater, daß der junge Student seine Zeit nicht so unnütz verbracht hatte, wie gefürchtet war, und sich mit ihm über Literatur und selbst über theologische Fragen gern und mit Einsicht unterhielt. Als er endlich eine Predigt machte und den Beweis lieferte, daß ihm zu einem Predigtamte nichts abgehe, wurde auch die Mutter einigermaßen mit ihm ausgesöhnt.

Bis Ostern (1748) blieb Lessing im Hause der Eltern, benutzte die gelehrte Bibliothek des Vaters und verfaßte nebenher anakreontische Lieder sowie ein Lustspiel „die alte Jungfer," das er zwar nachmals herausgab, jedoch von der Sammlung seiner dramatischen Werke ausschloß. Er hatte das Vertrauen des Vaters in solchem Maße wiedergewonnen, daß seine Schulden bezahlt wurden und er nach der Universität Leipzig zurückkehren durfte.

Der Vorfall hatte auch seine ernste Seite. Die durch den raschen Entschluß des Vaters herbeigeführte Unterbrechung ward für Lessing ein Glück; sie riß ihn aus dem verlockenden Rausche des Beifalls, der seinem Lustspiel zu Theil ward, führte ihn zu wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück und verhinderte übereilte Schritte, welche seine fernere Lebensrichtung geändert hätten und ihn nie zu der Höhe hätten gelangen lassen, die er später erreicht hat. Er hat oft erzählt, daß er selbst Lust bekommen habe mitzuspielen, wenigstens in seinen eigenen Stücken. Es klingt daher die Nachricht Anderer sehr glaubhaft, daß er, kurz vor seiner Reise zu den Eltern, mit einem seiner Bekannten auf das Hamburger Theater habe gehen wollen. Zwar trat er auch nach seiner Rückkehr auf die Universität in die alten Verhältnisse wieder ein und gab sich der Liebe zu Theatervorstellungen lebhaft hin. Allein dies währte nur kurze Zeit. Die besten Mitglieder der Neuberschen Truppe gingen fort; auch Mylius verließ Leipzig, um in Berlin sein Glück zu versuchen. Für Lessing kam noch ein anderer Umstand hinzu, ihm Leipzig zu verleiden. Er hatte sich für einige Schauspieler verbürgt, und diese schickten kein Geld; er gerieth dadurch aufs neue in Schulden. Weiße will ihn eines Tages besuchen und erfährt, er sei auf einige Tage verreist. Er war mit seinem Vetter Lessing, der ihn in Leipzig besucht hatte, nach Wittenberg, wo dieser seine Studien betrieb, gereist, um von da sich nach Berlin zu begeben. Da er in Wittenberg erkrankte, auch Mylius Berlin wieder verließ, so blieb er vor der Hand noch auf der Universität und ließ sich im August 1748 unter die Studirenden aufnehmen, in der Absicht, den Winter dort zuzubringen, wozu auch der Vater seine Einwilligung gab. Als jedoch Mylius im November nach

Berlin zurückging, beschloß auch Lessing seinen früheren Plan wieder aufzunehmen und sich jetzt selbstständig einen Weg durchs Leben zu bahnen. An die Eltern schrieb er: „Nach Hause komme ich nicht, auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden von meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann.“ Seine akademischen Jahre sind somit geschlossen.

In der That hatte bereits der zwanzigjährige Jüngling, der in Berlin als selbstständiger Mann auftritt, sich eine geachtete Stellung in der damaligen Literatur erworben. Seine lyrischen Gedichte wurden neben denen von Hagedorn, Uz und Gleim mit Auszeichnung genannt; sie sind in der scherzhaften, spielenden Manier der Anakreontiker gehalten; denn das echte deutsche Lied kannte man bis auf Goethe nicht; doch läßt sich zum Lobe Lessing's sagen, daß er mehr als seine Vorbilder hin und wieder den Ton des einfachen Liedes glücklich trifft. In den didaktischen Gedichten steht er auf dem Boden der Haller'schen Lehrdichtung, nicht ohne an den gelungensten Stellen den Lehrling der Alten zu verrathen.

Zu den dramatischen Arbeiten der Leipziger Periode kam noch im Laufe des Jahres 1748 der Misogyn (Weiberfeind) und im Beginn des folgenden Jahres die Juden in einem Acte und der Freigeist in fünf Acten hinzu, welche sämmtlich nicht nur von der Kritik mit vielem Lobe willkommen geheißen wurden, sondern sich auch auf der Bühne großen Beifall erwarben und zwanzig Jahre hindurch in der Liebe des Publicums sich behaupteten. Zwar sind diese in jetziger Zeit wenig beachteten Lessingschen Jugenddramen in der Manier des französischen Lustspiels gearbeitet; sie erscheinen uns breit und ohne in-

dividuelles Leben; allein in Vergleich mit der damaligen dramatischen Literatur, welche noch nicht über die Leistungen von Gellert und Elias Schlegel hinausgekommen war, ist ein wesentlicher Fortschritt nicht zu verkennen. Nicht nur war Lessingen mehr als Anderen die Bühne eine Bildungsschule geworden, in der er gelernt hatte, was zu einer wirksamen Darstellung gehöre: er hatte auch mit aufmerksamem Blicke die Welt um sich her betrachtet. Wie er im jungen Gelehrten damit begann, die Thorheiten, die er in seiner kleinen Welt beobachtet hatte, zu geißeln, so tragen auch die folgenden Stücke unverkennbare Spuren seiner Lebenserfahrungen wie seiner geistigen Jugendfrische, ja es deutet Vieles auf die künftige Richtung seiner geistigen Individualität hin. Daß er den Freigeist durch einen frommen Theologen, in welchem uns das Bild seines Vaters entgegentritt, zurechtweisen und beschämen läßt, darf uns nicht befremden; denn nie wollte er den Freigeistern beigezählt werden; aber die Toleranzidee, die sein Nathan verherrlichte, treffen wir schon in den Juden als einen in Lessing's sittlicher Natur liegenden Grundzug.

Lessing hatte die dramatische Literatur fleißig studirt. Er kannte nicht nur das Beste der Franzosen, unter denen er neben Molière besonders Marivaux hochschätzte; er kannte auch Holberg's Lustspiele und widmete der römischen Komödie, mit der er schon auf der Schule vertraut geworden war, ein tiefeindringendes Studium. Als er in Berlin in Gemeinschaft mit Mylius die Herausgabe der Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters begann, schrieb er die ausführlichen und kenntnißreichen Abhandlungen über Plautus, übersetzte dessen Captivi, nach seiner Ansicht „das vortrefflichste Stück, welches jemals auf den Schauplatz gekommen ist,“ sowie den Pseudolus

und bearbeitete dessen Trinummus unter der Aufschrift der Schatz, ein in lebendigem Dialog gehaltenes Lustspiel, das sich lange auf der Bühne erhielt. Um des Drama's willen lernte er in Berlin das Spanische und machte den Plan zu einer Uebersetzung von Calderon's „das Leben ein Traum."

Bis dahin war er nur als Dichter aufgetreten. Mit dem Jahre 1751 lernte ihn Deutschland auch als Kritiker kennen. Den ersten Anstoß gab die Nothwendigkeit, sich in dem Druck der Armuth einigen Erwerb als Schriftsteller zu verschaffen. Er verfaßte die kurzen Literaturberichte in der Vossischen Zeitung, seit dem April 1751 als besondere Beilage „das Neueste aus dem Reiche des Witzes," worin alles Bedeutende von seiner Hand herrührt. Sein kritisches Urtheil schließt sich in den Grundprincipien den Theorieen der Schweizer an; doch ist er nicht blind gegen ihre Mängel. Mit derselben Schärfe, mit der er Schönaich die Strenge seines kritischen Richteramts fühlen läßt, wendet er sich gegen Bodmer's Patriarchaden, und nicht minder bewies seine Kritik Klopstock's, daß er mit seinem Urtheil über den Parteien stand.

Mit Anfang des nächsten Jahres zieht sich Lessing in das stille Wittenberg zurück, wo damals einer seiner Brüder studirte, und beschäftigt sich, beinahe aller poetischen Production entsagend, mit gelehrten Forschungen. Diese Richtung seiner Studien dauerte auch fort, als er im October wieder nach Berlin zurückkehrte. Mit kritischem Sinne durchforschte er die Literaturgeschichte, und die trockensten Untersuchungen hatten für ihn den nämlichen Reiz, wie sonst der Entwurf eines neuen Drama's. Daraus erwuchsen die Verbesserungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon, die er nachmals diesem zur Benutzung überließ. Bayle's

historisch-kritisches Wörterbuch war in jener Epoche seiner Geistesbildung der Gegenstand eines folgenreichen Studiums, das ihn nicht nur in die historische Forschung, sondern auch in die Hauptfragen der Philosophie und Religion tiefer hineinführte. Aus diesen kritischen Untersuchungen ging der Plan zu den Rettungen hervor, apologetischen Abhandlungen meist theologischen Inhalts, welche ihm ein großes Ansehen selbst im Kreise der Gelehrten verschafften. Die Vertheidigung des Horaz gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit ward mit Recht als eine bedeutende philologische Arbeit geschätzt. Die Streitschriften gegen Lange in Laublingen in Bezug auf dessen mißrathene Uebersetzung des Horaz, besonders das 1754 erschienene „Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange", zeigten seine Meisterschaft in der vernichtenden Kritik und machten ihn als Kritiker zugleich geachtet und gefürchtet. Er erwarb sich während seines Wittenberger Aufenthalts die Magisterwürde und stand mit vielen angesehenen Gelehrten, unter andern mit dem berühmten Göttinger Theologen Michaelis, in Briefwechsel. Jetzt hatte sich auch das Verhältniß zu den Eltern freundlich gestaltet. Der Vater erkannte die Tüchtigkeit seines Sohnes, welchen er, wie Goethe's Vater den in andere Bahnen einlenkenden Sohn, als einen „singularen Menschen" ansehen mochte, und mischte sich mit seinen Wünschen und Rathschlägen nicht ferner in den Gang seines Lebens.

Es war unter den damaligen Verhältnissen schwierig, sich als Schriftsteller eine unabhängige Existenz zu sichern, und Lessing hat unter dem Druck des Mangels mehrere Jahre hindurch hart gelitten. Vollends mußte es einem Geiste, dem alles Oberflächliche verhaßt war, unerträglich dünken, die Schriftstellerei als ein Handwerk zu betreiben,

um sich gegen Dürftigkeit zu schützen. Indeß mußte er sich auch manchmal zu solchen Arbeiten gebrauchen lassen, wie er denn während seines ersten Berliner Aufenthalts einige Bände von Rollin's alter Geschichte, dann zu Wittenberg die Schrift des Spaniers Huarte „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften" und im Jahre 1753 den ersten Band von Marigny's „Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen" übersetzte. Er veranstaltete jetzt auch eine Sammlung seiner Schriften, die von 1753 bis 1756 in sechs Bänden erschien. Das Verhältniß zu der Vossischen Zeitung scheint er gegen 1755 ganz aufgegeben zu haben.

Mylius verließ im Frühjahr 1753 Berlin. Eine Gesellschaft von Naturfreunden hatte sich vereinigt, um für ihn die Kosten einer Reise nach Amerika zu bestreiten; er sollte Naturbeobachtungen anstellen und Naturalien sammeln. Allein nachdem er die ihm zugestellten Summen verthan hatte und in Schulden gerathen war, fand er in London am 6. März 1754 einen frühen Tod. Lessing gab eine Sammlung der vermischten Schriften seines Jugendfreundes heraus. Der Freundschaftsdienst verwandelte sich jedoch in eine strenge Beurtheilung, deren Schärfe zu allgemeiner Ueberraschung bewies — was später noch Andere erfahren sollten —, daß Lessing's Kritik sich ihre Urtheile nie von der Freundschaft dictiren ließ und die Mittelmäßigkeit auch bei denen, die zu ihm in nahem Verhältniß standen, nicht mit Schonung behandelte.

Eine größere Bedeutung — wenn auch nicht für Lessing's eigenen Bildungsgang, der sich nur wenig durch seine Freunde, unter denen ihm keiner geistig ebenbürtig war, bestimmen ließ, aber doch für die Literatur — hatten die demnächst in Berlin angeknüpften Bekanntschaften mit Nicolai

und Mendelssohn, die sich vorzugsweise als seine Vertrautesten in der zweiten Hälfte seines Lebens, in der Periode seiner vollendeten Reife, betrachtet haben.

Friedrich Nicolai, der Sohn eines angesehenen Berliner Buchhändlers, hatte den Geschmack für wissenschaftliche und belletristische Lectüre, den er vornehmlich der Berliner Realschule verdankte, während seiner buchhändlerischen Lehrjahre mit vielem Eifer auszubilden gesucht. Als nach dem Tode seines Vaters der ältere Bruder die Handlung übernahm, konnte er sich seiner Lieblingsneigung unbeschränkt hingeben. Wenngleich ohne geistige Tiefe und gründliche Durchbildung, erwarb er sich doch als Autodidakt ein nicht unbedeutendes encyklopädisches Wissen, das sich in Sachen des Geschmacks und literarischen Urtheils ganz besonders an den Lessing'schen Kritiken erweiterte, so daß er in der schönen Literatur sich deren unparteiischen Standpunct aneignete. In Lessing'schem Sinne schrieb er 1754 mit einer gewissen jugendlichen Frische die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (1755 erschienen), welche, da sie Gottsched und Bodmer gleichmäßig angriffen, großes Aufsehen erregten und für ihre Zeit von erheblichem Einflusse auf die ästhetische Beurtheilung waren. Der Stil der Lessing'schen Kritiken war so glücklich copirt, daß Sulzer Lessing selbst für den Verfasser hielt. Durch eine zufällige Mittheilung waren Lessing die ersten Aushängebogen zu Gesicht gekommen und hatten in ihm den Wunsch erregt, den Verfasser persönlich kennen zu lernen. So entspann sich die erste Bekanntschaft. Nicolai, der bei allen wissenschaftlichen Fragen nie einen andern Maßstab als den des „gesunden Menschenverstands" kannte, stand zu tief unter Lessing, als daß er im Stande gewesen wäre, wo es sich um die höchsten

Angelegenheiten des menschlichen Geistes handelte, die Größe seines Freundes auch nur zu fassen, geschweige ihm etwas zu geben.

Anders verhält es sich mit den Freundschaftsbeziehungen zu Moses Mendelssohn, den Lessing um dieselbe Zeit kennen lernte. Das Schachspiel hatte sie zuerst zu einander geführt. Lessing mußte sich seinem innersten Wesen nach, das von der pedantischen Fachgelehrsamkeit sich fern zu halten liebte, von einem Manne angezogen fühlen, der, ein Jude und Seidenhändler, sich in der philosophischen und schönen Literatur tüchtig umgesehen hatte, und, was für ihn mehr galt, sich als einen selbstständigen Denker zeigte. Einst gab ihm Lessing eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen. Als er nach einiger Zeit das Buch zurückbrachte, fragte ihn dieser, wie es ihm gefallen habe. „Nun ja!" erwiderte Mendelssohn, „recht gut! aber so etwas kann ich auch machen." Lessing nahm ihn beim Wort. Nach einiger Zeit brachte Mendelssohn ein Manuscript und bat Lessing es durchzulesen. Mehrere Monate vergingen, ohne daß Lessing darüber sprach. Endlich fragte ihn Mendelssohn, ob er es gelesen habe, und war nicht wenig überrascht, als ihm zur Antwort ein gedrucktes Exemplar der philosophischen „Gespräche" überreicht wurde. Lessing's Ermunterung hatte ihn zum Schriftsteller gemacht. Die Briefe „über die Empfindungen," welche den Namen des Verfassers auch im Auslande bekannt machten, folgten bald nach. Lessing bewahrte bis an sein Ende die größte Hochachtung vor Mendelssohn's Geist und Charakter. Er war der einzige unter seinen Freunden, zu dem ihn eine innigere Geistesverwandtschaft hinzog.

Ein gemeinsames Band in diesem literarischen Triumvirate war in jenen Jahren die englische Literatur,

mit der Lessing durch Nicolai und Mendelssohn, die sich viel mit englischer Literatur beschäftigt hatten, noch mehr als bisher vertraut wurde. Ein Denkmal ihrer ersten Freundschaftsverbindung ist die Schrift Pope ein Metaphysiker! (1755). Die Berliner Akademie hatte 1753 eine Preisaufgabe ausgeschrieben: „Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Pope'schen Systems, welches in dem Satze: Alles ist gut, enthalten ist, und zwar so, daß man erstlich den wahren Sinn dieses Satzes der Hypothese seines Urhebers gemäß bestimme, zweitens ihn mit dem System des Optimismus oder der Wahl des Besten genau vergleiche, und drittens die Gründe anführe, warum dieses Pope'sche System entweder zu behaupten oder zu verwerfen sei." Mendelssohn gab zu dieser Abhandlung nur einiges Material; die meisterhafte Kritik, die hier geübt wird, ist Lessing's Werk. Er bewies mit der feinsten Ironie, daß die Akademie sich mit ihrer Preisaufgabe lächerlich gemacht habe, und führte mit schlagender Kritik aus, daß ein Dichter als solcher kein philosophisches System haben könne. Dadurch wurde zugleich die Scheidelinie zwischen Philosophie und Poesie gezogen und die Lehrdichtung vom Gebiet der eigentlichen Poesie ausgeschlossen.

Das Studium der englischen Literatur erkennt man in mehreren Aufsätzen der im Jahre 1754 begonnenen theatralischen Bibliothek, welche gleichsam als Fortsetzung der Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erschien; doch ist es noch nicht Shakspeare, auf den hier vorzugsweise der Blick fällt, sondern die Theorieen und Dramen eines Dryden und Thomson, während dem italienischen und französischen Drama noch eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Aber selbst unter den Franzosen sind es diejenigen Kritiker und Dramatiker, welche

von der stelzenhaften heroischen Manier zur Natur zurücklenken und die Darstellung des bürgerlichen Lebens in den Kreis des ernsten Drama's ziehen. Lessing sympathisirte mit Diderot, der gegen das ältere französische Drama in Opposition trat, und theoretisirte über das weinerliche oder rührende Lustspiel. Da Lessing den Standpunct seiner Kritik in die Production zu übertragen pflegte, so ist für seine dermalige Ansicht das dramatische Fragment Samuel Henzi sehr charakteristisch. Zwar ist es in Alexandrinern geschrieben und bewahrt noch mit Strenge die Einheit des Orts und der Zeit. Wie er jedoch über diesen Zwang der französischen Kunstregeln dachte, liegt schon in den Worten ausgesprochen: „Gewisse große Geister würden diese kleinen Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir anderen Anfänger der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen." Darin jedoch entfernte sich Lessing wesentlich von der französischen Tragödie, daß er eine gleichzeitige Begebenheit, die Verschwörung des Henzi gegen das Patricierregiment des Cantons Bern, behandelte und statt in die Gesellschaft von Fürsten und hochstehenden Helden uns unter die bürgerlichen Republikaner der Schweiz führt. Die ästhetische Neuerung erregte indeß beim Erscheinen des 1753 gedruckten Bruchstücks weniger Aufsehen, als die dadurch hervorgerufene politische Polemik, welche die historische Treue in der Darstellung der Handlung und der Charaktere zum Gegenstand hatte und dadurch zugleich bewies, welche Wirkung ein Drama haben mußte, das die Conflicte des modernen Lebens zur Anschauung brachte. Von diesem Versuche war nur noch ein Schritt zu dem „bürgerlichen Trauerspiel" Miß Sara Sampson, das im Jahre 1755 vollendet ward.

Das bürgerliche Trauerspiel hatte sich in Frankreich in den Dramen des Nivelle de la Chaussée und des George Lillo Bahn zu brechen versucht; besonders war Lillo's merchant of London (1731) für Lessing das nächste Vorbild geworden. Allein man hatte nur die heroischen Handlungen ihrer Sphäre entrückt und auf bürgerliche Verhältnisse übertragen, war aber dadurch aufs neue ins Unnatürliche und Widerliche gerathen, so daß dem Pranger und Galgen zuletzt die Ausübung der poetischen Gerechtigkeit zufiel. Lessing dagegen suchte den tragischen Conflict inmitten der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens auf, wobei er unstreitig von Richardson's Romanen geleitet ward, der in der Clarissa für ein tugendhaftes, durch die Künste der Verführung ins Unglück gestürztes Mädchen die allgemeinste Theilnahme erregt hatte.

Aehnlich sind die Motive in Lessing's Miß Sara Sampson; England ist auch hier der Schauplatz der Handlung. Die unglückliche, durch die Versprechungen des Geliebten entführte Sara steht in erhabener Tugendreinheit neben der in allen Buhlkünsten erfahrenen leidenschaftlichen Marwood und zwischen ihnen der hin und her schwankende Mellefont, der zuletzt, als Sara der Eifersucht der Buhlerin zum Opfer gefallen ist, durch Selbstmord endet. Es ist das Urbild der veredelten Emilia Galotti wie der nachströmenden bürgerlichen Tragödien überhaupt, welche diese Seite des bürgerlichen Lebens, die Liebe neben der Cabale und Schwäche, möglichst ausgebeutet haben. An frischer lebendiger Kraft überragte dies Trauerspiel alles Bisherige so sehr, daß es allenthalben lauten Beifall und reichliche Thränen hervorrief. Der Dichter legte diesmal selbst so viel Werth auf den Erfolg der ersten Aufführung, daß er zu der ersten Vorstellung durch die Acker-

mann'sche Gesellschaft nach Frankfurt an der Oder hinüberreiste.

Der Grund, daß sich Miß Sara Sampson nicht auf der Bühne hat halten können, liegt in der Breite der ganzen Anlage und der rhetorischen Ueberfülle des Dialogs, der noch eine gewisse Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit des mehr in Büchern als in dem Leben bewanderten Gelehrten verräth. Die volle Naturwahrheit in der Schilderung der Situationen, die lebendige Individualisirung der Charaktere ist noch nicht erreicht; aber der Weg war gewiesen, den das Drama der nachfolgenden Periode einzuschlagen hatte, um der französischen Stützen entrathen zu können und zu selbstständigem Gange fähig zu werden. Wäre nicht gleich darauf die Kriegszeit dazwischen getreten, welche die Schauspielertruppen zerstreute und selbst in den größeren Städten das Theater in Verfall brachte, so würde die unmittelbare Wirkung noch mächtiger gewesen sein.

Die Bearbeitung dieses Drama's hatte Lessing dergestalt in Anspruch genommen, daß er sich eine Zeitlang von allen Berliner Verbindungen lossagte und aus den Zerstreuungen der großen Stadt sich nach dem stillen Potsdam zurückzog, wo er selbst Kleist, dessen Umgang er sonst schätzte, selten aufsuchte. In Berlin jagte wieder ein literarischer Plan den andern, ohne daß ein einziger zur Reife kam. Es handelte sich zunächst um neue journalistische Unternehmungen, unter denen die in Gemeinschaft mit Mendelssohn projectirte Zeitschrift „Das Beste aus schlechten Büchern", wovon ein Heftchen gedruckt worden zu sein scheint, durch ihre echt Lessing'sche Originalität vornehmlich merkwürdig ist. Auch beschäftigten ihn Pläne zu einer festen Anstellung, wozu sich damals sogar an der Moskauer Universität, wo man die Professur der deutschen

Sprache und Beredsamkeit besetzen wollte, eine Aussicht eröffnete, die bald wieder verschwand. Sein eigentlicher Platz war das Theater; zu diesem zog ihn ein stets von neuem wieder erwachendes Bedürfniß sein ganzes Leben hindurch hin.

In Leipzig war um diese Zeit die Theaterunternehmung Koch's, mit dem Lessing schon bei seinem früheren Aufenthalt daselbst in vertrautem Verkehr stand, zu großer Bedeutung gelangt; in seiner Gesellschaft befand sich seit einigen Jahren als erster Schauspieler der talentvolle Brückner, welcher Lessing zum Theil seine theatralische Bildung verdankte. Im Herbste 1755 verschwand Lessing plötzlich aus Berlin und lebte in Leipzig wieder mit Schauspielern und unter dramatischen Arbeiten. Er gerieth in das Studium der Lustspiele Goldoni's und faßte sogleich den Entschluß, einen Band von sechs Lustspielen drucken zu lassen. Indeß als er mit dem ersten „der glücklichen Erbin" (nach Goldoni's l'erede fortunata) bis zum Schluß des zweiten Aufzugs gelangt war, verlor der Verleger, dem das Manuscript nicht rasch genug geliefert ward, und dann auch der Autor die Lust. Nur der erste Aufzug ist uns erhalten; man ersieht aus diesem Bruchstück, daß Lessing im Lustspiel noch auf der Stufe seiner früheren Stücke stand.

Mit Weiße erneuerte er den freundschaftlichen Verkehr. Durch seine Operetten hatte sich dieser aufs neue den Beifall der Menge erworben; doch ließ sich Lessing's Urtheil dadurch nicht bestechen. In der kurzen von Weiße selbst mitgetheilten Aeußerung spricht es sich aufs treffendste aus: „Wenn es Ihnen," sagte Lessing zu ihm, „nur nicht immer so leicht würde, wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, so würden Sie ein Schriftsteller

werden — ich sage nichts mehr.“ Weiße überließ er, da er sich selbst nicht dazu verstehen mochte, die Abkürzung der Miß Sara Sampson für die erste Aufführung auf der Leipziger Bühne. Mit ihm machte er auch kleine Ausflüge nach Altenburg und Gera. Gegen das Frühjahr 1756 besuchte er Dresden und Camenz; nach langer Trennung sah er seine Eltern wieder.

Um diese Zeit bot sich ihm eine unerwartete Gelegenheit dar, das Verlangen, die Welt zu sehen und sich aus dem einförmigen literarischen Leben herauszureißen, zu befriedigen. Mit welcher Freude er diese Gelegenheit ergriff, schildern uns seine Briefe. „Ich muß allerdings,“ schreibt er an Mendelssohn, „zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein. Ich werde nicht als ein Hofmeister — [eine solche Stelle als Reisebegleiter hatte Sulzer schon in Berlin für ihn gehabt] — nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich sie mir selbst nur werde machen wollen. Er ist geneigt, mir alle Einrichtungen zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereist sein.“ Es war ein junger, unabhängiger Leipziger, Namens Winkler, Besitzer eines ansehnlichen Vermögens. Da dieser eine große Reise unternehmen wollte, wurde ihm Lessing durch einen Freund als Gesellschafter vorgeschlagen. Die Reise sollte vier Jahre dauern und vertragsmäßig sollte Lessing jährlich einen Gehalt von 200 Thalern erhalten und ganz freie Station haben. Am 10. Mai 1756 verließen die Reisenden Leipzig und wandten sich über Magdeburg, Halberstadt, wo er Gleim sah, Braun=

schweig und Hannover, überall mit Muße verweilend, nach Hamburg. Hier machte Lessing die Bekanntschaft Eckhof's, des größten Schauspielers seiner Zeit, der sich in einem Briefe an Weiße über die Tage ihres Umgangs mit lebhafter Freude äußert. Von dort schlugen sie über Bremen, Oldenburg und Emden den Weg nach dem nördlichen Holland ein und fuhren über die Zuidersee nach Amsterdam, wo sie am 28. Juli anlangten. In Amsterdam, von wo sie demnächst nach England überzusetzen beabsichtigten, fand die Reise schon ihr Ziel. Der Krieg war ausgebrochen; die Preußen waren in Sachsen eingefallen, hatten Leipzig besetzt, und der Commandant der Stadt, General von Hausen, wählte das Haus zur großen Feuerkugel, das Winkler's Eigenthum war, zur Wohnung. Dieser beeilte sich daher zurückzukehren, und Lessing befand sich seit Anfang des Octobers wieder in Leipzig.

Zwar war der Reiseplan noch nicht völlig aufgegeben, allein in Folge von mancherlei Mißhelligkeiten, die schon auf der Reise zu Zeiten das gute Einvernehmen gestört hatten, löste sich das Verhältniß bald völlig auf. Besonders hatte Lessing durch witzige Aeußerungen, in denen er für Preußen Partei zu nehmen schien, sowie durch seinen Umgang mit preußischen Offizieren den sächsischen Patriotismus gegen sich aufgebracht. Da sich Winkler trotz des Contracts zu keiner Entschädigung bestimmen lassen wollte, so blieb Lessing nichts übrig, als seine Ansprüche auf dem Rechtswege geltend zu machen. Doch gelangte er erst nach einem achtjährigen Processe zu seinem Rechte; von der Summe, die ihm Winkler 1764 auszahlen mußte, blieben ihm nach Abzug der Kosten kaum 300 Thaler übrig.

Lessing blieb die erste Zeit nach seiner Reise, so sehr er sich zu seinen Berliner Freunden sehnte, in Leipzig, um

den Gang seines Processes abzuwarten. Seine Lage war so kümmerlich und drückend, wie nur je vorher. Durch seine literarischen Arbeiten mußte er sich seinen kärglichen Unterhalt verschaffen; allein diese Erwerbsquelle versiegte in den Kriegsjahren, und ums tägliche Brod zu arbeiten war überhaupt seine Sache nicht. Daher schlug er auch Hofmeisterstellen beharrlich aus. Die Noth veranlaßte die Uebernahme einiger Uebersetzungen. Er übertrug um diese Zeit Hutcheson's Sittenlehre der Vernunft, Richardson's Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten äsopischen Fabeln und Law's ernsthafte Ermunterungen an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben; die letzte dieser Uebersetzungen mußte Weiße vollenden, da Lessing, dem in Leipzig, wie er Mendelssohn gesteht, „Zeit und Weile lang wurde" — und vor Allem bei solchen Arbeiten — auf mehrere Wochen nach Dresden gereist war.

Der Aufenthalt in Leipzig ward ihm am meisten durch den Umgang mit dem Major von Kleist versüßt; zu ihnen fanden sich dessen vertrauter Freund Ewald, als Verfasser von Sinngedichten bekannt, Weiße, von Brawe, der in Leipzig studirte und mit dramatischen Arbeiten sich beschäftigte, überdies ein Freund philosophischer Discussionen. Es bildete sich sonach ein Kreis von Literaturfreunden, in welchem mannigfache geistige Interessen zur Sprache kamen. Kleist spricht oft mit Wärme von dem biederen Lessing — man fühlt die gegenseitige Anziehungskraft edler Charaktere —; er bekennt, daß er seinem erheiternden Umgang seine Genesung verdanke, und doch war Lessing's Gemüth gerade damals von Sorge und Unmuth umwölkt. Mit inniger Theilnahme gedenkt Kleist mehrmals der trostlosen Lage seines trefflichen Lessing und hat ihm auch auf zarte Weise manche Unterstützung zukommen lassen. Noch nach

Lessing's Uebersiedelung nach Berlin stellte er ihm durch Gleim ein Geschenk von hundert Thalern zu; Lessing schreibt darauf unterm 6. August 1758 an Gleim: „Der Herr von Kleist ist ein zu großmüthiger Freund, und auch das heißt schon sein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur Alles annimmt, was er freiwillig thut. Ich habe mir diese Vorwürfe schon längst zu machen und bin nicht selten darüber mißvergnügt."

Es konnte den Anschein gewinnen, als ob Lessing, nachdem der Krieg die Koch'sche Gesellschaft von Leipzig vertrieben hatte, der Beschäftigung mit dem Drama ganz entsagt habe, und in der That urtheilt Weiße so, was indeß nur so viel beweist, daß Lessing im Verkehr mit Weiße auf ein tieferes Eingehen in dramatische Theorieen und Entwürfe Verzicht leistete. Das Drama war sein Lebenselement geworden, zu dem es ihn immer unwillkürlich zurückzog. Zwar gerieth die „theatralische Bibliothek" ins Stocken, und erst 1758 erschien nach dreijähriger Unterbrechung das letzte Heft derselben. Allein eine neue Anregung ging von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" aus, einem umfassenden literarischen Unternehmen Nicolai's, der kurz vor dem Ausbruche des Kriegs sein Project ankündigte, womit eine Aufforderung zu einer dramatischen Preisbewerbung verbunden war, worin der Herausgeber funfzig Thaler für das beste Trauerspiel aussetzte. Seitdem war es schwieriger geworden, einen Verleger für die neue Zeitschrift zu gewinnen. Lessing's Bemühen gelang es, den Buchhändler Dyk in Leipzig zur Uebernahme willig zu machen, so daß mit dem Jahre 1757 der erste Band erscheinen konnte. Lessing übernahm, so lange er in Leipzig war, die Correctur, hat jedoch nur wenige Beiträge geliefert. Mendelssohn ward ein fleißiger Mitarbeiter

und Mitherausgeber. Da die Bibliothek mit Nicolai's „Abhandlung vom Trauerspiele" beginnen sollte, gleichsam als dem Inbegriff der Regeln, nach denen die Preisrichter zu entscheiden gedachten, so wurde Lessing durch seine Berliner Freunde in eine briefliche Discussion des Begriffes der Tragödie hingezogen, welche, durch eine Reihe von Briefen fortgeführt, ein anziehendes Vorspiel zu den Erörterungen der Dramaturgie wird.

Cronegk's „Codrus", dem nachmals der Preis ertheilt ward, hatte Lessing's Beifall nicht; denn er gehörte noch ganz der alten Schule an. Höher schätzte Lessing das vorwärtsstrebende Talent seines Freundes Brawe, dessen „Freigeist" er zur Preisbewerbung einsandte. Das alles hatte auch in Lessing den Productionstrieb wieder rege gemacht. Schon am 22. October 1757 schreibt er: „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monat Zeit darauf verwenden könnte." Er räth daher halb scherzend, Nicolai möge, da Cronegk inzwischen gestorben war, fürs nächste Jahr wiederum einen Preis für ein Trauerspiel aussetzen. „Unterdeß", schreibt er am 21. Januar 1758, „würde mein junger Tragicus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich, wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre

Tugend werther ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen. So viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben." In Beziehung auf eben diese Arbeit schreibt er am 2. April an Mendelssohn: „Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen, in der ich mich gern auf keine Weise unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich selbst. Ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will. Unterdessen haben Sie nicht Ursache, auf diese Arbeit neugierig zu sein. Gegen Sie werde ich am wenigsten damit groß thun. Sie ist fast von der Art, von der nur Sie mich in Berlin ziemlich abgezogen haben." Das Werk blieb liegen, um erst viele Jahre später in veränderter Gestalt ans Licht zu treten.

Aus derselben Quelle, der Liebe zu einer individuellen, an das wirkliche Leben der Gegenwart anknüpfenden Poesie, haben wir sein Interesse für die Gleim'schen Kriegslieder des Grenadiers herzuleiten, die er gleich beim Bekanntwerden der ersten Siegeslieder als eine bedeutende Erscheinung der Lyrik begrüßte. Er besorgte die erste Ausgabe der Sammlung und empfahl sie durch eine Vorrede der Liebe und Anerkennung der Nation. Da um diese Zeit auch Kleist Leipzig verließ, so war er jetzt entschlossen, wieder nach Preußen seinen Wohnsitz zu verlegen und die Berliner Freunde aufzusuchen. Am 4. Mai 1758 reiste er von Leipzig ab.

Geistig verjüngt und mit der Entschiedenheit eines Mannes, welcher seines Zwecks sich deutlich bewußt ist, begann Lessing seine literarische Thätigkeit in Berlin. Hatte er beim Ausbruch des Kriegs sich beschwert, er habe mit dem Könige von Preußen eine Rechnung abzumachen, weil er ihn gehindert, die Welt zu sehen, so war diese durch die Schlacht bei Roßbach bezahlt. Von dem neugeweckten deutschen Nationalgefühl war auch Lessing inniger denn je ergriffen. Er warf den letzten Rest französischer Theorieen von sich, und die Idee einer nationalen Literatur war ihm klar geworden. Deßhalb hieß er Gleim's Kriegslieder freudig willkommen und warf einen forschenden Blick in die ältere deutsche Literatur. Er las das Heldenbuch und die Ritterdichtungen des dreizehnten Jahrhunderts; er richtete seine Aufmerksamkeit auf die kernhafte ältere Lehr- und Fabeldichtung sowie auf die Dichter des dreißigjährigen Krieges. In Gemeinschaft mit Ramler, dessen Tact für Correctheit der Form er sehr hoch schätzte, unternahm er die Auswahl und Ueberarbeitung der Sinngedichte Friedrichs von Logau und gab in dem angehängten Glossar eine für jene Zeit höchst beachtenswerthe Probe deutscher Sprachforschung.

Das müssige Beiwerk der Kunstpoesie war ihm jetzt vollends zuwider geworden. Er suchte die Poesie auf ihre einfachen Grundnormen zurückzuführen. Dies Verfahren wandte er zunächst bei der Fabeldichtung an, die er in ihrer Aesopischen Einfachheit herstellte. Die erste Anregung ging unstreitig von dem Richardsonschen Fabelbuche aus, das er in Leipzig übersetzte. Als er darauf sich mit einer Kritik der Gleim'schen Fabeln beschäftigte, gewann seine Fabeltheorie eine festere Gestalt. 1759 erschienen „Fabeln, drei Bücher, nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart

verwandten Inhalts.“ Die Fabeln sind in einfacher Prosa verfaßt, ausgezeichnet durch Neuheit der Erfindung und treffende Präcision des Gedankens; die Abhandlungen verbreiten sich über das Wesen, die Behandlungsart und die Geschichte der Fabel.

Auch im Drama tritt das Streben nach Vereinfachung und Gedrungenheit der Darstellung hervor. Das herrlichste Beispiel würde uns sein Doctor Faust geben, den er seit einigen Jahren bearbeitete, wenn nicht diese Arbeit Fragment geblieben wäre, wovon uns nur wenige vortreffliche Scenen aufbewahrt worden sind. Im Jahre 1758 schreibt er an Gleim (8. Juli): „Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Wunsch ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen.“ Sein 1759 erschienenes Trauerspiel Philotas, das aus einem einzigen Acte besteht, hat die einfachste Anlage, die Darstellung der Heldenthat eines Jünglings, der seinem Vaterlande freiwillig sein Leben opfert. Es wird klar, daß Lessing mit dem griechischen Drama vertrauter geworden war. Ein Zeugniß dieser gründlichen Studien giebt uns sein Leben des Sophokles, wovon er 1760 ein aus gelehrten philologischen Untersuchungen bestehendes biographisches Fragment, dem wahrscheinlich eine Analyse der uns erhaltenen Sophokleischen Dramen sich anschließen sollte, der Oeffentlichkeit übergab. Indeß verfolgte er mit gleicher Theilnahme die mit seiner Tendenz verwandten modernen dramatischen Bestrebungen; daher entschloß er sich zu einer Uebersetzung von Diderot's Theater, („der Hausvater“, „der natürliche Sohn“), da diese bürgerlichen Dramen, wenn sie gleich nicht durchweg seinen Beifall hatten, mit seiner Opposition gegen das französische Heldendrama zusammen-

trafen. Zu gleicher Zeit vermochte er mit jener großartigen Ansicht, welche die tragische Größe des griechischen Drama's zum erstenmal klar erfaßte, die Tragödien Shakspeare's zu würdigen. Damals sprach er das kühne, weithin in die Halle unserer Literatur hineinschallende Wort aus: „Wenn man die Meisterstücke des Shakspeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit den Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenen weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das Alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket. Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakspeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakspeare in dem Wesentlichen näher." Damit stehen wir wieder mitten in der Lessing'schen Kritik, die während seines Aufenthalts in Berlin ihr goldenes Zeitalter feierte.

Gegen den Herbst 1758 starb Nicolai's Bruder, der bisherige Inhaber der Buchhandlung. Dadurch sah sich jener genöthigt, seine Absicht, in Muße nach seiner Neigung den literarischen Beschäftigungen zu leben, aufzugeben und das Geschäft zu übernehmen. Sowohl weil dies seine Zeit sehr in Anspruch nahm, als auch weil es unpassend erschien, als Buchhändler ein in einem fremden Verlage

erscheinendes Journal zu redigiren, übergab er die Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste an Weiße in Leipzig.

Im ersten Augenblicke dachte er nicht an das Unternehmen einer neuen Zeitschrift. Der Plan zu einer solchen ging von Lessing aus. Nicolai's Worte: „die damaligen Journale waren fast alle frostig, seicht, parteiisch, voll Complimente; der Gedanke, daß man ein besseres schreiben sollte, worin besonders die Wahrheit deutlich herausgesagt würde, war ganz natürlich" — enthalten den ersten Keim der Briefe die neueste Literatur betreffend, welche mit dem Jahre 1759 in Nicolai's Verlage zu erscheinen begannen. Von Lessing ging auch die Idee aus, die Form von Briefen zu wählen; er machte sich anheischig, die meisten Beiträge zu liefern, wie denn auch die ersten sechs Theile ihrem erheblichsten Inhalte nach von ihm herrühren, und bestimmte dadurch den einzuhaltenden Standpunct und den Ton der Kritik. Später griff Mendelssohn thätig mit ein; Nicolai hat an dem Inhalt nur geringen Antheil.

Die Wirkung, die von den Literaturbriefen ausging, ist recht eigentlich Lessing's Verdienst. Ihr Hauptzweck war eine freie, selbstständige, über alle persönlichen Rücksichten sich hinwegsetzende Kritik, ein offener Kampf gegen veraltete Theorieen, gegen Engherzigkeit und geistlose Mittelmäßigkeit, während in den übrigen kritischen Zeitschriften bald das lobhudelnde Cliquenwesen, bald die rücksichtsvolle Zahmheit kein entschiedenes Urtheil aufkommen ließ. Der letzte Schweif von Gottsched und Bodmer, die matten Lehrdichter, die Verfasser des nordischen Aufsehers, selbst Klopstock nicht ausgenommen, — kurz Alles, was in erstorbenen Formen ein schwächliches Dasein fristete, ward von den

Streichen der lebensfrischen Kritik getroffen, und während auf der einen Seite vernichtet ward, wies auf der anderen die Kritik eine neue Bahn für die werdende Literatur. Herder durfte in Beziehung auf die Literaturbriefe sagen, die Quelle des guten Geschmacks sei geöffnet; man solle nur kommen und trinken.

Lessing's beweglichem Geiste, der immer nach neuen Lebenselementen suchte und sie rasch ergriff, ward es schwer, an Einem Orte lange auszuhalten. Was zusammentreffen mochte, um ihm Berlin wieder zu verleiden, ist nirgends mit deutlichen Worten ausgesprochen; doch läßt es sich aus den dortigen Verhältnissen einigermaßen schließen. Daß die Geistesgemeinschaft mit seinen Freunden nicht innig genug war, um ihm den Verkehr mit ihnen unentbehrlich zu machen, daß er stets das Gefühl in sich trug, von ihnen nicht verstanden zu werden und sie zu der freien Höhe seiner geistigen Anschauung nicht heraufziehen zu können, während sie doch häufig Miene machten gegen ihn einen hofmeisterlichen Ton anzunehmen, geht schon aus unsern obigen Andeutungen hervor. Etwas der Art läßt sich zwischen den Zeilen lesen, wenn er nach seiner Abreise von Berlin in einem Briefe an Ramler sich selbst mit den Worten apostrophirt: „Warest du nicht Berlins satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein müßten? daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? daß man nicht bloß den Kopf, sondern nach dem dreißigsten Jahre auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse?" In der letzten Aeußerung erkennen wir zugleich das Verlangen, endlich durch eine Anstellung der Nothwendigkeit überhoben zu sein, nur von der Feder zu leben. Zur Erfüllung dieses Wunsches bot sich ihm 1760 eine Gelegenheit. Der General

Graf Tauenzien, Commandant von Breslau, machte ihn zu seinem Secretär. Ohne seinen Freunden etwas von der Sache mitzutheilen, entfernte er sich aus Berlin, wo man ihm noch kurz vor seiner Abreise die Ehre erwiesen hatte, ihn zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu ernennen. Er reiste über Frankfurt an der Oder — eine „Wallfahrt" zu dem Grabe seines Kleist — und traf in den ersten Decembertagen in Breslau ein.

Die oberflächlichen Beurtheiler konnten sich nicht erklären, was Lessing zu diesem Schritte vermocht haben möge. Zu diesen gehörten auch seine Berliner Freunde, die Lessing seiner Gewohnheit gemäß nicht einmal dabei zu Rathe gezogen hatte. Sie glaubten ihn für die Literatur verloren, weil er nicht mehr ein fleißiger Mitarbeiter an den Literaturbriefen war, deren Fortbestehen durch seinen Abgang ernstlich bedroht war; weil er nicht mehr, wie von Leipzig aus, mit ihnen in Briefen philosophische Erörterungen pflog. Ihnen schien Lessing's Existenz jetzt zwischen mechanischen Secretärarbeiten und dem lockeren Zeitvertreib der vornehmen militärischen Welt getheilt zu sein. Es war allerdings in ihren Klagen etwas Wahrheit. Die besten Vormittagsstunden wurden durch seine Geschäfte in Anspruch genommen, die Mußestunden durch die zahlreiche Bekanntschaft, in die er gerieth. Er ging der großen Welt nicht, wie in seinen früheren Verhältnissen, aus dem Wege, sondern gab sich den Zerstreuungen des Umganges hin, war abends in Gesellschaft und — spielte. Er bekam einen leidenschaftlichen Hang zum Hazardspiel, der ihn nie wieder verlassen hat. Gewinn und Verlust, meinte er, habe sich bei ihm so ziemlich ausgeglichen. Die Ermahnungen der Freunde überhörte er. Mendelssohn warnte ihn durch die „Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen," die er

einigen für ihn und vertraute Freunde bestimmten Exemplaren seiner philosophischen Schriften vordrucken ließ; der Schluß derselben lautet: „Die Spötter sagen: rufe laut! er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er erwache! O nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht. Reisen möchte er, aber kann ja nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat seine Geißel Andern übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen — Und er,

Wenn er nicht hört noch spricht, nicht fühlt
Noch sieht, was thut er denn? — Er spielt."

Lessing selbst hatte Momente des Mißmuths, in denen er sich selbst bitterer anklagt, als die besorgten Freunde es nur je hätten thun können. „Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt," schreibt er am 30. März 1761 an Mendelssohn, „aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren, daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden, daß — — Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten, aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gutmachen?" Er fügt aber diesem

Ausbruch der Schwermuth gleich die Worte hinzu, er habe vielleicht heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich nichts in seinem wahren Lichte zeige.

Es ist dies nur die *eine* Seite. Auf der andern steht sein muthiges Wort: „Ich beginne ein Mann zu werden!" Der Aufenthalt in Breslau ward für Lessing eine Bildungsschule, wie sie ihm die einsame Studirstube nimmer hätte gewähren können. Er trat auf eine größere Weltbühne, verkehrte mit Menschen von verschiedenartigem Wesen und Charakter, mit dem Adel und den Offizieren wie mit dem Bürger und Bauern, mit denen ihn sein Amt in die vielfachsten Berührungen brachte. 1762 begleitete er den General zur Belagerung von Schweidnitz und im folgenden Jahre nach Potsdam zum Könige, von wo aus er seinen Freunden in Berlin einen Besuch abstattete. Bei seiner scharfen Beobachtungsgabe erwarb er sich einen Reichthum von Menschenkenntniß und Welterfahrungen; er spielte mit in dem Drama des gegenwärtigen nationalen Lebens. Waren seine bisherigen dramatischen Arbeiten das Ergebniß kritischer Literaturstudien, so ward *Minna von Barnhelm* das erste wahre Nationaldrama. Er schrieb den Entwurf 1763 in heiteren Frühlingsmorgenstunden in einem Garten bei der Stadt. Das Theater besuchte er fleißig, wenn er gleich in keiner Vorstellung bis zu Ende auszuhalten vermochte. Die Schuch'sche Truppe, die damals in Breslau spielte, war zwar nicht ausgezeichnet; aber er holte sich Nahrung für seinen Geist auch aus dem kernhaften Witz der Burlesken, in denen für ihn noch Goldkörner nationaler Komik zu finden waren. „Nur selten," sagt der Schauspieler Brandes in seiner Selbstbiographie, „wurden die Vorstellungen guter Burlesken, besonders zu des älteren Schuch's Zeiten, von ihm versäumt." Er

empfand wieder Lust an seinem Faust zu arbeiten, und mancherlei andere dramatische Entwürfe entstanden, die nicht einmal fragmentarisch zur Ausführung kamen.

Am wenigsten ahnten seine Freunde, daß er seine gelehrten Studien „keineswegs an den Nagel hänge.“ Sein Einkommen verwandte er keineswegs bloß für den Tand der großen Welt, sondern er sammelte sich eine bedeutende Bibliothek, durchsuchte die öffentlichen Bücherschätze und verkehrte mit gelehrten Philologen, auch wenn sie, wie Arletius, ausgemachte Pedanten waren. Besonders nachdem er 1764 eine schwere Krankheit überstanden hatte, erhielt sein Geist seine volle Spannkraft wieder. Es tritt uns wieder der ganze Lessing entgegen, wenn er mitten unter Zerstreuungen Materialien zum Laokoon sammelt, an den altdeutschen Anekdoten- und Novellensammlungen sich erfrischt, die Gedichte des Andreas Scultetus aus dem Staube der Bibliotheken hervorzieht und die Kirchenväter liest, um der Verfassung und dem Dogma der ältesten christlichen Kirche vorurtheilsfrei in den Quellschriften nachzuforschen. Der Baum war wieder in frischem Wachsthum; die Früchte reiften schnell, und die Zeit war nicht mehr fern, wo er nur zu schütteln brauchte, um sie der deutschen Nation in den Schooß fallen zu lassen.

Schon im November 1763 schrieb er dem Vater: „es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme,“ und noch bestimmter in einem Briefe vom 13. Juni 1764: „Es sollte mir leid thun, wenn sich meine liebsten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umständen einen falschen Begriff gemacht hätten. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, sondern mehr als einmal geäußert, daß mein jetziges Engagement von keiner Dauer sein könne, daß ich meinen

alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr als jemals entschlossen sei, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinn ist, zu abstrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen.“ Weil er eine solche Sklaverei fürchtete, schlug er einen Ruf an die Königsberger Universität aus. Seitdem er in das Studium der alten Kunstgeschichte sich vertieft hatte, beschäftigte ihn der Lieblingsgedanke, nach Wien zu gehen und die kaiserliche Bibliothek für seinen Zweck zu benutzen, von dort Italien und vielleicht das Heimatland der antiken Kunst mit eigenen Augen zu sehen. Um Ostern 1765 verließ er Breslau und seine bisherige Stellung. „Wie es weiter werden wird,“ äußert er in dem schon erwähnten Briefe an den Vater, „ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die außer Stand zu arbeiten setzen können, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung. Ich habe ein besseres und habe Freunde.“ Er nahm seinen Weg über Camenz nach Leipzig und reiste von dort in Nicolai's Gesellschaft nach Berlin.

Als Lessing nach Berlin in die früheren Verhältnisse zurückkehrte, war es nicht, wie die Welt von ihm glaubte, seine Absicht, sich aufs neue als Journalist der Kritik der Tagesliteratur zu unterziehen. Er schloß 1765 die Literaturbriefe, wie er sie ins Leben gerufen und eingeleitet hatte, und überließ es Nicolai, die allgemeine Bibliothek, welche das gesammte Literaturgebiet umfassen sollte, nach dessen eigenem Plane herauszugeben, ohne sich in die Tendenz und die Redaction dieser Zeitschrift einzumischen.

Da man damals in den kritischen Journalen sehr ängstlich die Anonymität wahrte, so konnte es bei seinem früheren Verhältnisse zu den Literaturbriefen nicht ausbleiben, daß man ihn bei manchen Angriffen der allgemeinen Bibliothek für den Urheber oder den Mitschuldigen hielt und seiner Versicherung, daß von ihm in der neuen Zeitschrift keine Zeile stehe, nur geringen Glauben schenkte.

Lessing benutzte seine zweijährige Muße in Berlin hauptsächlich zur Ausarbeitung der Breslauer Entwürfe Laokoon und Minna von Barnhelm.

Im Jahre 1766 erschien „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte — erster Theil.“ Die Ausarbeitung eines zweiten und dritten Theils, die noch folgen sollten, ist unterblieben. Indem er von Winckelmann's Abhandlung „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ und der Erörterung der berühmten Laokoons-Gruppe ausging, entwickelte er das Wesen der bildenden Kunst in ihrem Verhältnisse zur Poesie. Mit jener Schärfe, mit der er überall in seiner Kritik die Begriffe zu sondern und die Grenzen jedes einzelnen geistigen Gebiets zu bestimmen suchte, entwickelte er in seinem Laokoon, geleitet vornehmlich von der Plastik griechischer Poesie, mit der er vertrauter war, als mit den Werken der bildenden Kunst, die jedem der beiden Kunstgebiete eigenthümlichen Principien. Das Wesen der bildenden Kunst setzte er in die Schönheit, das der Poesie vorzugsweise in die Handlung. Die durch Breitinger's Theorie geförderte Vermischung der Poesie und Malerei, somit die in der ganzen vorangehenden Literaturperiode mit Vorliebe gepflegte didaktische und beschreibende Dichtung ward beseitigt, dagegen

die dramatische und dieser zunächst die epische Poesie als die höchste Stufe poetischer Darstellung bezeichnet. Man muß sich den Zustand der damaligen poetischen Literatur vergegenwärtigen, um die Zaubermacht der Einwirkung dieses Werkes, das für alle strebenden Geister den heiteren Himmel wahrer Dichtung ausbreitete, nachzuempfinden. Die Poesie erschien zu ihrer reinsten erhabensten Würde verklärt, indem sie der ideale Ausdruck freier Menschheit ward. „Wie mit einem Blitz," sagt Goethe, auf seine Jugend zurückblickend, „erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöst." Nicht bloß durch den tiefen Gedankengehalt, sondern auch durch die unübertreffliche Schönheit der Darstellung ist diese Schrift unter Lessing's wissenschaftlichen Arbeiten das vollendetste Kunstwerk geworden. Er zieht uns mit dramatischer Gewandtheit mitten in die Untersuchung hinein, fesselt unser Interesse durch anmuthige Seitenwege und führt uns unerwartet auf neue Standpuncte, von wo sich uns freie Aussichten nach verschiedenen Seiten eröffnen. Herder konnte daher mit Recht sagen, Lessing's Laokoon sei ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen sind.

Minna von Barnhelm brachte Lessing schon größtentheils ausgearbeitet von Breslau, so daß „verfertiget im Jahre 1763" auf den Titel gesetzt ward. In Berlin wurde das Stück vollendet und abgerundet, wobei der Dichter Ramler zu Rathe zog, zu dessen Tact für Correctheit er großes Vertrauen hegte. Die meisten seiner Verbesserungsvorschläge, die indeß nur Einzelnheiten betrafen, hat

er durch die Aufnahme in den Text gebilligt. 1767 erschien Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück in der Sammlung seiner Lustspiele, und das erste deutsche nationale Lustspiel begann von der Bühne herab, auf Liebhabertheatern und in Familiencirkeln eine so gewaltige, allgemeine Wirkung zu äußern, daß der Verfasser einsah, er habe nicht nur, wie er gewünscht, sich selbst, sondern auch alles bis dahin Vorhandene übertroffen. Blicken wir auf die Geschichte unserer deutschen Bühne zurück, so sind alle dramatischen Dichtungen, die der Minna vorangingen, Lessing's eigene Dramen nicht ausgenommen, von der Bühne verschwunden; mit diesem Stücke treten wir in die neue Aera der dramatischen Kunst. „Diese Production," sagt Goethe, „war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." Die deutsche Dichtung bemächtigte sich hier zum erstenmal des nationalen Lebens und erschien als eine aus der kaum verschwundenen kriegerischen Zeitepoche unmittelbar hervorgegangene Schöpfung. Die Charaktere tragen im Ernst wie im Scherz die Züge deutschen Gemüths, dabei so mannigfaltig und durch die Handlung selbst entwickelt, daß gerade auf deren scharfer Zeichnung wesentlich das Interesse des Stücks beruht. Der Franzose, ein Typus der damals in großer Anzahl in Deutschland umherirrenden französischen Glücksritter bildet dazu den heitersten Contrast. In dem Plane und der Anlage des Ganzen herrscht eine musterhafte Klarheit und in der Verkettung der Handlung eine alles Einzelne scharfsinnig erwägende Motivirung. Einige Längen entstehen nur durch die dialektische Behandlung des Dialogs in dem zum ernsten Drama hinüberneigenden Kampf zwischen Ehre und Liebe, wo man mit dem

Dichter ausrufen möchte: „bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen;“ allein der Geist, der alle Theile des Drama's durchweht, ist von so unverwelklicher Frische, daß es das später lebende Geschlecht, für welches jener Reiz, den es für die Zeitgenossen von den Beziehungen zu den gegenwärtigen Ereignissen entlehnte, längst verschwunden ist, noch durch seinen bleibenden inneren Werth fesselt und an dem Prüfstein der Zeit sich als classisches nationales Drama bewährt hat.

Mit diesem Drama, in welchem das patriotische Selbstgefühl des Preußen den schönsten Ausdruck gefunden hatte, nahm Lessing von dem preußischen Staat für immer Abschied. Der große König wußte den Geist des deutschen Denkers und Dichters nicht zu würdigen und wies den ihm wiederholt gemachten Vorschlag, Lessing als Bibliothekar in Berlin festzuhalten, zurück. Dieser folgte daher im Frühling 1767 dem lockenden Ruf, der von Hamburg aus an ihn erging.

Nächst dem Leipziger Theater hat das Hamburger die größte Bedeutung für den Aufschwung unserer dramatischen Kunst und Literatur. Unter Schönemann's Direction bildeten sich dort die ersten namhaften deutschen Schauspieler, ein Eckhof, Ackermann und Schröder, Männer voll hoher Begeisterung für ihre Kunst und von der Nachwelt unvergessen. In der Koch'schen Gesellschaft, die während des Kriegs von Leipzig nach Hamburg zog, glänzte Brückner, der Freund Lessing's. Unter Ackermann's Leitung, der 1763 das Hamburger Theater übernahm, erlangte Schröder's ausgezeichnetes Talent seine völlige Ausbildung. Als Dramaturg ward Löwen, ein umsichtiger Kenner der Bühne und auch als Dichter nicht ohne Verdienst, ein Vorläufer Lessing's. Das Interesse für die Bühne hatte

sich der höheren Stände dergestalt bemächtigt, daß aus deren Mitte ein Unternehmen hervorging, welches eine Neugestaltung der deutschen Bühnenverhältnisse versprach. In der Ueberzeugung, wenn das Theater den Namen eines Tempels der Kunst verdienen solle, müsse es von den Geldspeculationen der Directionen unabhängig sein, bildete sich 1766 aus einigen Mitgliedern der reichen Kaufmannschaft ein Verein, um ein deutsches „Nationaltheater" zu gründen. Die Idee war vornehmlich von Eckhof ausgegangen. Ackermann vermiethete der Gesellschaft das Haus, Löwen und Eckhof übernahmen Direction und Regie; Lessing wurde auf ihren Vorschlag der Antrag gemacht, als Theaterkritiker und Dichter mitzuwirken. Eine solche Thätigkeit lag zu sehr in der Richtung seiner Lieblingsneigungen, als daß er dem an ihn ergangenen Rufe sich hätte entziehen können. „Ich stand" — schreibt er — „eben am Markte und war müssig; niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf diese Freunde. — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen; ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte." Eine Anstellung als „Theaterdichter" lehnte er ab; nicht einmal die Auswahl des Repertoire's hing von ihm ab; er wollte als Theaterkritiker wirksam sein. Zu dem Ende ward die Hamburgische Dramaturgie ins Leben gerufen, welche schrittweise mit ihrer Beurtheilung die Leistungen der Künstler und die zur Darstellung gebrachten Dramen begleiten sollte. Die Worte, mit denen er seine theatralische Zeitschrift einleitete, sprechen seine hohen Erwartungen aus, zu denen er im Beginn des Unternehmens

berechtigt war, wenn auch schon einige Befürchtungen, die später eintrafen, sich zwischen den Zeilen lesen lassen. „Aus dieser ersten Veränderung," heißt es unter Anderm, „können auch bei einer nur mäßigen Begünstigung des Publicums leicht und geschwind alle anderen Verbesserungen erwachsen, deren unser Theater bedarf. An Fleiß und Kosten wird sicherlich nichts gespart werden. Ob es an Geschmack und Einsicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum in seiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhört, sein Urtheil nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publicum halte — —."

Es kam jedoch Vieles zusammen, um die Unternehmung im Beginn zu hemmen und auch Lessing seine Stellung zu verleiden. Das Theaterpersonal wollte von der Kritik nicht lernen und fühlte sich durch den leisesten Tadel verletzt. So gern sich Lessing mit der Kunst des Schauspielers beschäftigte, gab er doch, um ferneren Verdrießlichkeiten aus dem Wege zu gehen, mit der fünfundzwanzigsten Nummer der Dramaturgie die Beurtheilung der Aufführungen ganz auf und beschränkte sich auf die Kritik der vorgestellten Stücke; aus ähnlichen Gründen ließ auch Löwen den Unterricht der Schauspieler fallen. Das ganze Unternehmen war von kurzer Dauer; man hatte sich in dem Publicum verrechnet; die Theilnahme erkaltete sehr bald. Es wurde noch ein Versuch gemacht, die Gesellschaft zusammenzuhalten, indem man sie im Winter in Hannover Vorstellungen geben ließ. Lessing folgte ihr nicht dahin und beschäftigte sich während des Winters mit der Ausarbeitung der Dra-

maturgie sowie mit der Fortsetzung seines Doctor Faust, den er in Hamburg zur Aufführung bringen wollte.

Da er den Untergang des Theaterunternehmens vor Augen sah, so gründete er inzwischen „um seine Versorgung und sein Glück von sich selber abhängen zu lassen," in Gemeinschaft mit Bode, dem vortrefflichen Uebersetzer englischer Romane, eine Buchdruckerei und Buchhandlung. Im Mai 1767 begann die Theatergesellschaft ihre Vorstellungen aufs neue in Hamburg, doch mit sehr geringem Erfolg, obgleich Schröder, der ihr anfangs gefehlt hatte, sich ihr wieder anschloß. Löwen legte im Juli die Direction nieder; auch Lessing gab bald darauf seine Stellung zur Bühne auf, doch dehnte er seine dramaturgischen Kritiken noch bis zum Schluß der Vorstellungen aus, der am 25. November mit Weiße's Eduard III. erfolgte. Ackermann übernahm aufs neue das Haus und die Leitung der Hamburger Bühne, deren Seele jetzt Schröder ward; mit ihm stand Lessing während seines Aufenthalts in Hamburg im vertrautesten Verkehr, so daß das Beste, was er gewollt und erstrebt hatte, zum Nutzen der deutschen Bühne durch seinen Zögling ins Leben gerufen wurde. Der Unmuth, mit dem Lessing das vielversprechende Unternehmen scheitern sah, hat ihm das herbe Schlußwort der Dramaturgie eingegeben, und es erklärt sich daraus, daß er gegen sein eigenes Dichtertalent ungerecht ward. „Ueber den gutherzigen Einfall" — so ruft er schmerzlich-bitter aus — „den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter; fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die

unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles, was uns von jenseits des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich. Lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten.“

Hatte sich auch das Project in nichts aufgelöst, so trug es doch eine für alle Zeiten dauernde Frucht, die Lessing'sche Dramaturgie. Der Verfasser riß sich von dem flüchtigen Interesse der theatralischen Aufführungen los und erweiterte seine Beurtheilung zu kritischen Abhandlungen, in denen die Gesetze der dramatischen Dichtkunst, besonders der Tragödie, eine umfassende Erörterung fanden und eine Grundlage für das deutsche Drama gewonnen ward. Die Kritiken der Trauerspiele Corneille's und Voltaire's vollendeten seine Polemik gegen die Tragödie der Franzosen, denen er nur in der Lustspieldichtung, in welcher er namentlich Molière's hohe Bedeutung anerkannte, einen eigenthümlichen Werth zugesteht. Im Wesentlichen stellt er sich, von den im Laokoon entwickelten Principien ausgehend, auf den Boden der griechischen Poesie und weist in der Auslegung der Poetik des Aristoteles, die er für eben so unfehlbar hält, wie die Elemente des Euklides, die unabänderlichen Grundgesetze, den Kanon der dramatischen Poesie nach. Sein Blick erhebt sich dessenungeachtet frei zu der wärmsten Anerkennung des Shakspeare, ohne darum, gleich späteren Bewunderern des großen Briten, der Regellosigkeit das Wort zu reden. Selbst dem spanischen Drama, mit dessen Literatur er sich in Hamburg genauer bekannt machte, gesteht er bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung in der Literatur zu. Ueberall stellt er die „Wahrheit“ als die erste dramatische Forderung hin, indem nichts groß sei, was nicht wahr sei, und dringt, so vielfach er auch auf die Literatur

des Auslandes eingeht, auf die Selbstständigkeit des deutschen Geistes. Eben von diesem Geiste ist das ganze Werk, das in der Schönheit der Form sich dem Laokoon an die Seite stellt, erfüllt; die sittliche Energie, welche die kritischen Untersuchungen begleitet, ist nicht der kleinste Theil seines Werthes und seiner Bedeutung für die Literatur der Folgezeit.

Das mit Bode unternommene Buchhändlergeschäft hielt Lessing noch die nächste Zeit in Hamburg zurück. Er war zu sehr Gelehrter im großen Stil und in finanzieller Berechnung zu wenig bewandert, um es durch praktische Gewandtheit für sich einträglich zu machen. Seine Pläne, dem Nachdruck zu wehren und durch eine Vereinigung der Schriftsteller den Verfassern einen größeren Antheil an dem aus dem Verkauf der Bücher erlangten Gewinne zu sichern, eine erweiterte Art des Selbstverlags, sind für ihn charakteristisch, stießen aber in der Ausführung auf Hindernisse und Widerstand von allen Seiten. Die Hoffnung auf die Wiener Gelehrtenakademie, von der in Klopstock's Leben das Nähere berichtet worden ist, mußte er, wie so manche andere, wieder verschwinden sehen. Eine Einladung, nach Wien als Dramaturg zu gehen, wies er zurück. Aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln mußte er auf seinen Lieblingswunsch, nach Italien zu reisen, verzichten. Seine in Breslau gesammelte Bibliothek von 6000 Bänden hatte er größtentheils schon vor seiner Reise nach Hamburg veräußert; jetzt verkaufte er auch den letzten Rest derselben, ohne im Stande zu sein, sich von Schulden frei zu machen. Unter diesen trüben Umständen erheiterte ihn der vielseitige Umgang, wie er ihm in ähnlichem Maße in keiner Periode seines Lebens zu Theil geworden ist. Er verkehrte mit Gelehrten und Künstlern, Kaufleuten und Offizieren, und

unter diesen waren Männer wie Büsch, Reimarus, Claudius, Bach, Schröder, anderer bedeutender Namen zu geschweigen. Auch mit geistvollen Frauen kam er mehr als früher in näheren Verkehr; wir erinnern nur an Elise Reimarus und die liebenswürdige Frau seines Freundes König.

„Solche Umstände waren nothwendig," schrieb Lessing an Gleim, als der Ruf nach Hamburg erfolgt war, „die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andern Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit." Früher, als er sich's damals dachte, kehrte er zu gelehrten Studien zurück; auf dem Gebiete der Kunstgeschichte focht er während seines Hamburger Aufenthalts den Streit mit dem Philologen Klotz aus.

Christian Adolf Klotz hatte als ein talentvoller junger Gelehrter, der die philologischen Studien mit der schöngeistigen Bildung seiner Zeit zu verbinden suchte, sich früh zu Ehre und Ansehen emporgearbeitet. Fast noch ein Jüngling, ward er von Göttingen zur Professur der Philosophie und Beredsamkeit an die Universität zu Halle berufen und zum Geheimrath erhoben. Eine Reihe philologischer Schriften, die sich mehr durch einen eleganten lateinischen Stil als durch wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit auszeichneten, erwarb ihm einen bedeutenden Rang unter den Gelehrten; seine Zeitschrift Acta literaria machte ihn als Kritiker gefürchtet, wie sie andrerseits einen Anhang von Literaten um ihn schaarte. Allein der früh erworbene Ruhm und die von Schmeichlern genährte Eitelkeit ward die Klippe, an der er scheitern sollte. Seine literarische Vielgeschäftigkeit hinderte ihn an gründlichen

Studien und bildete höchstens die formelle Seite seines Talents aus. Da seinen Werken die sittliche Grundlage fehlte und seine Thätigkeit nur auf die Befriedigung der flachsten Eitelkeit berechnet war, so griff er bald zu den niedrigen Mitteln, wodurch sich ein Anhang erwerben und eine Clique zusammenhalten ließ. Lob und Tadel galten nicht der Sache, nicht den höheren Zwecken der Wissenschaft, sondern Schmeichelei zog die Einen heran, und die gemeinste Medisance und Zwischenträgerei suchte denen etwas aufzuheften, die außerhalb der Partei standen, und die Neutralen zu schrecken. Vor Lessing hatte Klotz zu viel Respect, um seine Angriffe gegen ihn zu richten; er sprach mit Achtung von ihm und drückte sie ihm nach dem Erscheinen des Laokoon auch in einem ohne Zweifel aufrichtig gemeinten Schreiben aus. Allein Lessing widerte das Cabalenwesen der Klotzischen Partei an; hin und wieder berührte es ihn auch näher, als Klotz und seine Genossen, unter ihnen besonders Riedel in Erfurt, sich mit immer lauterer Anmaßung zu Richtern des Geschmacks in der schönen Literatur aufwarfen. Lessing war auf einer Reise nach Leipzig im Jahre 1768 mit dem Treiben der Partei näher bekannt geworden; er gab seine anfängliche Absicht, bei einem Besuche in Halle Klotz persönlich kennen zu lernen, auf. Er ging schon mit dem Gedanken um, an ihm ein Beispiel zu statuiren, daß die mit Unwissenheit gepaarte Anmaßung nicht ungestraft bleibe. Eine literarische Veranlassung gaben ihm die jüngst erschienenen Klotzischen Schriften, eine Abhandlung „über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" und Vorreden zu Meusel's Uebersetzung der kunstgeschichtlichen Abhandlungen des Grafen Caylus, sowie zu dessen Uebersetzung des Apollodor. „Der Mann nimmt das Maul gar

zu voll," schrieb Lessing nach seiner Rückkehr von Leipzig an Nicolai, „und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissenderen armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Lippert und Winckelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat; und Alles, was er von dem Seinigen dazugethan, ist jämmerlich."

Die antiquarischen Briefe, deren ersten Theil Lessing gegen das Ende des Jahres 1768 herausgab, schließen sich dem behandelten Gegenstande nach an den Laokoon an; allein er wollte diesmal nicht Theoretiker sein und ließ den ästhetischen Gesichtspunct ganz fallen; er war nur der gelehrte Forscher, welcher die versteckteften und schwierigsten Pfade archäologischer Gelehrsamkeit mit einer Belesenheit und Gründlichkeit durchwanderte, als ob er dieses Studium, das er doch selbst hinterher „ein armseliges" nennen muß, zu seiner Lebensaufgabe gemacht hätte. Und so frei stand er wieder über seinem Studium, daß er nach dem Erscheinen des ersten Theils der antiquarischen Briefe an Mendelssohn schreibt: „Ich schätze das Studium der Alterthümer gerade so viel als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lange wird." Der zweite Theil führte mehr die persönliche, man möchte sagen, sittliche Polemik gegen Klotz und seinen Anhang und deckte die Schleichwege des literarischen Coteriewesens mit einer so vernichtenden Schärfe und Energie auf, daß der Klotzianismus für alle Zeiten gezeichnet ist. Was den leidenschaftlichen Ton betrifft, der in einigen Puncten den Geg=

ner schneidender trifft, als er verdiente, so ist uns darüber eine charakteristische Aeußerung Lessing's erhalten: „Wenn die Wage auf der einen Seite, worauf das Unrecht liegt, zu sehr überschlägt, so muß man sich aus aller Leibeskraft auf die andere Schale legen, um wo möglich das Uebergewicht des Rechts wieder herzustellen."

Zu diesen polemischen Schriften bildet die vortreffliche Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769) einen versöhnenden Abschluß. Klotz hatte behauptet, daß die Alten den Tod als Skelett dargestellt hätten, was allerdings der Fall ist, aber nur in Sculpturen aus der späteren Zeit. Lessing suchte dagegen zu erweisen, daß er auf den Kunstwerken der Griechen als der Genius mit der umgekehrten Fackel erscheine, eine Auffassung, welche, so treffend auch von ihm die Schönheitsidee der Griechen hervorgehoben ist, schon von Herder dahin berichtigt ward, daß es der Genius des Lebens sei, welcher die Fackel senkt.

Während Lessing mit seinen antiquarischen Untersuchungen beschäftigt war, wurde Winckelmann in Triest ermordet. Lessing konnte wohl in manchen Puncten von dem genialen Schöpfer der neuern Kunstgeschichte abweichen; aber er hegte für ihn die größte Hochachtung und trug sich bis ans Ende seines Lebens mit dem Gedanken, eine Ausgabe seiner Werke zu veranstalten und sie mit Anmerkungen zu begleiten. Viele dachten damals, daß Lessing, dessen Verlangen nach Italien längst kein Geheimniß war, dazu bestimmt sein könne, dessen Nachfolger in Rom zu werden. Allein ein anderes Anerbieten verhinderte die Ausführung seiner Reiseprojecte, zu der ihm überdies die Mittel unerschwinglich waren, in einer Lage, die er selbst mit einem Moraste vergleicht, in den man immer tiefer hineinsinke, je mehr man sich herausarbeiten wolle.

Im October 1769 machte ihm sein Freund Ebert, Professor am Carolinum zu Braunschweig, im Namen des Erbprinzen Ferdinand den Antrag, die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel anzunehmen. Die Achtung, welche der Prinz, ein Verehrer deutscher Wissenschaft, für Lessing als Schriftsteller hegte, ward durch dessen persönliche Anwesenheit in Braunschweig im November 1769 so sehr erhöht, daß er die Erwartungen des Prinzen, wie dieser selbst äußerte, übertroffen hatte. Seine Berufung war entschieden und erschien um so ehrenvoller, als man die Stelle erst für ihn freimachen mußte. Um Ostern 1770 machte er sich von Hamburg los und ward am 7. Mai in sein neues Amt eingeführt. Ueber seine Stellung schreibt er dem Vater: „Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andern, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich beides zu verbinden suchen, oder, eigentlich zu reden, folget schon eines aus dem Andern ..... Die Stelle selbst ist so, als wenn sie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es nun so viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen." In einem großen wissenschaftlichen Sinne faßte Lessing seinen Beruf auf, und in dieser Hinsicht war er, wie in Allem, was er mit Liebe erfaßte, auch als Bibliothekar groß. Das Mechanische sollte seinen Gehülfen überlassen bleiben. Man konnte seiner Verwaltung vorwerfen, daß keine ordentliche Registratur der angeschafften Bücher stattfand, daß das Verliehene nicht immer aufgezeichnet wurde, daß er keine Rechnung ablegte; jedoch ließ der Nachweis über seine Verwaltung, welcher nach seinem Tode gegeben ward, nicht den geringsten Zweifel an seiner Un=

eigennützigkeit aufkommen. Wichtiger, als der pünctliche Mechanismus, für den er nicht geeignet war, sind die literarischen Entdeckungen, die er unter den ihm übergebenen Bücherschätzen machte und für die Wissenschaft nutzte. Ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Dogmengeschichte war gleich anfangs die Entdeckung einer ungedruckten Schrift des Berengarius Turonensis, des Gegners der Lehre von der Transsubstantiation. Die Abhandlung, in der er diesen „Fund" (denn so wollte er seine Entdeckung nur genannt wissen) der gelehrten Welt bekannt machte, zeigte ihn zur Ueberraschung der Theologen als einen eben so scharfsinnigen Forscher auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete, wie kurz zuvor auf dem der Archäologie. Ernesti war darüber so erfreut, daß er ihn in seinen Vorlesungen als ein Beispiel erwähnte, daß man, wenn man die alten Sprachen gründlich studire, Alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. Den Berliner Freunden kam es unbegreiflich vor, ihrem Lessing statt unter den rationalen Aufklärern mitten unter den orthodoxen Dogmatikern zu begegnen. Die Freundschaft mit Nicolai war schon im Erkalten; Lessing konnte nicht mehr mit den Verfassern der allgemeinen deutschen Bibliothek gehen.

Seine gelehrten Studien schienen in dieser Zeit an Vielseitigkeit noch mehr zu gewinnen. Die Beschäftigung mit der älteren deutschen Literatur, für die er schon in Breslau und Hamburg viel Interesse gehabt hatte, zog ihn aufs neue an, vor Allem die Zeit, wo sich aus dem Schooße des Bürgerthums die volksmäßige Erzählung und Lehrdichtung entwickelte. Er schrieb über die Fabeln des Bonerius, dessen Namen er zum erstenmal nachwies, und verfertigte eine Abschrift des Hugo von Trimberg, sowie er auch 1771 den schon in Schlesien aufgefundenen

Scultetus herausgab. Eine Reihe von Notizen und Abhandlungen über ungedruckte Schriften erschien seit 1772 in dem Werke: Zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, bis zum Jahre 1781 sechs „Beiträge", welche die Universalität des Lessing'schen Geistes ins hellste Licht setzen.

Die Herausgabe einer Sammlung seiner kleinen Schriften fällt ebenfalls in die erste Zeit seines Aufenthalts in Wolfenbüttel. Während er Ramlern nicht nur die Correctur überließ, sondern auch die Erlaubniß ertheilte, in den Gedichten zu ändern und, was ihm nicht gefiele, nach Belieben zu streichen, beschenkte er die Welt mit der meisterhaften Abhandlung „zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten." Der Poesie schien er somit entsagen zu wollen, selbst dem Drama. In Betreff eines durch Sulzer vermittelten Auftrags, nach Wien als Dramaturg zu gehen, äußerte er in einem Briefe an seinen Bruder (am 14. November 1771) ihm werde das Theater von Tage zu Tage gleichgültiger. Allein gerade in den nächstfolgenden Wintermonaten reifte sein neues Trauerspiel Emilia Galotti zur Vollendung, so daß es am 13. März 1772 zum Geburtstage der verwittweten Herzogin von Braunschweig aufgeführt werden konnte.

Fast ein Menschenalter hindurch galt Emilia Galotti für die größte deutsche Tragödie. Und mit Recht! denn eine ganze dramatische Literatur rankt sich an diesem Stamme empor. Es waren erst wenige Jahre verflossen, seit Lessing in den Schlußworten der Dramaturgie, zu einer Zeit, da er Emilia Galotti keineswegs aus den Augen verloren hatte, von sich das berühmte Bekenntniß ablegte: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manch-

mal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man mich nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen." Das strenge Urtheil, welches Lessing, der oft so großartig bescheiden ist, hier gegen sich ausspricht, hätte die romantische Schule gern so ausgelegt, daß Lessing aus der Reihe unserer großen dramatischen Dichter gestrichen worden wäre. Allein das eben ist die Größe von Lessing's Genius, daß die Kritik unter seinen Händen in die poetische Production übergeht, daß seine kritische Forschung immer zuletzt in einem Dichtwerke ihren Abschluß erhält. Er konnte von sich sagen, daß er die dramatische Kunst studirt habe. Emilia Galotti ist die volle, reife Frucht der umfassendsten Kenntniß der tragischen Kunst, der durchdachtesten Prüfung ihrer Gesetze. Von dem in Minna von Barnhelm betretenen Wege, die Handlung durch ihre Beziehung zur Gegenwart unserer Auffassung näher zu rücken, wich er auch in seiner Tragödie nicht ab. Sie gehört der schwülen Atmosphäre an, die der französischen Staatsumwälzung vorangeht. Die Handlung führt uns nicht eine Virginia, nicht entlegene römische Zustände vor, sondern sie ist an einen der kleinen italienischen Für-

stenhöfe versetzt, wo die Vergleichung mit den dermaligen deutschen Sittenzuständen, der ähnliche Contrast zwischen reiner Bürgertugend und der Verdorbenheit der höhern Stände so nahe lag, daß man beim Erscheinen des Stückes darin Hindeutungen auf die Verhältnisse am Braunschweiger Hofe finden wollte.

Obgleich der Dichter das Motiv der Tragödie, die Rettung des Mädchens aus der Gewalt des Verführers durch den Tod von der Hand des Vaters, der Erzählung von der Virginia entlehnte, so streifte er doch alles Nebenwerk der römischen Zustände und vor Allem das mitwirkende politische Motiv ab, um nicht die dramatische Handlung zu verwirren. Der Plan ist mit bewundernswürdiger Consequenz bis ins Kleinste sorgfältig gezeichnet; nichts steht überflüssig; jeder der Charaktere, auf die wir im Einzelnen hier nicht näher eingehen können, steht an seiner Stelle. Durch den Hauptcharakter, durch Emilia selbst, die im Kampfe zwischen sittlicher Würde und einer, wenn auch nur dunkel gefühlten, aber schon im Keime mächtigen Neigung zu dem Prinzen sich zum Tode hindrängt, als dem einzigen Mittel der Rettung vor der dämonischen Gewalt, ist die Katastrophe in echttragischem Sinne motivirt; durch das Auftreten der Orsina, in der das der Emilia drohende Geschick lebendig vor uns steht, wird die Entscheidung herbeigeführt. Die völlig schuldlose, ihrer sittlichen Stärke sich bewußte Emilia wäre zu retten, aber nicht die den herannahenden Sturm der Leidenschaft im Busen und zugleich ihre Schwäche fühlt. Immerhin mögen wir es verletzend und dem modernen Charakter der Situation widersprechend nennen, daß die Lösung in die Hand des Vaters gelegt ist; doch hat der Dichter durch die feinste Motivirung darauf vorbereitet. Die Sprache des Dialogs ist

knapp und gedrängt; sie verschmäht mehr als billig den Schmuck der Rede und die poetische Fülle; aber sie ist kernig und aus dem reinsten Born der deutschen Sprache geschöpft; auf lange Zeit klingt sie durch alle deutschen Prosatragödien und dramatischen Familiengemälde hindurch.

Nach der Vollendung der Emilia Galotti fühlte sich Lessing sehr abgespannt. Bei der sitzenden Lebensart und der Einsamkeit seines Wolfenbüttel litten Körper und Geist zugleich. Einige unangenehme Vorfälle, die sein Selbstgefühl kränkten, verschlimmerten seine hypochondrische Stimmung, die sich in seinen Briefen oft in den schmerzlichsten Ausbrüchen kund giebt. Man hat es auch hieraus zu erklären, weßhalb er über den Erfolg seiner mit so vieler Mühe zu Stande gebrachten Dichtung so gleichgültig war, sowie auch weßhalb er über die durch Herder's und Goethe's jugendlichen Flug ermunterten jungen Dichtertalente, welche die von ihm gezogene Grenzlinie der Freiheit vom Regelzwange überschritten, sich so kalt und ungünstig äußert. Goethe's aufsteigender Genius fand jedoch auch bei ihm Anerkennung, trotz seines herben Urtheils über den Wertherroman, dessen lyrische Tiefe er nicht nachzuempfinden vermochte. Ihn verletzte überdies, daß in der Darstellung des Werther der Charakter des jungen Jerusalem, der ihm persönlich nahe gestanden und seine Achtung gewonnen hatte, in ein falsches Licht gestellt war, weßhalb er dessen philosophische Aufsätze in polemisch-apologetischer Absicht herausgab.

Selten betrat er nur noch das Gebiet der Kunstgeschichte. Laokoon mahnte zur Fortsetzung, aber vergebens. Die Abhandlung „vom Alter der Oelmalerei" (1774) gab wenigstens den Beweis, daß er noch gern den Blick dahin streifen ließ. Es sollte ihm auch endlich der langgehegte

Wunsch in Erfüllung gehen, im Vaterlande der Kunst mit ihren herrlichsten Schöpfungen vertrauter zu werden und durch deren Anschauung sowie zugleich durch den Genuß der schönen Natur des Südens seine Seele zu erfrischen und zu erweitern. In das Jahr 1775 fällt seine Reise nach Italien in Gesellschaft des edlen Prinzen Leopold von Braunschweig und seines Hofmeisters. Auf der Hinreise besuchte er die Freunde in Leipzig und Berlin und begab sich darauf nach Wien, wo ihm eine glänzende Aufnahme zu Theil ward. Die Kaiserin Maria Theresia beschied ihn zu sich und unterhielt sich mit ihm über die Bildungszustände Oestreichs. Er konnte seine eben nicht schmeichelhaften Ansichten darüber hinter der Erwiderung verstecken, daß er sich bei einem so kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen. Die Kaiserin nahm dies Geständniß für einen Tadel. „Ich glaube Ihn zu verstehen," sagte sie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt. Ich habe Alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." Wir kennen nicht den weiteren Verlauf des Gesprächs, außer daß sie ihm zum Schluß der Audienz ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand anbot, das Lessing kurz vor seiner Abreise (25. April) zugeschickt erhielt.

Lessing betrat Italien gegen Anfang des Mai und verweilte dort über ein halbes Jahr. Dennoch hatte er von dieser Reise nicht den Gewinn, als wenn er sie ein Jahrzehend früher in einer jugendlicheren Stimmung und als Herr seiner Zeit in völliger Unabhängigkeit, die für ihn die eigentliche geistige Lebensluft war, hätte machen können.

Sie wurde daher für ihn nicht, wie für Goethe, eine neue Lebensepoche; kaum läßt sich die Nachwirkung der dort empfangenen Eindrücke in seinen späteren Schriften bemerken, obwohl wir bei der Regsamkeit seines Geistes voraussetzen können und auch theilweise aus den Aufzeichnungen seines Tagebuchs erfahren, daß er die Schätze der Bibliotheken und Kunstsammlungen seiner aufmerksamen Beobachtung nicht entgehen ließ. Die Reise berührte zunächst Mailand und Venedig, wo er zum Himmelfahrtsfeste der Vermählungsfeier der Republik mit dem adriatischen Meere beiwohnte. Von da gelangte er über Bologna nach Florenz, wo ihn Hitze und hypochondrische Stimmung um allen Genuß brachten. Corsica wurde besucht, sodann Genua und Turin, welches ihm durch den Verkehr mit mehreren bedeutenden Gelehrten lieb wurde. Ueber Pavia, Modena und Bologna trafen die Reisenden endlich am 22. September in Rom ein. Kunstdenkmäler und Bibliotheken wurden, wie sein Tagebuch lehrt, eifrig aufgesucht, aber zu tiefem Studium reichte die durch mancherlei Zerstreuungen beschränkte Zeit des Aufenthalts nicht hin. Man erzählt, daß er in Rom eines Tages stundenlang vergebens gesucht wurde; endlich fand man ihn vor der Gruppe des Laokoon einsam und beschäftigt, über dies Kunstwerk neue Bemerkungen zu sammeln. Er begleitete den Prinzen zur Audienz bei dem Papste Pius VI., dessen schöne, imponirende Gestalt und leutseliges Wesen ihn sehr überraschte und gewann. Neapel, wo sie den 17. October anlangten, war der Endpunct ihrer Reise. Der Prinz erhielt die Nachricht, daß er zum Inhaber eines preußischen Regiments in Frankfurt an der Oder ernannt sei, und sah sich dadurch genöthigt, in der kürzesten Richtung die Rückreise nach Deutschland anzutreten. In München trennte sich Les-

fing von ihm, um nochmals Wien zu besuchen, wo er am 24. December eintraf. Längere Zeit verweilte er sodann in Dresden, um noch einmal mit seiner seit fünf Jahren verwittweten alten Mutter zusammen zu sein. Er erfreute sich besonderer Gunst von dem jungen Kurfürsten Friedrich August, der gegen ihn den Wunsch aussprach, ihn durch eine passende Anstellung an sein Heimatland zu fesseln. Berlin besuchte er zum letzten Mal in seinem Leben. Am 23. Februar kam er nach Braunschweig zurück. Die Verhandlungen über eine Verbesserung seiner Lage, die er hier am Hofe betrieb, führten endlich dahin, daß er eine Erhöhung seines Gehalts auf 800 Thaler und eine bessere Wohnung erhielt, außerdem durch die Ertheilung des Hofrathstitels eine Auszeichnung empfing, die freilich, wie alle Titel, in seinen Augen keinen Werth hatte. Dieser Ausgang der Sache war deßhalb für ihn von besonderer Wichtigkeit, weil er sich dadurch in Stand gesetzt sah, eine Verbindung zu schließen, die schon seit mehreren Jahren sein sehnlicher Wunsch gewesen war.

Während seines Aufenthalts in Hamburg zählte Lessing den Seidenhändler König zu seinen vertrautesten Freunden. Als dieser im Jahre 1769 die Reise nach dem Süden antrat, von der er nicht zurückkehren sollte, empfahl er ihm, gleichsam sein nahes Ende ahnend, die Sorge für seine Familie. Lessing erfüllte treu die Freundespflicht. Zu den Hinterbliebenen bestand das innigste Verhältniß fort und führte zu dem Wunsche, es zu einer Vereinigung fürs Leben zu gestalten. Der Briefwechsel, den er mit der Wittwe seines Freundes nach seiner Trennung von Hamburg, bis er das Ziel seiner Wünsche erreichte, mehrere Jahre hindurch führte, gewährt uns einen Blick in eine schöne Seelengemeinschaft, wenn sie gleich, wie von der vor-

gerückten Lebensstufe beider nicht anders erwartet werden kann, der Frühlingswärme einer jugendlichen Liebe entbehrt. Als Lessing 1771 nach Hamburg gereist war, wurde die Neigung zum Entschluß. Die Heirath wurde verschoben, bis Frau König die verwickelten Fabrikangelegenheiten ihres verstorbenen Mannes in Hamburg und in Wien geordnet und die Auseinandersetzung mit dessen Gläubigern beendigt haben würde. Bei diesem Besuche war es, wo Lessing sich in den Orden der Freimaurer aufnehmen ließ. Der Abschluß ihrer Geschäftsverhandlungen zögerte sich noch mehrere Jahre hin, wie denn auch Lessing für die in Aussicht gestellte Vergrößerung seines Hauswesens eine Verbesserung seiner Bibliothekarstelle wünschen mußte. Inzwischen machte Lessing die Reise nach Italien, auf der er in Wien mit seiner Verlobten zusammentraf, die erst jetzt durch ihre persönliche Anwesenheit ihre Angelegenheit geordnet sah. Nach seiner Rückkehr traf er im Sommer 1776 die Vorbereitungen zum Empfange seiner Frau, richtete die neue Wohnung für sie ein und begab sich im October nach Hamburg, wo er am 8. seine Vermählung in dem Hause einer Freundin seiner Frau in aller Stille feierte. An seinen Bruder schreibt er bald darauf von Wolfenbüttel aus: „Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wohl glauben, daß sie Alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder anderen noch unglücklicher gewesen sein." Daß sein Lob nur die unparteiische Stimme der Wahrheit ist, geht aus den Aeußerungen aller derer hervor, welche die vortreffliche Frau kennen lernten. Wir gedenken hier vor allen der schönen Worte, mit denen Spittler (in einem Briefe an

Meusel) den Eindruck schildert, welchen er in dem Familienkreise Lessing's empfangen hatte. „Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hülfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessing's Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht, und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Bald darauf eröffnete sich Lessingen die Aussicht, eine seinen Wünschen entsprechende Versetzung nach Mannheim zu erhalten, das ihn um so mehr anzog, als seine Frau von dort gebürtig war. Nachdem man ihm im Herbst 1776, gleichsam die Unterhandlung einleitend, das Diplom eines Mitglieds der Mannheimer Akademie der Wissenschaften überschickt hatte, bot man ihm die Stelle eines Dramaturgen an dem Mannheimer „Nationaltheater" an. Da dieses schon mit dem nächsten Winter eröffnet werden sollte, so ward ihm überlassen, Schauspieler zu engagiren und nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen des von ihm anzunehmenden Personals zu bestimmen. Lessing hegte große Erwartungen von dem neuen Unternehmen, das seiner

nie ganz entschlummerten Neigung zum Theater entgegenkam. Er nahm daher Urlaub und reiste im Januar 1777 nach Mannheim. Obwohl er vom Kurfürsten sehr gnädig empfangen wurde, ward ihm doch bei den näheren Verhandlungen bald klar, daß die Cabalen einer mächtigen Gegenpartei seine Pläne durchkreuzten und seine künftige Stellung unsicher und beschwerlich machen würden. Die weiteren Anträge, die man ihm noch nach seiner Rückkehr machte, waren nicht nach seinem Sinne; er war zu rückhaltlos, zu wenig fügsam, um auf Vorschläge einzugehen, die ihm nicht aufrichtig gemeint schienen und ihn in eine Lage zu bringen drohten, die seinem geraden Charakter zuwider war. Es war daher für Lessing besser, daß er das Verhältniß bei Zeiten löste, ehe er bindende Verpflichtungen übernommen hatte. Für die Literatur hätte man es vielleicht einen Gewinn nennen können, wenn er die theologischen Streitigkeiten, in die er hineingerathen war, mit der dramaturgischen Wirksamkeit vertauscht hätte, und zwar an einer Bühne, die bald zu den vorzüglichsten Deutschlands zählte.

Man würde indeß sehr voreilig urtheilen, wollte man Lessing's Beschäftigung mit den höchsten Problemen der Philosophie und Theologie einer bloß zufälligen äußern Veranlassung zuschreiben. Auch diese Richtung seines Denkens folgt aus der innersten Entwickelung seines Geistes. Philosophische Studien außerhalb des Gebietes der ästhetischen Kritik hatten ihn in verschiedenen Lebensepochen lebhaft angezogen, und mit Aristoteles, Leibnitz und Spinoza war er vertrauter, als die meisten Philosophen von Fach. Seit er in Wolfenbüttel eine ruhigere Existenz gewonnen hatte, trat die Neigung zur metaphysischen Speculation mehr und mehr in den Vordergrund, und seine erste theologische Schrift bewies, daß er dogmatische Fragen mit demselben

Ernst zu behandeln verstand, wie die Grundprincipien ästhetischer Theorieen. Von welchem Gesichtspuncte seine religionsphilosophische Speculation ausging, erkennt man aus einer bedeutungsvollen Stelle in einem Briefe an Mendelssohn (vom 9. Januar 1771), dem er das Manuscript der unten zu erwähnenden Reimarus'schen Schrift mitgetheilt hatte: „Ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden. Ob dieses nicht auch manchmal der Fall unseres Ungenannten [Reimarus] gewesen, will ich nicht so geradezu leugnen." Nichts Geringeres war das Ziel von Lessing's philosophischer Speculation, als eine Religionsphilosophie, welche Religion und Philosophie durch eine höhere speculative Einheit verbindet, welche jedoch in der wissenschaftlichen Behandlung die Gebiete beider getrennt hält und zwischen der Religion als Sache des Gefühls und der Philosophie als den Resultaten der abstracten Verstandesthätigkeit eine Scheidelinie zu ziehen sucht. Dort hält er an der Glaubensregel fest, wie sie in den ältesten Symbolen der christlichen Kirche bestimmt ist, als dem gemeinsamen Grunde derselben; hier will er den Gebrauch der Vernunft und der freien Forschung in keiner Weise beschränkt und gehindert wissen. Auf diesem speculativen Standpuncte mußte er einsam und unverstanden bleiben. Wenn er sich nach beiden Seiten gegen die geistige Beschränktheit der Parteiführer wandte, ward

er von den Orthodoxen wie von den Rationalisten gleichmäßig verschmäht, wenn auch die Letzteren den bedeutenden Mann gern zu den Ihrigen zählten. Allerdings richtet er die ganze Schärfe seiner Beredsamkeit gegen die geistlose Orthodoxie, welche in bequemem Buchstabendienst verknöchert war. „O ihr Thoren!“ ruft er den orthodoxen Zionswächtern zu, „die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anderes am felsichten Ufer zerschmettert! O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung.“ Daher das berühmte Wort: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschützt sein, und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen; denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich.“ Jedoch mit gleichem sittlichen Unwillen wendet er sich von den seichten Nicolaitischen Aufklärern hinweg. „Ich muß Dir doch sagen,“ schreibt er am 2. Februar 1774 an seinen Bruder Karl, „daß Du . . . mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge?...... Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich

will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?"

Lessing gelangte in Hamburg in den Besitz eines von Hermann Samuel Reimarus handschriftlich hinterlassenen Werks „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes," in welchem dieser als Wolffianer durch mehrere Schriften bekannte Philosoph die Offenbarungstheorie und die historische Grundlage des Christenthums vom Standpuncte des negativen Rationalismus bestritt. Nicht weil Lessing mit dem aufklärerischen Nihilismus Hand in Hand ging, wie die meisten seiner Zeitgenossen voraussetzten, sondern die Ueberzeugung, daß, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, der Streit den Geist der Prüfung genährt, Vorurtheile und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten und die geschminkte Unwahrheit verhindert habe, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen, diese war das Motiv, weßhalb er in den Wolfenbüttler Beiträgen einzelne Abschnitte herausgab. Vor allen erregte das 1778 als besondere Schrift herausgegebene Fragment „vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" in der theologischen Welt einen gewaltigen Sturm. Lessing wurde dadurch mitten in den Streit der Parteien hineingezogen. Es half ihm den Orthodoxen gegenüber nicht, daß er in beurtheilenden Zusätzen und Abhandlungen seine abweichenden Ansichten ausgesprochen hatte; der Herausgeber ward als der Mitschuldige angesehen. Goeze, Hauptpastor in Hamburg, erhob vor Allen die Stimme der orthodoxen Entrüstung und drängte Lessing in die offene

Polemik. Antigoeze war der Titel einer Reihe von polemischen Schriften, die durch Gehalt wie durch die höchste Meisterschaft des Stils, der seine dramatische Kraft niemals in solcher Vollendung bewährt hat, gleich ausgezeichnet sind.

Auf den Inhalt der theologischen Schriften näher einzugehen, verbietet uns die dieser Schilderung gesteckte Grenze. Der Streit nahm für Lessing den verdrießlichen Ausgang, daß ihm von der herzoglichen Regierung die Censurfreiheit, die er als Bibliothekar bisher genossen hatte, genommen ward und man ihm sogar verwehren wollte, auswärts etwas drucken zu lassen. Doch ließ er diese letztere Beschränkung sich nicht gefallen, und seine Feinde irrten, wenn sie ihm ein gänzliches Stillschweigen auferlegt zu haben glaubten. Es gab für ihn noch ein anderes Gebiet, auf welches sie ihm nicht folgen konnten.

Außer diesen Verdrießlichkeiten brachte ihm das Jahr 1778 tiefen häuslichen Kummer. Im December 1777 wurde ihm ein Sohn geboren, der bald nach der Geburt starb. Mit jenem bitteren Humor des Schmerzes, der sich in manchen Shakspearischen Scenen mit einer so erschütternden Wahrheit ausspricht, schreibt Lessing am 3. Jan. 1778 an Eschenburg: „Meine Freude war so kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage! — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie

behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen.“ Doch hatte er in diesen Tagen, wie er an den Bruder schreibt, noch Hoffnung, daß er sie behalten werde, „deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.“ Aber schon am 12. Januar meldet er eben diesem ihren Tod. „Wenn Du sie gekannt hättest!“ so äußert er sich in den einfachen Worten des tiefsten Schmerzes; „aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden, in meinen vier Wänden!“ Seinen Stiefkindern, deren Erziehung ihm jetzt allein zufiel, widmete er die treuste väterliche Sorge.

Seine Gesundheit litt, seit ihn der schwere Schlag betroffen; doch sein Geist leuchtete in seinem vollsten Glanze, als habe ihn der Schmerz nur gereift und zur reinsten Humanität verklärt. Er begann die Bearbeitung der freimaurerischen Gespräche Ernst und Falk und gab in Nathan dem Weisen und in der gedankenschweren Abhandlung die Erziehung des Menschengeschlechts das letzte Vermächtniß seines Geistes. Ihrem Inhalte nach bilden diese drei Schriften ein zusammengehörendes Ganzes. Sie sind nicht die unmittelbaren Früchte der Polemik, sondern fassen unter einem höhern Gesichtspuncte die Ergebnisse seiner religionsphilosophischen Speculation zusammen. Der gemeinsame Grundzug ist die Idee der Humanität, welche Lessing dahin auffaßt: Es besteht unter den Menschen eine innere, durch die Natur und die geschichtlichen Verhältnisse begründete Ungleichheit; alle aber sind zu einem höheren Ziele berufen, und diese ihre Fortentwicklung ist

„die Erziehung des Menschengeschlechts." Alle Religionen sind Stufen der Erziehung; sie stehen im Zusammenhange mit der Idee der Religion, welche in der einzelnen Erscheinung in der Geschichte der Menschheit niemals zur vollkommensten Reinheit gelangen kann. Hier liegt der Schlüssel zu dem Gleichniß von den drei Ringen. Je höher die Religion steht, desto mehr bewährt sie sich durch thätige Menschenliebe, durch Duldung der Mitmenschen, die selbst in den minder Vorgeschrittenen nur „schwächere Mitschüler" sieht. Diese Toleranz schließt nicht den Glauben an eine positive Religion aus; darüber giebt Lessing in der Vorrede zu Nathan eine charakteristische Erklärung: „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug; doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen."

Der erste Entwurf zu Nathan dem Weisen ward nicht durch die Polemik gegen Goeze veranlaßt. „Ich habe", schreibt er am 11. August 1778 an seinen Bruder, „vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ." Er gedenkt dann seiner Quelle, einer Erzählung

in dem Decamerone des Boccaccio und fügt hinzu: „Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten." Eine didaktische Tendenz lag von vornherein zum Grunde und wurde jetzt nur mehr in den Vordergrund gezogen, indem er versuchen wollte, ob man „ihn auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, ungestört würde predigen lassen." Dennoch war er weit entfernt, ein polemisches Stück zu machen. In Bezug auf diese anfänglichen Befürchtungen seiner Freunde schreibt er: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen."

Im November 1778 war der neue Entwurf vollendet. Der Dichter beschloß, in der Bearbeitung sich nicht, wie in den vorhergehenden Stücken, der Prosa zu bedienen, sondern der fünffüßigen Jamben, wohin ihn der ideale Inhalt des Stücks fast unwillkürlich drängte. Nur scherzend warf er die Bemerkung hin, er mache es bloß deßhalb in Versen, um schneller fertig zu werden; denn seine Prosa habe ihm von jeher mehr Zeit gekostet, als Verse. Im Metrischen und Grammatischen benutzte er auch bei diesem Werke Ramler's Urtheil und sandte ihm das Manuscript partieenweise zu. Doch können die Vorschläge seines kritischen Freundes nur sehr oberflächlich gewesen sein, da er den Verfasser nicht einmal auf die Unregelmäßigkeiten im Bau und in der Verslänge der Jamben aufmerksam ge-

macht hat. Lessing arbeitete langsam und vermochte nur mit Mühe die ungewohnte Form zu beherrschen. Die Vollendung der Dichtung zögerte sich bis zur Ostermesse 1779 hin. Das beabsichtigte Nachspiel „Der Derwisch" unterblieb, da das Stück schon eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, als anfangs beabsichtigt war.

Lessing nannte es „ein dramatisches Gedicht", weil es sich den herkömmlichen Kategorieen dramatischer Dichtungen schwer unterordnen ließ. Indeß wollte er damit keineswegs die dramatische Form als unwesentlich und als den äußern Rahmen eines didaktischen Gedichts bezeichnen. Er hatte die Bühne auch bei diesem seinem letzten dramatischen Werke nicht aus den Augen verloren. „Noch kenne ich", schreibt er, „keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird." So hat es sich auch erfüllt. Die ersten Aufführungen waren ohne Erfolg; allein in unserm Jahrhundert hat es seine Anziehungskraft in der Bühnendarstellung bewährt. Mag auch seiner inneren Natur nach das ruhige Räsonnement manchmal der dramatischen Bewegung des Dialogs Eintrag thun, mögen auch die Charaktere mehr durch ihre gleichmäßige Stetigkeit und sittliche Würde, als durch Leidenschaft und lebendige Entwicklung anziehen: gleichwohl ist die Handlung nach einem kunstvoll verschlungenen Plan angelegt, in welchem die zufällig scheinenden Einzelnheiten unter der Fügung einer liebevollen Vorsehung höheren Zwecken dienen müssen und schließlich die menschlichen Bestrebungen sich zur reinsten Humanität verklären, so daß innige Liebe ein Band zwischen Menschen verschiedenen Glaubens und Charakters knüpft. Das ist nicht Indifferenz in der Religion, sondern die Religion selbst in ihrer schönsten menschlichen Erscheinung. „Introite, nam

et hic dii sunt" war das Motto der Dichtung. Allein wie war die richtige Würdigung von seiner Zeit zu erwarten, da selbst die Nachwelt nur selten den hohen Sinn des Dichters zu erfassen vermocht hat und noch gar Viele in dem Nathan einen gehässigen Angriff auf das Christenthum sehen! Eben so fand die tiefgedachte Abhandlung „die Erziehung des Menschengeschlechts" nur Wenige, die den Gehalt der kleinen Schrift begriffen.

Die Anfeindungen, die Lessing um seines Nathan willen zu erdulden hatte, thaten, obgleich er auf Alles gefaßt war, seiner äußeren Stellung keinen Eintrag, da inzwischen der Prinz Ferdinand, der ihm seine Gunst und seinen Schutz niemals entzogen hatte, zur Regierung gelangt war. Allein die Art, wie die Welt das Beste, was er zu geben vermocht hatte, aufnahm, erweckte ihm oft ein schmerzliches Gefühl der Isolirung, und den Freunden schloß er nur selten sein Herz auf. Körperlich leidend, verlor er auch das Vertrauen zu seinen geistigen Kräften, und das Dasein lag schwer auf ihm. In seinem letzten Briefe an Mendelssohn, vom 17. December 1780, ist die hoffnungslose Sprache des Scheidenden. „Ich glaube nicht," heißt es darin, „daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, womit die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts mehr recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefällt, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler

knorrichter Stamm! Ach! lieber Freund! diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!" Er litt damals sehr an körperlicher Erschlaffung; es befiel ihn oft mitten in der gesellschaftlichen Unterhaltung eine plötzliche Ermattung und Schlafsucht; sein Gedächtniß versagte ihm oft den Dienst; das Feuer seiner Augen fing an zu verlöschen.

In diese Zeit seiner Kränklichkeit fiel ein Besuch des Philosophen Jacobi. Nur beiläufig können wir ihres berühmt gewordenen Gesprächs über den Spinozismus gedenken, durch das die Frage, ob Lessing Spinozist gewesen, veranlaßt ward und nach dessen Tode einen lebhaften Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn, der seinen Freund gegen die Beschuldigung Jacobi's in Schutz nahm, hervorrief. Jacobi's Anerbieten, Lessing möge zur Stärkung seiner Gesundheit eine Zeitlang in Pempelfort verweilen, konnte er nicht mehr annehmen; zu größeren Reisen fehlte Muth und Kraft.

Im nächsten Winter nahm seine Schwäche zusehends zu; er konnte nicht mehr arbeiten und war gegen Alles gleichgültig; die Brustwassersucht war hinzugetreten; er litt oft an Beängstigungen. Zu seiner Zerstreuung begab er sich im Februar 1781 nach Braunschweig. Am 13. kam er aus einer Gesellschaft engbrüstig und erschöpft nach seiner Wohnung: er fing an Blut auszuwerfen. Aerztliche Hülfe verschaffte ihm einige Erleichterung; er scherzte mitunter noch mit den ihn besuchenden Freunden. Die letzten Momente erzählen wir am besten mit den Worten seiner Stieftochter Amalie, die auf die Nachricht von seiner Erkrankung von Wolfenbüttel zu seiner Pflege herbeigeeilt war. „Am Abend dieses verhängnißvollen Tages [15. Febr.] saß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Kranken-

zimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuch seien. Da öffnet sich die Thür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch Hippokratische Züge markirt und vom kalten Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke drückt er seiner Tochter Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte; aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch dem ängstlichsten Besorgniß noch überraschend, das theure Leben!" Am 20. Februar wurden die sterblichen Ueberreste von den Freunden zu der Gruft auf dem Magnikirchhofe begleitet. Mehrere der ersten Bühnen Deutschlands veranstalteten eine würdige Todtenfeier, worin die Berliner Bühne mit einer Aufführung der Emilia Galotti voranging.

Wir haben den seltenen Mann nach dem Verlauf seines Lebens und in seinen einzelnen Werken gezeichnet. Wo eine so vielseitige Wirksamkeit sich vor unsern Blicken entfaltet, wo nach den verschiedensten Seiten menschlichen Denkens und Wissens Licht und Leben verbreitet wird, würde mit allgemeinen Worten nicht ein treues Bild zu entwerfen sein, wenn es nicht schon aus der Schilderung des Einzelnen klar hervorträte.

Vor Allem ist hervorzuheben, daß in Lessing die sittliche und die geistige Größe im engsten Bunde standen! Wahrheit und Freiheit waren die Grundbedingungen seines Seelenlebens, seines Charakters wie seines Denkens. Nicht als ob Lessing in den Resultaten seines Denkens unfehlbar

sei — der Adel seines Geistes ist eben das unablässige Streben nach Wahrheit, das ihm höher gilt als der Besitz der Wahrheit, der oft träge mache, der rückhaltlose Kampf für ihren Sieg, für die höchsten Schätze der Menschheit.

Er war mehr Denker, als Schriftsteller. Niemals vermochte er es über sich, sein schriftstellerisches Talent zu einer literarischen Industrie herabzuwürdigen. Weil er Alles mit ganzem Ernst behandelte, so arbeitete er doch langsam, und die Meisterschaft seines Stils ist die Frucht der Sorgfalt. Was er geschrieben hat, ist nur ein geringes Fragment der Geistesarbeit, die ihn unausgesetzt beschäftigte und ihm nur selten die Ruhepuncte gestattete, die zu der Verarbeitung eines einzelnen Gegenstandes nöthig waren.

Abhold aller Sentimentalität, war sein Gemüth doch weich, zur Mildthätigkeit und Großmuth geneigt, mehr, als Klugheit und Vorsicht geboten; oft ward er von Bedienten betrogen, von Unwürdigen hintergangen. Gelderwerb und Sparsamkeit waren seine Sache nicht.

Seine persönliche Erscheinung machte den Eindruck der Offenheit und Wahrheit, der Biederkeit und freien Männlichkeit. Würde und Entschlossenheit war in der Haltung seines Hauptes, Anmuth und Sicherheit in allen seinen Bewegungen. Die Lebendigkeit seines Geistes ergriff schon in seiner klangreichen ausdrucksvollen Stimme; aus dem klaren Blick seines blauen Auges sprachen Geist und Herzensgüte zugleich.

So hat ihn Rietschel's Meisterhand in dem Standbilde zu Braunschweig als lebenvolle Gestalt, die durch das Costüm jener Zeit an charaktervoller Plastik nur gewonnen hat, wieder vor die nachlebenden Geschlechter hingestellt.

Während die Linke ein eben vollendetes Werk hält, ruht die Rechte auf der Brust, gleichsam den lebendig emporwallenden Drang des kühnen Forschens andeutend. Mit männlicher Hoheit hebt sich das schöne Haupt empor, ein wenig zur Rechten gewendet, als erwarte er mit festem Blicke den Gegner zum Kampfe.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

Siebentes Capitel.

Wieland.

„Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er sich's zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete." Mit diesen Worten bezeichnet Goethe treffend den Platz, welchen Wieland in der Geschichte der deutschen Literatur einnimmt. In dem Antheil an deren Fortbildung, in der Macht des Einflusses auf sein Zeitalter steht er gegen Klopstock und Lessing nicht zurück und darf in diesem Sinne als der Dritte in dem Triumvirat der Regeneratoren unserer Dichtung gelten, mag er gleich von Lessing an geistiger Selbstständigkeit und sittlicher Energie sowie von Klopstock an poetischer Begabung, von beiden an schöpferischer Genialität übertroffen werden. Da die Richtung seines innern Lebens vornehmlich durch die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und Einwirkungen, und zwar weit mehr der Lectüre als des Selbsterlebten, bestimmt wird, und seine geistige Individualität, nachdem die Schwankungen der Jugend überwunden sind, frühzeitig mit sich abschließt, anstatt stufenweise eine höhere Bahn zu verfolgen, so können uns nur die ersten Abschnitte seines Schriftstellerlebens durch den sie begleitenden Reiz psychologischer Entwicklung anziehen. Weiter bleibt nur die gleichförmige, wenn auch mannigfache, literarische Ge=

schäftigkeit. War es doch selbst bei Klopstock nicht anders. Denn nur wenigen Auserwählten ward es zu Theil, in der Poesie die Quelle einer fortwährenden Verjüngung der geistigen Kraft zu genießen.

Christoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 geboren. Sein Vater war ein durch Charakter und Gelehrsamkeit ausgezeichneter protestantischer Geistlicher, der damals zu Oberholzheim im Gebiete der freien Reichsstadt Biberach eine Pfarrstelle bekleidete; nach einiger Zeit ward er nach Biberach versetzt, wo er, zuletzt Senior, allgemeiner Achtung genoß. Seine Lehrgabe übte er an seinem Sohne von dessen drittem Jahre an und konnte es bei dem Talente des empfänglichen, frühreifen Kindes dahin bringen, daß es im siebenten Jahre den Cornelius Nepos las und im neunten lateinische und deutsche Verse machte.

Eine Zeit lang besuchte Wieland die lateinische Schule in Biberach. Er beschäftigte sich in seinem dreizehnten Jahre besonders mit Virgil und Horaz, studirte Gottsched's Dichtkunst, begeisterte sich für Brockes' fromme Lehrdichtung und machte den Plan zu einem Epos „das zerstörte Jerusalem". Mit dem vierzehnten Jahre übergab ihn der Vater der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, welche, gleich den sächsischen Fürstenschulen klösterlich eingerichtet, damals unter der Leitung des Abts Steinmetz stand, dessen pietistische Richtung der Vater, ein Zögling der Halleschen Theologenschule, theilte. Während die häufigen Andachtsübungen in dem reizbaren Gemüthe des Knaben die schon keimende Neigung zu religiöser Schwärmerei entwickelten, verwirrten sich seine Begriffe noch mehr durch die massenhafte Lectüre, welche den Xenophon und die römischen Autoren neben Haller und Wolff, Bayle und Voltaire

verschlang. Die fromme Ascetik ward von religiösen Zweifeln bedrängt, die ihm „viele Thränen und schlaflose Nächte kosteten.“ „Damals machte ich“, so erzählt er später, „nach Art des Pygmalion des S. Hyacinthe einen philosophischen Aufsatz, worin ich aus philosophischen Principiis, die ich durch einen Synkretismum der Demokritisch-Leibnitzischen Lehren herausbrachte, zeigen wollte, wie die Venus gar wohl hätte ohne Zuthun eines Gottes durch die innerlichen Gesetze der Bewegung der Atomen aus Meerschaum entstehen können, und daraus den Schluß machte, die Welt könne ohne Gottes Zuthun entstanden sein. Ich bewies aber in eben dieser Schrift, daß Gott nichts desto weniger als die Seele dieser Welt existire. Dieser Aufsatz fiel meinen Lehrern in die Hände und machte mir viel Verdruß, welcher noch größer würde gewesen sein, wenn nicht meine übrige Aufführung so sehr moralisch gewesen wäre.“

Im Jahre 1749 verließ er die Schule und verweilte, da er nicht sogleich die Universität beziehen sollte, in dem Hause eines gelehrten Verwandten, des Professors Baumer in Erfurt, bei welchem er einen Cursus der Wolffischen Philosophie durchmachte, daneben jedoch auch den Don Quixote las.

Nach der Rückkehr ins elterliche Haus begann für ihn eine schöne Lebensepoche, an der er auch dann noch, als er das quantum mutatus ab illo häufig wiederholte, mit unverkennbarer Innigkeit hing. Nie hat seine Dichtung wärmere Farben, nie fühlt man eine so lebhafte Herzenstheilnahme heraus, als wenn sie das Entzücken der ersten Liebe schildert. Er empfand diese mit all dem Jubel eines unschuldvollen Herzens, mit all dem Entzücken jugendlicher Schwärmerei, als ihm in der lieblichen Sophie die ideal-

sten Träume der Poesie verkörpert erschienen. Viele Jahre später, als er längst mit den Idealen seiner Jugend gebrochen hatte, schrieb er noch in einem Briefe an Zimmermann das rührende Bekenntniß nieder: „Wie oft sehe ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück! Nichts, nichts kann uns diese wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, diese namenlosen Entzückungen wieder geben, die uns die erste Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht....... Sie mögen mich so sehr auslachen, als Sie wollen, so werde ich dennoch niemals aufhören, den Verlust dieser seligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn sie einmal verloren ist..... Die Umarmungen der Liebesgöttin selbst haben nichts, das diese stillentzückende Empfindung ersetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Seele der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten unser ganzes Wesen erfüllte.“ Sophie von Gutermann, eine um zwei Jahre ältere Verwandte des jungen Dichters, lebte in Biberach bei ihren Großeltern, während ihr Vater, Decan der medicinischen Facultät zu Augsburg, auf einer Reise in Italien begriffen war. Schon damals, als er sie kennen lernte, war sie nicht mehr ganz frei, indem von dem Vater ihre Hand dem Leibarzte Bianconi, seinem Reisebegleiter, zugedacht war, eine Verbindung, die der Vater aus eifrigem Protestantismus selbst wieder rückgängig machte. Wieland gewann ihr Herz, und beide überließen sich dem Glücke der Gegenwart. „Mein Charakter gefiel ihr“, schreibt er nachmals an Bodmer, „ehe sie mich gesehen hatte, sie fand ihn mit dem ihrigen übereinstimmig. Ein Liebhaber, der sie um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas Neues, und das, was sie sich

immer gewünscht hätte..... Sie beweinte öfters heimlich die sehr scheinbare Unmöglichkeit unserer Liebe; meine Mama war zuweilen ein Zeuge davon....... Unterdessen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade; ich empfand die Unmöglichkeit ohne ihre Liebe glücklich zu sein, und es war nichts Unwahrscheinlichers, als zu hoffen, daß ich es werden könne."

An einem schönen Sonntage, nachdem er eine erbauliche Betrachtung seines Vaters über das Thema „Gott ist die Liebe" angehört hatte, machte er mit seiner Geliebten einen Spaziergang ins Freie. Ihre Unterhaltung knüpfte sich an den Inhalt der heutigen Predigt. „Ich redete", fährt er in dem Briefe an Bodmer fort, „von der Bestimmung der Geister und Menschen, der Würde der menschlichen Seele und der Ewigkeit mit ihr. Niemalen bin ich beredter gewesen als damals. Ich vergaß nicht in der himmlischen Liebe einen großen Theil des Glückes der Geister zu setzen. Diese Unterredung rührte die Liebenswürdige so sehr, daß sie etliche vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte.... Damals versprach sie mir, mir ihre Empfindungen zu schreiben." Und allerdings ließen sie eine Zeit lang die mündliche Unterredung durch einen empfindsamen Briefwechsel vertreten! Wieland faßte in Folge dieser Unterhaltung die Idee zu dem ersten Gedichte, das er der Aufbewahrung werth gehalten hat, der Lehrdichtung die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt, worin er nach Leibnitzischen Ideen das Thema, daß alle Wesen zur Glückseligkeit bestimmt seien, auszuführen beabsichtigte. Mit solchen Liebesträumen und poetischen Entwürfen begab er sich im Herbst 1750 nach Tübingen, um seine Studien zu beginnen.

„Meiner Eltern Absicht war" — so berichtet er uns

selbst — „daß ich mich auf eins von den gelehrten Handwerken legen sollte, durch welche man, wo nicht sein Glück machen, doch wenigstens sein Brod verdienen kann. Soll ich sagen, daß es mein Glück oder Unglück gewesen, daß ich ihnen nicht gefolgt? Ich folgte in meinen Studien bloß meinem Geschmacke und einem gewissen Triebe meines guten oder bösen Dämons. Ein unüberwindlicher Abscheu hielt mich von der Juristerei, die Schwäche meiner Brust vom Predigen und ein gleichfalls mechanischer Ekel vor todten Körpern, Krankenstuben und Spitälern von der Medicin ab.“ Aus diesem Geständnisse kann man schon den Schluß ziehen, daß aus dem Studium der Jurisprudenz, welchem er sich dem Namen nach widmete, nicht viel geworden sei. Er beschäftigte sich mit Philosophie und schöner Literatur und arbeitete in der kurzen Zeit von zwei Monaten sein philosophisches Lehrgedicht aus, das, von einer Vorrede des hallischen Aesthetikers Meier begleitet, sogleich der Oeffentlichkeit übergeben und von der Kritik mit großem Beifall und noch größeren Hoffnungen begrüßt ward. Die schmeichelhafte Aufnahme, welche das Werk des siebzehnjährigen Jünglings fand, regte in ihm einen Productionstrieb an, der dadurch nachtheilig ward, daß er ihn hinderte sich irgend zu vertiefen. Was er durch Lectüre in sich aufnahm, suchte er rasch in den damals üblichen Dichtungsformen zu reproduciren; nichts ward aus dem Innern geschaffen, weßhalb auch die Lyrik kaum zum Vorschein kommt. „Lieblingslectüren“ — so berichtet er selbst — „pflegten damals (und noch ziemlich lange hernach) allezeit so stark auf ihn zu wirken, daß er unvermerkt, ja meistens gegen seinen eignen Wunsch und Willen, etwas von der Manier des Autors annahm, der gerade zur Zeit, wenn er etwas componirte, am meisten bei ihm galt.“ Im einsamen Verkehr

mit Büchern statt mit der Welt schrieb er in den akademischen Jahren 1751 und 1752 außer jenem Lehrgedichte (in sechs Büchern) ein „Lobgedicht“ und einen „Lobgesang auf die Liebe“, ein (später vernichtetes) Epos Hermann, moralische Briefe (elf an der Zahl), eine Nachahmung der épitres diverses des Herrn von Bar, warf „in wenig Tagen“ zwei Gesänge eines Anti-Ovid hin, und versuchte nach Kleist den Frühling noch einmal zu besingen. Bei dieser letzten Dichtung begann die Einwirkung Klopstock's mächtig zu werden, den er „zu lesen nicht satt werden konnte“. „Mit solcher Gewalt“, äußerte er später gegen einen Freund, „hat kein anderer Dichter auf mich gewirkt, keiner so mein ganzes Gefühl in Anspruch genommen, mein ganzes Wesen gestimmt und selbst auf meine Sprachdarstellung Einfluß gehabt, als Klopstock. Als ich den Messias las, glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer, als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen. Ob ich seine Elegieen, die künftige Geliebte und Selmar und Selma, die in der Zeit meines Aufkeimens erschienen, ob ich die so oft las, bis ich sie auswendig wußte, das werden Sie mich nun gar nicht fragen.“

Im Juni 1752 kehrte er nach Biberach zurück, noch ungewiß wegen seiner Pläne für die Zukunft. Ihm schwebte als ein wünschenswerthes Ziel eine Lehrerstelle an einem Gymnasium vor, und er fühlte deßhalb Neigung, zu seiner ferneren Ausbildung nach Göttingen zu gehen. Dann zog es ihn auch wieder nach Zürich, dem Sitz der verehrten Altmeister der schönen Literatur. Sein Epos „Hermann“ hatte er an Bodmer geschickt und ihn um sein Urtheil gebeten. Dies gab Veranlassung zu einen Briefwechsel mit Bodmer, der dem ziemlich nachdrücklich ausgesprochenen

Verlangen des jungen Dichters um so mehr mit großer Freundlichkeit entgegenkam, als er in ihm einen Ersatz für den abtrünnig gewordenen Sänger des Messias zu finden hoffte. Im Herbst 1752 öffnete er dem neugewonnenen Schützling sein gastliches Haus. Leichter fügte sich der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, der „in Bodmer's Umgange in etlichen Wochen mehr gebessert zu werden hofft, als es bisher in ganzen Jahren geschehen konnte", den Eigenheiten des eiteln Mannes, und wenn er auch nicht überall billigen konnte, glich doch das warme Gefühl der Dankbarkeit, das er auch in späteren Jahren, als er ebenfalls zu den Abtrünnigen gehörte, wiederholt aussprach, alle Differenzen wieder aus. Es war die Anhänglichkeit des Sohnes zum Vater. Wieland lernte erst in Zürich an sich die Wirkungen eines geistvollen Umgangs kennen. Bodmer's Haus war der Sammelplatz ausgezeichneter literarischer Talente, an denen Zürich damals reicher war, als irgend eine deutsche Stadt. Der gefeierte und gefürchtete Kritiker stand mit dem gesammten deutschen Parnaß in engster Beziehung und unterhielt eine ausgebreitete Correspondenz; Wieland sah sich in den Mittelpunct der Literatur versetzt. Dessenungeachtet war in anderer Beziehung Bodmer ein schlechtes Vorbild für einen noch im Werden begriffenen Dichter, besonders für eine so weiche, unselbstständige Natur, wie Wieland war. Herrisch und eifersüchtig gegen seine Zöglinge, sobald sie eigene Wege gehen wollten, war er dennoch selbst nur ein Nachahmer fremder Manier. Wenn Wieland damals den „Noah" bewunderte und zum Lobe des matten Gedichts, das ihm noch als „ein göttliches" gilt, unter des Verfassers Augen eine besondere Abhandlung schrieb, so rechtfertigte er dies dadurch, daß er erst später entdeckt habe, daß von dem Schönen und

Vortrefflichen in Bodmer's Werken vielleicht das Wenigste ihm eigenthümlich gehöre, und daß ihm bloß das Verdienst der Verpflanzung auf unsern Boden bleibe. „Sonst kann man aber", fährt er fort, „unmöglich vom schriftstellerischen Eigenthumsrechte laxere Begriffe haben, als Bodmer hatte, der den Grundsatz, wo ich etwas Schönes finde, ist es mein, im allerweitesten Umfange in Ausübung brachte und die Sünde des Plagiats sein Gewissen wenig anfechten ließ. Soll ich recht aufrichtig und ehrlich reden, so muß ich sagen, daß der gute Alte als Dichter wie ein Nachtrabe stahl. Mein eigenes Talent zum Stehlen entwickelte sich denn auch bei ihm, und wenn ich's nicht zuvorthat, hab' ich's ihm wenigstens gleich gethan. Aus dem, was ich in Bodmer's Hause schrieb, mag darum Mancher ein Recht haben dies und jenes als sein Eigenthum zu reclamiren."

Sein Aufenthalt in Bodmer's Hause war eine sehr productive Zeit. Alle seine derzeitigen Dichtungen tragen den Charakter einer naturwidrigen Verstiegenheit, welche die religiöse Phraseologie der Klopstockischen und Bodmer'schen Poesie mit Gewandtheit reproducirte. Er verfaßte 1753 die Patriarchade der geprüfte Abraham, sodann nach dem Muster der damals in Klopstock's Kreisen sehr gefeierten englischen Dichterin Rowe die Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde, ferner einige Hymnen, unter denen er auch später noch die Hymne an Gott als ein Werk schöner Stunden in Ehren hielt. In der Prosasprache der Psalmen schrieb er die Empfindungen eines Christen und machte in der Zuschrift an den Consistorialrath Sack jenen unbesonnenen Angriff auf die Anakreontiker, an welchen er nachmals mit Reue und Unwillen zurückdachte. Endlich setzte er in den Hym-

pathieen dem finstern Zelotismus die Krone auf; er tadelte Gleim, daß er „Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himmlischen Chören harmonisch die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu singen, im Lob einer erdichteten Phyllis verschwende;" er bedauerte Petrarka, daß er von seiner Laura mit einem Entzücken spreche, worein uns keine menschliche Vortrefflichkeit versetzen solle, so wie Pindar, daß er seinen erhabenen Geist zur Verschönerung der Göttergeschichte mißbraucht habe. Endlich erklärte er, „daß ein jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen sollte."

Einigen Antheil an dieser weltfeindlichen Stimmung hatte die in diese Zeit fallende Entscheidung seines Verhältnisses zu seiner geliebten Sophie. Sie ward „durch einen Concurs der seltsamsten Widerwärtigkeiten" gezwungen sich mit dem in kurmainzischen Staatsdiensten angestellten Herrn von la Roche zu verheirathen. Wieland schreibt darüber am 2. Juni 1754 an Bodmer, dessen Haus er vor kurzem verlassen hatte: „Sie werden nun ohne Zweifel überführt werden, daß meine Sophie unschuldig ist, und daß es ein Schicksal ist, das mich des liebenswürdigsten und redlichsten Mädchens beraubt hat..... Ich fasse mich, so gut wie möglich ist, und gewiß, die Versicherung, daß meine geliebteste Sophie unschuldig ist, giebt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine interessirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unserer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollesten Zufriedenheit wiederzusehen. Was für Empfindungen wird dies Wiedersehen geben!" Man erwartet die seelenvolle Lyrik einer tieferen Weh-

muth; allein diese Töne klingen bei Wieland immer nur schwach an.

Wieland blieb in Zürich und verschaffte sich die Mittel zu seiner äußeren Existenz durch Privatunterricht, indem er fünf Jahre lang die Ausbildung und Leitung der Söhne zweier Züricher Familien übernahm. In dem Umgange, den er in Zürich genoß, heiterte sich sein ascetischer Ernst und seine schwermüthige Stimmung mehr und mehr auf. Es entstand ein inniges Verhältniß zu einer verwittweten Frau, das einen leidenschaftlicheren Charakter angenommen haben würde, wenn nicht bald darauf ein junges Mädchen ihre Liebenswürdigkeit und ihre blühenderen Reize in die andere Wagschale gelegt und dadurch das Gleichgewicht hergestellt hätte.

Wieland's poetisches Talent, das sich nach und nach von Bodmer's Einfluß losmachte, ergriff im Beginne des siebenjährigen Krieges, da Friedrichs Großthaten bis in die Schweiz hinein Bewunderung und Theilnahme erweckten, den Stoff der Cyropädie Xenophon's und begann in einem epischen Gedichte **Cyrus** das Ideal eines Regenten und Helden darzustellen. Fünf Gesänge, deren Form den Schüler Klopstock's verräth, wurden 1756—58 vollendet; es blieb ein Bruchstück, sowohl weil das Publicum nur geringe Theilnahme zeigte, als auch weil mit dem Dichter selbst eine Umwandlung vorging. Nicht nur beurtheilte er jetzt Young, Bodmer und Klopstock anders als früher; es war seine Ansicht vom Leben wie vom Dichten eine ganz andere geworden. Der Zeitpunct ist gekommen, welchen Nicolai schon 1753 richtig vorausgesehen hatte, als er in den Briefen über den jetzigen Zustand ꝛc. äußerte: „Wieland's Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will und, der alten Wittwe

zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemühet sich eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." Die Bekenntnisse über die mit seinen Ansichten und Empfindungen vorgegangene Veränderung hatte er in mehreren Briefen an Zimmermann niedergelegt; sie laufen auf den Satz hinaus: „Je ne confonds pas la sagesse avec l'austérité, et je ne sais pas bon gré à ces auteurs qui nous veulent obliger à aimer une vertu si laide et dégoûtante comme celle qu'ils nous peignent. Je crois comme vous, que le sage cultive tous ses sens intérieurs et extérieurs, qu'il exerce toutes ses facultés, qu'il jouit de toute la nature, et que c'est lui seul qui sait véritablement l'art de vivre."

Indeß ist Wieland noch nicht mit einem Sprunge auf der entgegengesetzten Seite. Zunächst sucht er mit dramatischen Versuchen sich den Dingen dieser Welt mehr zu nähern, obwohl sein Talent ihn am wenigsten zum Drama befähigte. Ohne eine äußere Veranlassung hätte er sich wohl nicht dazu entschlossen. Die Ackermann'sche Schauspielertruppe war während des Kriegslärms nach Zürich verschlagen. Rasch verfaßte Wieland das Trauerspiel Lady Johanna Gray (1758). Es ward bei der Aufführung mit vielem Beifall aufgenommen. Nur die Form verdient insofern Anerkennung, als Wieland eins der ersten Beispiele gab, die fünffüßigen Jamben im Drama zu gebrauchen. Was den Plan und die Zeichnung der Charaktere betrifft, so waren die Mängel auffällig genug, um den Verfasser auf immer von dem dramatischen Gebiete zu verscheuchen.

Lessing deckte in den Literaturbriefen nicht nur auf, daß Wieland's Dichtung größtentheils aus dem englischen Stücke des Nicholas Rowe entlehnt sei, sondern wies auch die fehlerhafte Anlage und schwache Schilderung der Charaktere nach. „Sie sind alle", heißt es dort, „in einer Form gegossen, in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Lassen Sie es gut sein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken und alsdann, wenn er die innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt und studirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird. Bis jetzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht; er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben." Wieland machte sich diese Bemerkungen nicht zu Nutze; er trat 1760 nochmals mit einem matten Trauerspiel Clementina von Porretta hervor, wozu der Stoff aus Richardson's Grandison entnommen war, und tröstete sich zum Voraus über die zu erwartende strenge Kritik der Kunstrichter mit „den Thränen der Leserinnen". Damit nahm er jedoch vom Trauerspiel Abschied. Es trugen übrigens diese Versuche dazu bei, sein Talent für den philosophischen Dialog und dialogisirten Roman auszubilden. Mit der Bearbeitung von Araspes und Panthea nach einer Episode in Xenophon's Cyropädie, welche er in seinen Cyrus zu verweben beabsichtigt hatte, war damit ein gelungener Anfang gemacht worden.

Inzwischen hatte er 1759 den Aufenthalt in Zürich mit Bern vertauscht, wo er in der Familie des Landvogts Sinner eine Hauslehrerstelle übernahm. Der dortige Umgang, der ihn mit mehreren bedeutenden Männern und geistvollen Frauen in Berührung brachte, wirkte sehr bildend auf ihn, besonders das vertraute Verhältniß zu Julie Bondeli, der Freundin Rousseau's, einer Philosophin in der Kunst zu lieben. Bald abgestoßen, bald wieder mächtig angezogen, ward Wieland nach und nach von dieser eigenthümlichen weiblichen Natur so sehr gefesselt, daß er sich mehrere Jahre mit dem Wunsche und der Hoffnung trug, sie zu besitzen. In dieser lebhaft erregten Stimmung wuchsen wieder literarische Pläne in Menge empor; bald wollte er den Xenophon, jetzt seinen Liebling, bald den Shaftesbury, mit dessen philosophischen Schriften er sich viel beschäftigte, und noch manches Andere übersetzen. Er fiel sogar auf das Project, im Canton Bern eine Buchdruckerei und Buchhandlung zu errichten. Die Umwandlung seiner Denkungsart trat entschiedener hervor. Es fällt in diese Zeit das Fragment Theages, Schönheit und Liebe (1760), worin sich die handelnden Personen schon mehr mit den Freuden dieser Welt befreunden, eine Aspasia, welche die Männer nur verachtet, weil sie das Ideal eines Mannes noch nicht gefunden hat, aber dabei eine feine Weltdame von fröhlichen Launen, ein Theages, der die sinnliche Natur gegen die Ueberschwänglichen in Schutz nimmt; und wenn Diotima dem geistigen Amor gegen den sinnlichen das Wort reden, so warnt Aspasia: „Diese beiden Amore sind sich nahe verwandt, und es ist oft geschehen, daß sie ihre Kleidung gewechselt haben, und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylph gegeben. Cupido ist ein

wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker, als in eine Franciskanerkutte maskiren kann, und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat, so weiß ich nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten könnten."

Mitten in der angenehmen Existenz, die er in Bern gefunden hatte, überraschte ihn die Nachricht, daß er (30. Apr. 1760) in seiner Vaterstadt zum Rathsmitgliede erwählt sei. Ob er die Stelle, die ihm die längstgewünschte Versorgung bot, annehmen wolle, konnte er nicht schwanken, so schmerzlich ihm auch die Aussicht war, auf lange Zeit den Musen und dem Umgange mit gebildeten Familiencirkeln entsagen zu müssen. Er wußte voraus, daß er sich zu unleidlichen Geschäften entschließen und mit Menschen, die ihm, was literarische Bildung betraf, als Barbaren erschienen, zusammenleben müsse. Es war seinen Wünschen einigermaßen dadurch entsprochen, daß er sechs Wochen nach seiner Ankunft in Biberach die Stelle eines Kanzleidirectors erhielt. Doch schloß sich daran noch ein ärgerlicher Proceß zwischen dem evangelischen und dem katholischen Theil des Magistrats über die Ausgleichung der Kanzlei und des Syndicats. Wieland war dadurch mehrere Jahre hindurch mit dem Verlust seiner Stelle bedroht, bis endlich, um der Einmischung einer in Wien deßhalb niedergesetzten Hofcommission zu entgehen, die Streitenden sich verglichen und Wieland auch von dem katholischen Theil als Kanzleidirector anerkannt wurde. Außerdem hatte er in Biberach noch Gelegenheit zu manchen andern Lebenserfahrungen, die ihn das Treiben der Menschen belächeln lehrten. Die Auftritte, welche die Einführung des auf seine Empfehlung berufenen Predigers Brechter, der der Masse als nicht rechtgläubig geschildert war, begleiteten, zeigten ihm den Fanatismus in seiner

rohesten Gestalt und waren für seine religiöse Denkungsart, die bereits zu der Toleranz der Aufklärer hinneigte, von nicht geringem Einfluß; in seinem Roman „die Abderiten“ hat dies Ereigniß nachmals eine Stelle gefunden.

Er fühlte sich in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Biberach so poesiearm, daß er bei Gelegenheit der Herausgabe seiner poetischen Schriften (1762) öffentlich glaubte erklären zu müssen, daß seine poetische Laufbahn geschlossen sei. Seine Briefe aus jenen Jahren sind voll unzufriedener Klagen: „Ich muß mich“, heißt es unter Anderm, „durch eine Art von freiwilliger Dummheit und Betäubung unempfindlich machen...... Ich habe keinen Tag, der mein eigen ist..... Meine Einbildungskraft ist erloschen, mein Herz ist leer..... meine Arbeiten gehen nicht von Statten“. Allein der Grund seiner Unzufriedenheit und Productionsunfähigkeit lag nicht bloß in den gehäuften Geschäften und dem verdrießlichen Intriguenspiel, in das er manchmal verflochten ward. Es war das gerade eine der nachtheiligen Ansichten jener Zeit, daß der Dichter am besten zu schaffen vermöge, wenn er in stiller Zurückgezogenheit vom Gewühl des Lebens sich in seiner geträumten Welt ergehe. Daher die Furcht der dermaligen Dichter, durch praktische Wirksamkeit mit der gewöhnlichen Welt in Berührung zu kommen. Wir wollen vielmehr auch für Wieland's Bildung nicht gering anschlagen, daß er in seinem kleinen Kreise das wirkliche Leben näher kennen lernte und der Trieb in dasselbe einzugreifen geweckt ward. Es verdient daher eine Erwähnung, daß er sich bemühte das Biberacher Theater emporzubringen. Mehr noch ist der Grund seiner Unzufriedenheit darin zu suchen, daß um jene Zeit sich seine Umwandlung vollständig vollzog, während er noch nicht öffentlich als ein Anderer hervorzutreten

wagte und überdies keinen Freund in seiner Nähe hatte, gegen den er sich offen über das, was in ihm vorging, aussprechen konnte. Die nebelhaften sogenannten Ideale, welche der Verstand im Bunde mit der jugendlichen Phantasie erzeugte, ohne daß sie in der Tiefe des Herzens Wurzel geschlagen hatten, waren davon geflogen und hatten ihn in einer peinlichen Leere zurückgelassen. Dazu kam endlich noch, daß er mit seiner geliebten Julie Bondeli gespannt war und er die Hoffnung auf eine Vereinigung mit ihr entschwinden sah. Auf solche Weise vereinsamt und in seinem Innern ohne sichern Halt, unternahm er, wahrscheinlich durch Lessing's Bemerkungen in den Literaturbriefen aufgemuntert, eine Uebersetzung der Dramen Shakspeare's, das beste Mittel, die an Idealen mattgewordene Einbildungskraft durch den Reichthum der in diesen Dichtungen sich erschließenden lebendigen Welt mit frischer Kraft zu beleben. Von 1762 bis 1768 erschienen acht Theile, welche 22 Dramen enthalten. Es war eine schwierige Aufgabe, zum erstenmal der Uebersetzer Shakspeare's zu sein; daher war dies Werk, wie namentlich Lessing in der Dramaturgie lebhaft anerkannte, bei manchen Mängeln im Einzelnen höchst verdienstlich; mehr als durch kritische Abhandlungen und Lobpreisungen ward Shakspeare dadurch unter uns heimisch gemacht. Was er als dramatischer Dichter nicht vermochte, hat Wieland durch diese Arbeit erreicht, neben Lessing unser Drama in eine andere Bahn zu leiten. Man weiß, was die Wiedererweckung Shakspeare's in der Geschichte unserer Poesie und unserer Bühne zu bedeuten hat.

Seit dem Sommer des Jahres 1762 gewann Wieland's Leben eine freundlichere Gestalt. Graf Stadion, lange Zeit kurmainzischer Staatsminister, hatte sich, jetzt

ein fast siebzigjähriger Greis, von Geschäften zurückgezogen, um die letzten Tage seines Lebens in Muße und im Genusse der Natur auf seinen Gütern zu verleben. Er wählte dazu das nahe bei Biberach anmuthig gelegene Warthausen. Ihn begleitete dahin sein Pflegsohn la Roche, bisher sein Gehülfe in Staatsgeschäften, und dessen Gattin, die Jugendgeliebte unsers Dichters. In diesem Familienkreise war Wieland der stets gern gesehene Freund; hier fand er die angenehmste Erholung, die geistvollste Anregung. Der Graf war ein durchs Leben gebildeter Weltmann, rechtschaffen und wohlwollend, dabei vielseitig gebildet und in der schönen Literatur, vornehmlich des Auslands, trefflich bewandert. La Roche hatte sich eine ähnliche Bildung angeeignet; ihn hatte besonders die schöne Literatur und die philosophische Denkweise der Franzosen gebildet. Ein Zögling Voltaire'scher Philosophie verfolgte sein Witz Alles, was ihm als Schwärmerei und Aberglaube verdächtig schien. In diese Bildungssphäre hatte er auch seine junge Gattin hineingezogen; auch sie war nicht mehr die fromme Schwärmerin aus Wieland's Blüthetagen. War für ihn schon dieser Umgang von Einfluß, so ward dieser noch verstärkt durch die erlesene Bibliothek französischer und englischer Dichter und Philosophen, die ihm jetzt zu freier Benutzung offen stand. Hatte unser Dichter schon in der Periode idealer Schwärmerei die berühmtesten Vorkämpfer der Aufklärung eifrig gelesen und Voltaire „avec toutes ses fautes“ doch „geliebt“, wie viel mehr gab er sich auf der jetzigen Stufe seiner Weltansicht dieser Lectüre mit sympathetischem Interesse hin! Er schuf sich eine neue Lebensphilosophie, er setzte der idealen Welt „Natur“ und „Wahrheit“ entgegen. Er machte sich an die Lösung der schwierigen Aufgabe, deren Ziel er schon mitten in der

Bodmerischen Seraphspoesie, seltsam genug, als wünschenswerth bezeichnet hatte, seinem Verstande nach ein Freidenker und dem Herzen nach ein rechtschaffener Mann zu sein.

Wenn andere große Schriftsteller des Jahrhunderts sich über ihr Zeitalter erhoben und das mitlebende Geschlecht, den Gedankenkreis desselben erweiternd, mit sich fortzogen, so begnügte sich Wieland damit, der Spiegel der in den höheren Gesellschaftskreisen herrschenden Denkungsart und Geschmacksbildung zu sein, die empfangenen Eindrücke mit dem Reiz gefälliger Formen zu umkleiden und (wie Gruber ihn genannt hat) der gesellschaftliche Schriftsteller zu werden. Seine philosophische Ueberzeugung huldigte dem Empirismus und Materialismus der englisch-französischen Schule, die damals den Zenith ihres Ansehens erreichte und durch Männer von ausgezeichneten Geistesgaben, die durch eine glänzende Darstellung unterstützt wurden, Voltaire, d'Alembert, Diderot, Helvetius und viele Andere ihre Wirkung durch ganz Europa verbreitete. Sie lehnte das Uebersinnliche als Schwärmerei von sich ab, warf die positive Religion mit Aberglauben und Pfaffentrug zusammen, wies die daraus abgeleiteten strengen Tugendgrundsätze als der Naturbestimmung des Menschen widersprechend zurück und setzte den wahren Zweck des Lebens in die Glückseligkeit, den Genuß des Daseins.

So offen sich auch Wieland zu diesen Lehren bekannte, bewahrte ihn doch sein Gemüth, das die idealen Eindrücke der Jugendzeit nie ganz verlor, vor den äußersten Consequenzen. Sein Charakter war rechtschaffen, wohlwollend, frei von Neid und Selbstsucht, nicht groß, aber warm in Liebe und Freundschaft. „Er spielte", sagte Goethe, „mit seinen Meinungen, nicht mit seinen Gesinnungen." Die Folge davon war, daß er die Duplicität seines Wesens nie

ganz zu überwinden vermochte, daß er Reales und Ideales nicht in einer durchgebildeten Weltansicht verbinden und auszugleichen lernte. Niemals erscheint daher die volle Wärme der Ueberzeugung, niemals die höhere Wahrheit des Lebens. Die heitere Betrachtung desselben erhebt sich nicht zum freien poetischen Humor; es bleibt nur die lächelnde Ironie, die alle Dinge der Welt als ein nichtiges Spiel ansieht, eine altkluge Weisheit des Nil admirari, die in allem Ringen und Drängen der Menschheit nichts als eine stets sich wiederholende Thorheit erkennt und überall mit dem „leben und leben lassen" fertig zu werden glaubt. Niemand wird jetzt noch der Fürsprecher der Wieland'schen Lebensphilosophie sein wollen. Allein man würde auch sehr voreilig und einseitig urtheilen, wenn man mit dem allgemeinen Maßstabe die einzelnen Dichtungen Wieland's messen und mit einem banalen Verwerfungsurtheile über den ganzen Dichter absprechen wollte. Man kann auf dieser Bahn zwar kein Shakspeare und Goethe werden, aber noch immer ein Ovid, ein Ariost oder ein Boccaccio sein. Statt also immer nur zu wiederholen, daß Wieland unter der höchsten Stufe der Dichtergröße bleibe, wenden wir uns lieber zu der andern Seite der Untersuchung, um den ihm allgemein zugestandenen großen Einfluß auf die deutsche Literatur zu begreifen.

Die Pflege der deutschen Literatur war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf einzelne Städte, namentlich einige der bedeutenderen Universitäten und auch hier auf gewisse Kreise von Gelehrten und gebildeten Bürgern und Frauen beschränkt. Ganze Provinzen, fast das gesammte katholische Deutschland, die Höfe und der Adel waren entweder ohne alle Literaturinteressen oder suchten bei den überrheinischen Nachbarn, denen das Urtheil Europas

das Principat in Sachen des Witzes und des Geschmacks bereitwillig zuerkannte, die verfeinerte Bildung sich anzueignen. Was diese bei den Franzosen, sah die philologische Gelehrtenwelt einzig und allein im classischen Alterthume; statt anderer Zeugnisse weisen wir nur auf Ernesti's Vorrede zum Cicero hin. Der Dichter fand noch nicht eine nach heimischer Literatur begierige Nation vor; er mußte sich sein Publicum erst erobern. Klopstock stützte sich auf die frommen, der französischen Aufklärung abgeneigten Kreise, in denen gemüthlicher Pietismus und kirchliche Orthodoxie sich die Hand reichten; Lessing wandte sich zur Bühne, als dem eigentlichen Organ höherer Nationalbildung, das die Macht der Poesie lebendig und nach allen Seiten weckend in die Gegenwart überträgt. Wieland dagegen machte die französische Bildung der höheren Stände zur Basis seiner literarischen Wirksamkeit und verschmolz sie, unterstützt von einer damals seltenen Kenntniß des Alterthums, mit der philosophisch-sittlichen und literarischen Cultur der Griechen, so daß er zu gleicher Zeit die französisch Gebildeten für seine Darstellung gewann und die Alterthumsfreunde zu sich heranzog. Anmuthig und klar fließt sein gewandter Stil dahin, und die behaglich sich ausbreitende Geschwätzigkeit ward seinem Zeitalter noch nicht lästig. Indem er durch Scherz und heiteres Spiel des Witzes den Ernst des Denkens und die Schwere des Daseins verscheuchte, indem er die Phantasie in eine bunte Fabelwelt hineinlockte, ward seine Poesie eine freundliche Begleiterin des Lebens, die es nicht, wie Klopstock, auf die Thränen, sondern auf das Lächeln der Leser anlegt.

In diesem Sinne können wir ihn trotz mancher Fehlgriffe im Einzelnen unter die Befreier unserer Literatur rechnen. Er hat nicht, wie Lessing, die Fesseln des fran-

zösischen Geschmacks gebrochen, es sei denn durch seine Uebersetzung Shakspeare's, aber er hat die Anhänger desselben mit der deutschen Literatur versöhnt und sie für deren Interessen gewonnen. Zugleich hat er die Poesie von dem Zwange der moralisch-dogmatischen Einseitigkeit befreit, welche ihr neue Fesseln anlegte; er hat endlich den Roman als Schilderung psychologischer Lebenswahrheit sowie das romantische Epos als Darstellung einer von der munteren Dichterphantasie freigeschaffenen Wunder- und Märchenwelt in ihre Rechte eingesetzt. An der Fortbildung unserer Sprache hat er so gut wie Klopstock seinen Antheil. Er gab ihr Leichtigkeit und Gewandtheit, förderte ihren Wohlklang, auch durch die geschickte Behandlung des Reims, den die Hexametristen und Odendichter zu verdrängen suchten; er ward der Schöpfer der unterhaltenden Prosa, welche die schwerfällige Form der Gottschedianer noch nicht überwunden hatte. Das sind Verdienste, welche die am lebhaftesten anerkannt haben, welche, wie Goethe, auf seinen Schultern stehend, ein höheres Ziel zu erreichen befähigt waren.

„Non sum qualis eram, mon cher Zimmermann! sans m'étonner d'avoir été enthousiaste, hexamétriste, ascète, prophète et mystique, il y a bien du tems, que je suis revenu, grâce à Dieu, de tout cela...... Platon a fait place à Horace, Young à Chaulieu, l'harmonie des sphères aux avis de Galuppi et aux symphonies de Jomelli, et le nectar des Dieux au Tokay des Hongrois.“ Mit diesen seine bisherige Idealität verhöhnenden Worten kündigt er im November 1762 dem Freunde seine völlige Metamorphose an. Schon damals begann er die innere Geschichte seiner Veränderung in einem, Agathon betitelten, biographischen Roman zu schildern, dessen Anfänge bis 1761 hinaufreichen.

„Ich schildere," schreibt er am 5. Januar 1762, „darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte." Indeß zogen ihn nicht nur störende Geschäfte, sondern auch mancherlei schriftstellerische Arbeiten — die Jahre 1762 bis 1766 gehörten zu den productivsten seines Lebens — von seinem Lieblingsplane ab.

Mit den „Erzählungen," welche durch leichtgeschürzte Reimform sich einschmeicheln, machte er den Sprung in die lascive Manier eines Lafontaine und Prior. Sollte nicht auch dem deutschen Dichter erlaubt sein, was in den Nachbarlanden mit Beifall aufgenommen war? Bedächtig gab er daher der zärtlichen Liebesschilderung Nadine (1762) die Aufschrift „eine Erzählung in Prior's Manier". Die meisten dieser schlüpfrigen Erzählungen sind Travestieen griechischer Mythen; der Titel, „komische" Erzählungen kam ihnen daher richtiger zu, als der später gewählte, „griechische." Diana und Endymion (1762), das Urtheil des Paris „nach Lucian" (1764), Aurora und Cephalus (1764) wetteifern in der Schilderung sinnlicher Lüsternheit mit den Dichtungen eines Crébillon und haben nichts von jener Naivetät, welche bei Ariost und Boccaz ähnlichen Scenen noch den Reiz der Anmuth leiht. Mit dem Vita proba, pagina lasciva entging Wieland nicht der Verurtheilung der sittlichen Kritik; den Schweizern erschien er als „der gefallene Engel."

Ausführlicher schilderte er den Gegensatz seiner jetzigen Weltansicht gegen die frühere in dem Roman: der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, „eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht" (1764).

Er hatte zu dieser flüchtig hingeworfenen Arbeit meist fremdes Eigenthum verwendet. Cervantes, dessen Don Quixote im Allgemeinen als Vorbild diente, Marivaux und die Verfasser der englischen Abenteurerromane boten den bunten Stoff dar, der, ohne zu innerer Einheit sich zu gestalten, in einander gearbeitet ward. Inzwischen hatte er 1763 den ersten Theil vom Agathon verfaßt; die Vollendung des Ganzen beschäftigte ihn noch einige Jahre, so daß 1766 das ganze Werk erschien. Er ist als der bedeutendste und seines Einflusses auf die Literatur halber als der folgenreichste unter Wieland's Romanen anzusehen. Da es die poetische Selbstschilderung des Dichters ist, so hing er stets an diesem Romane mit besonderer Liebe und war in den späteren Ueberarbeitungen bemüht, den psychologischen Zusammenhang noch sorgfältiger zu zeichnen und die Dichtung als Ganzes mehr abzurunden. In der zweiten Ausgabe (1773) kam „die geheime Geschichte der Danae“ hinzu, und in der letzten Ueberarbeitung (1794) bemühte er sich, „dem moralischen Plane des Werks durch den neu hinzugekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas die Krone aufzusetzen und vermittelst alles dieses das Ganze in die möglichste Uebereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen, um es der Welt mit dem innigsten Bewußtsein hinterlassen zu können, daß er wenigstens sein Möglichstes gethan habe, es der Aufschrift: quid Virtus et quid Sapientia possit, würdig zu machen.“

Gleich wie Wieland in der Einsamkeit und der frommen strengen Zucht des väterlichen Pfarrhauses und der lindenumgebenen klösterlichen Schule fern von den Berührungen mit der Welt aufwuchs und das Leben nur durch die Schilderungen, die seine Erzieher und seine Bücher ihm gaben, kennen lernte, so wird Agathon im heiligen Tempel

zu Delphi, im stillen Haine des Gottes unter sorgsam behütender Pflege erzogen; es ist der Jon des Euripides, der Knabe mit dem kindlich frommen, reinen Herzen. Aber die Zeit kommt, wo der Jüngling in die große Welt eintreten muß. In Athen, der Weltstadt, dem Mittelpunct der höchsten geistigen Cultur, der verfeinerten Sitte — Paris in Griechenland — sieht er sich plötzlich in eine neue Umgebung versetzt, wo das, was man ihn früher gelehrt, nicht mehr auszureichen vermag. Im Umgange mit dem skeptischen Philosophen Hippias lernt er seinen frommen Glauben als Schwärmerei verachten, und eine Danae macht ihm durch ihre Reize begreiflich, daß der Genuß des Lebens dem Sohne der Erdenwelt mehr gezieme und seiner Natur gemäßer sei, als die strenge Tugend, mit deren Grundsätzen man ihn für den Lebensweg hat ausrüsten wollen. Hier sehen wir unsern Dichter wieder im Verkehr mit Julie Bondeli und den Verehrern französischer Glückseligkeitsphilosophie. Die Ideale ziehen davon, und indem er die Welt nimmt, wie sie ist, begreift er die wahre Weisheit des Lebens, die Kunst, das Dasein an der Hand der Grazien weise und mäßig zu genießen. Klar sind hier die Gegensätze ausgesprochen, zwischen denen sich Wieland's Dichtungen hin und her bewegen, eine Welt schwärmerischer Ideale neben einer Wirklichkeit, in der man auf die Ideale Verzicht leistet und sich behaglich von dem breiten Strom des Weltwesens forttreiben läßt. Das Resultat ist ein negatives, und die wahre Lebensweisheit ist die lächelnde Ironie. Schon aus diesem Grunde mangelte der Composition des Agathon eben so sehr die höhere poetische Weihe als die innere Wahrheit. Für die Zeit seines Erscheinens ist vor Allem zu bemerken, daß er in directe Opposition gegen die Richardson'schen Tugendromane tritt, welche damals in

Uebersetzungen und Nachahmungen an der Tagesordnung waren; schon dadurch machte er Epoche. Zugleich aber war auch durch die Gewandtheit der Erzählung, deren Verdienst selbst Lessing's Anerkennung fand, ein Muster in der Romanprosa gegeben, das unserer Sprache überaus förderlich ward.

Wieland dachte über die kühle Lebensweisheit, mit der sich Agathon zufrieden giebt, nicht ganz so heiter, wie wir aus seiner Darstellung schließen möchten. „Wie oft," schreibt er im Anfange des Jahres 1765 an Zimmermann, „sehe ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück!" — „Urtheilen Sie," fährt er an einer andern Stelle fort, „mit welchem Muth ich in diesem Augenblick, da ich drei Tage hinter einander mit einer Inventarisation zugebracht, an einem mit Acten und Protokollen überlegten Tische sitzend, in diese Zeiten einer heitern, der Liebe und den Musen geweihten Jugend zurücksehe." Noch in dem Laufe dieses Jahres ließ er sich — mehr durch Zureden der Eltern und Freunde, als durch eigene Neigung — zu einer Heirath bewegen; er wählte die Tochter eines Augsburger Handlungshauses. Wenn er manchmal den Wunsch nicht verhehlt, sich durch eine reiche Partie eine unabhängige Stellung zu verschaffen, so erreichte er dies eben so wenig, als er die Ansprüche des Dichters bei der Wahl seiner Gattin zu Rathe gezogen hatte; sie soll die Werke ihres Mannes nicht einmal gelesen haben. Jedoch war sie eine treue, liebevolle Lebensgefährtin, eine treue Mutter der zahlreichen Kinderschaar, mit der sie ihn nach und nach beschenkte. Wenn auch die ersten Aeußerungen über das „kleine, ganz artige, liebenswürdige Geschöpf, das er sich, er weiß selbst nicht wie, von seinen Eltern und guten Freunden hat beilegen lassen," kalt und

gleichgültig klingen, so giebt er schon wenige Wochen später seinem Geßner von ihr mit wenig Worten eine Charakteristik, in welcher der Werth seiner jungen Frau warme Anerkennung findet: „Sie hat wenig oder nichts von den schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anlässe gehabt habe ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist, mit unserem Haller zu reden — gewählt für mein Herz und meinen Wünschen gleich — ein unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf." Gegen Zimmermann gesteht er, daß er glücklich genug gewesen sei, vielleicht die Einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugte seine Frau zu sein. „Ich habe sie so herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt hat." Es blieb sich diese innige Liebe auf allen Stufen des Lebens gleich. Jetzt war ihm das einsame Leben in Biberach nicht mehr so zuwider, wenngleich im Jahre 1766 der gesellige Verkehr in Warthausen aufhörte, indem der Graf Stadion nach Bönigheim zog. Es schmerzte Wieland, daß er noch zuletzt mit dem Grafen und la Roche in ein Mißverhältniß gerieth, indem er sich aus patriotischer Gewissenhaftigkeit im Interesse seiner Vaterstadt gewissen Ansprüchen des Grafen widersetzte. Erst nach einigen Jahren, da inzwischen der Graf 1768 gestorben war, stellten sich die freundlichen Beziehungen zu der Familie la Roche wieder her. Wenige Jahre später führte er seine Jugendfreundin in die Schriftstellerwelt ein, indem er ihren Roman „die Geschichte des Fräuleins von Sternheim," eine Nachahmung von Richardson's Clarissa, herausgab.

Verglich Wieland das häusliche Lebensglück, das er fast wider Erwarten gefunden hatte, mit den Träumen

seiner Jugendschwärmerei und den Phantasieen von Platonischer Liebe, die ihm lange Zeit zu schaffen gemacht hatten, so fand er in sich selbst den Antrieb zu einer Philosophie über das Wesen der Liebe und ihr Verhältniß zu dem Glück des Lebens. Zu diesem Ziel schien ihm die goldene Mittelstraße am sichersten zu führen; denn auch er setzte seine Zufriedenheit zum Theil auf Rechnung seiner gemäßigten Ansprüche. Aus solchen Lebensbetrachtungen erwuchs die Tendenz des romantischen Gedichts Iris und Zenide (1767), in welchem er die Liebe des Herzens sowohl der Platonischen als der sinnlichen Liebe gegenüberstellte. Da dies Gedicht, in welchem er den ersten Versuch machte die italienische Stanze in einer freieren Strophenform nachzubilden, unvollendet blieb, so faßte er seine Ansichten über anmuthigen Lebensgenuß, besonders insofern er durch das Glück einer zufriedenen, sanft das Herz erwärmenden, nicht leidenschaftlich bestürmenden Liebe bedingt wird, in dem Lehrgedichte Musarion oder die Philosophie der Grazien (1768) zusammen. Hält man diese lebensfrohe Schilderung gegen die schwerfälligen ernsten Lehrdichtungen jener Zeit, die leichte, lebendige Form gegen die schleppenden Alexandriner und Hexameter der Haller- Bodmerschen Schule, endlich die einschmeichelnde Lebensansicht gegen den weit prosaischeren Rigorismus der moralischen Didaktiker, so begreift man die lebhafte Theilnahme, mit der dieses Werk aufgenommen ward. Eben so sehr, wie Lessing's Kritik im Laokoon, machte es die alte Lehrdichtung verstummen. Täuschen wir uns gleich nicht mehr über die Schwächen der hier vorgetragenen Lebensweisheit, so war doch im Interesse der Poesie eine Bekämpfung der Engherzigkeit ein Verdienst, und zu einer poesievolleren Auffassung des Lebens, die sich jetzt raschen Schritts in der

Literatur Bahn bricht, hat diese Dichtung viel beigetragen. Goethe gedenkt des lebhaften Eindrucks, den sie bei ihrem ersten Erscheinen auf ihn machte.

Mit diesem Werke schloß Wieland die stille Zeit in Biberach. Agathon und Musarion hatten ihn auf die Höhe des Dichterruhms erhoben. Der Wunsch, von seiner einsiedlerischen Kanzleidirectorstelle erlöst und in eine literarisch gebildete Umgebung versetzt zu werden, ging endlich in Erfüllung. Der Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, berief ihn 1769 als Professor der Philosophie an die Universität Erfurt. Er war eins der wenigen Pfropfreiser moderner Bildung, welche auf den alten morschen Stamm der verfallenen Universität geimpft wurden, ohne mit ihm auch nur der äußeren Form nach verwachsen zu können. Wieland stand fast außer Verhältniß zu der eigentlichen Universität und spricht daher die Klage über die ihn umgebende Barbarei ebenso, wie vorher in Biberach, auch in Erfurt aus. An Geßner schrieb er am 18. October 1769: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit! Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaeso! was für ein Thaumaturge müßte ich sein!" Vier Tage in der Woche, an jedem zwei Stunden, hielt er Vorlesungen. Einige Studirende mochte sein Ruf herbeiziehn; die Zahl der Erfurter Studenten stieg von 25 auf 50. Angenehm war es indeß für ihn, dem Mittelpuncte des literarischen Verkehrs näher gerückt zu sein. Mit dem Halberstädter Kreise, namentlich mit Gleim und Jacobi, trat er in enge Freundschaftsverbindung. Klotz in Halle stand bei ihm in großer Achtung, und dessen getreuer Knappe Riedel, der seine

Berufung hauptsächlich veranlaßt hatte, war in Erfurt sein vertrautester Freund. Das Alles waren Beziehungen, die weder für Wieland's Charakter noch für die Richtung seiner Productivität günstig sein konnten. In seinen Briefen kommt die unmännliche Haltung, das vorsichtige Complimentiren nach allen Seiten niemals in so verletzender Weise zum Vorschein, wie in jener Zeit. Während er Gleimen als „Liebling der Musen und Grazien" schmeichelt und ihn nebst Jacobi zu der kleinen Anzahl von Dichtern und Schriftstellern zählt, welche nie genug schreiben können, sucht er durch Insinuationen gegen eben diese Freunde sich dem alten Bodmer freundlich zu erweisen, spottet über den alten tändelnden Gleim-Anakreon und läßt Jacobi den Verführten sein. Das ist es, was Lessing als Klotzianismus züchtigte. Er warnt Riedel sich in die Klotzischen Händel mit Lessing einzulassen; „es däucht mich doch," schreibt er ihm, „es gilt von Lessing, was Yorik vom Teufel sagt: widersteht dem Teufel, so flieht er euch! Es mag wahr sein; aber das Sicherste ist doch, vor ihm zu laufen, sobald man ihn erblickt." Deutlicher kann man nicht die Maxime, aller Polemik aus dem Wege zu gehen, aussprechen.

Auch die Poesie Wieland's geht eine Stufe tiefer hinab. Die Lehrdichtung die Grazien, ganz im Geschmack der Gleim'schen Anakreontiker gehalten, abwechselnd in Prosa und Versen tändelnd, war nur ein schwacher Pendant zu Musarion; die Grazie wird mit der Hetäre verwechselt. Sein Diogenes von Sinope war die Caricatur des cynischen Philosophen, der in Sterne's Manier zu einem sentimentalen Sonderling umgebildet ward. Riedel schmeichelte ihm dennoch mit dem Ausspruch, daß es das Beste sei, was Wieland geschrieben habe, und wie sollte er sich nicht selbst

zu diesem Glauben bekennen? Sein sittliches und ästhetisches Urtheil war so in die Irre gerathen, daß er 1771 die in jedem Betracht widerliche Erzählung Combabus mit Behagen ausmalen und sich einreden konnte, die freiwillige Entmannung als eine „Heldenthat" der Tugend und zwar mit aller Zucht und Delicatesse erzählt zu haben. Es macht ihm dabei wenig Bedenken, daß der Sieg der weiblichen Tugend lediglich die anatomische Keuschheit der in Combab verliebten Königin rettet.

An solchen Stoffen nährte der Dichter seine vorwiegende Neigung, die Schwäche der menschlichen Tugend, die unter scheinheiliger Maske versteckte Sinnlichkeit mit etwas lüsternem Satyrbehagen zu schildern. Im Neuen Amadis, „einem komischen Gedichte in achtzehn Gesängen" (1771), läßt er seinen Helden dergestalt sich im Reiche der sinnlichen Liebe herumtummeln, als ob ihm die Schlüpfrigkeit sinnlicher Schilderung die höchste poetische Ergötzung sei. Obwohl er in seinem Verklagten Amor (1772), der aus dem Himmel ausgewiesen und dann zurückgerufen wird, sich heiter zu rechtfertigen suchte, so wandten sich doch strengsittliche Gemüther entrüstet von ihm ab. Er selbst erschrak über die Gesellschaft, in die er hineingerathen war, als die Verfasser der rohesten Lascivitäten sich an ihn als ihren Chorführer drängten. Er hielt plötzlich an auf der abschüssigen Bahn und griff nach einer Stütze in der Rousseau'schen Philosophie.

Die Vorträge, die er in Erfurt über Geschichte der Menschheit hielt, hatten ihn mit Rousseau's politischen Theorieen näher bekannt gemacht. Einige Paradoxen desselben beleuchtete er in den „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" (1770). Nachmals machte er nach den Theorieen französischer Poli-

tiker den Plan zu einem Gemälde des idealen Staats, welches er 1772 unter dem Titel: Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian &c. ausführte, nach seiner Absicht „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten, was die Großen und Edeln einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben.“ Joseph II. hatte damals die literarische Welt zu großen Erwartungen erregt. Wieland nährte die Hoffnung, durch sein politisches Werk, das im Geiste des reformbegierigen jungen Kaisers verfaßt war, sich den Weg nach Wien zu bahnen, wo er bereits der gelesenste deutsche Schriftsteller war. Indeß fügte es sich zu seinem eigenen Heile bald anders.

Die Herzogin Anna Amalia von Weimar, seit 1758 nach dem Tode ihres frühverstorbenen Gemahls Regentin des Herzogthums, hatte sich mit großer Umsicht und Sorgfalt ihren Regentenpflichten und der Erziehung ihrer beiden Söhne Karl August und Constantin gewidmet. Der Hofmeister derselben war Graf Görz, der mit Ernst und Gewissenhaftigkeit seinem Amte vorstand. Er war mit Wieland befreundet und pflegte sich in manchen Fällen bei ihm Raths zu erholen. Um die Ausbildung der Prinzen, als sie dem Jünglingsalter entgegengereift waren, zu vollenden, schien niemand geeigneter zu sein, als der Verfasser des goldenen Spiegels; die Empfehlung des Freiherrn Karl von Dalberg, Statthalters zu Erfurt, entschied Amaliens Wahl. Wieland trat mit dem Titel eines kurmainzischen Regierungsraths aus den Diensten des Kurfürsten, der ihn höchst ungern entließ, und kam 1772 nach Weimar. Man bewilligte ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern, das ihm nachmals als lebenslängliche Pension blieb, und den Charakter eines herzoglich-weimarischen Hofraths.

Von jenem geistigen Leben, das Weimar nach wenig Jahren zu einer Stätte deutscher Literatur machte, war damals noch wenig vorhanden; doch fand Wieland schon einen für seine literarische Wirksamkeit geeigneten Boden vor. Die Herzogin war voll regen Eifers für geistigen Genuß, der mit den Jahren nur um so lebhafter hervortrat, als die Sorgen und die Geschäfte der Regierung sich während der eingetretenen glücklichen Friedensperiode verminderten. Wieland gewann ihre Neigung und ihr Zutrauen; er ward auch ihr Lehrer und belebte bei ihr das Interesse für vaterländische Literatur, welche bisher an deutschen Höfen nur geringe Geltung hatte. Bertuch, der Uebersetzer des Don Quixote, von Seckendorf, bewandert in ausländischer Literatur und ein geschickter Componist, von Einsiedel, ein humoristisches Talent, von Knebel, ein Zögling der Ramler'schen Schule, welcher, durch Wieland's Namen angezogen, einen Besuch in Weimar machte und dort als Erzieher des jüngeren Prinzen eine Anstellung erhielt, endlich Musäus, Pagenhofmeister in Weimar, später Professor am dortigen Gymnasium, bildeten einen Verein von vielseitigen Talenten, der durch Wieland's Einfluß einen neuen Antrieb zu literarischer Productivität erhielt. Gleim kam mehrmals zu Besuchen herüber, doch gab Wieland die Absicht auf, ihn nach Weimar zu ziehen. Theater und Capelle trugen ebenfalls zur Belebung des Geschmacks für Literatur und Kunst bei. Auf dem Hoftheater im Schlosse spielte bald nach Wieland's Eintreffen die vortreffliche Seyler'sche Truppe, bei der Eckhof, Brandes und Beil sich durch ihre Leistungen hervorthaten. Wieland, selbst musikalisch gebildet und ein Freund des Klaviers, das ihm bis ins späte Alter einsame Stunden erheiterte, wurde dadurch veranlaßt, das Singspiel

Alceste zu bearbeiten; es ward von Schweizer in Musik gesetzt und in ganz Deutschland mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Es war der erste Schritt zur ernsten deutschen Oper. Der Schloßbrand im Jahre 1774 unterbrach die Theaterfreuden.

Im Beginn seines Aufenthalts in Weimar bereitete Wieland ein großes literarisches Unternehmen vor, die Herausgabe des deutschen Merkur. Mit dem Jahre 1773 beginnend, begleitet diese Zeitschrift die Literatur eines an bedeutenden geistigen Bestrebungen reichen Vierteljahrhunderts, nicht reformatorisch, wie Lessing'sche Literaturbriefe, sondern mehr auf breiter Mittelstraße nach allen Seiten vermittelnd, im Geiste ihres rücksichtsvollen Herausgebers, zum Theil daher ein Schauplatz mittelmäßiger Talente. Aus Wieland's Briefen an Merck in Darmstadt, dessen gediegene Aufsätze mehreren Heften des Merkur zur Zierde gereichen, ersehen wir am besten, in was für prosaischen Nöthen sich oftmals der Redacteur befand und mit welchen Bitten und Klagen er Mitarbeiter zu seiner Zeitschrift pressen mußte. Allzu sehr verräth sich, daß der Merkur eine Finanzspeculation war, zu der Wieland durch die Rücksichten auf seine immer zahlreicher werdende Familie veranlaßt wurde, die daher mit dem Triebe, in das Räderwerk der Literatur einzugreifen, wenig zu schaffen hatte. Seine seitdem verfaßten Schriften pflegte er jedesmal zuerst durch seine Zeitschrift ins Publicum einzuführen.

So behutsam auch Wieland sich den kritischen Wortführern gegenüber benahm und noch vor kurzem in Bezug auf Lessing es für das Gerathenste gehalten hatte, vor dem Teufel davonzulaufen, damit man nicht gefaßt werde, so hatte er doch als Vertreter eines bestimmten Princips in der Literatur eine so scharf bezeichnete Stellung eingenom-

men, daß die Angriffe nicht ausbleiben konnten. Hauptsächlich gingen sie von der jüngeren Dichtergeneration aus, welche den Ernst der Gesinnung und die Kraft der dichterischen Genialität auf ihre Fahnen schrieb. Der Göttinger Dichterverein, der zu Klopstock sich hinneigte, vollzog 1773 bei der Geburtstagsfeier seines Meisters an Wieland's Schriften ein kritisches Autodafé, das großes Aufsehen erregte; Wieland's Idris und komische Erzählungen lagen zerrissen am Boden des Zimmers und wurden zu Fidibus verbraucht. Klopstock selbst hieß diese Opposition der Jugend gut und zielte unverkennbar auf Wieland's Schriften, als er in seiner Gelehrtenrepublik die Stelle schrieb: „Es war einmal ein Mann, der viel ausländische Schriften las und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhing; aber überall kamen sie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen." Goethe endlich, früher ein Verehrer Wieland'scher Dichtung, ward durch die sentimentale Alceste und die den Euripides allzu hochmüthig kritisirenden Briefe über dieselbe (im Merkur) zu der meisterhaften Persiflage „Götter, Helden und Wieland" veranlaßt, worin er mit keckem Humor der modernen Mattherzigkeit in der Darstellung der kraftvollen Gestalten der antiken Heldenwelt einen Spiegel vorhielt. Wieland suchte sich auf kluge Weise durch eine heitere versöhnliche Erklärung aus der Sache zu ziehen, welche, wie sie für seinen nachgiebigen Charakter

Zeugniß giebt, zugleich eine Vorahnung der künftigen Größe seines muthwilligen Gegners verräth. „Man muß die Herren", heißt es darin, „ein wenig toben lassen, und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten bei Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können."

Sowohl die Versetzung nach Weimar als die strengeren Angriffe der Kritik waren für Wieland's schriftstellerische Thätigkeit von günstigen Folgen. Die neue Umgebung läuterte und hob ihn. Er sagte sich von der frivolen Manier los, die mit den Schilderungen einer lockeren Sinnlichkeit ein ironisches Spiel trieb; die ernstere Lebensansicht trat mit dem Scherz wieder in Gleichgewicht. Der Roman Geschichte der Abderiten (seit 1774) lehnt sich wieder, wie Agathon, an die eigenen Lebenserfahrungen des Dichters an. In Biberach und Erfurt, wo er über die ihn umgebende Barbarei bald klagt bald lacht, machte er die Studien zu diesem Gemälde der Thorheiten des philisterhaften Bürgerlebens, in denen die Bewohner deutscher Städte damals recht tief steckten. Der Schauplatz ist wieder nach Griechenland verlegt, welches sein Abdera die Thorheiten griechischer Spießbürgerlichkeit büßen ließ. Wieland hat seinen Roman mit vielen lebendigen Darstellungen ausgestattet. Der Stil, obwohl auch diesmal von dem Vorwurf der Weitschweifigkeit nicht frei zu sprechen, hat vor andern Wieland'schen Romanen entschiedene Vorzüge, besonders in den ersten Abschnitten des Romans. Die Vollendung, bei der das Interesse des Dichters ermattete, erfolgte erst 1780.

Inzwischen ging über Weimar ein neuer Stern auf, neben dem der ältere mehr zurücktrat. Goethe kam 1775; bald zog er auch Herder nach sich. Es ist das schönste Zeugniß für Wieland's liebenswürdiges Naturell, daß er dem neidischen Gefühl, das unter diesen Verhältnissen sehr erklärlich gewesen sein würde, in seiner Brust keinen Raum gab, sondern sich an beide mit Wärme und ungeheuchelter Freundschaft anschloß. Herder's Persönlichkeit, welche das Bewußtsein der Ueberlegenheit seiner Umgebung oft auf eine lästige Weise fühlbar machte, drückte ihn mehr als Goethe's immer freundliche Offenheit, welche Wieland in dem ersten Stadium ihrer persönlichen Bekanntschaft zu einem jugendlichen Enthusiasmus hinriß. Niemals hat er sich mit so begeisterten Worten über einen Freund geäußert, wie über Goethe. „Ich lebe nun", heißt es in einem Briefe an Zimmermann, „neun Wochen mit Goethe, und lebe nun seit unserer Seelenvereinigung, die so unvermerkt und ohne allen Effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er ist in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat...... Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich!" In einem Briefe an Merck finden wir die schönen Worte: „Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? — Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können." So warm konnte freilich das Verhältniß nicht immer bleiben. Vorüberge=

hend macht sich auch Wieland's Empfindlichkeit, die eben so leicht zu erregen war, wie sie flüchtig vorüberging, in seinen Briefen Luft; allein die freundschaftliche Zuneigung begleitete sie doch den langen Weg, den sie noch zusammen wandelten.

Goethe's Nähe und Ermunterung wirkte gleich anfangs sehr anregend auf Wieland's dichterisches Schaffen. Er verließ auf einige Zeit die breitspurige Romanprosa und ergriff die poetische Erzählung. Wer verstand, so wie er, den Schwank, das Märchen, die abenteuerliche Rittersage in anmuthige Formen zu kleiden? Es verschwand die fran- zösirende Frivolität, die allem Romantischen den zarten Duft abstreifte; eine edlere Lebensansicht trat mit der Ro- mantik in Bund. Zum erstenmal treffen wir jetzt auf Aussprüche, wie der an Merck zur Rechtfertigung des Ju- lius von Tarent: „Ist es nicht interessant und zuträglich, daß uns auch edlere, höhere, kräftigere Menschheit, mit einem Wort heroische und idealische Menschheit lebendig dargestellt werde?" Hier redet nicht mehr der Verfasser des Combabus.

Gleich in den ersten romantischen Erzählungen, die mit 1776 ans Licht traten, dem Wintermärchen und Gandelin oder Liebe um Liebe übertraf Wieland Alles, was er bisher in Versen gedichtet hatte. Durch Goethe lernte er die ältere deutsche Erzählungspoesie kennen und trug dazu bei, den verkannten Hans Sachs zu Ehren zu bringen. Die Einwirkung dieser Lectüre er- kennen wir in der einfachen, würdigen Haltung der Er- zählung Geron der Adlige (1777). Rasch hinterein- ander folgten das Sommermärchen, der Vogel- sang oder die drei Lehren, Schach Lolo und an- dere. Seine Quellen waren die morgenländischen Mär-

chensammlungen so wie die älteren französischen Rittergeschichten und Fabliaux. In diesen fand er auch den Stoff zu seinem Meisterwerke, Oberon (1780), anfangs in vierzehn Gesängen, die nachmals in zwölf zusammengezogen wurden. Er schließt mit dieser Dichtung gleichsam seine poetische Laufbahn ab; denn alles Folgende bleibt hinter den bisher erwähnten Dichtungen zurück und ist, was die Theilnahme der Nation betrifft, in Vergessenheit gerathen. Bei keiner andern Arbeit hat er auch so sehr die ihm ungewohnte Mühe des langsamen dichterischen Schaffens gefühlt, so daß er nicht selten in seinem Unwillen meint, kein deutscher Dichter habe davon einen Begriff, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, es hätte sich in der nämlichen Zeit gar Vieles, das mehr Masse mache, also etwa ein dreibändiger Roman, produciren lassen, eine Betrachtung, die freilich dem nicht geziemt, der für die Ewigkeit arbeiten will.

In dem Oberon belebte der Dichter das Interesse an der epischen Erzählung durch eine geschickte Verschlingung mehrerer Handlungen. Er rechtfertigt sich darüber in dem Vorbericht zu der Ausgabe des Gedichts in der Sammlung seiner Werke: „In der That ist Oberon nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt, nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia und der Aussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine

Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden als Werkzeugen seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die meines Erachtens das Verdienst der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnehmung an den sämmtlichen handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könnte."

Mag nun gleich dem Dichter die Verschlingung der Handlungen nicht durchaus gelungen sein, so ist doch insofern dem Ganzen ein inneres Band gegeben, als die zufällig scheinenden Begebenheiten gleichsam unter der Leitung einer waltenden höheren Macht stehen und trotz aller Schwierigkeiten und Unfälle durch eine gütige Vorsehung zum erwünschten Ziele geführt werden. Die Form ist den italienischen Ritterdichtungen nachgebildet. Die Stanze nahm er jedoch auch in dieser Dichtung nicht in ihrer ursprünglichen Form herüber, sondern beharrte in der Ansicht, daß sie durch willkürliche Behandlung an Beweglichkeit und lebendiger Abwechselung gewinne. Jedoch würde er bei correcterer Nachbildung eine größere Gleichheit des Tons der Erzählung erreicht haben. Dessenungeachtet bleibt dies Werk eine der ausgezeichnetsten Dichtungen im modernisirten romantischen Epos, welche selbst die romantische Schule, die mit großer Vornehmheit auf Wieland herabsah, nicht hat übertreffen können. Goethe sandte ihm einen Lorbeerkranz als Zeichen der Anerkennung; daß diese aus dem Herzen kam, beweisen dessen Worte an La-

vater: „so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleibt, wird auch Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“ In Weimar „waren seine Actien gestiegen;“ sein dichterisches Selbstgefühl hatte sich gehoben, weßhalb er über die kalte Art, womit das Publicum diese Gabe hinnahm, in nicht geringe Entrüstung gerieth. An Merck schreibt er in der Sprache der Kraftgenie's, deren er sich in den Briefen an ihn nach Goethe's Beispiel gern bediente: „Die abermalige hündische Gleichgültigkeit, womit Oberon aufgenommen worden, besonders das tiefste Stillschweigen, das Alle, die ihre Kniee vor dem Baal zu Hamburg beugen und die nun einmal seit etlichen Jahren den Ton in Deutschland angeben, beobachten, macht mir von dieser Seite die ganze Nation ekelhaft.“ Am meisten Anerkennung fand Wieland auch mit dieser Dichtung in Oestreich, wo die Alxinger und Müller mit einer Reihe von Rittergedichten in die Fußstapfen des Oberon traten. Wieland kehrte auf das Gebiet der romantischen Erzählung nur noch in der Dichtung Clelia und Sinibald (1783) zurück.

Während dieses Jahrzehends, in welchem wir Wieland's poetische Productivität zuletzt begleitet haben, verfloß sein äußeres Leben so ruhig, daß er sich nur selten von seinem geliebten Weimar entfernte; der Wunsch, es mit einer andern Stadt zu vertauschen, war gar bald für immer verschwunden. Eine Reise an den Rhein unternahm er im Jahre 1777, besuchte Merck in Darmstadt, dem er sich für viele werthvolle Beiträge zum Merkur verpflichtet fühlte, lernte in Frankfurt Goethe's Mutter persönlich kennen und reiste dann nach Mannheim, wohin er geladen war, um sein Singspiel Rosamunde zur Aufführung zu bringen. Diese Hoffnung ward durch den Tod des Kurfürsten

von Bayern getäuscht; jedoch wurden ihm die Reisekosten vergütet, eine kostbare Tabatière war als Zeichen der Anerkennung willkommen. Erst 1779 erschien Rosamunde auf der Mannheimer Bühne. Der Dichter muß selbst bekennen, daß sein Singspiel „ein dummes Ding sei, das weder gedruckt [was er dennoch geschehen ließ] noch anderswo als etwan in Gotha und Weimar aufgeführt werden könne und dürfe." — „Nach dieser letzten mißlungenen Probe", fährt er in dem Briefe an Merck fort, „erkenne und bekenne ich vor Gott und Menschen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatische Composition habe."

Wenn wir Wieland's literarisches Leben nach dem Erscheinen des Oberon verfolgen, so können wir uns kürzer fassen, weil die Jahre der Entwickelung vorüber sind. Der Mittelpunct seiner Beschäftigung war der Merkur, den er durch seine eigenen Aufsätze vornehmlich über Wasser zu halten hatte. Mit dem Jahre 1790 suchte er seiner Zeitschrift mehr aufzuhelfen, indem sie als Neuer deutscher Merkur ihr zweites Stadium begann. Doch konnte sie mit der Zeitbewegung nicht gleichen Schritt halten; Wieland war froh, die Redaction 1796 in Böttiger's Hände übergeben zu können. Seine Aufsätze für den Merkur sind popularphilosophische Abhandlungen, historische Berichte und politische Räsonnements, zu denen die französische Staatsumwälzung Veranlassung gab. Ueberall tritt in diesen Wieland's klares, erfahrenes Urtheil hervor; in der aufgeregten Zeit war er vor enthusiastischen Verirrungen auf der Hut; er blieb Skeptiker und ward als ruhiger Beobachter der Ereignisse nicht selten ein Seher der Zukunft, wie er denn z. B. Napoleon's militärische Dictatur lange vorher voraussah. In seinem philosophischen Urtheil stand er auf der Seite der Aufklärer, ein Anwalt des gesunden

Menschenverstandes, so daß er dem Standpuncte der Allgemeinen deutschen Bibliothek nicht fern war. „Die Wahrheit," äußert er einmal, „flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer eifrigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten und genießt ihrer, wie die Luft, die er athmet, ohne daran zu denken." Die Kantische Philosophie konnte ihn daher nicht ernstlich anziehen, obschon sein Schwiegersohn Reinhold ihr eifriger Anhänger und Verkündiger ward. Wieland's Denkungsart hatte eine innigere Wahlverwandtschaft mit der Lebensansicht eines Horaz und Lukian.

Die Uebersetzungen dieser Schriftsteller können hauptsächlich als seine poetischen Arbeiten von 1780—1790 angesehen werden. In den Grundsätzen, die er als Uebersetzer befolgte, weicht er von Voß sehr ab. Er wollte das Original nicht, wie dieser, in möglichster Worttreue und mit der Färbung des Zeitalters, dem der Verfasser angehört, wiedergeben, sondern richtete sein Bestreben dahin, ihn als einen der Unsrigen reden zu lassen. Indem er durch sorgfältiges Studium den Geist seines Autors zu erfassen suchte, verfuhr er willkürlich mit der Form und opferte dem eigenen Geschmacke die Eigenthümlichkeit des Originals. Seine Uebersetzungen gewannen dadurch an Popularität und Faßlichkeit für den nichtgelehrten Leser, wie er auch durch Einleitungen und Anmerkungen in die Geschichte und Sitten des Zeitalters auf geschmackvolle Weise einführte. Von dieser Seite erwarben sich die Uebersetzungen von Horazens Briefen (1782) und Horazens Satiren (1786) auch den Beifall der Kenner des Alterthums. Seine Uebersetzung von Lukian's sämmtlichen Werken erschien 1788 und 1789 in sechs Theilen.

Der Beschäftigung mit Lukian verdanken mehrere verwandte Schriften Wieland's ihr Entstehen. In der Manier des geistvollen Griechen schrieb er die Göttergespräche (1791—93) und die Gespräche in Elysium. Auf diesem Boden bewegt sich auch der Roman Peregrinus Proteus, ein nach den von Lukian gegebenen Grundzügen ausgeführtes Charaktergemälde eines philosophischen Schwärmers (1789 im Merkur, dann 1791 in zwei Bänden) und Agathodämon „aus einer alten Handschrift," ein mehr didaktisch gehaltenes Seitenstück zu dem vorigen Roman.

Seit 1793 arbeitete er mit großem Fleiße an der Revision seiner sämmtlichen Werke, welche er die Freude hatte zu einer Zeit, wo der Abend seines Lebens begonnen hatte und der Stern seines Dichterruhmes schon im Sinken war, in einer von Göschen veranstalteten prachtvollen Ausgabe vor das Publicum treten zu sehen. Ihr widmete er „die heitersten Tage und Stunden seines Lebens."

Der Eintritt ins Alter ließ ihn noch glückliche Jahre hoffen. Er erfreute sich einer festen Gesundheit. Seine neun Kinder, welche ihm von vierzehn, mit denen seine „kleine" Frau ihn beschenkt hatte, geblieben waren, gediehen zu seiner Freude, seine Töchter wurden glücklich verheirathet; seine Vermögensumstände ließen ihn ohne Sorge in die Zukunft blicken. Machte ihm auch die Kritik manchen Verdruß, selbst die Goethe- Schillerschen Xenien, die ihm, wenn auch mit rücksichtsvoller Feinheit, einige unangenehme Wahrheiten sagten, so wurden ihm doch auch wieder bei seiner Schweizerreise im Jahre 1797 so viele Beweise der Liebe und Verehrung zu Theil, daß er mit Selbstzufriedenheit auf seine schriftstellerische Laufbahn zurückblicken konnte.

Ein reizender Aufenthalt an den Ufern des Züricher Sees hatte ihm stärker denn je die Lust zum Landleben erregt. Bald nach seiner Heimkehr brachte er den Entschluß zur Ausführung; er kaufte ein Landgut zu Osmannstedt, drei Stunden von Weimar. Geschäfte der Landwirthschaft wechselten seitdem mit literarischen Arbeiten ab, und der Besuch von Freunden erheiterte ihm manchen Tag. Goethe hebt in der liebevollen Schilderung Wieland's hervor, „wie er gerade hier in seiner Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.“ Hier sah ihn auch nach einer fast dreißigjährigen Trennung seine Jugendgeliebte, Sophie la Roche, wieder, voll warmer Erinnerung an den Moment, wo sie vor 49 Jahren ihn das erste Mal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach belauschte, und an jene schönen Stunden, wo er ihr die ersten Entwürfe, die ersten Ahnungen seiner literarischen Zukunft mittheilte.

In der idyllischen Zurückgezogenheit verweilte sein Geist am liebsten in den herrlichen Zeiten attischer Bildung. Er begann 1796 die Herausgabe des Attischen Museums, das vornehmlich dazu bestimmt war, die Geisteserzeugnisse jener Bildungsperiode auf den heimischen Boden zu verpflanzen. So wie Wieland uns zuerst den deutschen Shakspeare schenkte, so war er auch einer der Ersten, welche das attische Drama durch Nachbildungen uns näher brachten. Verdienstlich war vorzüglich die Uebertragung einiger Lustspiele des Aristophanes. Daran schloß sich das umfassende Gemälde des Platonischen Zeitalters Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. Als getreue Schilderung griechischer Bildungszustände übertrifft dieser histo-

rische Roman, der 1800—1802 in vier Theilen erschien, alle seine früheren, wenn gleich die weitschweifige Briefform, worin ganze Abschnitte über die philosophischen Systeme der Sokratischen Schulen Aufnahme gefunden haben, ihn nicht zu einer künstlerischen Abrundung der Form gelangen ließ. Gleichsam als Fortsetzung dieser philosophischen Betrachtungen erwähnen wir kurz die Euthanasia, „drei Gespräche über das Leben nach dem Tode" (1805), deren Resultat auf die Resignation des Skeptikers hinauskommt und sich in der Behauptung zusammenschließt, es möge vielleicht besser gewesen sein, wenn die Menschen nichts anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sei. Menander und Glycerion „als Taschenbuch auf 1804" und Krates und Hipparchia „als Taschenbuch auf 1805" führen uns wieder zu der Geschichte griechischer Philosophie.

Das neue Jahrhundert hatte ihm gleich im Beginn schmerzliche Erschütterungen gebracht. 1801 verlor er seine treue Lebensgefährtin. Neben einer kurz vor ihr dahingeschiedenen geliebten Pflegetochter, einer Enkelin der Sophie la Roche, erhielt sie ihr Grab im Garten von Osmannstedt. Seine ländliche Besitzung hatte für ihn seitdem keinen Reiz mehr, wenngleich seine Töchter der Wirthschaft vorstehen konnten. Verluste bei der Landwirthschaft kamen hinzu, ihm den Verkauf des Gutes wünschenswerth zu machen, den er 1803 glücklich zu Stande brachte. Nur die theure Grabstätte behielt er sich vor, um neben den Geliebten auch seine Ruhestätte zu finden.

Er ward in Weimar herzlich empfangen; man bemühte sich ihm den Rest seines Lebens durch zarte Aufmerksamkeit zu verschönern. Mehrere Sommer verlebte er auf den her=

zoglichen Lustschlössern Tiefurt und Belvedere. Im Theater war ihm ein Platz in der herzoglichen Loge eingeräumt. Mit Goethe stand er im freundlichsten Verhältniß. Es erinnert uns an den Lorbeerkranz nach der Vollendung des Oberon, wenn Goethe bei der ersten Aufführung des Torquato Tasso die Büsten Schiller's und Wieland's von den beiden Fürstinnen bekränzen ließ. Dagegen ließen ihn die Wortführer der romantischen Schule die „göttliche Grobheit" ihrer Kritik fühlen, seitdem Friedrich Schlegel die Loosung gegeben hatte mit der Edictalladung im Athenäum (1799), kraft deren, „auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crébillon, Hamilton und vieler Autoren über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland Concursus creditorum eröffnet und, weil mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horaz, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zustehende Eigenthum sich vorgefunden, jeder, der ähnliche Ansprüche habe, sich zu melden vorgeladen wurde." Wieland tröstete sich damit, daß, wenn nach dem Maßstabe der Schlegel nur Homer, Shakspeare und Goethe Dichter seien, er noch in sehr großer und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen sei. Das ganze Treiben der Romantiker fand er jedoch „unausstehlich;" man springe mit dem Verstande um, als ob ihn der liebe Gott vor die Säue geworfen hätte; mitunter wollte ihn bedünken, die Barbarei klopfe wieder an die Pforten.

Es war ihm nicht erspart, die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1806, von denen Jena und Weimar schwer heimgesucht wurden, zu erleben und Deutschlands Erniedrigung mitzufühlen. Auch die Feinde bewiesen ihm eine achtungsvolle Rücksicht. Während der Plünderung Weimars war sein Haus durch eine Wache geschützt; Marschall

Ney ehrte ihn durch einen Besuch. Kaum hatten sich die äußern Wolken verzogen, als 1807 der Tod der Herzogin Amalie das Land in Trauer versetzte, auch für Wieland ein schmerzlicher Verlust. Um sich durch geistige Beschäftigung von der trüben Gegenwart abzuziehen, entschloß er sich trotz seines hohen Alters zu einer Uebersetzung der Briefe Cicero's, mit der er umfassende gelehrte Forschungen über die Zeitfolge derselben und die geschichtlichen Zustände jener Periode der sinkenden Republik sich zur Aufgabe machte. Bei dieser Wahl leitete ihn zugleich das Gefühl einer geistigen Verwandtschaft. Auch ihm war die humane, von leidenschaftlicher Parteinahme sich fernhaltende Denkweise eigen, welche sich in Cicero's Briefen kund giebt, und, wenn er früher zur Entschuldigung seines complicirten Periodenbaues sich damit gerechtfertigt hatte, daß er seinen Stil nach Cicero gebildet habe, so war eben sein Stil und seine ganze gleichmäßig dahinfließende Darstellungsweise vorzüglich geeignet, den eleganten kunstvollen Bau und die feine Urbanität des Ciceronianischen Ausdrucks nachzubilden. Von 1808 bis 1812 erschienen fünf Bände seiner Uebersetzung, welche nachmals durch einen sechsten und siebenten von Gräter beendigt wurde.

Während auf dem Fürstencongreß zu Erfurt im Jahre 1808 die Machthaber über die Geschicke Europa's disponirten, blieb auch Wieland so wenig wie Goethe von den kaiserlichen Besuchen in Weimar unberührt. Es lag Napoleon daran, die Koryphäen des deutschen Geistes durch seine Persönlichkeit zu gewinnen. Als der greise Dichter auf dem zu Ehren der kaiserlichen Gäste veranstalteten Hofball nicht erschienen war, ließ ihn der französische Kaiser eigens in einem Hofwagen holen und unterhielt sich mit ihm und Goethe sehr angelegentlich über Gegenstände

der Literatur. Nachmals wurden Wieland und Goethe noch einmal zum Frühstück geladen und von Napoleon sehr wohlwollend behandelt. Er erhielt wie Goethe den Orden der Ehrenlegion und vom Kaiser Alexander den St. Annenorden.

Als er 1809 von einer schweren Krankheit genesen war, trat er noch in den Freimaurerbund. „Wie froh er in denselben getreten," sagt Goethe, „wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut ...... und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar erkannt." Seine feste Gesundheit leistete den Beschwerden des Alters lange Widerstand. Von einem Beinbruche, den er 1811 erlitt, erholte er sich über Verhoffen schnell. Allein im Januar 1813 stellten sich plötzlich schlagartige Zufälle ein, welche seine Lebenskraft erschöpften. Er starb am 20. Januar 1813 mit der ruhigen Fassung, welche ihn durch's Leben begleitet hatte, man kann hinzusetzen, mit dem Lächeln des Skeptikers, dem das „Was ist Wahrheit?" stets auf den Lippen schwebte. Die Worte To be or not to be hörte man ihn auf dem Sterbebette, bald englisch bald deutsch, mehrmals wiederholen.

Am 24. Januar wurde auf Veranstaltung der Logenbrüder in Bertuch's Hause die irdische Hülle des Dichters ausgestellt; auf dem Deckel des Sarges lagen Oberon und Musarion, mit einem Lorbeerkranze umwunden. Goethe hielt die Trauerrede, Worte der reinsten Anerkennung der unbestreitbaren Verdienste des seltenen Mannes. Nachdem die Leiche in der folgenden Nacht nach Osmannstedt geschafft war, wurde sie am 25. Januar von Maurerbrüdern

unter dem Geläute der Dorfglocke zu der von dem Dichter längsterwählten Ruhestatt getragen und neben den Ueberresten seiner ihm vorangegangenen Gattin eingesenkt. Eine Rede des Oberconsistorialraths Günther und der Gesang „Wie sie so sanft ruhn" beschloß die wehmüthige Feier. Eine von Wieland selbst verfaßte Inschrift bezeichnet die drei Gräber auf dem einsamen Gartenplatz zu Osmannstedt:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Zweites Buch.

Von Herder's und Goethe's erstem Auftreten bis zu Schiller's Tode.

ca. 1770 — ca. 1805.

Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Nationalliteratur.

Inhalt.

Die neue Richtung der Literatur. Streben nach Natur und Wahrheit. Sturm und Drang. Hamann. Herder. Goethe. Claudius. Gerstenberg. Lavater. — Göttinger Dichterbund. Boie. Bürger. Hölty. Miller. Voß. Die Grafen Stolberg. Leisewitz. — Dramatische Dichtung. Lenz. Klinger. Maler Müller. Ritterschauspiele und Familiengemälde. Schröder. Iffland. Kotzebue. — Goethe. Schiller und die Weimarer Bühne. — Epische Dichtung. Uebersetzungen des Homer. Voß. Goethe's Hermann und Dorothea. — Lyrische Dichtung. Goethe. Schiller. Schubart. Die Göttinger. Matthisson. Salis. Tiedge. — Der Roman. Goethe. Miller. Heinse. Klinger. J. G. Müller. Knigge. Thümmel. Hippel. Musäus. — Philosophie. Jacobi. Kant. — Naturwissenschaften. Forster. Goethe. — Geschichtschreibung. Gatterer. Schlözer. Iselin. Herder. Möser. Joh. v. Müller. Schiller. Spittler. Publicistik und Politik. — Theologie. Geistliche Beredsamkeit. Reinhard.

Nachdem der siebenjährige Krieg das Blut in dem trägen deutschen Reichskörper in lebendigere Bewegung gesetzt hatte und bald nach dem Eintreten einer behaglichen Friedenszeit die Ankündigung der Reformpläne Joseph's II. wie ein Frühlingshauch über die deutschen Landschaften sich

Die neue Richtung der Literatur. Streben nach Natur und Wahrheit.

verbreitete, Hoffnung erweckend auf eine Neugestaltung der nationalen Verhältnisse, brach sich auch in der vaterländischen Literatur mit raschen Schritten ein erhöhtes Leben Bahn. Das Rechtsbewußtsein, das Gefühl persönlicher Würde, Vaterlandsliebe und Nationalstolz wurden eine sittliche Grundlage für die geistige Bewegung, die unserer Literatur eine neue Richtung vorzeichnete. Wie weit die Häupter und Leiter der bisherigen Literatur diese vorbereitet und dazu mitgewirkt hatten, ist schon oben an mehreren Stellen angedeutet worden. Klopstock hatte, so viel ihm auch zu einem nationalen Dichter fehlte, doch die Selbstständigkeit des deutschen Volksthums und der deutschen Poesie insbesondere mit beredten Worten hervorgehoben und das stolze Bewußtsein, einer großen Nation anzugehören, wenigstens durch geschichtliche Rückblicke zu wecken und zu nähren gesucht. Lessing zerbrach mit siegender Kritik die lähmenden Fesseln der französischen Theorieen und gab dem thatendurstigen Drange, dem die Gegenwart jede andere Bahn verschloß, die Richtung auf das Drama.

Es eröffnete sich jetzt dem dichterischen Genius eine neue, unbegrenzte Welt, von der, wie man bekennen mußte, die deutsche Poesie bis dahin wenig mehr als die Küsten umfahren hatte. Wo war ein Dichter, der die Bühne mit den titanenhaften Gestalten Shakspeare's belebt hätte, mit denen sich jetzt die Phantasie des jüngeren Dichtergeschlechts erfüllte? Wo war ein Dichter, der den Genius griechischer Kunst, wie ihn Winckelmann's Begeisterung als höchstes Ideal der Schönheit lebendig vor die Seele stellte, in seinen Dichtungen wieder hervorgezaubert hätte? Noch waren wir diesen Höhen fern geblieben. Die Jugend jedoch, welche sich der werdenden Literatur bemächtigte, war darin einig, daß der Weg dahin nicht durch die Regeln

und Satzungen der Kunsttheorieen gefunden werde, sondern daß zum Höchsten nur das „Genie" gelange und dies seinen Ausgangspunct lediglich von der Natur zu nehmen habe.

In jenem Zeitalter sittlicher Verdorbenheit und Verschrobenheit, das die Ahnung des herannahenden Zerbrechens der morschen, haltlos gewordenen Formen nicht los wird, hat der Ruf nach Natur und Wahrheit eine tiefe Bedeutung. Auf dieses Ziel sind die Ideen Rousseau's gerichtet, welche er mit der Fülle einer glänzenden Beredsamkeit umkleidete. Seine Schriften hatten den edelsten Theil der gebildeten Welt auf ihrer Seite. Die Erziehungslehre seines Emile war ein Angriff auf die Naturwidrigkeit unserer modernen Culturzustände. Alle Erziehungs- und Unterrichtstheorieen, die an ihn anknüpften, verkündeten das Evangelium der Natur und der Freiheit individueller Entwickelung. Sie trafen mit der rationalistischen Aufklärung zusammen in dem Drange, die Schranken des Herkommens zu durchbrechen und die allgemeine Volksbildung von den beengenden Formen des gelehrten Dogmatismus zu befreien.

Das Streben nach Reform greift gleichmäßig in das Gebiet der Poesie wie der Wissenschaft ein; allein in seiner höheren Richtung unterscheidet es sich wesentlich von dem demonstrativen Mechanismus der einseitigen Verstandesaufklärung. Gerade im Gegensatz gegen diesen macht sich das Princip der genialen Subjectivität, der geistigen Unmittelbarkeit geltend. In dieser Hinsicht haben wir auf Hamann zurückzugehen; denn an ihn wie andrerseits an Lessing knüpft die literarische Thätigkeit Herder's an.

Hamann. Hamann, welcher, fern von den Kreisen der Fachgelehrten, in ärmlichen Verhältnissen die Mühen des Lebens

trug, fand für sein inneres Bedürfniß, das ihm unter schweren Seelenkämpfen zu lebendigem Bewußtsein gekommen war, bei der Schulgelehrsamkeit keine Befriedigung. Seine Sehnsucht wandte sich zu der Einfalt der Bibel, zu den kindlichen Urzuständen der Menschheit, zu der Heilslehre des Evangeliums. Die populäre Aufklärungsphilosophie fand an ihm einen energischen Gegner, wie nachmals die kritische Philosophie Kant's. Er bekämpfte die auf die Anhäufung des Stoffs gerichtete systemsüchtige Gelehrsamkeit; was der Verstand trennt, soll die geniale Anschauung vereinigen. Mit glücklicher Divination dringt er in das weite Gebiet des Wissens und erhellt manchmal mit Lichtblicken die Pfade des Forschers; dann hüllt er sich wieder in mystisches Dunkel und greift, unruhig hin- und herspringend, zu geheimnißvoller Prophetensprache, „der Magus aus Norden." Lange blieben daher seine in eine seltsame Sprache eingekleideten Aphorismen unverstanden und unbeachtet. Erst durch Herder erhielten sie ihre Deutung für die jüngere Mitwelt.

Herder. **Herder**, der seinen Geist an Hamann's Ideen genährt hatte, führte sie mit dem Ungestüm jugendlicher Begeisterung und Beredsamkeit in die Welt ein. Im Sinne Hamann's verfolgte sein geistiges Streben das ideale Ziel, Philosophie und Religion, Geschichte und Poesie in einen einzigen Brennpunct zu vereinigen. Alle Kräfte und Richtungen des menschlichen Geistes, alle Culturentwickelungen der verschiedenen Zeiten und Völker mußten ihm dazu dienen, die „Humanität" als das Ziel menschlicher Cultur darzustellen. Die Poesie war ihm nach Hamann's Ausdrucke „die Muttersprache des menschlichen Geschlechts." Ihre Töne schienen ihm am meisten aus dem Kindesalter der Menschheit, aus den einfachen Liedern unverdorbener Völker

entgegenzuklingen. Sein erster stürmischer Eifer erhob sich daher gegen das Formenwesen der Kunstpoesie; er drang auf Natur und Einfachheit. Homer, Ossian, Shakspeare wurden als die höchsten Vorbilder hingestellt, welche, vom Regelnzwange unbeirrt, Alles ihrer genialen Natur zu verdanken gehabt hätten. Hier war es die Hinweisung auf die Volkslieder, welche das echte Lied und die Ballade bei uns einführten, dort die Lobpreisung Shakspeare's, welche Lessing's kritisches Urtheil im Sinne der Verehrer der Volksdichtung verstärkte.

Goethe.

Goethe's erste Dichtungen, eine Erfüllung der Herder'schen Doctrin, wirkten mit gewaltiger Kraft durch ganz Deutschland. Durch den Götz von Berlichingen lernte man Shakspeare's Dramen verstehen; nach wenig Jahren ging der große Brite über die deutsche Bühne, seit Schröder in Hamburg mit der Aufführung des Hamlet Bahn gebrochen hatte.

„Sturm und Drang."

Den Zeitraum von Lessing's Dramaturgie und Herder's Fragmenten über die neuere deutsche Literatur bis zu Schiller's Räubern, also ungefähr die siebziger Jahre des Jahrhunderts, hat man (nach einem Lustspiele Klinger's) die Sturm- und Drangperiode genannt. Kräftige Erregung des Gemüths und titanischer Uebermuth steht im Bunde mit weichherziger Sentimentalität. Wie man sich kühn über die Welt erhob, über die Anforderungen der Wirklichkeit sich hinwegsetzte und die Verhältnisse durch die geniale Persönlichkeit sich zu unterwerfen unternahm, eben so wehmüthig war die Resignation und der Schmerz der unbefriedigten Sehnsucht. Im Hamlet, der unter der Last einer Aufgabe, die er nicht zu erfüllen vermag, in schwermüthig-grübelnder Selbstanklage verzagt, bespiegelte sich „die thatenlose, aber thatendurstige Jugend" am liebsten;

es ist, als ob plötzlich ein gleicher Pulsschlag das Blut der dichtenden Jugend bewege. Die Dichtervereine erneuern sich, wie ein Menschenalter vorher, aber mit lebendigerem und tieferem Geiste. Goethe und seine rheinländischen Genossen, sowie den Göttinger Dichterbund, alle verknüpft unter einander ein gleiches Streben, eine gleiche Hoffnung, ein gemeinsames Band, das im Süden bis zu Lavater in Zürich, im Norden bis zu Claudius in Wandsbeck und Gerstenberg in Kopenhagen hinreicht und sich hier auch mit Klopstock berührt.

Claudius. Matthias Claudius trat in seiner Volksschrift der Wandsbecker Bote für die kindliche Unmittelbarkeit des Gefühls, für die Einfalt des evangelischen Glaubens, für schlichte Volkspoesie in die Schranken. Einige seiner frischen Lieder, die noch im Munde des Volkes fortleben, waren ein Beleg für Herder's Theorie. Klopstock gesellte sich mehr als Barde, denn als Messiasdichter, zu dem jüngeren Kreise, der ihm als dem nationalsten Dichter seine Huldigungen darbrachte.

Gerstenberg. Gerstenberg schloß sich in seinen „Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur" (1766. 67., auch die Schleswigschen Literaturbriefe genannt) an die Lobpreiser der Bardenpoesie und der Shakspearischen Dramen an und war in seinem Trauerspiele Ugolino (1768) einer der Ersten, welche den Sturmschritt der leidenschaftlichen Gemüthserregung zu dramatischen Effecten verarbeiteten. In seine und Herder's ästhetische Glaubensartikel stimmten die Frankfurter gelehrten Anzeigen ein, an denen Herder persönlich Antheil nahm und auch Goethe ein eifriger Mitarbeiter war.

Lavater. Lavater, der Magus des Südens, verschmolz das Prophetenthum des religiösen Gefühls mit dem Cultus des

Genius und förderte insbesondere durch seine Physiognomik, die in den geringfügigsten Aeußerlichkeiten des Menschen seine geistige Bestimmung zu erfassen vermeinte, die eitle Selbstbespiegelung der Individualität und das Selbstbewußtsein der Genialität. In all dieser gewaltsamen Anspannung, so sehr sie auch manchmal zur Uebertreibung wird, birgt sich doch so viel gesunde und frische Kraft, ein so wesentlicher Fortschritt in tieferer Auffassung menschlicher Seelenzustände und in freier poetischer Entwickelung, daß die bis dahin in der Kritik tonangebenden Leipziger und Berliner Literaturkreise mehr und mehr zurückblieben, und Schriften, wie Nicolai's allgemeine deutsche Bibliothek und Sulzer's allgemeine Theorie der schönen Künste, nur noch als Zeugnisse von der Flachheit einer glücklich überwundenen Literaturperiode gelten konnten.

Göttinger Dichterbund.

Die wissenschaftliche Richtung der Universität Göttingen ließ keineswegs erwarten, daß von dort etwas Bedeutendes für deutsche Dichtung geschehen werde. Haller und nach ihm Kästner, die einzigen Dichternamen Göttingens, hatten mit dem Betreten des Lehrstuhls auf der Göttinger Universität der Poesie fast ganz entsagt. Mittelbar regte indeß Christian Gottlob Heyne als geschmackvoller Ausleger der Poesie und Kunst des Alterthums den Sinn für das Schöne an und versöhnte in weit höherem Grade, als Ernesti in Leipzig, die Philologie mit der modernen Literatur. Es war von bedeutenden Folgen, daß sich gerade hier mitten unter einer strebsamen Jugend ein literarischer Mittelpunct bildete, um den sich poetische Talente sammeln konnten.

In Kästner's und Heyne's Bekanntschaft treffen wir gegen 1770 Heinrich Christian Boie, einen Holsteiner, der einige Engländer als Hofmeister auf die Universität

Göttingen begleitet hatte und nicht sowohl den strengen Wissenschaften als der schönen Literatur, besonders des Auslandes, seinen Fleiß widmete. Er war mit Gotter, der damals in Göttingen studirte und sich bereits mit poetischen Versuchen einen Namen gemacht hatte, befreundet. Beide verbanden sich zu einem Unternehmen, wie es kurz zuvor in Frankreich mit Beifall aufgenommen war, der Herausgabe eines Musenalmanachs, der zum erstenmal „für das Jahr 1770" an die Oeffentlichkeit trat. Es mußte Boie, dem nach Gotter's Abreise die Besorgung des Almanachs allein zufiel, daran liegen, den Kreis seiner literarischen Bekanntschaften zu erweitern und jüngere Dichter zu sich heranzuziehen, so wie es natürlich war, daß, was Göttingen an poetischen Talenten beherbergte, ihn aufsuchte und sich an ihn anschloß. Bürger, der aus Klotz' Schule von Halle herüberkam, fand an ihm eine Stütze und einen Freund. Zu ihnen gesellten sich Hölty und Miller von Ulm, deren erste lyrische Versuche durch den Musenalmanach ins Publicum eingeführt wurden. Als um Ostern 1772 Johann Heinrich Voß mit den Dichtern des Musenalmanachs in Verbindung trat, bildete sich ein innigerer Freundschaftsbund, in welchem zugleich eine sittlich-nationale Tendenz sich geltend machte, die durch den Beitritt der beiden Grafen Stolberg (im Herbste 1772) und Cramer's, eines Sohnes des in der Leipziger Dichtergenossenschaft bekannten Theologen, sich noch entschiedener zu einer enthusiastischen Freundschaftsbegeisterung und Freiheitsschwärmerei gestaltete („Hainbund"). Wöchentliche Zusammenkünfte unter Boie's Vorsitz belebten die poetische Production und übten die gegenseitige Kritik des Geleisteten. Klopstock, mit dem mehrere Bundesglieder in persönlicher Verbindung standen, genoß als Altmeister der deutschen

Poesie, als Vertreter ihrer sittlichen Erhabenheit und nationalen Würde die höchste Verehrung. Sein Geburtstag ward 1773 ein Bundesfest, das wegen des über Wieland verhängten Autodafé die Aufmerksamkeit des gesammten literarischen Deutschlands erregte, und sein Besuch in Göttingen im Herbst 1774 schien dem Bunde die höchste Zukunftsweihe gegeben zu haben; er sah in den ihm huldigenden Jünglingen eine neue Stütze seiner Stellung in der Literatur und gedachte ihrer mit prophetisch anerkennenden Worten in seiner Gelehrtenrepublik. Der Bund vergaß im Rausche der Begeisterung, wie bald er sich auflösen müsse. Die einzelnen Mitglieder gingen nach ihren akademischen Jahren getrennte Bahnen, doch nicht ohne mannigfache Nachwirkung der Begeisterung, die sie in jenen schönen Jugendtagen vereinigt hatte.

Die Grundstimmung der von ihrem Freundschaftsbunde ausgehenden poetischen Anregung war lyrisch-idyllisch. Diesem Gebiete der Poesie gehören die schönsten Blüthen an, die ihrem Talente gewährt waren. Auf Natur und Wahrheit war ihr Sinn und Streben gerichtet; sie wollten Volksdichter im edelsten Wortverstande sein. Bürger ergriff mit Glück die volksmäßige Ballade, die seinen Dichterruhm gründete; Hölty und Miller das elegische Lied; Voß und Friedrich Leopold zu Stolberg bildeten das homerische Epos nach. Voß dichtete in ähnlichen Formen seine Idyllen, welche die Einfachheit des Landlebens und der norddeutschen Bauernsitte in sorgfältig gezeichneten Genrebildern darstellte. Stolberg's weiche Gemüthsstimmung neigte sich zur Romanze. An das Drama wagte sich nur Leisewitz (die späteren Versuche der Brüder Stolberg können hier kaum in Betracht kommen): sein Julius von Tarent (1776) ist unmittelbar aus Lessinug's Schule

hervorgegangen und konnte beim ersten Erscheinen von Lessing für eine Arbeit Goethe's gehalten werden. Die kühnere Form, welche in Goethe's Götz ihr Vorbild erhalten hatte, gehört jedoch mehr dem südlichen Deutschland an.

Dramatische Dichtung.

An den jugendlichen Ungestüm, der in Goethe's dichterischen Entwürfen und dadurch in dem um ihn versammelten Straßburger Kreise sich über die Beschränkung der Regel erhob, entzündete sich das dramatische Talent des Liefländers Lenz; seine Schauspiele legen jedoch die ganze Zerfahrenheit und Formlosigkeit jener gemachten Genialität dar, welche sich in ihren Excentricitäten auf Shakspeare glaubte berufen zu können. Friedrich Maximilian Klinger, Goethe's Landsmann, steigerte die Contraste des Guten und Bösen durch die sittliche Energie, welche an Rousseau's Schriften sich genährt hatte und zu misanthropischer Härte hinneigte. Indem er die Schilderung der Leidenschaft und des Verbrechens bis zum Unnatürlichen steigerte und darin die höchste Kraft des dramatischen Effects suchte, wurden seine Dramen zu Caricaturen des Lebens, deren Nachwirkung uns noch in den ersten dramatischen Werken Schiller's begegnet. Die Tragödien des Malers Friedrich Müller tragen einen ähnlichen kraftgenialischen Charakter, Faust, Genoveva, Niobe, Dichtungen voll einzelner ergreifenden Scenen tragischer Leidenschaft, ohne daß das Ganze sich dramatisch abrundet.

Lenz. Klinger. Maler Müller.

Ritterschauspiele u. Familiengemälde.

Im Allgemeinen hielt sich das Drama in den durch Götz und Emilia Galotti eingeleiteten Richtungen. Auf jener Seite stehen die Ritterstücke, in denen es mehr auf die polternde Rohheit der Zeiten des Faustrechts und die Schauer der Vehmgerichte abgesehen war, als auf die Romantik des ritterlichen Gemüthslebens. Schiller's „Räuber" fügten den Ritterschauspielen noch die Räuberstücke

hinzu. Die Dramen, welche aus Lessing's bürgerlichen Trauerspielen hervorwuchsen, wurden zu grellen Gemälden des Jammers im Kreise des Bürgerlebens; in ihnen ist der gemeinsame Grundzug, daß Verdorbenheit und Herzlosigkeit in den höheren Ständen, Unschuld und Wärme des Gefühls in der Beschränktheit der niedern Stände heimisch sind. Auf dieser Bahn gelangte man zu den sentimentalen Familiengemälden, welche mehr durch häuslichen Jammer und Noth, als durch tragische Conflicte die Rührung hervorzurufen suchten. Indem die Tugend durch Verleumdung, Neid und sonstige Bedrängnisse erst in Leiden geräth und zuletzt zu Sieg und Triumph gelangt, ist dem dramatischen Gange der Handlung eine fast stereotype Form vorgezeichnet.

„Der deutsche Hausvater" vom Freiherrn von Gemmingen und Großmann's „Nicht mehr als sechs Schüsseln," beide im Jahre 1780 erschienen, als die Wogen der Sturm- und Drangperiode sich bereits zu legen anfingen, erlangten in diesem Genre einen Beifall, der deutlich genug zeigte, von welcher Seite dem rührsamen deutschen Publicum am leichtesten beizukommen war. Schröder, der den Shakspeare bei uns bühnengerecht machte, nicht ohne in seinen Verarbeitungen der Sentimentalität deutscher Zuhörer Rechnung zu tragen, verräth in seinen eigenen dramatischen Arbeiten wenig von der Schule des großen Briten, sondern gab in seinem vielbeweinten „Vetter aus Lissabon" gleichfalls eines jener rührenden Familiengemälde, mit denen nach 1784 Iffland und Kotzebue bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hinein die Bühne beherrschten.

Schröder.

Iffland. Kotzebue.

In manchen idyllischen Genrebildern deutschen Familienlebens zeigt Iffland, dem überdies als Meister der Schau-

spielkunst die Kenntniß des Bühnenmäßigen sehr zu Statten kam, ein vorzügliches Talent, so daß einige seiner Stücke, namentlich die Jäger und die Hagestolzen, sich in dem Beifall des Publicums festgesetzt haben. Da ihm als Dichter wie als Darsteller bei aller Anerkennung, die seinem scharfdurchdachten Spiel zu Theil ward, die wahre Genialität, der freie poetische Schwung, der Sinn für heroische Erhabenheit abging, so sinkt er in den meisten seiner Stücke zu der Prosa des alltäglichen Lebens, zu der breiten Dialogisirung seiner geringfügigen Interessen und kleinlichen Ränke herab, die sich in stets gleicher Form bis zu den Umarmungen der siegenden Tugend fortspinnen.

Mit noch größerer Gewandtheit, mit einer unbestreitbaren Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Talents wußte sich August von Kotzebue der Menge zu bemächtigen. Er spielte alle Tonarten durch, bei denen er auf den Beifall derselben rechnen konnte. Auf die höheren Anforderungen der Poesie verzichtend, zog er alles das zu seinen dramatischen Schilderungen heran, was, sei es durch Lachen oder durch Rührung, unterhalten und locken konnte. In dem Lustspiel und der Posse, in denen er sich am geschicktesten bewegte, hatte er wenig Nebenbuhler; denn meistens hatten wir uns noch mit Uebersetzungen und Nachbildungen ausländischer Stücke zu begnügen. Der Mangel einer sittlichen Weltansicht, einer tieferen Auffassung des Lebens liegt am allermeisten in seinen ernsten Schauspielen zu Tage, in denen das Gefühl für Tugend und Laster, Recht und Unrecht, Hohes und Gemeines durch weichliche Rührung abgestumpft wird, so daß Unzucht aus Naivetät, Lüge aus Edelmuth, Verbrechen aus kindlicher Liebe, und dergleichen Unsittlichkeiten des sogenannten guten Herzens bei ihm keine Seltenheiten sind.

Goethe. Schiller.

Während der Iffland-Kotzebueschen Bühnenherrschaft fanden Goethe's Dramen, nachdem Götz und Clavigo über die Bühne gegangen waren, nur einen kleinen Kreis von Verehrern, obschon Iphigenie, Torquato Tasso, Egmont, die unsterblichen Meisterwerke, einer höheren Stufe seines dichterischen Genius angehören; allein diese war aus der ruhigen inneren Entwickelung seines Geistes hervorgegangen, nicht aus der lebendigen Einwirkung des nationalen Lebens. Schiller stand dagegen in der ersten Ausbildung seines dramatischen Talents mehr unter den Einflüssen des Zeitgeistes. Seine Jugendwerke brachten die dramatische Sturmperiode zum Abschluß, und im Don Carlos erhielt der abstracte Freiheitsdrang, der als Vorbote der französischen Umwälzung der politischen Formen Europa erfüllte, den beredtesten Ausdruck. Eine neue Aera begann für die deutsche Bühne, als Goethe 1791 die Leitung der weimarischen Bühne übernahm und Schiller sich mit ihm wenige Jahre später in dem Streben für classische Bühnenvorstellungen vereinigte. Aus der geistig und politisch in allen Schichten des Volks aufs tiefste erregten Zeit gingen die letzten großen dramatischen Schöpfungen Schiller's hervor. Mit Wallenstein betrat die historische Tragödie in ihrer Würde und Größe die deutsche Bühne, und jedes seiner schnell nach einander folgenden Dramen berührt das höchste Ziel dramatischer Poesie.

Epische Dichtung.

Fassen wir Anfang und Ende dieses Zeitraums zusammen, so leuchtet ein, daß der Gang unserer Literatur sich vornehmlich in der dramatischen Dichtung abzeichnet, daß sie von dieser Seite vornehmlich ihre populäre Wirksamkeit ausübt. Das Epos mit der unnatürlichen Maschinerie und der Rhetorik der Klopstockischen Kunstpoesie konnte einem für volksmäßige Einfachheit und Wahrheit schwär-

menden Zeitalter nicht zusagen. Dagegen stieg man zu der klaren erquickenden Quelle des Homerischen Epos hinab, das man erst jetzt als echte Naturpoesie auffassen lernte. Bodmer, Bürger, Friedrich Stolberg beschäftigten sich mit der Uebertragung der Iliade; endlich beschenkte uns Voß mit der vortrefflichen Uebersetzung der Odyssee (1781), welche am reinsten den einfachen Erzählungston des griechischen Epos in unserer Sprache wiedergab. Später stellte er auch durch seine Uebersetzung der Ilias alle früheren Versuche in Schatten. Seine Idyllen und sein „ländliches Gedicht" Luise waren gemüthliche Genrebilder des deutschen Volks- und Familienlebens. Es ist der Stamm, auf dem als schönste Frucht Goethe's Hermann und Dorothea erwuchs, das Meisterwerk des modernen Epos. Wieland verschaffte durch seinen Oberon dem romantischen Epos neben diesem eine Stelle und führte uns zu den epischen Dichtungen der südlichen Völker. Nachdem die Ballade und Romanze durch Herder's Sammlung von Volksliedern wiedererweckt worden war, erfaßten Goethe und Bürger den volksmäßigen Ton, wodurch ihre derartigen Dichtungen ein Gemeingut des Volkes wurden. Herder fügte später, als seine Poesieen sich mehr zu didaktischer Betrachtung hinwendeten, die Legende hinzu, und an die Stelle der früher beliebten Fabelpoesie traten Parabeln und Paramythien. An der Scheide des Jahrhunderts nahmen Goethe und Schiller die Balladen- und Romanzendichtung nochmals wieder auf, und Herder's Bearbeitung der Romanzen vom Cid schloß auf die würdigste Weise seine poetische Thätigkeit.

Lyrische Dichtung.

Eben so reich wie auf dem Gebiete der kleineren Erzählung ist in diesem Zeitraum die Ernte in der Lyrik. Ueber die Kunstformen der Klopstock-Ramler'schen Ode, die

vornehmlich noch von Voß als metrisches Kunstwerk geschätzt wird, siegt das Lied, dem Goethe die reinsten und zartesten Töne lieh und das von dem Göttinger Bunde mit besonderer Liebe in seinen volksmäßigen Formen gepflegt ward. In der stürmischen Periode neigt sich auch die Lyrik zu excentrischen und dithyrambischen Formen, wovon uns Schubart's Gedichte und die ersten lyrischen Poesieen Schiller's Zeugniß geben. Nachmals überwiegt die weiche Empfindsamkeit und Naturmalerei, welche die Gedichte von Matthisson, Salis und Tiedge eine Zeit lang besonders bei der Frauenwelt zu hohem Ansehen brachte, bis mit Schiller's Reflexionslyrik in der letzten Periode seiner poetischen Entwicklung und mit der von der romantischen Schule gegebenen Richtung auch die Lyrik einen tieferen Gehalt wiedergewann und von einigen der Romantiker zu der Einfachheit des Goethe'schen Liedes zurückgeführt wurde.

Roman.

Der Roman ist in noch höherem Grade als das Drama das Spiegelbild des Zeitalters. Er nimmt weit mehr dessen flüchtige Launen und wechselnde Interessen in sich auf und wird dadurch ein Maßstab für die Cultur der mittleren Bildungsschichten der Nation, während wir bei andern Literaturgattungen unser Augenmerk mehr auf die Spitzen der ästhetischen Bildung richten. Der Roman, der von der Berechtigung der genialen Individualität seine Motive hernimmt, erschien mit Goethe's Werther in seinem höchsten leidenschaftlich-lyrischen Schwunge, welcher unter den Händen der zahlreichen Nachahmer, besonders in dem vielgelesenen „Siegwart" des Martin Miller in einen melancholisch-weinerlichen Ton selbstquälerischer Empfindsamkeit umschlug. Friedrich Heinrich Jacobi versetzte in „Allwills Briefsammlung" und „Woldemar"

das Pathos der Subjectivität auf das Gebiet der casuistischen Moralphilosophie. Wilhelm Heinse machte die Doctrin der freien Subjectivität zu einem Princip der fessellosen Sinnlichkeit und ging in üppigen Schilderungen der Genüsse des Schönen über Wieland hinaus; in „Ardinghello oder die glückseligen Inseln" erscheint noch am meisten die Gluth der Darstellung mit poetischem Talente im Bunde. Klinger hängt dagegen, wie schon oben bemerkt ward, einer düstern Weltansicht nach und gefällt sich darin, das Ideale und Reale in grellen Contrasten darzustellen. In diesem Sinne bearbeitete er auch die Volkssage vom Faust in dem Roman „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" (1794). Endlich faßte Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" die ästhetische und gesellschaftliche Bildung der letzten Friedensperiode zu einem Gesammtgemälde zusammen und gab durch die vollendete künstlerische Form ein Vorbild für den Roman der folgenden Periode.

Der komische Roman, der sich in seiner weiteren Entwickelung zum humoristischen Roman ausbildet, nimmt seinen Ausgangspunct von den englischen Romanen eines Fielding, Smollet und Sterne, welche durch Bode's Uebersetzungen in Deutschland eine weite Verbreitung erhielten, so wie von dem Don Quixote, dessen Einwirkung schon den ironischen Ton in Wieland's Romanen bestimmt hatte. Mehrere dieser Romane gewähren dadurch ein besonderes Interesse, daß ihre Satire und Komik ein bestimmtes Object im deutschen Volksleben treffen, Wieland's Abderiten die deutsche Spießbürgerlichkeit, Musäus' „Grandison der zweite" die Richardson'sche Sentimentalität und dessen „physiognomische Reisen" die Lavater'sche Physiognomik, Nicolai's „Magister Sebaldus Nothanker" die orthodoxe Theologie, Schummel's „Spitzbart" die

Uebertreibungen der Basedow'schen Pädagogik. Die komischen Romane des Johann Gottwerth Müller von Itzehoe (Siegfried von Lindenberg u. and.) und des Freiherrn von Knigge waren, obwohl sie nur in der niedern Region des behaglichen Spaßes verweilen, zu ihrer Zeit Lieblinge der Lesewelt, eben weil sie manche Lächerlichkeiten der damaligen Sitte zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Eine höhere humoristische Auffassung des Lebens, welche Scherz wie Empfindsamkeit mit freier Weltbildung verwebt, waltet in Moritz August von Thümmel's „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791 ff.), wohl dem edelsten Erzeugniß der Wieland'schen Schule. Eine mehr philosophische Basis, an der bereits die Kantische Philosophie nicht ohne Antheil ist, haben die humoristischen Romane von Theodor Gottlieb von Hippel, „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" und „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z." Nach ihm gelangte der humoristische Roman durch Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter), bei welchem die Einwirkung Hamann's und Herder's, Sterne's und Hippel's deutlich hervortritt, zu dem höchsten poetischen Gehalt und übte, in dem dieser mit der barocken Form versöhnte, auf die Besten der Nation eine gewaltige Wirkung aus.

Die nach bloßer Unterhaltung dürstende Menge hatte Ritter- und Räuberromane von Cramer, Spieß und Vulpius oder thränenreiche Familiengemälde von Kotzebue und August Lafontaine, Seitenstücke zu den Schauspielen, welche sich gleichzeitig den Beifall des schaulustigen und rührungsbegierigen Theaterpublicums erwarben. Die naive volksmäßige Erzählung drang in Märchen und Kindergeschichten nur mit Mühe durch und schwächte ihre Wirkung bald durch die das Wunderbare vernichtende Ironie, bald durch die sich vordrän-

gende triviale Moral. Musäus' Volksmärchen sind, wenn gleich von diesen Mängeln nicht ganz frei, dennoch eine der trefflichsten Leistungen im Gebiete der Erzählung.

Philosophie. Nachdem wir in obigen Darstellungen die Umgestaltung der poetischen Literatur bis zu Goethe's größten Leistungen im Drama, Epos und Roman sowie Schiller's letzten großen dramatischen Schöpfungen verfolgt haben, so verdient zugleich die Regeneration deutscher Wissenschaft, die fast zu einer Revolution auf dem Gebiete des philosophischen Denkens ward, noch eine kurze Erörterung. Denn der Höhestand der Nationalliteratur am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts besteht wesentlich in der Durchdringung, der Ineinsbildung von Poesie und Wissenschaft. Nur ist dies nicht so aufzufassen, daß eins im Dienste des Andern steht, sondern es finden die höchsten Tendenzen und Standpuncte des menschlichen Geistes in beiden ein Organ und eine gemeinsame Vertretung.

Gegen die empirische Philosophie, welche in letzter Instanz auf den „gesunden Menschenverstand" zurückging und die „Aufklärung" sich zum Ziel setzte, hatte sich in tieferen Gemüthern, wie bereits angedeutet worden ist, eine Opposition gebildet; sie trat nicht in logischer Consequenz als philosophische Wissenschaft hervor, weßhalb die Lehrstühle der Universitäten wenig oder gar nicht davon berührt wurden, sondern war mehr ein Ausfluß der genialen Subjectivität, welche die höchsten Probleme des Geistes in den Kreis ihres Denkens zog und, unbekümmert um den logischen Mechanismus des Schulsystems, nach Befriedigung des innern Wahrheitsdranges strebte. Es war nicht Hamann allein, der für „das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstanden und dafür gemißhandelt zu werden," sich durch „den Geschmack an den Kräften einer

bessern Nachwelt" tröstete; auch Lessing ging einsame Pfade des Denkens, nicht einmal von seinen nächsten Freunden ganz verstanden, und ward nachmals des Spinozismus mit eben so viel Recht oder Unrecht beschuldigt, als man ihn bei seinen Lebzeiten in die Reihe der Berliner Aufklärungsphilosophen gestellt hatte. Gerade Spinoza's Idealphilosophie war es, welche manchen Denker, der von der Oberflächlichkeit der Popularphilosophie oder von dem Formelwesen des demonstrativen Systems sich abwandte, in den tieferen Schacht der Gedankenwelt einführte. Auf Goethe's Denkrichtung hat Spinoza einen nachhaltigen Einfluß gewonnen; Herder und Friedrich Heinrich Jacobi, die Philosophen des Gefühls und der genialen Subjectivität, tragen die Spuren seiner Einwirkung.

Einen gewaltigen Umschwung der Philosophie rief seit 1781 Immanuel Kant durch die Kritik der reinen Vernunft hervor. Der feste Bau systematischer Untersuchungen über die Grenzen der philosophischen Erkenntniß trat dem Schwanken des Eklekticismus und der Gefühlsphilosophie imponirend gegenüber, sowie zugleich der leichtfertige Skepticismus durch die Begründung des philosophischen Wissens innerhalb der gezogenen Schranken zurückgewiesen ward. Nachdem Reinhold in Jena durch seine erläuternden „Briefe über die Kantische Philosophie" das Eindringen in das schwer zugängliche Werk erleichtert hatte, und Kant selbst durch die „Kritik der praktischen Vernunft" (1788) und die „Kritik der Urtheilskraft" (1790) auf dem ethischen und ästhetischen Gebiete zu allgemeinem Verständniß durchdrang, erfolgte eine so weitgreifende Bewegung und Umgestaltung der Philosophie, daß kaum irgend eine Wissenschaft sich ihrem Einflusse entziehen konnte. Man verarbeitete die Resultate der kritischen

Philosophie in systematischen Lehrbüchern; neue Systeme bauten sich nach einander auf, und es eröffnete sich eine der glänzendsten Epochen wissenschaftlicher Bestrebungen. Die, wie Glieder einer Kette, sich an einander anschließenden Systeme von Fichte, Schelling und Hegel bezeugen die rastlose Thätigkeit des deutschen Geistes, um bis zu den letzten Gründen menschlichen Wissens zu dringen. Schiller gelangte durch das Studium der Kantischen und Fichte'schen Philosophie zu der tieferen Durchbildung seines Geistes, welche sich in seinen letzten dichterischen Meisterwerken offenbart, und seine Abhandlungen über die Begriffe und Formen des Schönen begründeten die Aesthetik der neueren Zeit. Goethe's spätere Epoche, selbst seine Naturforschung, steht mit der philosophischen Bewegung in inniger Verbindung. Jean Paul und die Dichter der romantischen Schule stehen mitten in derselben und verschmelzen die poetische Weltanschauung mit der philosophischen Richtung ihres Zeitalters; die Philosophie ist das Princip unserer Literatur im Beginn des neuen Jahrhunderts.

Naturwissenschaften.

Allmählich machten sich auch die Naturwissenschaften von der Einseitigkeit der bloßen Empirie los und gewannen eine rationale Behandlung. Einer der Ersten, welche sich eine geistvollere Auffassung der Natur und eine geschmackvolle Darstellung naturwissenschaftlicher Forschungen zur Aufgabe machten, war der edle Georg Forster. Mit jugendlicher Frische des Geistes hatte er die Herrlichkeit des Oceans und die Wunder ferner Welttheile in sich aufgenommen, als er, in Gesellschaft seines Vaters, Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise begleitete. Mit der Schilderung dieser Reise führte er sich in die Schriftstellerwelt ein. Glückliche und ruhige Lebenstage waren ihm nicht

gewährt; sonst würde er als Forscher für die Wissenschaft noch Größeres geleistet haben. Es war gleichsam eine Vorbedeutung für die Zukunft, daß auf seiner letzten wissenschaftlichen Reise nach den Niederlanden und England im Jahre 1790 der damals zwanzigjährige Alexander von Humboldt sein Begleiter war, der bald auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog und am Schlusse des Jahrhunderts die Reise in die westlichen Tropenländer antrat, welche der Naturforschung eine unermeßliche Bereicherung verschaffte. Forster ward bald nach jener von ihm trefflich geschilderten Reise in den Strudel der politischen Aufregung hineingezogen, in der er vergebens die Freiheit suchte, welche die Welt, die seinem großen Geiste zu eng war, ihm nicht gewährt hatte. Auch Goethe schließt sich der neuen Richtung der Naturforschung an. Die Gesetze der Natur lehrten ihn seine Dichterwelt verstehen, so wie er mit der Genialität poetischer Divination in ihre Geheimnisse drang und der Lösung ihrer schwierigsten Probleme einen Theil seines Lebens widmete.

Geschichtschreibung.

Auch die Geschichtsforschung und historische Darstellung ward von dem vorwärtsstrebenden Geiste des Zeitalters ergriffen. Seit lange hatte es Deutschland an gründlichen Historikern nicht gemangelt; aber wenige verstanden aus dem massenhaften Material und den mikrologischen Untersuchungen sich zu einer klaren Einsicht in den Entwicklungsgang der Begebenheiten und zu einer selbstständigen politischen Weltansicht zu erheben. Die Behandlung der Weltgeschichte, wie sie von der Göttinger historischen Schule, namentlich von Gatterer und Schlözer, begründet ward, blieb trotz mancher Verdienste bei dem Fachwerk der historischen Ereignisse stehen. Zu einer all-

gemeinen Geschichte gelangte man, als nach dem Vorgange des Schweizers Iselin die Geschichte der Menschheit theils aus historischem, theils aus philosophischem Material, nicht ohne vielfache Willkür, construirt ward und endlich Herder's Ideen einer Philosophie der Geschichte der Menschheit (1784) die Culturgeschichte des Alterthums und eines Theils des Mittelalters in großartigen Umrissen darlegten. Justus Möser's Osnabrückische Geschichte behandelte zum erstenmal die Specialgeschichte einer kleinen deutschen Landschaft vom Standpuncte volksthümlicher Entwickelung und zeigte dadurch, daß unsere vaterländische Geschichte noch einen andern Inhalt habe, als die Reichsbegebenheiten und die dem Einsturz nahende deutsche Reichsverfassung. In der Schweizergeschichte Johannes von Müller's erschien sorgfältige Forschung und eine nach dem Muster antiker Historiographie gebildete historische Kunst in einem Verein, wie er bis dahin in der deutschen Literatur noch nicht vorhanden gewesen war. Die Begeisterung, welche er für Geschichte erweckt hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden; selbst der poetischen Literatur hat sie die Spuren ihres Einflusses aufgedrückt. Die Geschichte verläßt endlich die einsame Höhe der gelehrten Fachstudien; sie beginnt die gesammte Nationalbildung zu durchdringen und zu kräftigen. Man lernt Geschichte für die Gebildeten im Volke schreiben. Schiller erwarb sich auch auf diesem Felde durch die Geschichte des Abfalls der Niederlande und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges ein Verdienst. Die der französischen Revolution folgende Umgestaltung Europa's ward auch für die Geschichtschreibung eine neue Epoche, die sich schon in Spittler's Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" (1793) ankündigt.

Von der Göttinger historischen Schule ward bis auf die französische Revolution die politische Publicistik vorzugsweise vertreten und erwarb sich unter Schlözer's Händen, der seit 1775 den „Briefwechsel" und seit 1782 die „Staatsanzeigen" herausgab, den Ruf der Freimüthigkeit, welche von der Censurfreiheit der Göttinger Gelehrten begünstigt ward. Von derselben Universität gingen auch die ersten gediegenen historischen Zeitschriften aus, das Göttingische Magazin der Wissenschaften und Literatur von Lichtenberg und Forster (1780 ff.) und das Göttingische historische Magazin von Spittler und Meiners (1787ff.). Als die französischen Freiheitsideen zu zünden begannen, zog sich die Göttinger Gelehrtenwelt von dem politischen Felde nach und nach zurück. Dagegen erweiterte sich nach andern Seiten hin mehr und mehr der Kreis politischer Schriften und bildete, da auch das Zeitungswesen eine andere Gestalt erhielt, einen besonderen Zweig der Literatur, der mit dem Umschwung der Staatsverhältnisse und mit der Größe der Weltereignisse mehr und mehr an Umfang und Bedeutung gewann.

Publicistik und Politik.

Der Theologie haben wir bis dahin kaum gedacht, weil sie den bestimmenden Einfluß auf die Literatur, den sie noch im vorhergehenden Abschnitte gewissermaßen bewahrt hatte, verliert und fast widerwillig in die Gesammtrichtung der Literatur hineingezogen wird. Seit Goeze im Kampfe mit Lessing unterlegen war, wagte die Orthodoxie nicht mehr mit rigoristischen Verdammungsurtheilen sich der Literaturbewegung entgegenzustellen. Auch die katholische Geistlichkeit entschloß sich zu einer milderen Praxis, als der Jesuitenorden aufgehoben ward und Josephs II. Reformen die Macht der Geistlichkeit schmälerten. Der Bibelglaube und die Lehrgebäude der Dogmatik waren im Tiefsten

Theologie.

erschüttert. Der Rationalismus des gesunden Menschenverstandes bot, wie schon Lessing trotz seiner Angriffe auf die Orthodoxie mit energischer Schärfe hervorgehoben hatte, einen schlechten Ersatz, da es ihm an aller Wissenschaftlichkeit mangelte. Erst durch die an Kant's Kritik sich anschließende philosophische Richtung erhielt der Rationalismus eine festere Grundlage und eine wissenschaftliche Gestalt, während zugleich die historische Theologie durch die biblische Philologie und durch kirchengeschichtliche Untersuchungen an Gründlichkeit gewann.

Geistliche Beredsamkeit.

Die geistliche Beredsamkeit verschließt sich nicht mehr der ästhetischen Fortbildung der deutschen Prosaliteratur. Indem sie sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Moral und Humanität in der Weise populärer Abhandlungen verbreitet und daher den popularphilosophischen Schriften verwandt ist, giebt sie eine Reihe von Musterstücken geschmackvoller Lehrprosa. Diese Gattung der geistlichen Rede erreichte ihre höchste Ausbildung in Reinhard's Predigten (seit 1786), dessen Vorbild auf lange Zeit den Charakter der deutschen Kanzelberedsamkeit bestimmt hat.

Somit giebt auch dieser Zweig der Literatur den Beweis, daß am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die classische Form der Prosa mit der Classicität der Poesie Hand in Hand geht. Die Harmonie des geistigen Lebens, welche aus den Schöpfungen der großen Genien, die an dem Lichte jener Zeit herangereift waren, wie der Hauch eines höheren Daseins uns entgegenweht, hat auch der stilistischen Form eine Einheit, Rundung und Anmuth verliehen, welche dem spätern Geschlechte, ungeachtet der nach allen Seiten sich erweiternden wissenschaftlichen Forschung, nicht mehr erreichbar war.

Zweites Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

1. Bürger.

Gottfried August Bürger wurde in der ersten Stunde des Jahres 1748 zu Wollmerswende (im Fürstenthum Halberstadt), wo sein Vater Johann Gottfried Bürger seit 1742 Prediger war, geboren. Kräftigen Körpers wuchs er auf unter der ländlichen Jugend. An geistige Ausbildung ward wenig gedacht; auch traute man dem Knaben nur geringe Fähigkeiten zu. Bis in sein zehntes Jahr hatte er nichts als Lesen und Schreiben gelernt. Das Gesangbuch war ihm lieb geworden; er prägte viele Kirchenlieder seinem Gedächtnisse ein und soll in diesem Alter schon einige Reimversuche gemacht haben. Der Vater, welcher sehr bequemer Natur war, entschloß sich nur mit Widerstreben, sich mit dem Unterricht seines einzigen Sohnes zu befassen. Er begann endlich die Elemente des Lateinischen mit ihm vorzunehmen. Da er indeß keine raschen Fortschritte wahrnahm, so gab er ihn zu einem in der Nähe lebenden Hauslehrer, wo der Knabe neben vorgerückteren Mitschülern sich mit seinem lateinischen Pensum ebenfalls ohne Erfolg abmühte. Der Vater schickte ihn daher 1760 auf die Stadtschule zu Aschersleben, wo der Großvater mütterlicher Seite, Jacob Philipp Bauer, als „Hofesherr" lebte.

Nicht lange hielt er hier aus. Muthwillig wie er war,

hatte er Spottverse auf den Haarbeutel eines Primaners gemacht und dadurch eine Aufregung unter den Schülern hervorgerufen, welche für ihn mit einer körperlichen Züchtigung endigte. Er ward deßhalb aus der Schule genommen und auf das Pädagogium zu Halle geschickt, wo er mit seinem nachmaligen Freunde Göckingk in Verbindung kam. Knabenstreiche und Versübungen waren ihm auch jetzt noch lieber, als regelmäßige Studien; doch faßte er leicht und machte den Schulcursus so rasch durch, daß er schon 1764 auf die Universität zu Halle übergehen konnte, auf der auch der Vater seine akademischen Jahre zugebracht hatte.

Der junge Bürger sollte dem Beispiele des Vaters folgen und sich der Theologie widmen; doch zog ihn am meisten die poetische Literatur des Alterthums an, für die ihn die schöngeistige Behandlungsweise des Professor Klotz gewann; mit ihm trat er in vertrauten Verkehr. Sein erster literarischer Versuch war eine (ungedruckte) Dissertation über Lucan's Pharsalia. Seine poetischen Uebungen waren hauptsächlich Nachbildungen antiker Gedichte. Uebrigens war in seinen gelehrten Beschäftigungen kein Plan. Die Zerstreuungen des Studentenlebens wurden seinen Sitten verderblich und ließen den Ernst der Studien nicht aufkommen. Aufgebracht über die nachtheiligen Berichte, rief der Großvater, der seit dem 1765 erfolgten Tode des Vaters sein Vormund war, ihn nach Hause zurück. Bald besänftigt, gab er, da von der theologischen Laufbahn seines Enkels nicht viel zu hoffen war, seine Zustimmung, daß er um Ostern 1768 zu Göttingen das Studium der Rechte ergreife.

Bei den damaligen geringen Anforderungen an die Juristen, die ohne die Bedrängniß eines Staatsexamens gar

leicht in eins der vielen Aemter und Aemtchen hineinschlüpften, durch dessen Geschäfte man sich mit einiger Gewandtheit und praktischen Routine hindurch half, war das Nothwendigste leicht erlernt, und für Lieblingsbeschäftigungen blieb ein freier Spielraum. Bürger ward daher mit den Pandekten bald fertig und verwandte die Zeit, welche ihm der zerstreuende Umgang, in den er bald wieder gerieth, übrig ließ, auf neuere Sprachen und schönwissenschaftliche Lectüre; sie gab seinem Talente doch so viel Anregung und Nahrung, daß es ihn auch sittlich nicht ganz sinken ließ.

Da er aufs neue Schulden gemacht hatte, zog sein Großvater die Hand von ihm ab; er war eine Zeitlang in einer Lage, „daß man ihn kennen und schätzen mußte, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen.“ Die ersten der uns erhaltenen Gedichte, noch der Gleim'schen Manier verwandt, fallen in diese Zeit, unter ihnen „die Nachtfeier der Venus,“ eine Bearbeitung des pervigilium Veneris, die als ein Meisterstück der Diction und rhythmischen Kunst bewundert ward, besonders als der Dichter sie nachmals mit wiederholter Feile zu einem Probestück seiner poetischen Fertigkeit verarbeitete und darin die Sprache auf Jahrhunderte zu fixiren vermeinte. Selbstständiger eröffnete er seine poetische Laufbahn mit dem Liede: „Herr Bacchus ist ein braver Mann“ (1770).

Boie, der auf Bürger's Dichtertalent aufmerksam geworden war, nahm sich des Verlassenen an und wurde, besonders nach Gotter's Abreise, sein Freund und Leiter. Unter den Einflüssen seiner Kritik, die vorzüglich auf Correctheit drang, bearbeitete Bürger „das Dörfchen“ (1771), in welchem er noch mit einem französischen Originale wetteiferte, und die ersten Gesänge der Ilias in reimlosen Jamben. Die ersten Proben derselben erschienen in Klotz'

Bibliothek. Jedoch zog Boie seinen Freund von dem Verhältniß zu Klotz zurück und wünschte nicht, daß er durch diesen in die literarische Welt eingeführt werde. Der sittliche Einfluß des edeldenkenden Mannes war so groß, daß er Gleim, der ebenfalls auf den vielversprechenden jungen Dichter aufmerksam geworden war, die Versicherung geben konnte, daß Bürger jetzt untadelhaft lebe und er ihn aus seiner schlimmen Lage zu reißen bemüht sei. Dazu bot sich ihm bald eine Gelegenheit. Durch seinen Einfluß bei den Grafen von Uslar verschaffte er seinem Schützling die Stelle eines Justizbeamten im Gerichte Altengleichen bei Göttingen. Obwohl dem Musenjünger ein Amt, das mit manchen prosaischen Geschäften verbunden war, nicht sehr einladend erschien, so mußte ihm doch die Möglichkeit, aus seiner drückenden Lage erlöst zu werden, höchst willkommen sein. Der Großvater war sehr erfreut, den fast Aufgegebenen zu Amt und Würden gelangen zu sehen. Er bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden und reiste, als das neue Amt angetreten werden sollte, selbst hin, um die erforderliche Cautionssumme zu erlegen und ihn bei seiner Einrichtung zu unterstützen.

Die Befürchtung, daß die Beamtenstelle Bürger's poetisches Talent unterdrücken würde, ging nicht in Erfüllung. Gerade in den nächstfolgenden Jahren ward es auf die ihm gemäße Bahn geführt und auf seine Höhe gehoben. Es war die Zeit, wo er dem Göttinger Dichterbunde durch seine geistige Richtung wie durch die Bande der Freundschaft angehörte. In Gelliehausen, wo er damals wohnte, erhielt er häufige Besuche von seinen Freunden und kam auch oft zu ihren Zusammenkünften nach Göttingen. Entzündet von Percy's relics of ancient english poetry, welche sein Handbuch wurden, und Herder's Abhandlung

von Volksliedern, fühlte er in sich die Kraft, in diesem Sinne ein Volksdichter zu werden. „Welche Wonne," schrieb er 1773 an Boie, „als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur, deutlicher und bestimmt lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte." Der einige Jahre später von ihm verfaßte Aufsatz über Volkspoesie ist ein Nachhall der Herder'schen Begeisterung. „Durch Popularität, mein' ich," heißt es dort, „soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat, lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht! .... Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmal die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände hoffen." Indem er der alten Volkslieder gedenkt, fügt er hinzu: „In dieser Absicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben gelauscht." In diesen Worten liegt eine Hindeutung auf das Entstehen seiner Lenore, des Höchsten, was seiner Muse gewährt war. Er pflegte gern zu erzählen, wie er einstmals im Mondscheine ein Bauermädchen singen hörte:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Fein's Liebchen, graut dir nicht?"

Diese Worte machten solchen Eindruck auf ihn, daß er schnell einige Strophen seiner Lenore entwarf. Boie, dem er sie mittheilte, war so davon ergriffen, daß er „ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war." Die Ausarbeitung dieser Ballade, welche „Herder's Lehre einigermaßen entsprechen" sollte, ihr erster Eintritt in die Welt

erscheint in Bürger's Briefwechsel als ein großes Ereigniß; es ist die Haupt- und Staatsaction in Bürger's Leben. Eine Reihe von Briefen an Boie führt uns in die Werkstatt des Dichters ein, in der er langsam und bedächtig, wie er pflegte, Strophe für Strophe schafft und jede einzelne Stelle mit der kritischen Wagschale prüft. Goethe's Götz begeisterte ihn während der Ausarbeitung so sehr, daß er für seine Ballade drei neue Strophen dadurch gewann. Die erste Vorlesung derselben im Göttinger Freundekreise ward gleichsam theatralisch in Scene gesetzt; demgemäß mußte auch die Wirkung sein. Als Bürger bei der Stelle „mit schwanker Gert' ein Schlag davor zersprengte Schloß und Riegel" mit seiner Reitpeitsche an die Thür des Zimmers schlug, sprang der jüngere Graf Stolberg, wie von unwillkürlichem Schauder ergriffen, vom Stuhl auf. Wir lächeln über solche Dinge, wie über so viele Sentimentalitäten jener Zeit. Doch wie viel ist uns bei unsrer Verständigkeit von jener Empfänglichkeit für echtpoetische Productionen abhanden gekommen' Bürger's Lenore wirkte, als sie im Musenalmanach abgedruckt war, durch ganz Deutschland. Als er bald nach ihrem Erscheinen eine Reise in seine Heimat machte, hatte er die Freude, in einer an sein Schlafzimmer stoßenden Bauernstube seine Dichtung vom Schulmeister unter dem Beifall der versammelten Zuhörer vorlesen zu hören, für ihn das beste Kennzeichen der Vortrefflichkeit.

Zu dem erhebenden Gefühl, ein Nationaldichter geworden und als solcher anerkannt zu sein, gesellte sich bald auch der Genuß einer angenehmen Häuslichkeit. Er verheirathete sich im September 1774 mit Dorette Leonhart, einer Tochter des benachbarten hannoverschen Beamten Leonhart zu Niedeck, mit dem er seit längerer Zeit, wo ihm

der Aufenthalt in Gelliehausen verleidet wurde, befreundet war. Er bezog mit seiner jungen Gattin ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Bauernhaus in dem zu seinem Gerichtssprengel gehörigen Dorfe Wöllmershausen. Wenn er in seiner nachmaligen „Selbstschilderung“ die Worte gebraucht: „schon als ich vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite [Auguste], die damals noch ein Kind und kaum 14—15 Jahr alt war, im Herzen“: so widerspricht dem die Natur der Sache sowie die ungeheuchelte warme Sprache seiner damaligen Briefe, die ihn als den glücklichsten Neuvermählten schildern. Er spricht gegen Gleim in den Ausdrücken der innigsten Zärtlichkeit von „dem Mädchen, das ihn zum ewigen Gefangenen gemacht habe.“ „Die Welt hat für mich...... nur zwei Theile, den, wo sie ist, und den, wo sie nicht ist.“ Dazu stimmt, wenn er ihm am 5. Juli 1775 seine erste Vaterfreude mit den Worten meldet: „Mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenigen Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude.“

Sein poetisches Talent war in frischer Thätigkeit. Er übersetzte den erotischen Roman Anthia und Abrokomas aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. Der erste Druck ist sehr selten, da er vom Verfasser selbst vernichtet wurde, doch ist die Uebersetzung in die Sammlung seiner Werke aufgenommen. Auch setzte er die jambische Bearbeitung der Ilias fort und erließ deßhalb eine öffentliche Ankündigung. An dem weimarischen Musenhof erregte diese eine so lebhafte Theilnahme, daß man auf Goethe's Veranstaltung eine Summe von 65 Louis'dor zusammenbrachte, um sie Bürger als Geschenk zu übersenden,

wofern er sich entschließen werde, diese Arbeit zu vollenden. Die Worte des ihm öffentlich gemachten Anerbietens waren die schönste Anerkennung seines Talents. „Daß Bürger Dichter ist" — heißt es in dem durch den Deutschen Merkur veröffentlichten Aufsatze Goethe's — „sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen und innig lieben muß, als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuthen; daß Homer's Welt wieder ganz in ihm auflebt, ... sieht man mit einem Blicke auf die Uebersetzung ..... Darum wünschen wir, er möge in guten Humor gesetzt werden, fortzufahren .... Denn es wird sich nicht so leicht wiederfinden, daß ein Dichter von dem Gefühl so viel Liebe zu eines Andern Werke fassen mag ...... Er fahre fort, mit Lieb' und Freude der Jugend ...... strebe nach der goldenen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals, kurz, thue das Seinige." Die für ihn bestimmte Summe erhielt er später als Geschenk, obwohl die darin ausgesprochene Bedingung nicht in Erfüllung ging. Bürger rückte mit seiner Arbeit nur langsam vor und ließ sie mit dem sechsten Gesange ganz fallen.

Erst mit dem Jahre 1776 trat die für den häuslichen Frieden und die Harmonie seines Innern so unheilvolle Wendung ein, daß die aufblühenden Reize seiner Schwägerin Auguste, welche er als Molly gefeiert hat, in seinem leicht entzündlichen Herzen eine Leidenschaft anfachten, die zu unterdrücken sein sittliches Gefühl zu schwach war. Die Elegie „als Molly sich losreißen wollte" fällt seiner Angabe nach in das Jahr 1776, obwohl ihre eigentliche Ausarbeitung unstreitig einer späteren Zeit angehört. Bürger gehörte zu denen, die, wie Werther, ihr Herz wie ein Kind halten. Genau so charakterisirt er sich selbst: „Da ich zu

wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen loszureißen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegenüberliegenden, von mir selbst erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzustreben, so muß ich wohl mein wirkliches Gute nur für Product eines unterstützenden Temperaments halten." Aus seiner unsittlichen Liebesneigung ward endlich jene Doppelehe, die er mit den schonenden Worten schildert: „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, ingeheim es wirklich zu sein." Bürger gesteht indeß nicht die volle Wahrheit; es war eine Theilung; er war der Gemahl zweier Frauen. Molly gebar ihm fern von Göttingen einen Knaben, der bei einer Schwester des Vaters erzogen ward.

In den nächsten Jahren traten noch manche andere Verdrießlichkeiten hinzu, die ihn sehr mißmuthig machten. In seiner Amtsverwaltung hatte er wenig Freude. Seine Vermögensverhältnisse waren durch mancherlei Unfälle zerrüttet, zum Theil auch durch die Schuld seiner Frau, die keine gute Wirthschafterin war. Die Hoffnung, nach dem Tode seines Schwiegervaters 1777 ihm in seinem Amte zu folgen, wurde aller Fürsprache ungeachtet nicht erfüllt. Freunde, die seinen Geist aufrichten und sein poetisches Talent hätten aufmuntern können, fehlten ihm jetzt. Göckingk jedoch hatte 1775 die alte Verbindung wieder erneut. Mit ihm verband er sich 1778 zur Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs und rechtfertigte sich gegen Voß, der sich als rechtmäßigen Eigenthümer des Boie'schen Musenalmanachs ansah, einfach durch die Hinweisung auf

die Pflicht, für sich und die Seinigen zu sorgen. Gleichzeitig erschien die erste Sammlung seiner Gedichte. Die Erzählungen „die Weiber von Weinsberg," „das Lied vom braven Manne," „die Entführung oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg," eine Nachbildung der englischen in Percy's Sammlung befindlichen Ballade The child of Elle, hatten den Ruf des Dichters der Lenore noch mehr befestigt. In der etwas übermüthigen Vorrede rechtfertigt er sich wegen des Anlehnens an ausländische Originaldichtungen. „Man bilde sich nicht ein," heißt es unter Anderm, „als ob ich in solchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile für Zeile verdolmetscht hätte. Oefters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte ich deutsch dar und gab ihm Bildung und Farbe aus meinem Vermögen."

Im Jahre 1780 ließ er sich in eine unglückliche Speculation ein, indem er eine Pachtung zu Appenrode übernahm. Weder er noch seine Frau verstanden sich auf Landwirthschaft. Er setzte den größten Theil der von seinem Schwiegervater ihm zugefallenen Erbschaft dabei zu. Zu diesem Verdruß kam noch eine Anklage wegen Vernachlässigung seiner Amtsführung. Freilich war er nicht der ordentlichste Geschäftsmann, und einzelne Unregelmäßigkeiten ließen sich nicht ableugnen; allein gegen die ihm gemachten schweren Beschuldigungen der Vernachlässigung der Rechtspflege und der Veruntreuung der ihm anvertrauten Gelder konnte er sich mit dem Bewußtsein der Redlichkeit rechtfertigen. Er schloß seine Vertheidigungsschrift mit den Worten: „Wegen solcher zum Theil grundlosen, zum Theil auf eine lieblose Weise ins Ungeheuere

übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amtes für verlustig achten, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keineswegs dahin geht, mich etwa bei meinem Amte oder, welches manchem Unkundigen gleich viel däuchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewährt, ist für mich fast mehr für Verlust, als für Gewinn zu achten. Ich habe daher beschlossen, sobald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan sein wird, und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie [von Uslar] selber zu suchen."

Kurz zuvor, ehe dies zur Ausführung kam, starb zu Gelliehausen, wo Bürger sich den Sommer 1784 aufhielt, seine erste Frau am 30. Juli an der Schwindsucht. „Mehrere Monate," schreibt er, „sah ich sie täglich dahinsterben, ohne ihre Wiederherstellung auch nur hoffen zu dürfen." Er klagte sich nicht an, ihren frühen Tod verschuldet zu haben. „Ich konnte sie jederzeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sei, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten."

Bürger vertraute seinen geistigen Fähigkeiten und wünschte sich als Docent an der Göttinger Universität eine Stellung zu erwerben, welche seiner Neigung entspräche. Heyne benahm sich freundlich gegen ihn und machte ihm Hoffnung, durch deutsche Sprache, Literatur, Philosophie zu etwas Einträglichem zu gelangen. Auch

Kästner und Lichtenberg erleichterten ihm den Eintritt in die Facultät auf zuvorkommende Weise. Im Herbste 1784 zog Bürger nach Göttingen und wurde in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Er hielt Vorlesungen über Aesthetik und deutschen Stil und ertheilte Privatunterricht, so daß er „ein hinlängliches Auskommen" fand. Da seine Gesundheit während des Winters etwas geschwächt war, so gebrauchte er im Sommer 1785 eine Badekur in Pyrmont und Meinberg. Zuvor ließ er sich mit seiner Molly-Auguste in der Kirche zu Bissendorf bei Hannover trauen.

Es war eine kurze glückliche Lebensepoche, die er mit allen Ausdrücken liebeglühender Beredsamkeit gefeiert hat. Alle Disharmonie und Sorge schien für immer verschwunden zu sein. Was er damals empfand, schildert sein „hohes Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung," dem er „das Meistersiegel der Vollendung" auf die Stirn drücken wollte, damit es „in seiner Herrlichkeit den Strom der Zeit stolz hinabschwebe." Mehr als diese künstlich zusammengereihte Bilderfülle spräche es ein frisch vom Herzen gesungenes Lied aus, wie froh er sich zu einem neuen Leben auferstanden und von Wonnegenuß heiter umlächelt fühlte. Da Molly auch eine wirthschaftliche Hausfrau war, so gewannen auch seine finanziellen Verhältnisse eine befriedigende Gestalt. „Als ich mit meiner Auguste," so äußert er sich in einem späteren Bericht, „vierzehn Tage nach Michaelis hier einzog, hatten wir gerade noch sechs Louisd'or übrig; denn so weit hatten wir uns für unsere häusliche Einrichtung ausgegeben. Mit dieser Kleinigkeit reichten wir bis an Weihnacht, ohne Schulden zu machen. Wir hatten aber auch nur eine einzige Magd, lebten still und häuslich bei

einander und befanden uns ungemein wohl. . . . . . . Ich bin überzeugt, daß ich mit ihr keine 400 Thaler jährlich gebraucht haben würde.“ Nur kurze Zeit sollte ihm die höchste Freude seines Daseins gewährt sein. Wie aus heiterer Luft traf ihn der schwere Schlag, unter dem seine Kraft fast zusammenbrach. Molly ward ihm im Anfang des Jahres 1786, zwei Wochen nach ihrer anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, durch den Tod entrissen. Seine tiefgefühlten elegischen Sonette sowie seine Briefe an vertraute Freunde lassen uns einen Blick in die Tiefe seines Jammers thun. Wie sehr er aller seiner Seelenstärke beraubt war, ist am rührendsten in dem Klagebrief an seinen Freund Boie vom 16. März 1786 ausgesprochen, aus dem hier nur eine charakteristische Stelle mitgetheilt werden möge: „Niemand nehme sich's heraus mir zu sagen: Bürger, sei ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich so etwas und noch so zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzem so schön, so frühlingsmäßig blüheten, liegen sie nicht alle zerschmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geist und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. . . . . . Man wälzt sich ja freilich nach wie vor aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tausendste merkt es kaum, was und wieviel Einem fehlt. Aber . . . doch wozu noch viele Worte? — Hin ist hin! verloren ist verloren, das ist die Hauptsumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünsche, wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufstehen nach etwas noch strebe, so geschieht es um meiner Kinder willen. Wären diese nicht, so würde der sehnende Wunsch, mich

je eher je lieber neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Was sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange dastehen, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang, herabgerissen ist?" Er lebte jetzt um so einsamer, als er sich auch genöthigt sah, seine Kinder in fremde Pflege zu geben.

Eine ernste geistige Beschäftigung konnte ihm jetzt die geeignetste Zerstreuung gewähren und das beste Heilmittel darbieten. Mit einer bei ihm seltenen Ausdauer arbeitete er sich in die Kantischen Schriften hinein, so daß er seit 1787 Vorlesungen über die kritische Philosophie hielt, die mit um so größerem Beifall aufgenommen wurden, als an der Universität Göttingen diese Seite der Wissenschaft nur sehr schwach vertreten war. Eben so wenig entzog er sich seinen poetischen Arbeiten; er bereitete eine neue Ausgabe seiner Gedichte mit großer Sorgfalt vor. Bei der funfzigjährigen Jubelfeier der Universität genoß er die Auszeichnung, das Fest durch seine Poesie zu verherrlichen; funfzig Jahre vorher hatte Haller's Muse die Georgia Augusta eingeweiht. Auch von der Regierung erhielt er ein Zeichen der Anerkennung, indem er 1789 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Zwar blieb er ohne Gehalt; indeß war um diese Zeit sein Einkommen bedeutend genug, um seinen Bedürfnissen zu genügen. In einem der nächsten Jahre berechnet er seine Jahreseinnahme auf 1200 Thaler.

„Ungewitter und Stürme des Lebens" — so klagt er in seiner vereinsamten Lage — „haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewüthet. O ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach sein könnte und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milderer Himmel gelächelt hätte.....

Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande." Das Liebebedürfniß, das ihm schon einmal verderblich geworden war, sollte, wie durch einen dämonischen Zug seines Geschicks, ihn nochmals dahin bringen, sich den Leidenskelch bis zum Rande zu füllen. Im Jahre 1789, wo die neue Ausgabe seine: Gedichte erschienen war, unter denen mehrere sein Liebesglück und den Schmerz des trostlosen Verlassenen schilderten, fand sich in dem Stuttgarter „Beobachter" ein anonymes Gedicht, in welchem ein „Schwabenmädchen" seine Liebe zu dem trauernden Dichter mit naiver Offenheit bekannte und das Anerbieten daran schloß, ihn durch ihre Hand wieder zu einem Glücklichen zu machen. Obwohl darin anfangs schwerlich eine ernste Absicht lag, so fühlte Bürger doch gleich den Pfeil im Herzen. Er wandte sich an Ehrmann, den Redacteur des Blattes, und dessen Frau, bat sie die Verfasserin zu ermitteln und ließ eine poetische Erwiderung bekannt machen. Als Einsenderin nannte sich Elise Hahn, welche mit ihrer verwittweten Mutter in Stuttgart lebte. Bürger hegte schon seit längerer Zeit den Wunsch sich wieder zu verheirathen und sah sich hin und wieder nach einer Gattin um, die für seine Kinder eine gute Mutter sein könne und durch herzliche Liebe ihm den Verlust seiner Molly einigermaßen ersetze. Jetzt schien eine wunderbare Fügung des Schicksals sie ihm zuzuführen. Ihm gefiel die romanhafte Einleitung des neuen Liebesverhältnisses. Es gewinnt für ihn durch das Geheimnißvolle an Interesse: „das Mädchen spukt ihm mehr und mehr im Herzen." Von der Frau Ehrmann zog er Nachrichten über ihre Persönlichkeit ein, wobei gleich von vorn herein der äußere Reiz nur allzusehr in Anschlag gebracht wurde. Wie aufrichtig übrigens sein Herz dabei war, davon zeugt die ihr

zugesandte Selbstschilderung, die „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will," mehr eine Selbstanklage seines Charakters, als eine Beschönigung, indem das Bild, das er von sich entwirft, keineswegs geschmeichelt ist. Er schildert sich fast als unliebenswürdig, obwohl Bürger bei Frauen sonst wohlgelitten war und sich rühmen konnte, manches weibliche Herz gewonnen zu haben. Wie feierlich-ernst ihm jedoch dabei zu Muthe war, sieht man aus den Schlußworten: „Elise, Elise, ich schließe mit einer theuern, feierlichen Beschwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei Ihrem eigenen Wohl und Weh und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige besorgt sein kann, als er ist, beschwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei sich fühlen, daß Sie sich mit voller Liebe in meine Arme werfen können. Ich schwöre Ihnen, in Ansehung Ihrer eben dasselbe zu beobachten." Sie dagegen sprang über jedes Bedenken leicht hinweg; zärtliche Briefe wurden gewechselt; er erhielt ihr Bildniß, „das weder Tag noch Nacht von seiner Seite kommt." Zu Ostern 1790 reist er nach Stuttgart, und „Alles ist richtig!" Freunde hatten vergebens gewarnt. Als ihn Elisa von der Recke abmahnte, schrieb er ihr: „Poetisch-phantasiereich fing mein Liebeshandel an, aber ich hoffe, meine Ehe soll prosaisch glücklich sein." Im Herbst führte er sein Schwabenmädchen als seine Gattin nach Göttingen.

Den Honigmonaten folgte die Enttäuschung auf dem Fuße nach. Sie verschwendete rücksichtslos sein mühevoll erworbenes Einkommen, hielt mehrere Domestiken, die nach Belieben wirthschafteten, und schien nur für Aufwand und gesellschaftliche Vergnügungen Sinn zu haben. Der Sohn, den sie ihm gebar, Agathon genannt, wurde schnell von

der Mutter getrennt, um sie nicht in ihren Genüssen zu stören. Der ehrliche Bürger hatte noch keinen Zweifel an ihrer ehelichen Treue, obgleich ihre buhlerischen Liebschaften schon das allgemeine Stadtgespräch geworden waren. In zwei ausführlichen, eindringlichen Briefen (im November 1791) hielt er ihr die Verschwendung und die Vernachlässigung ihrer häuslichen und mütterlichen Pflichten vor. Heuchlerisch erwiderte sie, ihre hohen Begriffe von ihm hätten sich bei näherer Bekanntschaft abgespannt; das Haus könne sie bei ihrem lustigen Temperamente nicht fesseln; Liebe habe sie nicht mehr für ihn, wolle aber von jetzt an seine Magd sein und des Haushalts sich annehmen. Das Verhältniß schien sich seitdem freundlicher zu gestalten; sie pflegte ihn in seiner Krankheit und gewann sein völliges Vertrauen wieder. Nicht lange darauf enthüllte sich vor seinen Augen ihr ehebrecherisches Verhältniß. Sie konnte das Geständniß der Wahrheit nicht zurückhalten und stellte einen Revers aus, daß sie seiner als Gattin unwürdig sei. Im Februar 1792 wurde die Ehe gerichtlich aufgelöst, worauf sie Göttingen verließ.

„Ich fürchte“ — so schreibt er in dem ausführlichen Bericht (5.—12. Februar) über seine Leidensehe an die Schwiegermutter — „daß die großen Leiden dieser Ehe den Samen des baldigen Todes in mir befruchtet haben. Sowohl am Leibe als an der Seele fühle ich mich mehr ermattet als jemals. Ich kannte nie Husten und Brustbeklemmungen; jetzt kann ich beides nicht mehr los werden. Auch sehe ich keine Freude des Lebens mehr vor mir.“ Eine Heiserkeit stellte sich ein, die ihn seitdem nicht wieder verließ. Seine Vermögungsumstände waren durch die Verschwendung seiner Frau völlig zerrüttet. Noch ein Jahr vorher konnte er in dem an sie gerichteten Briefe schreiben:

„Seit sieben Jahren habe ich nunmehr ohne Besoldung, ohne Vermögen mit allen Ehren gelebt, und es hat mir nicht an der Nothdurft, ja nicht einmal an Wohlgenüssen gefehlt. Ich habe meine alten Schulden seitdem nicht vermehrt, sondern eher vermindert." Jetzt war er in Schulden und in Folge seiner körperlichen und geistigen Abspannung seine Thätigkeit, somit auch sein Einkommen verringert. Besonders drückte es ihn schwer, die versprochene Prachtausgabe seiner Gedichte, für die er die Pränumerationsgelder schon empfangen und in der Zeit der Noth verbraucht hatte, nicht mehr veranstalten zu können; er mußte es seinen Erben (denn einiges Besitzthum im Halberstädtischen war ihm noch geblieben) überlassen, diese Schuld zu tilgen. Aus einer Mittheilung Tieck's, der damals in Göttingen studirte, gewinnen wir ein treues Bild des Dichters, der um jene Zeit die schauerlichen Worte sang:

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt;
Bald den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

„Er war" — so schildert ihn Tieck — „hager, bleich, zusammengefallen; der Kummer sprach aus seinen Zügen. Die Stimme hatte den Klang verloren, er konnte nicht mehr auslauten und sich nur mit Anstrengung verständlich machen; und doch sollte und mußte er sprechen. Hin und wieder pflegte er auszureiten. Es hatte etwas Gespenstisches, den bleichen Mann zu sehen, wenn er auf seinem steifen, magern Schimmel durch die Straßen von Göttingen trabte. Man mochte dabei an den Todtenritt denken, von dem er so ergreifend gedichtet hatte. Hin und wieder fiel ein Sonnenstrahl in sein umdüstertes Gemüth, wenn es gelang, ihn wider seinen Willen in den alten Kreis

guter Freunde hineinzuziehen, den er jetzt wie allen Umgang mit Menschen fast ängstlich vermied."

Er sah sich jetzt genöthigt, für Buchhändler ums tägliche Brod zu schreiben. Doch auch diese Arbeiten mußte er sich bald versagen. Die Brustbeschwerden belästigten ihn mehr und mehr und die Lungenschwindsucht nahm mit raschem Verlauf zu. Ein Geschenk der königlichen Regierung, das ihn wie die Hoffnung auf baldige Besoldung noch kurz vor seinem Ende erfreute, half dem drückendsten Mangel ab. Als er sich endlich die Gefahr, worin sein Leben schwebe, nicht mehr verbergen konnte, wünschte er sich nur noch einen leichten Tod. Dieser ward ihm gewährt. Am Abend des 8. Juni 1794 verging ihm die Sprache vollends, so daß die Worte, zu denen er den Mund noch öffnete, ihm auf der Lippe erstarben; mit einem letzten Hauch, der noch ein Ja zu sprechen schien, schied sanft das Leben von ihm.

Blicken wir von dem Grabe, in welchem ein durch viele Leiden gebrochenes Dichterherz Ruhe fand, auf den Gang seines kurzen Lebens zurück, so springen uns zunächst die Schwächen und Mißgriffe in die Augen, durch die es unglücklich ward. Der Sinnlichkeit und Erregbarkeit der Empfindung stand nicht die sittliche Stärke zur Seite, welche allein die Schritte neben den Abgründen am Wege sicher vorüberzuleiten vermag. Gleichwohl konnte er den Scheinheiligen gegenüber, die den Stein auf ihn warfen, mit offenem Gefühl antworten, wie er in seiner Selbstschilderung sagt, es sei so arg nicht, wie die Welt von ihm denke; er sei wohl unregelmäßig, aber nicht niedrig ausschweifend. Der härteste Vorwurf trifft seine Doppelehe. Im Uebrigen zierten seinen Charakter manche edle Eigenschaften, die sich auch in seinen Dichtungen nicht

verleugnen, ein hohes Maß von Biederkeit und Herzensgüte, Zutrauen und Mitgefühl. Den Ton des feineren Umgangs hatte er sich nicht angeeignet; er behielt eine gewisse Unbeholfenheit und burschikose Derbheit; allein er war ein warmfühlender Freund, dienstfertig gegen jeden, der seine Theilnahme in Anspruch nahm, sogar wohlthätig, so wenig auch seine Vermögensumstände ihm erlaubten, diesem Triebe seines Herzens zu folgen. Fremd war er auch daher dem Neide und gerecht gegen fremdes Verdienst; obwohl nicht ohne gerechtes Selbstbewußtsein und keineswegs gleichgültig gegen Lob und Tadel, war er doch im Grunde der Seele bescheiden.

Als Schiller's strenges Urtheil in der Recension der Gedichte über ihn erging, wallte zwar im ersten Augenblick sein Ehrgeiz auf, doch bereute er es bald, die Erwiderung „in einem zu gereizten Ton" abgefaßt zu haben; in einem erst nach seinem Tode bekanntgewordenen Fragmente, das zur Einleitung einer Selbstkritik dienen sollte, gestand er offen ein, daß sein Beurtheiler nicht ganz im Unrecht sei. „Meine Uebereilung" — äußert er darin — „geantwortet und vollends in einem Tone geantwortet zu haben, der den Recensenten reizen mußte, das Unrecht, welches er mir nach meiner jetzigen Ueberzeugung zugefügt hat, nicht nur nicht zu mildern, sondern vielmehr zu verstärken, kann ich nicht besser wieder gut machen, als wenn ich Alles, was der Recensent im Namen der Kunst wider mich und meine Werke zu haben vorgiebt, etwas umständlicher und auf solche Art erwäge, wie es sich vor den Altären der Musen und der Grazien geziemet. Das Ziel, welches ich mir dabei vorsetze, ist nicht eben Sieg über meinen Gegner; denn ich gestehe gern, daß ich es mit einem Stärkeren zu thun habe, als ich bin."

Daß Bürger, wie man geneigt ist anzunehmen, unter glücklicheren Lebensverhältnissen ein größerer Dichter geworden wäre, ist eine ungegründete Vermuthung, wie denn schon an und für sich eine solche Frage eine sehr müssige ist; denn der Dichter ist eben Alles durch seine Individualität. Zu dem Ziele, das ihm erreichbar war, ist er schon in seinen guten Tagen gelangt. Die Leidenschaft für Molly hat sein Talent nicht niedergedrückt, sondern gerade die schönsten lyrischen Blüthen hervorgerufen. Auf den Balladen beruht vornehmlich sein Dichterruhm, vor allen auf der Lenore, welche zugleich den Anfang und die Höhe seines epischen Talents bezeichnet. Vieles verdankt er dabei den altenglischen Vorbildern. Die ihm eigenthümliche Sphäre der Erzählung erkennen wir weit mehr in dem „Liede vom braven Mann," „Frau Magdalis," „der Kaiser und der Abt." Es war daher kein innerer Widerspruch, wenn er neben einer Lenore eine Frau Schnips und dergleichen dichtete. Die falsche Vorstellung von der volksmäßigen Dichtung leitete ihn dabei irre. Zwar konnte er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte von sich sagen: „Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, so habe ich dies schwerlich meinem Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. s. w., schwerlich diesem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande zu danken, daß ich ein Paar Volksmärchen in Verse und Reime gebracht habe. Nein! dem unablässigen Bestreben..... muß ich's zu verdanken haben, dem Bestreben, daß dem Leser sogleich Alles unverschleiert, blank und bar ohne Verwirrung in das Auge der Phantasie springe, was ich ihm anzuschauen, daß Alles sogleich die rechte Saite seiner Empfindungen treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben

wollen.“ Darauf entgegnete Schiller sehr treffend, daß Bürger sich nicht selten mit dem Volke vermische, zu dem er sich nur herablassen sollte, und, anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, es ihm oft gefalle, sich ihm gleich zu machen; das Verdienst des Volksdichters bestehe nicht darin, jede Volksclasse mit irgend einem ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksclasse genug zu thun.

Wenn Bürger in der letzten Lebensperiode die volksmäßigen Weisen mit dem Schwunge idealer Poesie zu vertauschen bemüht war, so konnte er nur rhetorische Kunststücke liefern, zu denen auch das hohe Lied von der Einzigen zu zählen ist. Lieber hören wir ihn von Molly's Werth und seiner Trauer in der einfachen Sprache seiner Sonette reden, deren Form, die für weiche Empfindung sich ganz besonders eignet, von ihm wiedererweckt wurde.

August Wilhelm Schlegel hat sein dichterisches Verdienst am ausführlichsten gewürdigt; allein trotz der Pietät für seinen Lehrer und Freund trifft er mit dem Urtheil Schiller's, so sehr er diesen auch durch Seitenhiebe meistert, in der Hauptsache zusammen. Er faßt seine Kritik schließlich in die Worte zusammen: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger als zarter Empfindungsweise, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstande im Entwerfen, mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststil, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hin-

dern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zierlichkeit seltener Größe hat."

---

2. Hölty.

Wenn das Wort der Griechen Wahrheit ist, daß der, den die Götter lieben, früh stirbt, so gehört mit manchen andern deutschen Dichtern auch Hölty zu diesen Glücklichen. Es ist, als ob solche zartorganisirte Naturen, welche im Frühling des Lebens, nachdem sie kaum sich zu entfalten angefangen haben, schon den Keim des Todes in sich tragen und schnell dahinwelken, eben dazu bestimmt sind den reinsten Aether der Dichtung in sich aufzunehmen und, gleichsam von irdischen Schranken minder beengt, die höhere geistige Welt lebendiger im ahnungsvollen Gemüth zu hegen. Die Geschichte ihres Lebens ist ein einzig Blatt, auf dem die Freuden der Kindheit und Jugend neben dem allmählichen Loslösen von ihren Hoffnungen und dem schwermuthsvollen Vorgefühl baldiger Trennung von dem kaum erst liebgewonnenen Dasein verzeichnet sind. Als ein kleiner Ersatz wird ihnen die Gunst zu Theil, mit den Zügen einer ewigen Jugend auf die Nachwelt überzugehen und als Jünglinge in ihrem Andenken fortzuleben.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, in dem hannoverschen Dorfe Mariensee am 21. Decemb. 1748 geboren, war, wie viele seiner dichtenden Zeitgenossen, eines Predigers Sohn und wuchs in der Einfachheit und Stille beschränkter ländlicher Verhältnisse auf. Er war ein liebenswürdiges Kind und bis in sein neuntes Jahr, wo ihn die Blatternkrankheit, die damalige Plage der Kinderjahre und der Ruin manches lieblichen Gesichts, etwas entstellte, ein schöner Knabe. Die Mutter verlor er früh; sie starb 1757

an der Schwindsucht, deren Keim sie auch auf den Sohn übertragen hatte. Der Vater, welcher viele gelehrte Kenntnisse besaß, auch mehrerer neueren Sprachen kundig war und, als Freund der schönen Literatur, der deutschen Gesellschaft zu Göttingen angehörte, übernahm den ersten Unterricht seines Sohnes. Es zeigte sich bei diesem bald ein solcher Lerntrieb, daß man für seine Gesundheit fürchtete und ihm das Licht entziehen mußte, damit er das nächtliche Arbeiten einstelle. Dessenungeachtet verlor er nicht den fröhlichen Sinn und die Theilnahme für die Reize der äußeren Welt. Sein Gefühl für die Schönheit der Natur und die unschuldvollen Kinderfreuden äußerte sich sehr lebhaft und fing früh an, sich in poetischer Form auszusprechen.

Im Herbste 1765 wurde er auf das Gymnasium zu Celle geschickt, wo sein Oheim wohnte. Drei Jahre brachte er hier zu und beschäftigte sich nicht nur mit den herkömmlichen Schulstudien, sondern auch mit der englischen Literatur. Nachdem er einen Winter im elterlichen Hause zugebracht hatte, bezog er um Ostern 1769 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Während er sich hierin die nöthigen Kenntnisse erwarb, ließ er die schöne Literatur alter wie neuer Zeit nicht aus den Augen. Er erwarb sich eine umfassende Kenntniß neuerer Sprachen; zu dem Französischen und Englischen trat das Italienische, zuletzt auch das Spanische hinzu. Auch war er Mitglied des von Heyne geleiteten philologischen Seminars. Gleichgesinnte und mitstrebende Freunde fand er an Boie und Bürger; noch inniger schloß er sich an Voß und Miller an und hing mit ganzer Wärme an dem poetischen Freundschaftsbunde, den die Liebe zur deutschen Poesie geknüpft hatte. „Eben komme ich,“ schreibt er in einem Briefe vom

13. Dec. 1773, „aus der Versammlung unserer Freunde. Ich danke dem Himmel, daß er uns zusammengeführt hat, und werde ihm danken, so lange Odem in mir ist. Heilige Freundschaft, wie sehr hast du mich beseligt! Ich kannte keinen, konnte keinem mein Herz ausschütten; du führtest mir edle Seelen zu, die mir so viele süße Stunden gemacht haben und mir auch künftig alle Bitterkeiten des Lebens versüßen werden." Dies vertraute Verhältniß veranlaßte ihn noch über die gewöhnliche Studienzeit in Göttingen zu bleiben. Um seinem Vater nicht zur Last zu fallen, fing er an für Geld zu unterrichten, wie er schon früher seinen Freunden Anleitung zu neuern Sprachen zu geben pflegte. Er gab eine Zeitlang täglich fünf Stunden, klagte jedoch hernach, er habe kaum für die Hälfte Bezahlung erhalten. Für den Druck übersetzte er Mehreres aus dem Englischen, einen Auszug aus der englischen Wochenschrift „der Kenner," Hurd's Dialogen und den ersten Theil von Shaftesbury's Werken.

Seine Gedichte waren die schönste Zierde des Göttinger Musenalmanachs. Mit richtiger Selbstbeurtheilung erkannte er, daß es vornehmlich die idyllisch-lyrische Gattung sei, die seinem Dichtertalent am meisten zusage. „Den größten Hang," äußert er in einem Briefe, „habe ich zur ländlichen Poesie und zur süßen melancholischen Schwärmerei in Gedichten; an diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil." Innerhalb dieses Gebiets, wozu er den Beruf in sich fühlte, machte er die strengsten Anforderungen an sich und strebte nach dem höchsten Ziel. „Ich will kein Dichter sein," fährt er in einem Briefe fort, „wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unsterblichkeit an der Stirn trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem

Paare geht, so soll keine Sylbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding!" Er empfand zugleich lebhaft das wonnige Vorgefühl im Andenken der Nachwelt durch seine Lieder fortzuleben, was auch seine Gedichte manchmal in rührend-bescheidener Weise aussprechen.

„Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust,
Seufzt: du redlicher Jüngling!
Warum barg dich die Gruft so früh!"

In einem der wenigen uns aufbehaltenen Briefe finden wir die schöne Stelle: „Welch ein süßer Gedanke ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen hinauszublicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden."

Hölty's persönliche Erscheinung ließ das bedeutende Dichtertalent, das ihm verliehen war, kaum vermuthen. Die gebeugte, blasse Gestalt, die sich träge und linkisch bewegte, hatte beim ersten Anblick nichts Einnehmendes. Im Kreise von Unbekannten und in sich gekehrt, in seine Gefühlswelt versenkt, erschien er ohne Geist und Leben, fast mit der Miene der Einfalt. Doch im vertrautesten Kreise erwachte seine fröhliche, schalkhafte Laune, und ein treuherziges Lächeln belebte die bleichen Züge. Sein Sinn strebte nicht in die weite Welt, nicht nach den Genüssen des Wohllebens; seine Wünsche waren idyllisch wie seine Poesie. „Mein Hang zum Landleben," schrieb er im Frühling 1774, „ist so groß, daß ich es schwerlich übers Herz bringen würde, alle meine Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir mein Herz.

Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meine Hütte, ist Alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche. Freunde brauche ich nicht mehr zu wünschen, diese habe ich schon. Ihre Freundschaft wird meine trüben Stunden aufheitern, meine frohen noch froher machen. Ich werde ihre Briefe und Werke an meiner Quelle, in meinem Walde lesen und mich der seligen Tage erinnern, da ich ihres Umgangs genoß." Ein Dichter von solcher idyllischen Gefühlsstimmung mußte Kleist's Frühling lieben. Er machte einen Entwurf, in gleicher Weise den Sommer zu besingen; doch war das Zeitalter der beschreibenden Poesie vorüber, und Hölty unterließ die Ausführung.

Die Liebe hatte er nur in den ersten zarten Regungen der Empfindung kennen gelernt, doch nicht ohne Nachwirkung für seine lyrische Dichtung. Die von ihm besungene Laura war kurz vor seinem Abgange auf die Universität wie eine flüchtige Traumerscheinung an ihm vorübergegangen. Da es sich um ein Dichterleben handelt und die einzelnen Züge in seinen Gedichten wiederkehren, so müssen wir seine kurze Schilderung hier einschalten. „Laura ist in der Stadt geboren und erzogen. Sie ist die schönste Person, die ich gesehen habe; ich habe mir kein Ideal liebenswürdiger bilden können; hat eine majestätische Länge und den vortrefflichsten Wuchs, ein ovalrundes Gesicht, blonde Haare, große blaue Augen, ein blühendes Colorit und Grazie und Anmuth in allen Mienen und Stellungen. Nie habe ich ein Frauenzimmer mit mehr Anstand tanzen sehen, und das Herz hat mir vor Wonne gezittert, wenn ich sie ein deutsches oder welsches (sie versteht Italienisch und Französisch) Lied singen hörte. Sie fand ein großes Vergnügen an Kleist's und Geßner's Schriften; ob sie Klopstock liest,

weiß ich nicht. Als ich sie kennen lernte, war sie bei ihrer Schwester, die in meinem Geburtsorte verheirathet war und im December 1768 starb. Es war ein schöner Maiabend, die Nachtigallen begannen zu schlagen und die Abenddämmerung anzubrechen. Sie ging durch einen Gang blühender Apfelbäume und war in die Farbe der Unschuld gekleidet. Rothe Bänder spielten an ihrem schönen Busen, und oft zitterte ein Abendsonnenblick durch die Blüthen und röthete ihr weißes Gewand und ihren schönen Busen. Was Wunder, daß so viele Reize einen tiefen Eindruck auf mich machten, den keine Entfernung auslöschen konnte. Einen Bogen würde ich anfüllen müssen, wenn ich alle verliebte Phantasieen und Thorheiten erzählen wollte, worauf ich verfiel. Nach einem Jahre kehrte sie wieder in die Stadt zurück. Man kann in einem Jahre manchen Göttertraum haben, manches Liebesgedicht machen. An beiden fehlte es nicht. ...... Zweimal habe ich sie nach ihrer Verheirathung gesehen. ...... Es ist Sünde sie ferner zu lieben. Meine Liebe ist auch so ziemlich verloschen; nur eine süße Erinnerung und ein süßes Herzklopfen, wenn mir ihr Bild vor Augen kommt, sind davon übrig. Doch habe ich noch oft den brennendsten Wunsch, sie einmal wiederzusehen." Das ist das ganze Liebesglück des holden Sängers der „Seligkeit der Liebenden!"

Von der Welt hat Hölty nicht viel gesehen. Im Herbst 1774 machte er in Miller's Begleitung einen Ausflug bis Leipzig. Von dem Wenigen, was uns über seine Reiseerlebnisse mitgetheilt wird, ist nur ein einzelner Moment von Interesse, wo uns die lyrische Erregbarkeit des schüchternen Dichters in lebendigen Zügen entgegentritt. „Zwischen Merseburg und Leipzig," so heißt es in seinem kurzen Bericht, wahrscheinlich in einem Briefe an Voß, „tranken

wir Kaffee in einer Schenke, vor deren Thür ein Phaeton mit zwei lieblichen Mädchen hielt. Die eine war vorzüglich schön und gefiel mir höchlich. Ich stellte mich dicht an die Thür, als sie abstieg und wieder einstieg, und verschlang ihre Reize. Sie kam einmal so nahe bei mir vorbei, daß mich ihr schöner Arm ein wenig berührte. Betrübt sah ich sie wegfahren. Ich freute mich, daß mein Herz noch fühlen konnte. Welch ein Himmel ist die Liebe! der ist ein Engel, der in diesem Himmel wohnen kann, der ein Verdammter, der nie einen Platz darin bekommt. Trotz meiner struppichten Locken hätte sie mich vielleicht angelächelt, wenn sie gewußt hätte, daß der berühmte Traumbilderdichter vor ihr stünde."

Nach diesen noch in der heitersten Laune durchlebten Reiseabenteuern trat für ihn die Zeit der Leiden ein. Im Spätherbst 1774 fing er an des Morgens Blut auszuwerfen. Anfangs achtete er es nicht und hielt es für die ungefährliche Folge eines früheren hartnäckigen Hustens, von dem ihm lange Zeit ein Stich in der Brust zurückgeblieben war. Voß drang in ihn einen Arzt zu befragen, dessen Trostesworte hinlänglich die Gefahr andeuteten, die sein Leben bedrohte. Sein Freund kannte bis dahin nur seine immer gleiche friedliche Miene; diesmal weinte er, als sie zurückgingen, bitterlich. Ein andermal sah ihn Voß weinen, als sein Freund eines Tages — es war im Jahre 1775 — mit verstörtem Gesicht, da er so eben den Tod seines Vaters erfahren hatte, zu ihm kam und auf die Frage: Wie geht's, Hölty? unter ausbrechenden Thränen ihm die Ursache seines Kummers meldete. Die „Elegie beim Grabe meines Vaters" ist der Ausdruck des liebevollen, durch religiösen Glauben verklärten Schmerzes.

Im Mai 1775 ging Hölty nach seinem heimatlichen

Dorfe zurück, um nach Zimmermann's Anweisung seine gestörte Gesundheit herzustellen. Er verhehlte sich die Gefahr nicht, obgleich er die Hoffnung auf Genesung nicht aufgab. Im Juli besuchte er Voß auf acht Tage in Wandsbeck. Im Herbst begab er sich nach Hannover, um unter Zimmermann's Aufsicht eine kleine Nachkur, wie er an Voß schrieb, zu brauchen. Allein das Brustübel verschlimmerte sich nur mehr und mehr. Er litt an einem hartnäckigen Husten, hatte immerwährende Beklemmungen und zuletzt fast keinen Schlaf. In seinem letzten Briefe an Miller vom 4. August 1776 schrieb er: „Ich befinde mich diesen Sommer sehr schlecht. Fast drei Monate hindurch habe ich keine Nacht geschlafen, immer ein schleichendes Fieber, Kopfweh und die heftigsten Brustbeklemmungen gehabt: Du kannst leicht denken, wie mich das abmatten mußte. Ich trinke jetzt schon über vier Wochen den Brunnen und spüre gegenwärtig einige Besserung. Der goldne Schlaf kommt wieder; nur geben sich die leidigen Brustbeklemmungen noch nicht." Der Trost der Schwindsüchtigen verließ ihn auch jetzt noch nicht. Er hoffte noch seinen Voß wieder in Wandsbeck zu besuchen und schloß den letzten Brief an ihn mit denselben Worten, die seine letzten Worte an Miller waren: „Ich werde künftig gewiß sehr oft an Dich schreiben." Seine Beschäftigung während seiner Krankheitsleiden war noch die Sammlung und Ueberarbeitung seiner Gedichte, deren Herausgabe er seinen Freunden, Voß und dem Grafen Friedrich Stolberg, überlassen mußte. Er starb am 1. Sept. 1776.

Hölty's Poesie umschreibt einen engen Kreis; es ist die idyllisch-lyrische Dichtung, in der er heimisch ist. Selten verläßt er sie, um sich auch in den scherzhaften Erzählungen zu versuchen, die man für Romanzen oder Balladen ausgab, obgleich sie im Grunde das Romantische nur travestiren. Adel-

stan und Röschen, Leander und Ismene gehören dieser Gattung an. Sie stammen aus den Jahren 1771 und 1772. Später verwarf sein richtiger Tact das zwitterhafte Genre. „Ich soll," schrieb er im Herbst 1773, „mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige; es werden aber sehr wenige sein. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor." Man sieht aus diesen Worten, welche Vorstellung man damals noch von einer Ballade hatte.

Seine Lieder sind im schönsten Sinn des Worts populär, mehr als es Bürger mit seiner absichtsvollen Tendenz hat erreichen können. Auch jetzt noch sind seine Mailieder, „Aufmunterung zur Freude," sein „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" im Volke lebendig geblieben. Die herzensreine Heiterkeit gewinnt um so höheren Reiz, je mehr das Gefühl der Flüchtigkeit alles Irdischen die elegischen Anklänge zwischen die Töne der Freude mischt. Nicht minder hat er den stolzen Rhythmus der antiken Ode durch die Wärme der Empfindung beseelt und auch in dieser Form Meisterstücke geliefert, welche den Vergleich mit den Odendichtern ersten Ranges nicht zu scheuen haben. Lange Zeit hat er in der elegischen Dichtung als ein Muster vorangeleuchtet. Nicht nur bei Matthisson und Salis, den zunächst sich an ihn anschließenden Lyrikern, finden wir seine Weise wieder; er klingt bis auf Luise Brachmann und Ernst Schulze in der deutschen Lyrik nach, der Sänger der Natur und Unschuld, der Liebe und der sanften Melancholie.

---

3. Voß.

Es ist ein erhebender Anblick, den uns die Geschichte unserer Literatur mehrmals gewährt, wenn Männer von

Geist und Charakter sich aus ärmlichen Verhältnissen unter Hindernissen und Kämpfen zu der Höhe des Ruhmes emporarbeiten und durch ihre geistige Errungenschaft, durch die Macht einer gehaltvollen Persönlichkeit eine culturhistorische Bedeutung gewinnen, welche sie mehr ihrer rastlosen Selbstthätigkeit als der Gunst der Umstände verdanken. Voß' Leben war voll Mühe und Arbeit; aber weil sein Streben von dem ganzen Ernst eines energischen Charakters getragen wurde, war ihm die gehaltvolle Frucht nicht versagt. Wenige haben auf ihr Zeitalter eine so bedeutende und vielseitige Einwirkung ausgeübt, wie er. Im Folgenden können wir indeß den Werth seiner wissenschaftlichen Forschungen, seine Stellung in der Geschichte der classischen Alterthumskunde nur obenhin berühren. Wir richten unser Augenmerk insonders auf sein Verhältniß zu der deutschen Nationalliteratur, und da wir ihn hier auch als Dichter zu betrachten haben, auf die Anregungen, auf die Grundzüge, die seiner Poesie durch Eindrücke der Kindheit und Jugend, sowie in den engbegrenzten Kreisen seines nachmaligen Lebens und Wirkens gegeben wurden. Es ist kein Leben voll dichterischen Glanzes; aber der heitere Himmel der Poesie breitet sich auch über die idyllische Beschränktheit und streut auch dem traulichen, von der Liebe umschlungenen Familienherde ihre Blüthen.

Johann Heinrich Voß war am 20. Februar 1751 in dem mecklenburgischen Dorfe Sommersdorf (unweit Wahren) geboren, wo der Vater nach Ablauf einer Pachtung einen Winter hindurch sich aufhielt. Im nächsten Sommer zog dieser nach Penzlin, wo er Haus und Garten nebst der Gerechtigkeit des Bier- und Branntweinbrennens gekauft hatte. Er besaß einen gesunden Verstand und viel praktische Betriebsamkeit, überdies mehr als gewöhnliche Schul-

kenntnisse, so daß er sich durch die Gewandtheit seiner Feder einen nicht unbedeutenden Nebenerwerb zu verschaffen wußte.

Dem Knaben, der bald der Eltern einziger Sohn war, da die Brüder schnell nach einander dahinstarben, fehlte es nicht an Gelegenheit, seine frühentwickelte Wißbegierde, die durch ein vortreffliches Gedächtniß unterstützt ward, zu befriedigen. In der Schule des Städtchens überwand er leicht die Elemente des Unterrichts und that sich als gewandter Rechner hervor. Bibel und Gesangbuch wurden eingeprägt, und die Phantasie auch mit den Märchen der Volksbücher und mit Gellertschen Fabeln genährt. Seine zierliche Handschrift gab ihm Gelegenheit sich einen Sparpfennig zu erwerben. Auch der Unterricht in der Musik kam hinzu, da ein Oheim Instrumentenmacher war. Obwohl schwächlichen Körpers, zeigte er sich muthig zur Abwehr von Beleidigungen der Kameraden und war Anführer im Soldatenspiel. Da er keine Lust zu der Kramwirthschaft zeigte, sondern lieber bei den Büchern saß, so ließ man den Trieb zu den gelehrten Studien gewähren. Er lernte Lateinisch bei dem Rector Struck, dessen väterlicher Zucht er noch als Greis mit inniger Dankbarkeit gedenkt. Da der Vater auf den Rath des Ortsgeistlichen, der großen Antheil an dem fähigen Knaben nahm, den Entschluß, Theologie zu studiren, genehmigte, so wurde auch mit den Elementen des Griechischen und selbst des Hebräischen, vornehmlich durch Privatfleiß, der Anfang gemacht.

Freilich waren die Aussichten für die weitere Fortbildung des angehenden Gelehrten noch sehr trübe. Der Vater war in den Jahren des siebenjährigen Krieges, dessen Wirkungen sich bis dorthin erstreckten, in Armuth gerathen; das wenige Silberzeug mußte nach und nach verkauft werden; der Erwerb stockte, auch unter den Nachwehen des Krieges.

Dennoch hielt die Familie noch an dem Wunsche fest, aus dem Sohne dereinst einen Prediger werden zu sehen; man brachte ihn daher im Frühling 1766 auf die höhere Lehranstalt zu Neubrandenburg, wo er seiner vorzüglichen Sprachkenntnisse halben in die oberste Classe aufgenommen wurde.

Es waren unerquickliche Schuljahre. Nicht die Dürftigkeit drückte den strebsamen Knaben so sehr, wie der geistlose Mechanismus des Unterrichts, den er meist von einem Schulrector erhielt, zu welchem er kein Herz fassen konnte. Freitische gewährten ihm einige wohlthätige Einwohner; das Schulgeld mußte er zum Theil durch Unterricht in des Rectors Hause abverdienen; Privatunterricht in einigen Familien verschaffte kleine Ersparnisse, womit er den verarmten Vater unterstützte. Wie dies von seiner sittlichen Gesinnung Zeugniß giebt, so war es ein Zeichen seines aufstrebenden Geistes, daß er eine Gesellschaft von zwölf Primanern stiftete, in der die alten Sprachen getrieben wurden und nebenbei auch die Kenntniß der deutschen Literatur Beachtung fand. Einer um den Andern mußte Lehrer sein. Auf Nachlässigkeit wurde eine Geldbuße gesetzt und das Strafgeld zum Ankauf deutscher Dichter bestimmt. Klopstock, Geßner und Ramler wurden in hohen Ehren gehalten. Er machte einige poetische Versuche, darunter auch Idyllen in Hexametern, und übertrug Horazische Oden und einige hundert Verse der Theogonie.

Mit dem achtzehnten Jahre war Voß fähig, zur Universität überzugehen. Aber woher bei der Armuth der Eltern dazu die Mittel erhalten, auch bei den allerbescheidensten Ansprüchen! Ein mecklenburgischer Gutsbesitzer, von Oertzen zu Ankershagen, der von der vortrefflichen Schulbildung des Jünglings Kunde erhalten hatte, trug ihm eine

Hauslehrerstelle bei seinen Kindern an. Der schwere Entschluß mußte gefaßt werden. Voß hoffte von seinem spärlichen Gehalte, das auf 60 Thaler für das erste, und 70 für das zweite festgesetzt war (der Vorgänger, ein Candidat, hatte 80 Thaler erhalten), so viel zu ersparen, um sich den Besuch einer Universität möglich zu machen. Dennoch hielt er auch für seine Pflicht, den Vater zu unterstützen, der, bald völlig verarmt, 1771 Schulmeister ward.

Manche Demüthigungen mußte er in dem adligen Hause ertragen, manches bittere Gefühl in dem Busen schweigen heißen, wodurch sich einige Falten in sein Gemüth eindrückten, die es nicht wieder verlor. Eine Herzenserquickung gewährte ihm das Freundschaftsverhältniß zu einem jungen Geistlichen in der Nachbarschaft. Brückner, der schon als Student durch Herausgabe von Trauerspielen, welche selbst Lessing's Aufmerksamkeit auf sich zogen, seinen Sinn für schöne Literatur bekundet hatte, ward zum Prediger in Großen Vielen ernannt. Die Liebe, die sie damals für einander faßten, blieb sich bis in späte Jahre gleich und bewahrte die Zartheit jugendlicher Neigung. Voß diente auch sein geschicktes Clavierspiel bei vielen Familien zur Empfehlung, so daß er nicht von bildendem Umgang abgeschnitten war. Am meisten verschönten ihm die Dichter des Alterthums und die Beschäftigung mit poetischer Production die einsamen Stunden. Brückner's Urtheil war ihm eine Ermuthigung. Als er ihm einst ein neues Gedicht vorlas, erhielt er vom Freunde ein überraschendes Lob; als er darüber erröthete, sagte dieser: Nun nun! ich meine, was werden kann! und schloß ihn in die Arme.

Als Voß den Boie'schen Musenalmanach erhielt, fühlte er, daß er wohl im Stande sei, eben so gute Sachen

hervorzubringen; es drängte ihn mit seinen Versuchen an die Oeffentlichkeit zu treten. Am 8. Juli 1771 richtete er ein Schreiben an **Kästner** in Göttingen, den er für den Herausgeber des Almanachs hielt, übersandte ihm dabei einige Gedichte, bat um sein Urtheil und, wenn sie Billigung fänden, um deren Aufnahme in den poetischen Almanach. Kästner gab die Gedichte an Boie; beide schrieben an Voß freundlich und ermunternd und kamen dem von ihm ausgesprochenen Wunsche, bald eine Universität beziehen zu können, mit ermuthigendem Zuspruch entgegen. Voß erwiderte Boien bald darauf, daß er entschlossen sei, mit dem nächsten Frühjahr aus den bisherigen Verhältnissen zu scheiden, wenn er gleich während der beiden Hauslehrerjahre nicht mehr als 60 bis 80 Thaler habe ersparen können. Indeß war Boie in Göttingen und Hannover für ihn thätig, wußte bei einigen einflußreichen Männern, auch bei Heyne, Theilnahme für den hoffnungsvollen Jüngling zu erwecken und ihm die Aussicht auf einen Freitisch und andere Unterstützung zu eröffnen. Im October 1771 schrieb er an Voß, er möge Ostern nächsten Jahres nach Göttingen kommen; es werde sich Hülfe finden.

Mit der ersparten kleinen Baarschaft, die durch Geschenke einiger wohlwollenden Freunde bis auf 130 Thaler vermehrt war, begab sich Voß im Frühjahr 1772 getrosten Muthes nach **Göttingen**, langsam mit einer Frachtfuhre dem ersehnten Musensitz näher rückend. Da er fürs erste noch an dem Studium der Theologie festhielt, so hörte er im ersten Semester neben der Logik und Universalhistorie Vorlesungen über Dogmatik, denen er wenig Geschmack abgewinnen konnte. Der Umgang mit Boie erheiterte ihm gleich den ersten Eintritt. „Mehr könnte,“ schreibt er an Brückner, „kein Vater für mich thun, als Herr Boie für

mich gethan hat. Einen freien Tisch, freie Collegien, freie Stube, alles hab' ich durch ihn. Die Stube bezahlt er sogar selbst, und das Allerwenigste wird jährlich 25 Thaler ausmachen." Durch ihn wurde er sogleich mit Bürger, Miller, Hölty und den übrigen Jünglingen bekannt, die mit ihm den kleinen Dichterkreis bildeten. Durch Voß' Eintritt erhielt der Bund eine entschiedenere sittliche Tendenz. Der zwölfte September ward zur Bundesweihe. „Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich" — so erzählt Voß seinem Brückner — „gingen noch des Abends nach einem nahgelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen." Das enthusiastische Gefühl steigerte sich noch, als im Herbst die Grafen Stolberg nach Göttingen kamen, sie schlossen Freundschaft mit den Bundesbrüdern und baten um Aufnahme in ihren Verein. Indem Voß seinem Brückner die Scene schildert, wo er mit Friedrich Stolberg den Bund

ewiger Freundschaft durch Umarmung und Handschlag schließt, fährt er in der Schilderung des Dichterbundes fort: „Im Feuer, worin ich bin, darf ich wohl ein Bischen stolz sein. Ich will's also auf den Bund sein, der ohne mich nicht entstanden wäre. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden gestiftet. Sein Geschmack war zu einseitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und selbst Boiens Geschmack war zu französisch. Seit ich hier bin, ist die festeste Freundschaft geknüpft. Hahn, der feurige Hahn, darf frei singen, Hölty auch, und auch Boie ist so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein kann."

Inzwischen hatte Voß der Theologie, zu der er nie eine aufrichtige Neigung empfunden hatte, völlig entsagt. Die Liebe zu der Poesie, zu den Dichtern des Alterthums überwog alle andern Rücksichten. Er hörte philologische Vorlesungen bei Heyne, wurde Mitglied des philologischen Seminars und widmete seinen Privatfleiß dem Studium griechischer Dichter, in die er durch poetische Nachbildungen tiefer einzudringen suchte. Seine Mittheilungen der Uebersetzungsversuche Pindarischer Hymnen veranlaßten Heyne zu Vorlesungen über Pindar, während deren er eine neue Ausgabe des lange vernachlässigten Dichters besorgte. Einige Pindarische Gesänge schickte Voß auch an Herder. „Findet er meine Uebersetzungsart gut," schreibt Voß an Brückner am 24. Februar 1773, „so denk' ich mit Gottes Hülfe den ganzen Pindar wenigstens in zehn Jahren zu übersetzen. Nach meiner jetzigen Einsicht ist es möglich, ihn eben so stark und kühn im Deutschen zu liefern, als er im Griechischen ist. Auch die Sprache müßte ungemein dabei gewinnen. Ich studire deßwegen die Minnesänger und Luthers

Schriften, um die alte Nerve wieder zu bekommen, die die deutsche Sprache ehedem hatte und durch das verwünschte Latein und Französisch ganz wieder verloren hat. Fast alle Stammwörter sind untergegangen. Durch eine Pindarische Uebersetzung müßten sich die meisten, wenigstens die besten, wiederherstellen lassen."

Es bildete sich die Idee deutscher Idyllendichtung bestimmter aus. Er interessirte sich für Volkslieder und forderte Brückner auf, in seiner Umgebung dergleichen Ueberreste der Volkspoesie zu sammeln. Die Projecte für vaterländische Sprache gingen noch weiter. Mit Hölty und Miller las er altdeutsche Dichter, „auch mit Rücksicht auf ein allgemeines Wörterbuch für Deutschland, worin alle Wörter, veraltete und unveraltete, so weit es sich thun läßt, aus ihrer ersten Quelle abgeleitet und ihre immer veränderten Bedeutungen angezeigt und mit den noch übrigen Wörtern im Englischen, Plattdeutschen und Schwäbischen verglichen werden sollen." Er trieb damals Englisch mit Boie und Hölty, mit letzterem auch Italienisch; das Spanische wurde später hinzugefügt.

Es war eine schöne Lebensepoche, das zweite seiner akademischen Jahre. Die innigste Freundschaft und die zwanglose Hingebung an eine geliebte Geistesbeschäftigung hob das Herz weit über das Alltägliche empor, und kein Mißklang störte die glückliche Harmonie der Seele. „Ach, mein liebster Brückner," schreibt er am 2. Februar 1773, „wärst Du bei uns, um Antheil an unserem Glück zu nehmen! Ich fühle jetzt, daß Himmelsfreuden ohne leibliche Glückseligkeit sein können. Keine Seligkeit übertrifft die, welche man in der Umarmung eines Freundes empfindet, und in der wechselsweisen Ermunterung zu großen Thaten und in dem Bewußtsein, daß man seiner Rechtschaffenheit halber

geliebt wird.“ Zu gleicher Zeit ward die Poesie des ersten jugendlichen Liebesgefühls durch eine mit Boie's Schwester Ernestine seit dem Mai 1773 angeknüpfte Correspondenz geweckt; obgleich sie sich noch nicht von Angesicht gesehen hatten, redeten die Briefe bald schon die wärmere Sprache sehnsüchtiger Neigung, die sich auch in schwärmerischen Selma-Elegieen aussprach.

Im Frühjahr 1774 beschloß Voß die Pilgerfahrt nach Norden, um in Hamburg den verehrtesten deutschen Dichter, dessen Geburtstag der Bund als ein Freuden- und Weihefest begangen hatte, aufzusuchen und in Flensburg sein geliebtes Mädchen kennen zu lernen. Klopstock empfing ihn sehr herzlich; manche Stunde waren sie zusammen und tauschten ihre Ansichten über deutsche Poesie, über Sprache und Rhythmus aus. Er sah bei ihm die letzten Bogen des eben beendigten ersten Bandes der Gelehrtenrepublik und erzitterte vor seinen Augen von freudiger Erregung, als er die Stelle fand, wo Klopstock in geheimnißvoller Bardensprache auf die Zukunft des jungen Dichterbundes hindeutet. Während des Hamburger Besuchs machte Voß auch die Bekanntschaft mit Bode, dem Uebersetzer englischer Romane, und Matthias Claudius zu Wandsbeck.

In Flensburg verlebte er in der Boie'schen Familie anfangs sehr glückliche Tage; da traf ihn ganz unerwartet eine Erschütterung seiner Gesundheit, wodurch er mit einem plötzlichen Tode oder wenigstens mit dem Schicksal seines Freundes Hölty bedroht ward. Wiederholtes Blutspeien brachte sein Leben in solche Gefahr, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Indeß erholte sich seine gute Natur bald einigermaßen wieder. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt in Flensburg kehrte er über Lübeck nach Hamburg zurück. Daß die Wahl seines Herzens durch den Besuch in

Flensburg entschieden war und er der Erwiderung seiner Neigung gewiß sein konnte, sprechen die an Ernestine gerichteten Briefe unverhüllt aus. Sie heißt „sein geliebtes Mädchen," „sein schlafender und wachender Traum," und von dem traulichen Du wird schon in erregten Briefstellen Gebrauch gemacht. Von Lübeck aus schreibt er am 28. Mai an sie: „Nach Flensburg stehen noch alle meine Gedanken; auch in Gesellschaft und wenn ich mit Andern spreche, träumt mein Herz seinen süßen Flensburger Traum fort. Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß ich je so weichherzig gewesen bin. Der Abschied ist mir noch immer so lebhaft, daß ich, wenn ich ihm in der Einsamkeit nachdenke, heiße Thränen vergießen muß." Einige Wochen verweilte er darauf in Hamburg in ununterbrochenem Verkehr mit Klopstock, Claudius und Ebert, der sich damals in seiner Vaterstadt aufhielt. Er ließ sich in den Bund der Freimaurer aufnehmen.

In Göttingen langte er gegen Ende Juni wieder an. Das Brustübel war noch nicht ganz gewichen, doch hatte sein Körper sich gestärkt; seine Genesung schritt rasch fort, und er konnte sich seinen Studien wieder hingeben. Während seiner Abwesenheit war er nebst Hölty auf der Liste des philologischen Seminars gestrichen worden; es zeigten sich schon die ersten Keime des Zerwürfnisses mit Heyne, das nachmals in unerquicklicher Fehde vor den Augen des Publicums ausgefochten wurde. Da Miller und Hahn im Herbst 1774 Göttingen verließen, so verlebte Voß einen einsamen Winter, zumal er durch die Rücksicht auf seine Gesundheit genöthigt war, meistens auf seinem Zimmer zu bleiben. Da ihm für die letzte Zeit seiner Universitätsstudien keine namhaften Unterstützungen zu Theil wurden, so erwarb er sich das Nothwendige durch literarische Arbeiten.

Er übersetzte Alembert's Versuch über den Umgang der Gelehrten und Großen, über den Ruhm, die Mäcenen und die Belohnungen der Wissenschaften, so wie Blackwell's damals geschätztes Werk über Homer's Leben und Schriften. Mit dem folgenden Jahre trat ihm Boie die Herausgabe des Musenalmanachs ab, dessen Redaction der Versorgung durch ein Amt gleich zu achten war.

Das Band, das ihn mit Ernestine verknüpfte, war so fest geworden, daß der Wunsch, sie bald die Seinige nennen zu können, in ihm sehr lebhaft geworden war. Der Gedanke an sie weihte ihm den Eintritt in das neue Jahr. „Ich bin mit einer feierlichen Heiterkeit aufgestanden, habe alle meine Schicksale im vergangenen Jahre durchdacht und Gott gedankt, der mich so wunderbar und so gnädig geführt hat; ich habe geweint und neue heftige Entschlüsse für Tugend und Vaterland gefaßt. Was kann ich nun eher thun, als mich mit dir, mein Alles nach Gott und Vaterland, zu unterhalten! Durch dich, einzig durch dich ist mir dies stürmische Jahr mit allen seinen Thränen, mit allen seinen Todesschrecken ein Sabbath Gottes, und alle Freuden der vorhergehenden Jahre, da ich dich noch nicht kannte, sind Spreu gegen eine Thräne, die das selige Gefühl deiner Liebe meinem Herzen entpreßte!“ Mit diesen Worten, die uns auch in anderer Hinsicht zu Voß' Charakteristik dienen, begrüßt er die Geliebte am Neujahrsmorgen 1775. Wir verbinden damit das köstliche Geständniß seiner Seelenhingebung, welches er in einem seiner letzten Briefe seinem Brückner macht. Es mag auch denen gegenüber, welche Voß nur eine derbe, prosaische Natur zugestehen möchten, ein Beweis sein, wie sehr sein Herz den zartesten und edelsten Empfindungen zugänglich war. „Da hast du“ — schreibt er am 20. März 1775 an

Brückner — „einen Brief von dem herrlichsten Mädchen, das jemals die Sonne gesehen hat. Du liebst doch deinen Freund? Zittre vor Freuden, daß ich von diesem Mädchen geliebt, so von ganzer Seele geliebt werde! Du stelltest dir ein solches Mädchen nur in Träumen der Dichtkunst vor, sagst du? Du mußt besser träumen können als ich. Das reizendste Ideal, das mein Geist in den Stunden der Weihe sah, ist nur ein Schatten von den Vollkommenheiten, die ich in Ernestinen fand. Denk' nicht, daß der Liebhaber spricht. Selbst im Taumel der Liebe giebt es kühlere Augenblicke, wo man urtheilen kann. Aber Urtheil und Empfindung bleibt Eins und strömt gleich stark in dem Flammenmeere der Liebe . . . . . . Wie oft hat sie mich Kleinmüthigen durch ihre Standhaftigkeit und durch ihr Vertrauen auf Gottes Fügung beschämt! Wie oft hat sie mich an den Tod erinnert und mich mit ihrer ewigen, ungehinderten Liebe jenseit des Grabes aufgerichtet! Wie sorgfältig hat sie mir ihre Thränen verborgen, sie, die meinetwegen ihre Röthe verloren, tiefsinnig geworden und eine Ohnmacht gehabt hat! Lange hinterher erfuhr ich dies erst, und daß dies ihr größter Kummer wäre, daß ich, ohne sie, vielleicht glücklich und zufrieden hätte leben können. Und bei so außerordentlicher Seele so ganz Natur und Grazientanz und selbst so unbekannt mit dem, was sie hat, und was, still wie die Gottheit, allmächtig unsre Seelen zur Höhe des Seraphs emporhebt! Ach Brückner, wenn ich auch früher stürbe, ehe wir unzertrennlich verbunden würden, ich wäre doch einer der seligsten Liebenden gewesen. Eine Thräne um sie ist mehr werth als alles, was die Welt sonst hat! Ach, und ihre Thränen um mich!"

Um Ostern 1775 verließ Voß die Universität Göttingen, um von **Hamburg** aus, als dem geeigneteren Platze des

buchhändlerischen Verkehrs, die Herausgabe des Musenalmanachs zu besorgen. Der frühere Göttinger Verleger glaubte indeß ein nicht geringeres Anrecht zu haben; es entstand für Voß eine verdrießliche Concurrenz, da Bürger die Redaction übernahm, anfangs in Verbindung mit Göckingk, der seit 1778 sich mit Voß vereinigte. Um dem Göttinger Almanach wirksamer entgegentreten zu können, ließ Voß den ersten Jahrgang (für 1776) bei Berenberg in Lauenburg erscheinen, da dieser als Herausgeber des Lauenburger Taschenkalenders ein Privilegium für das ganze hannoverische Land genoß. Das Interesse für lyrische Poesie war damals so frisch und lebhaft, daß der Herausgeber auf eine Durchschnittseinnahme von 500 Thalern rechnen durfte.

Nachdem Voß einige Wochen in Hamburg im Verkehr mit Klopstock, den Grafen Stolberg und andern Freunden sich glücklich gefühlt hatte, nahm er seine Wohnung in Wandsbeck, wo ihm die Familie Claudius durch traulichen Umgang den angenehmsten Aufenthalt bereitete. Bald darauf eröffnete sich ihm die Aussicht, in seinem Vaterlande ein Amt zu erhalten; das Rectorat in Neubrandenburg wurde erledigt. Dadurch war er veranlaßt, die Reise nach Mecklenburg, die er des Almanachs wegen noch verschoben hatte, zu beschleunigen. Seine Briefe aus der Heimat führen uns zu einer Reihe idyllischer Scenen, für die sein Sinn stets offen war. Mit pochendem Herzen fuhr er in den Pfarrhof von Großen Vielen ein, wo er seinen Brückner überraschte. Die alten Eltern wurden herbeigeholt, und die Wonne des Wiedersehens war „eine Scene, die nur empfunden werden kann." Dann besuchte er Ankershagen, „wo er die traurigsten Jahre gelebt hatte," auch hier freundlich empfangen, sowie das Elternhaus in Penzlin. „Das war eine Freude," schreibt er am 8. Juli

an Ernestine, „alle Scenen meiner Kindheit wiederzusehen, den Garten, wo ich ehedem die schönen Pflaumen abschüttelte, den Anger, wo ich Ball spielte, und den Mühlenteich, wo ich einmal ruderte und mit dem Kahn umwippte, als ich einen grünen Frosch erhaschen wollte. Mein alter Oheim weinte, als er mich sah; aber reden konnte ich nicht mit ihm, weil er beinahe ganz taub ist. Wenn ich auf der Straße ging, kamen alle Nachbarn und Bekannten vor die Thür und hießen mich freundlich willkommen und flüsterten dann unter sich, wie ich weiter ging, über den artigen jungen Menschen, den sie als einen kleinen Jungen gekannt hätten, und der so bescheiden und so gelehrt wäre." Eine gleiche Liebe fand Voß bei seinem Besuche in Neubrandenburg; doch wurde ihm die Stelle, um die er sich bemühte, nicht zu Theil, hauptsächlich weil seine Versuche „die Unterdrückung des wichtigsten Standes im Staate zu hemmen," nämlich die beiden Göttinger Idyllen „die Leibeigenen" und „die Freigelassenen," ihn bei dem Adel mißliebig gemacht hatten; ein andermal deutet er an, daß seine religiösen Ansichten Bedenken erregt hätten; „ich lernte bei der Gelegenheit, daß selbst die niederträchtigsten von den gewöhnlichen Bewerbungen für mich fruchtlos sein würden."

Im Herbst reiste er nach Flensburg und genoß die Freuden des Wiedersehens seiner Verlobten. Sie wurden etwas dadurch getrübt, daß er sie nicht so heiter fand wie früher, indem die Sorge um die Zukunft einen Schatten auf das Glück der Gegenwart warf. Die Gesundheit ihres Vaters war so geschwächt, daß ein baldiges Ende zu fürchten war; Voß sah ihn bei diesem Besuche zum letzten Mal.

Er hatte sich überzeugen können, daß die Familie seiner Braut einer Heirath ohne Amt und Besoldung durchaus abgeneigt sei. Es lag ihm daher sehr daran, dies zu erhalten. Zu-

nächst entschloß er sich zu einem Gesuch an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der sich vor kurzem gegen Klopstock als liberalen Freund deutscher Poesie erwiesen hatte. Es war nicht eine Bewerbung um ein Lehramt, obschon er „im Fache der alten Literatur zu brauchen" wäre; denn er fürchtet, „daß seine dichterischen Talente, die er als einen Ruf der Vorsicht betrachte, durch ein Lehramt zu viel von ihrem Feuer verlieren würden"; sondern er hofft als Idyllendichter des freisinnigen Fürsten Gunst sich zu verschaffen. „Man hielt ehedem Hofpoeten," heißt es in dem etwas seltsamen, höchst charakteristischen Bittschreiben vom 20. December 1775; — „gewiß einen besseren Erfolg verspricht die jetzige Periode unserer Literatur, wenn man einen Landdichter bestellte, den Herz und Pflicht antrieben die Sitten des Volks zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und regeres Gefühl seiner Würde beizubringen. . . . . . Ich halte mich verbunden, Ihrer Durchlaucht eine Probe meiner etwaigen Anlage zu dergleichen Volksgedichten, die in neuern Zeiten durch ein Mißverständniß der Theokritischen Sitten in nüchterne arkadische Eklogen ausgeartet waren, unterthänigst zu überreichen. Durch Hülfe meiner Freunde getraute ich mir in etlichen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten. Außer einer freien Wohnung in der Gegend, wo ich die Sitten des Landes am besten überschauen könnte (etwa in einem Dorfe um Karlsruh?), brauchte ich nur so viel, als zum mäßigen Haushalt in einem so wohlfeilen Lande hinreichte, wobei sich fürs erste immer etwas auf den Musen-

almanach rechnen ließe.“ Dieses Gesuch war eben so wenig von Erfolg als die ein Jahr spätere Bewerbung um ein Conrectorat in Hamburg, bei der er Goeze und dessen Partei gegen sich hatte, ungeachtet sie von einer Empfehlung Heyne's unterstützt ward.

Inzwischen war Vater Boie im Frühjahr 1776 gestorben. Die Familie blieb in sehr beschränkten Umständen zurück; da überdies Ernestinens Gemüthszustand und selbst ihre Gesundheit durch das Verhältniß zu einer launenhaften Mutter litt, so war Voß entschlossen, Ernestine baldigst als seine Gattin heimzuführen, wenn es ihm gelänge, das Widerstreben der Mutter zu überwinden; sein Freund Boie stand ihm dabei zur Seite, auch Klopstock ließ sich von Ernestine zu einem beruhigenden Schreiben an die Mutter bewegen. Stolberg schenkte ihm seine Uebersetzung der Ilias, so daß von dem Honorar die Kosten der ersten häuslichen Einrichtung bestritten werden konnten; die Einnahme des Musenalmanachs schien „gewisser als alle Professionen und manche Aemter.“ Dennoch hatte Voß noch einen schweren Kampf zu bestehen, als er im April 1777 nach Flensburg kam. Wochen vergingen in Familienverhandlungen, bis endlich die Mutter zur Nachgiebigkeit gegen die Wünsche ihrer Kinder bewogen ward und ihre Einwilligung gab. Das Hochzeitsfest ward im Juni in einfachster Weise gefeiert. Er flocht selbst der Braut den Kranz ins Haar. Wenige Tage darauf reisten sie nach Wandsbeck ab.

Beglückt im langersehnten Besitz, fühlten sie keine Beschwerde, wenn auch ihre Wirthschaft sehr beschränkt und ihre Einnahme gering war. In der gemietheten Wohnung waren sie den ersten Sommer über auf ein einziges Kämmerchen beschränkt; sie wohnten — und doch „sehr behaglich“ —

in einem kleinen breternen Gartenhause. Gegen Anfang Septembers machten sie sich auf die Reise in die mecklenburgische Heimat. Wir treten vor das idyllische Bild, das „der siebzigste Geburtstag" vor uns entfaltet. Die Kräfte des alten Schulmeisters hatten in den letzten Jahren sehr abgenommen: aber der Anblick der geliebten Schwiegertochter gab ihm eine jugendliche Heiterkeit wieder; er äußerte, daß er Gott für nichts so sehr danke, als daß er ihn die Freude hätte erleben lassen, seine Schwiegertochter zu sehen. „Es war sehr rührend," schreibt Voß in einem Briefe vom 4. September, „wie die Eltern gestern alle ihre Schätze aufboten, um uns einmal recht stattlich zu bewirthen. Meine Mutter war durchaus nicht zu bewegen, mit am Tische zu sitzen, sondern richtete draußen in der Küche zu und kam dann nur zuweilen hereingelaufen, mit einem Gesichte, worin die ganze Zärtlichkeit ihres heftigen Mutterherzens ausgedrückt war, und übersah ihre Kinder. Ach, es muß unaussprechliche Wollust sein, Freude an seinen Kindern zu erleben! aber es ist gewiß nicht weniger entzückend, die Freude seiner Eltern zu sein." Wie in Penzlin, war es auch in Neubrandenburg für Voß eine hohe Freude, seiner jungen Frau alle die ihm durch die Erinnerung an seine Kindheit theuren Plätze zu zeigen; er führte sie zu Allen, die ihm den dortigen Aufenthalt durch Freundlichkeiten und Wohlthaten erleichtert hatten. Das junge Paar blieb mehrere Wochen in dem Pfarrhause zu Großen Vielen, wo Voß sich auf Brückner's Studirstube wohnlich einrichtete und den Genuß herzlichen Umgangs und heiterer Ausflüge in die Umgegend mit geistiger Beschäftigung abwechseln ließ.

Gegen Ende Octobers trat er mit seiner Frau die Rückreise nach Wandsbeck an. Die letzte Bitte des alten

Vaters beim wehmüthigen Abschied war, nächstes Jahr wiederzukommen. Doch sie sahen sich zum letztenmal; der Vater starb im Sommer des folgenden Jahres. Voß hatte das Bewußtsein, trotz eigner Dürftigkeit redlich die Pflicht des Sohnes erfüllt zu haben. Noch bei dem letzten Besuch hatte er darauf gedrungen, daß der Vater, um seine Gesundheit zu pflegen, sich der anstrengenden Arbeit enthalte. Um diese Erleichterung möglich zu machen, bestimmte er aus seinen geringen Mitteln vierteljährlich einen Louisd'or mit dem Versprechen, sobald er in eine bessere Lage komme, mehr geben zu wollen. Zugleich stellte er eine rechtsgültige Schrift aus, worin er seine Ansprüche auf den Nachlaß des Vaters an seine Mutter und seine Schwester — sie erreichte nur ihr vierundzwanzigstes Jahr — abtrat.

In Wandsbeck fanden die glücklichen Gatten neue Beschäftigung mit der Einrichtung einer bequemeren, etwas geräumigeren Wohnung. Den Garten mit eigener Hand zu bestellen, war für Voß die angenehmste Erholung von der geistigen Arbeit. Die häuslichen Freuden wurden im Sommer 1778 noch durch die Geburt eines Sohnes erhöht, dem er seines Freundes Stolberg Namen Friedrich Leopold gab. „Der Himmel gebe," schreibt er an Gleim, „daß er mit dem Namen etwas von seinem Geiste erbe." Zugleich erheiterte ihm der Umgang mit vielen trefflichen Männern manche Stunde; Claudius, immer herzlich und offen, war ganz in der Nähe; Hensler, damals Arzt in Altona, ein vielseitig gebildeter, edelgesinnter Mann, ward Freund des Hauses. Klopstock kam oft nach Wandsbeck; er hatte eine besondere Freude daran, wenn ihm die junge Frau eine Pfeife Taback stopfen und anzünden konnte. Das alles waren Verhältnisse, über welche die glückliche

Genügsamkeit und ländliche Sitteneinfalt den Reiz der Poesie verbreitete.

Was Voß als Dichter geworden ist, erreichte er in der heitern Muße von Wandsbeck. Hier entfaltete sich die Lyrik seines Gemüths und das Beste seiner idyllischen Dichtung. Die Idyllen die Bleicherin, das Ständchen, der Riesenhügel, die büßenden Jungfrauen und der Abendschmaus, so wie die Idyllen in niedersächsischer Mundart de Winterawend und de Geldhapers wurden in den Jahren 1777 und 1778 verfaßt. Damals wurde schon der Plan zur Luise entworfen, welche das Glück der jungen Liebe und die Genüsse ländlicher Natur zu schildern bestimmt war. „Das Edelste" — so heißt es in Ernestinens Mittheilungen, „was er in sich fühlte, wollte er in den Familienkreis seines Pfarrers von Grünau legen, in ihm selbst sein Ideal eines Landpfarrers geben. Auch der siebzigste Geburtstag war nach seiner ersten Anlage für die Luise bestimmt. Die Luise sollte in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden, auch als Kind und im ersten Aufkeimen ihrer Liebe." Man sieht, daß kein epischer Plan entworfen wurde, sondern daß es der Dichter nur auf ein Aneinanderreihen idyllischer Scenen abgesehen hatte.

Seine Studien betrafen die Literatur des Alterthums; doch stand damals noch der Philolog hinter dem Dichter zurück. Mehrere Jahre beschäftigte ihn der Plan, der Uebersetzer des Pindar zu werden. Als Probe erschien „Pindars erster pythischer Chor" 1777 im deutschen Museum. Allein der kühne Flug des griechischen Hymnendichters traf mit Voß' poetischer Richtung nicht zusammen. Die erste Anregung zur Uebersetzung der Odyssee ging von Klopstock aus, der die Homerischen Bruchstücke, welche er in den zweiten Theil der Gelehrtenrepublik aufzunehmen

gedachte, von Stolberg und Voß metrisch übertragen lassen wollte. Im März 1777, wo Voß erst 400 Verse übersetzt hatte, war es ihm bloß „wahrscheinlich," daß er die ganze Odyssee verdeutschen werde. Es lag jedoch diese Arbeit so sehr innerhalb der Sphäre seiner idyllischen Dichtung, daß sie gar bald seine Lieblingsbeschäftigung ward. Selbst am Morgen des Hochzeitstages verloren die Homerischen Hexameter für ihn ihre Anziehungskraft nicht. Ein Jahr später war er schon bis zum siebenzehnten Gesange vorgerückt; die erste Probe, den vierzehnten Gesang, brachte 1779 der Wieland'sche Merkur. Und bei dieser epochemachenden Homerübersetzung — welch eine idyllische Einfachheit im gelehrten Hausgeräth! Die Barnesische Ausgabe der Odyssee, die einzige, die ihm bei der Uebersetzung zur Hand war, lieh ihm ein Hamburger Freund; die Ilias fehlte und konnte nicht verglichen werden; erst 1779 schickte ihm Gleim die Clarke'sche Ausgabe des Homer.

Im Herbste 1778 wurde Voß auf Büsch' Empfehlung zum Rector in Otterndorf erwählt. Wegen der Unsicherheit des Musenalmanachs entschloß er sich zur Annahme der Stelle, obschon sie nur ein dürftiges Einkommen bot und ihn von seinen theuersten Freunden entfernte. Voß und seine Frau hatten die preiswürdige Lebensphilosophie geübt, überall die Lichtpuncte im Leben aufzusuchen. Selbst in dem flachen reizlosen Marschlande, das nicht einmal den Genuß eines reinen Quellwassers gewährte, freuten sie sich kindlich der grünen Wiesen und üppigen Kornfelder, die sie zur Sommerzeit durchwandern konnten, und des kleinen mit eigener Hand bepflanzten Gärtchens am Hause, gewannen die biedere Sitte der freiheitsstolzen Hadeler lieb und ließen sich bei ländlichen Schmäusen und Gesprächen wohl sein. Nachdem Voß jahrelang seine Beschäfti-

gung nach Muße und Neigung hatte wählen können, empfand er allerdings schwer die Bürden seines neuen Berufs, der ihm auferlegte, täglich sechs Stunden in den Elementen der alten Sprachen zu unterrichten. Allein „meine Erholung vom Karrenziehen ist Ernestine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich hier habe, und der kleine freundliche Junge, der täglich klüger wird, diese stärken mich, daß ich die Odyssee vollenden kann."

Im Jahre 1779 konnte er sein mühsames Werk, das „mit Schmerzen und Freude geboren" war, für beendigt erklären. Da ihm von Buchhändlern nur ein geringes Honorar geboten wurde, so entschloß er sich zum Selbstverlag und erließ eine Einladung zur Subscription. Diese hatte jedoch anfangs nicht den gewünschten Fortgang. Wenige nahmen sich derselben an; selbst Ramler ließ ihm sagen, er müsse die griechischen Namen römisch machen, wenn seine Bemühungen für ihn fruchten sollten; in Schwaben hatte man seinen Collecteuren geantwortet, daß man den wohlfeilen Nachdruck, der nicht ausbleiben werde, abwarten wolle. Wiederholte Ankündigungen drangen endlich durch, so daß die Odyssee 1781 zu Hamburg auf Kosten des Verfassers erscheinen konnte. Bewunderung und Beifall war allgemein und konnte durch den beißenden Spott Lichtenberg's, der die Schreibweise Athänä u. dgl. lächerlich gemacht und ihn den Erfinder des Schöpfenlauts genannt hatte, und durch ähnliche oberflächliche Angriffe nicht beeinträchtigt werden; es war eine von den wenigen Verdeutschungen, die mit Hülfe der Poesie zu Stande gebracht waren.

Häufige Fieberkrankheiten, die gewöhnliche Plage in dem sumpfigen Küstenlande, machten Voß eine Veränderung seines Wohnorts wünschenswerth. Anerbietungen von Riga und Hannover aus hatte er ausgeschlagen, weil er dort

keine Verbesserung seines Einkommens sah; allein die Aufforderung Stolberg's zur Uebernahme des Rectorats in Eutin eröffnete angenehme Aussichten, und Voß zog im Sommer 1782 an den Ort seiner neuen Wirksamkeit, dem die rüstigste Kraft seiner männlichen Jahre gewidmet war. Es war kein freudiger Eintritt; wenige Monate darauf wurde ihm sein Lieblingssöhnchen durch den Tod entrissen. Schmerz und Trost spricht sein Gedicht „Trockne deines Jammers Thränen" in erhebender Weise aus. Seine Wohnung war schlecht, seine Einnahme gering. Da indeß die Regierung sich bereitwillig zeigte, sein Gehalt zu erhöhen, und ein besseres Haus für ihn kaufte, so schlug er die Berufungen an die Universität Halle und an die Domschule zu Halberstadt aus. „Ich denke," schreibt er 1783, „daß Eutin wohl der Ort meines Bleibens sein wird. Ich habe viel Arbeit, aber doch Brod und Achtung, und Freiheit in der Schule zu machen, was mir gefällt." Den Titel eines Consistorialassessors schlug er aus; drei Jahre später wurde er zum Hofrath ernannt. Bald darauf erhielt er eine Erleichterung seines mühsamen Amts, indem ihm die Nachmittagsstunden durch einen Gehülfen abgenommen wurden.

Auf Voß' Wirksamkeit als Schulmann haben wir nicht weiter einzugehen. Er hatte nur einen kleinen Schülerkreis zu bilden und griff nicht organisirend in das norddeutsche Gymnasialwesen ein. In seinem praktischen Wirken stand er nicht auf dem Platz, der seinen Fähigkeiten und Kenntnissen zukam. Seine beste geistige Kraft wandte er daher auf seine literarischen Arbeiten und fuhr fort, was ihm als der Reiz des Daseins erschien, in Idyllen zu malen, oder was sein Inneres bewegte, in Liedern und Oden auszusprechen. Die liebliche Eutiner Gegend mit ihren waldumkränzten Seen gab dem Maler der Natur neue An-

regungen zu idyllischen Genrebildern. Nachdem er in Otterndorf die Kirschenpflückerin und den siebzigsten Geburtstag (in der ersten einfacheren Gestalt) gedichtet hatte, folgten in Eutin die ersten Bruchstücke der Luise, welche 1783 und 1784 im Musenalmanach und im Merkur bekannt gemacht wurden. In Eutins Umgebung, an die Ufer des reizenden Kellersees, führt uns das Fest im Walde, unstreitig die Krone der Vossischen Idyllen. Dann vergingen Jahre, ehe er wieder Hand anlegte; kaum daß er der Luise im Gespräche noch gedachte. Für den Musenalmanach, den er seit 1788 bis zu dem letzten auf das Jahr 1800 allein herausgab, wurde manches Lied gesungen, und an seinem Klaviere entzückten ihn die Compositionen seines Freundes Schulz, „des braven Künstlers und noch weit braveren Menschen", durch die mehrere seiner Lieder unter das Volk verbreitet wurden; er hielt sie „für das Ideal aller Liedermelodieen." Das Streben, ein Volksdichter im besten Sinne des Worts zu sein, verlor er nicht aus den Augen; auf sittliche Veredlung und Aufklärung hinarbeitend, gab er sich immer einseitiger der moralischen Tendenzlyrik hin und gerieth in den Irrthum, durch „moralische Menschenlieder" in die Seele des Volkes dringen und dadurch die Gesangbücher reformiren zu können. Durch die Moraltendenz ward auch seine Idyllendichtung mehr und mehr beschränkt und dadurch eben so innerlich unwahr, wie früher durch die arkadische Schäferwelt, deren er spottet.

Das Homerische Epos und Virgils ländliche Gedichte sind dasjenige Feld seiner Thätigkeit, auf welchem er sich das größte Verdienst erworben hat, das eben so sehr für die Alterthumskunde wie für deutsche Sprache und Nationalliteratur reiche Früchte getragen hat. Mehrere Jahre beschäftigte ihn die Uebersetzung und Auslegung des Vir-

gilischen Lehrgedichts vom Landbau, welche 1789 erschien. Mit Heyne in Göttingen war dadurch der Bruch vollständig, besonders durch die polemische Schrift: über des Virgilischen Lehrgedichts Ton und Auslegung (1791). Das gute Vernehmen mit Klopstock ward erschüttert, weil Voß andere Ansichten vom Hexameter hatte, obwohl diese in der Vorrede zum Virgil so schonend gegen Klopstock wie nur möglich erörtert wurden. Es war ihm ein trauriger Gedanke, „daß ein solcher Mann um solchen Anlaß mit Groll gegen ihn aus der Welt scheiden sollte.“ Was durch Briefe nicht erreicht war, vermochte Vossens versöhnende Ode an Klopstock (1800), die dem Dichtergreis durch eine Freundin überreicht wurde, worauf er versicherte, alles Vorgefallene sei vergessen.

Während er noch mit der schwierigen Auslegung des Virgil bemüht war, wurde er wieder zum Homer hingezogen. Als Bürger die ersten Proben seiner Hexameter-Uebersetzung der Ilias herausgab und Voß sie mit der Stolberg'schen verglich, schienen ihm beide sehr der Verbesserung zu bedürfen. Er machte selbst den Versuch, und in vierzehn Tagen war der erste Gesang vollendet. Stolberg ward eine Abschrift zugestellt mit der Aufforderung, seine Ilias noch einmal durchzuarbeiten. Dieser drang darauf, Voß möge eine ganz neue Uebersetzung verfassen. Vom September 1786 bis zum nächsten Mai ward die Ilias vollendet. Doch ließ er sie noch einige Jahre „nachreifen,“ um sie mit der umgearbeiteten Odyssee zusammen herauszugeben. Nachdem auch diese Arbeit nach den strengeren Maximen, die er seitdem in der Uebersetzungskunst und in der Hexameterform aufgestellt hatte, beendigt und auch ein Theil der Ilias von neuem umgeschmolzen war, erschienen 1793 Homer's Werke in vier Bänden.

In Verbindung mit den Homerischen Studien stehen seine Forschungen über die geographischen Vorstellungen der Alten und die mythologischen Briefe, welche 1794 in zwei Theilen erschienen. Gegen die symbolischen Deutungsversuche der Heyne'schen Schule gerichtet, haben sie ihr Verdienstliches hauptsächlich in der sichtenden, negativen Kritik. Die Behandlung des Mythus bei Homer giebt ihm den Maßstab, und die religiösen Ideen gelten als spätere Priestererfindung. Man erkennt daraus den Zusammenhang dieser Forschungen mit der immer entschiedener und polemischer hervortretenden rationalistischen Religionsansicht, für welche Voß bis ans Ende seiner Tage ein rüstiger Kämpfer war.

Der alte Gleim, welcher Vossens Leben und Wirken mit der freudigsten Theilnahme begleitete, forderte ihn auf, die Idyllen der Luise wieder vorzunehmen und das Ganze, was vollendet war, zusammen drucken zu lassen. Die erste Ausgabe erschien 1795; später kam noch eine zweite Abtheilung der dritten Idylle hinzu. Beabsichtigt ward auch noch eine andere Idylle: „die Schilderung der Nachhochzeit auf dem Schlosse, die feierliche Einsegnung des jungen Paares in der Kirche mit einem Schlußliede, die Hochzeitsgeschenke von allen Dorfbewohnern, reichen und armen, und die Trennung von Eltern, Gespielen und Allem, was ihren Jugendgefühlen Reiz gegeben."

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu lauschen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach!"

Diese Xenie spricht das Urtheil der Besten im Volke aus. Die Einwirkung der Luise wie des deutschen Homer war für die Entwickelung unserer Literatur von großer Bedeutung. Goethe liebte die Vossische Luise seit dem ersten Erscheinen der Bruchstücke nach seinem eigenen Geständnisse

„leidenschaftlich." „Hermann und Dorothea" ist die herrliche Frucht dieser Liebe. Voß war zu einseitig in seiner engen Sphäre befangen, als daß er den höheren Werth des Goethe'schen Epos hätte würdigen können. Was Voß selbst darüber an Gleim schreibt, ist die Stimme des gesammten Vossischen Freundekreises: „Ich werde mich herzlich freuen, wenn Griechenlands Geist uns Deutschen ein vollendetes Kunstwerk gewährt und nicht engherzig nach meiner Luise mich umsehn. Aber eben so ehrlich denk' ich für mich und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht." Der Gedanke konnte ihn sehr angenehm beschäftigen, denselben Gegenstand episch zu behandeln, „wie ja auch die Alten auf diese Art mit einander gewetteifert hätten."

Von großem Nachtheil war es für Vossens Geistesleben, daß er in Eutin fast ganz auf sich und sein Haus beschränkt war und keinen geistig ebenbürtigen Freund zur Seite hatte, mit dem ein belebender und bildender Gedankenaustausch stattfinden konnte. Stolberg hatte schon 1783 Eutin verlassen. Als er 1791 als Regierungspräsident wieder nach Eutin versetzt wurde, freuten sich beide der Wiedervereinigung, wenn auch Voß nicht ohne einige trübe Vorahnung, und setzten ein freundschaftliches Zusammenleben fort. Allein es wäre für beide Theile besser gewesen, wenn ihr Lebensweg sie nicht wieder zusammengeführt hätte. Ihre Ueberzeugungen und Richtungen, im Grunde von vornherein divergirend, waren in den letzten Jahren noch weiter auseinander gegangen, so daß eine innere Harmonie nicht herzustellen war. Ein Bruch mußte erfolgen und riß um so tiefer, je länger sie die Täuschung der Freundschaft noch zu unterhalten gesucht hatten. Stolberg hatte sich in Folge der französischen Revolution von seinen Freiheitsideen bekehrt

und sah überall durch politische Zerrüttung und Irreligiosität die Bande der Gesellschaft sich lockern. Voß hielt an dem Glauben fest, daß aus der scheinbaren Verwirrung „der Geist der Menschheit neue Belebung erringe." Stolberg suchte einen inneren Halt in den Dogmen und Mysterien des positiven Christenthums. Voß hegte zwar in unerschütterlicher Festigkeit den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, voll Ergebung und Vertrauen auf die Vorsehung, und sprach für Menschenliebe und „die That verklärter Menschlichkeit;" aber gegen positive Dogmen und kirchliche Formen war er gleichgültig, ja feindlich, indem sie ihm als Verfinsterung und Pfaffentrug erschienen: hier war an keine Vereinigung zu denken. Das erkannte Miller 1792, als er nach einem Besuche Stolberg's in Ulm gegen Voß klagt: „O wie schmerzt es mich, daß gerade Ihr, zween der Ersten und Besten aus der großen Masse der Menschheit, einander mißversteht! Denn anders ist es doch wahrlich nichts. Ich habe in Stolberg noch ganz den alten treuen Bundesbruder gefunden; auch fand ich ihn voll Liebe für dich. Nur das Einzige klagte er mir, daß du gegen positive Religion und Offenbarung eine Art von Bitterkeit äußerst. Das machte dich vielleicht zuweilen etwas intolerant oder doch hart im Ausdruck." Im Laufe der nächsten Jahre gab es bei fortgesetztem Umgange immer wieder neue Erörterungen der großen religiösen Fragen, die nie zum Frieden führten, wenn sie sich auch stets wieder die Hand zur Versöhnung reichten; es kamen Stunden, in denen die alte Herzlichkeit sich herzustellen schien, aber auch nur s c h i e n; im Innern war Abneigung und Bitterkeit. Schon 1794 schrieb Voß seiner Frau kurz vor der Rückkehr von einer Reise: „Wäre Stolberg noch der Alte! Er verkümmert immer mehr in seinen Armseligkeiten, und

mein Gefühl ist — Mitleid. Wir müssen die weiteste Entfernung beobachten, die wir können." Stolberg suchte aber stets wieder ein herzliches Einverständniß herzustellen, und noch gab es auch ferner zwischen ihnen manche Stunde freundschaftlichen Gesprächs. Der unheilbare Riß entstand, als Stolberg 1798 durch seine Frau an Voß schreiben ließ: „wegen der Grundsätze, die Voß lehre, deren Gift durch die Liebe seiner Söhne zu Voß nur noch gefährlicher werde, könne er dieselben nicht länger in der Schule lassen." Voß war tief erschüttert; Mitleid und Bitterkeit mischten sich in seiner Seele. Stolberg's öffentlicher Uebertritt zur katholischen Kirche im Jahre 1800 erschien ihm als die tiefste Entwürdigung seines einst so hochverehrten Freundes, als der Abfall von allem Edlen und Schönen, das sein früheres Leben geschmückt hatte. „Es war an einem Sonntage," erzählt Ernestine Voß, „als Stolberg Eutin verließ. Lebendig ist mir noch der Eindruck geblieben, welchen das Geläute der Glocken auf Voß machte. Ich fand ihn weinend, als ich ihm sein zweites Frühstück brachte. Er sagte: An Stolberg muß ich mit ganz anderen Gefühlen denken, als an meinen Schulz, der im Grabe ruht. Indem er in langsamen Zügen ein Glas Wein trank, fügte er hinzu: Gott lasse es ihm wohlergehn! Möge er die Ruhe finden, nach der er sich so lange vergeblich gesehnt, und einen Freund, der es so treu mit ihm meint, als ich mir bewußt bin, es mein ganzes Leben gemeint zu haben!" Ihm war der Schritt ein so unerhörter, daß „der Gedanke der Möglichkeit, daß Stolberg bei ruhiger Besinnung noch einmal umkehren könne, bei ihm vorherrschend blieb." Tags darauf dichtete er das **Begräbnißlied**: „bei diesem Liede dachte ich an meinen Schulz und erheiterte durch die wehmüthige Beschäftigung den Tag, da ein anderer viel=

jähriger Freund mich verließ." Wäre nur damit der Zwiespalt für immer begraben worden!

Vossens literarische Thätigkeit war seit dem Homer fast ganz den römischen Dichtern zugewandt. Er übersetzte den Virgil vollständig, verfaßte die ausführliche Erklärung der Hirtengedichte und erweiterte die Auslegung des Gedichts vom Landbau; darauf begann er die Uebersetzung des Horaz und übertrug die schönsten Erzählungen der Ovidischen Verwandlungen, unter denen ihn die Idylle Philemon und Baucis schon früher zu einer freieren Nachbildung angeregt hatte. Endlich folgte die Ueberarbeitung der Idyllen (1800), eine verbesserte Ausgabe seines Homer und die Revision seiner sämmtlichen Gedichte, woran sich die Abhandlung „Zeitmessung der deutschen Sprache" als das Resultat seiner grammatisch-metrischen Erfahrungen und Forschungen anschloß (1802). Voß Poesie war damit eigentlich zum Abschluß gekommen. Mehr und mehr trat der Dichter hinter dem Philologen zurück. Hatte man schon beim Homer geklagt, daß die Uebersetzung ungelenk und undeutsch sei und an lebendigem Fluß der Sprache der ersten Bearbeitung der Odyssee nachstehe, so wurde die steife Manier, der der Geist des Originals unter den Händen entschlüpfte und nur das mechanische Wortgerüst übrig blieb, bei den nachfolgenden Uebersetzungen, besonders der Aeneis, noch mehr vorherrschend. Eine Rückwirkung auf die deutsche Literatur, wie sie der deutsche Homer hatte, war von diesen Uebersetzungen nicht zu erwarten.

In das gleichmäßige häuslich- literarische Leben brachten Ausflüge zu den Freunden in Meldorf, Kiel und Hamburg manche heitere Unterbrechung. Auch zu einigen größeren Reisen fehlten die Mittel nicht. Gleim in Halberstadt öffnete ihm mehrmals sein gastliches Haus und war

noch als Greis der liebevolle liebebegehrende Wirth, wie in rüstigern Jahren. In Bezug auf literarische Verbindungen bietet Vossens Reise nach Halle und Weimar im Jahre 1794 ein besonderes Interesse. Er lernte zu Halle den Meister der philologischen Kritik, Friedrich August Wolf, kennen, mit dem er schon einige Briefe gewechselt hatte. Sie trafen in ihren Homerischen und mythologischen Forschungen vielfach zusammen, wenngleich Voß die Wolfische Ansicht von der Entstehung der Homerischen Gedichte nicht zu der seinigen machen konnte. Auch die Opposition gegen Heyne verband sie. Mehrere Jahre später verfaßten sie gemeinschaftlich die strengverurtheilende Recension der Heyne'schen Ausgabe der Ilias.

In Weimar trat Voß in den Kreis der dichterischen Größen Deutschlands und fand die wärmste Aufnahme. Er hatte mehrmals die Vertheidigung seines deutschen Homer und seiner metrischen Grundsätze zu führen. Sein Vorlesen rechtfertigte seinen Hexameter. Unstreitig fand er bei keinem ein so aufmerksames Ohr wie bei Goethe. Nach der Vorlesung eines Abschnitts aus der Odyssee kam Goethe auf ihn zu, drückte ihm die Hand und dankte für einen solchen Homer. Ihm waren die Homerischen Gesänge lange Zeit der Mittelpunct seiner poetischen Studien. Auf Vossens geistige Eigenthümlichkeit hatte diese Berührung keine Einwirkung; er scheint in jener geistbelebten Umgebung kaum empfunden zu haben, wie viel er in seinem einsamen Eutin entbehre.

Nicht der Wunsch, seine ländliche Isolirung mit einer geistigeren Umgebung zu vertauschen, ward die Veranlassung, daß er seinen bei mehreren Gelegenheiten geäußerten Vorsatz, in Eutin, wo er schon die Stellen für seine und der Seinigen Gruft gewählt hatte, seine Tage zu beschließen,

aufgab. Als er sein funfzigstes Lebensjahr beschloß, fühlte er eine große Abnahme seiner Kräfte. Er war sehr niedergeschlagen und reizbar; die Lehrstunden erschöpften ihn, und wenn er in Momenten sich der lebhafteren Erregung überließ, so blieb nur eine um so größere Nervenschwäche zurück. Er überzeugte sich mehr und mehr von der Nothwendigkeit einer Veränderung seines Wohnorts und seiner Lebensweise. Er wandte sich daher an den Minister von Holmer und auf dessen Anrathen an den Herzog selbst mit dem Gesuch, ihm seine Entlassung mit einer Pension zu gewähren, so wie die Vergünstigung, nach einer seiner Gesundheit zuträglicheren südlicheren Stadt ziehen zu dürfen. Der Herzog bewilligte ihm unter den ehrenvollsten Versicherungen seines dauernden Wohlwollens, welche Voß später zu der dankbaren Widmung der Luise veranlaßten, eine Pension von 600 Thalern. Bredow, schon seit 1796 sein Gehülfe und Studiengenosse im Gebiete der alten Geographie, wurde sein Nachfolger im Rectorat. Es war ein wehmüthiger Abschied, als Voß und seine Frau sich von der altgewohnten Umgebung losreißen mußten. In dem letzten Sommer vor ihrer Abreise feierten sie noch in Meldorf im Boie'schen Hause ihre silberne Hochzeit in dem dankbaren Bewußtsein, Freud' und Leid in innigster Liebe genossen und getragen zu haben.

Im Herbst 1802 verließ Voß sein geliebtes Eutin und wandte sich über Halberstadt, wo er den erblindeten Gleim zum letztenmal sah, nach Jena, wo seine beiden ältesten Söhne studirten. Er fand dort die herzlichste Aufnahme, zunächst in dem durch den Aufenthalt seiner Söhne ihm schon befreundeten Griesbach'schen Hause. Goethe bewies sich gegen Voß und seine Familie überaus freundlich und

zuvorkommend. Er hatte die Absicht, Voß für die durch viele Verluste geschwächte Universität Jena und für die neuzubegründende Jenaische Literaturzeitung zu gewinnen. Voß kam auf seine Einladung mehrmals nach Weimar und trat auch mit Schiller in näheren Verkehr, dessen liebenswürdige Persönlichkeit auf ihn einen wohlthuenden Eindruck machte. Zu dem Dichter hatte Voß eigentlich gar kein Verhältniß; das ideale Pathos der Schiller'schen Dichtung war ihm unleidlich, seine Dramen fand er kaum genießbar. Auf Goethe's Veranlassung machte man Voß den Antrag, die Directorstelle am weimarischen Gymnasium oder die Oberaufsicht der Landesschulen zu übernehmen; man versorgte seinen ältesten Sohn Heinrich nach ebenbeendigten Studien mit einer Anstellung am Gymnasium zu Weimar, und Goethe nahm sich desselben mit väterlicher Liebe an. Allein Voß lehnte alle ihm gemachten Anerbietungen ab, indem er klagte, daß das thüringische Klima seiner Gesundheit noch weniger zuträglich sei als das holsteinische. Eben so wenig Reiz hatte für ihn die Berufung nach Würzburg als Vorsteher des philologischen Seminars; ihm mißfiel der neue bayerische Studienplan; er sah Papismus und jesuitische Verfinsterung dahinterstecken und hatte nicht Lust mit den gehaßten Gegnern in tagtäglichem Aerger eine Lanze zu brechen. Daß er dessenungeachtet auf der Warte sitze und man ihn bei der nächsten Gelegenheit auf dem Kampfplatze finden werde, sprechen die Aeußerungen in einem Briefe an Miller schon prophetisch aus: „Wenn die Protestanten nicht aus dem Schlummer aufwachen, so werden sie unfehlbar von den listigen und thätigen Papisten berückt. Allenthalben sind ihnen die Edlen von Geburt gewogen; denn sie wissen zu gut, daß ihre Ansprüche auf Ehre und Gut von der Meinung des Volkes abhangen, und daß diese

Meinung kein Licht verträgt. Allenthalben arbeitet man die Säugamme der Reformation zu vergiften durch Vorläufer der Jesuiten, die schon näher aus ihrem Verhau sich wagen. Gelingt es ihnen, die gelehrten Schulen zu verwüsten, so müssen die Gelehrten Mann für Mann durch besondere Anstrengung entgegenwirken. Sie sollen und werden geschlagen werden, und wenn die Welt voll Teufel wäre!" Der Dichter und Philologe ward jetzt auch der Vorkämpfer für protestantische Denkfreiheit.

1804 machte Voß eine Reise nach Schwaben und dem Oberrhein, verlebte die glücklichsten Tage bei dem alten Bundesbruder Miller zu Ulm, mit dem er die herzlichen Bundestage der Jugend erneuerte, und besuchte dann Carlsruhe und Heidelberg. Eine Folge der neuerworbenen Bekanntschaften war, daß ihm im nächsten Jahre das Anerbieten gemacht wurde, gegen ein Jahrgehalt von 1000 Gulden seinen Aufenthalt in Heidelberg zu nehmen, ohne deßhalb durch Verpflichtungen als Universitätslehrer belastet zu sein. Nichts konnte für Vossens Wünsche befriedigender sein. Hatte Goethe sich noch kurz zuvor sehr erfreut gezeigt, als die Würzburger Unterhandlungen sich zerschlugen, so hielt er seinen Unmuth über Vossens Weggang nach Heidelberg kaum zurück. Er war kalt beim Abschied, und ein herzliches Verhältniß, das überdies bei der großen Verschiedenheit der beiden Persönlichkeiten nicht von Dauer sein konnte, ward nicht wieder hergestellt, wenngleich Goethe sich nicht abhalten ließ, bei seinen Besuchen in Heidelberg in den Jahren 1814 und 1815 auch im Vossischen Hause einige Stunden zuzubringen, sowie auch sein Sohn während seiner Studienzeit in Heidelberg in Vossens Hause die freundlichste Aufnahme fand. Der Grund seiner Mißstimmung enthüllt sich klar in der Aeußerung gegen Heinrich Voß,

bald nach Schiller's Tode: „Schiller's Verlust mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg — das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht.“

Ueber Vossens Leben in Heidelberg können wir kürzer hinweggehen, zumal da dieser Zeitabschnitt jenseits der Grenze unserer Darstellungen liegt. Es ist das Stillleben des Alters und, wenn auch in rüstiger Kraft, ein Fortgehen in dem altgewohnten Gleise der Studien, das Voß auch in der veränderten Umgebung nicht verließ. Der Entwickelung der nationalen Literatur seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts stand er nur noch polemisch gegenüber. Hatte ihm schon Schiller's Ueberschwänglichkeit nicht gefallen wollen, so entbrannte sein Zorn noch heftiger gegen die romantische Schule, welche ihn seit Schlegel's Recension der Homerübersetzung vielfach persönlich gereizt hatte. Die neuen romantischen Formen dünkten ihm eitle Wortspielerei; das Sonett verfolgte er als die ärgste Ausartung der Klingklangpoesie, wofür ihm, gleich wie seinem Freunde Baggesen, dem Herausgeber des Klingklingel-Almanachs, die ganze Neuromantik galt. Dennoch ließ er sich noch im Alter in einen Wettstreit mit Schlegel ein, als er in Gemeinschaft mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham sich an die Verdeutschung Shakspeare's wagte. Bei allem Verdienstlichen in der Ueberwindung einzelner Schwierigkeiten konnte diese Uebersetzung doch nur ein kleines Publicum finden, da die der Sprache aufgedrungenen Härten keinen poetischen Genuß zuließen. Durch tieferes Verständniß des Dichters war Heinrich zu diesem Werke befähigter, als der Vater.

Der Kreis, zu dem sich Vossens Thätigkeit am liebsten und am folgenreichsten wandte, waren die Dichter des Al-

terthums. Er vollendete die schon in Eutin angefangenen Uebersetzungen des Horaz (1806), des Hesiod und der Argonautica des Orpheus (1806), übertrug die griechischen Idyllendichter und die römischen Elegiker, das astronomische Lehrgedicht des Aratos und die für mythologische Forschungen wichtige Hymne an Demeter, überarbeitete seine Uebersetzung des Homer, die er 1821 zum fünften Mal „stark verbessert" herausgab und machte den schwierigen Versuch, uns einen deutschen Aristophanes zu schenken, auch hier auf fremdartigem Gebiet wie beim Shakspeare scheiternd. Bei dieser Uebersetzung war ihm noch sein Sohn Heinrich zur Seite, von dem die erläuternden Anmerkungen hinzugefügt wurden. Ein Jahr darauf hatte er den Tod seines geliebten Sohnes und treuen Genossen seiner Alterthumsstudien zu betrauern. Der Wunsch, mit dem er sich von dem Sterbebette seines Heinrich erhob, war, die Uebersetzung des Aeschylos, welcher der in dem kräftigsten Mannsalter Dahingeschiedene siebzehn Jahre die heitersten Stunden seines Lebens gewidmet hatte, als ein Denkmal seines Fleißes der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Vater legte an sie noch die letzte Hand, deren einige Partieen noch zu bedürfen schienen, und bereitete die Herausgabe vor, die auch er nicht mehr erleben sollte.

Wir haben schon angedeutet, daß Voß in den neueren Richtungen der Wissenschaft und Poesie, in den Organisationen des Kirchen- und Unterrichtswesens das tückische Gespenst hierarchischer und mystischer Verfinsterung schleichen sah und darauf unverwandt das Auge gerichtet hielt. In dieser Ansicht bestärkte ihn sein Freund Paulus in Heidelberg, in welchem er einen Gesinnungs- und Kampfgenossen fand. Voß holte nochmals in glühendem Zorn zu einem gewaltigen Schlage gegen die Römlinge und Verfinsterer

aus, als er 1819 die Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? als einen chemischen Zerlegungsproceß des im Verborgenen schleichenden Giftes bekannt machte. Neben dem Verdammungsrufe der Gegner mußte auch das Bedauern der Freunde laut werden, daß die Geheimnisse einer jahrelangen Jugendfreundschaft mit der gehässigsten Bitterkeit ans Licht gezogen wurden; nur so viel ließ sich zur Entschuldigung sagen, daß es in dem Glauben geschah, für Wahrheit und Recht in offenen Kampf zu gehen. In gleicher Absicht eröffnete er in der Antisymbolik die Fehde gegen Creuzer, dessen mythologische Deutungsversuche ihm die verfinsternde Mystik auch in die Wissenschaft des Alterthums einzuschwärzen schienen. Der mythologische Streit hatte noch viele neue literarische Pläne in ihm angeregt; trotz der Höhe seiner Jahre fühlte er sich im Besitz seiner vollen Geisteskraft und zu der regsten Thätigkeit befähigt.

Seinen 75. Geburtstag beging er mit jugendlicher Heiterkeit. Am Morgen dieses Tages schloß er seine Frau in die Arme mit den Worten: du bist mir heute noch eine Braut, und fügte hinzu, er fühle sich kräftig an Geist und Leib, noch Manches auszuführen, wenn sie nur bei ihm bleibe. Wenige Tage darauf befiel ihn eine Ohnmacht, welche er und die Seinigen noch nicht als den Vorboten naher Gefahr erkannten. Er erholte sich so schnell, daß er bald zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurückkehren konnte. Doch stellten sich häufig Brustbeklemmungen ein; das Sprechen machte ihm Beschwerde, er war oft unlustig und verstimmt. Das Osterfest versetzte ihn in eine sehr weiche Stimmung; am Rande des Grabes umschwebten ihn gleich Engelschören die Erinnerungen an die inbrünstige Andacht, mit der am Charfreitag der Gesang der Gemeinde in

der Kirche zu Penzlin sein Herz erfüllt hatte. Am ersten Ostertage, als die Glocken läuteten, sprach er mit Lebhaftigkeit von der herzerhebenden gottesdienstlichen Feier in Penzlin; er ließ sich sein altes Gesangbuch geben, schlug das Lied auf, das man gewöhnlich gesungen, und ließ es sich von seiner Frau vorlesen. Da die Sonne als freundliche Frühlingsverkündigerin in sein Zimmer schien, mußte man das Fenster öffnen; er freute sich der schwellenden Blüthenknospen und sagte: Wenn wir nur erst wieder mit einander herumgehen könnten! Die nächsten Tage jedoch nahm die Mattigkeit schnell zu, und die Ohnmachten kehrten häufiger wieder. Am 29. März nahm ihn ein leichter Tod hinweg. Mitten unter Freundesgesprächen griff er mit einem plötzlichen Ach! nach dem Herzen und lag wie ein sanft Schlafender da.

„Voß hat sein Leben hindurch Geist und Wissenschaft, so viel ihm ward, für Wahrheit, Recht und Veredlung angewandt. Sein Glaube war: kein Dichter, kein Gelehrter kann tüchtig sein, wenn er nicht gut ist als Mensch. Gut zu sein und Guten zu gefallen, trachtete er von Kindheit auf. Gekämpft hat er gegen Unrecht und Verleumdung und keine Persönlichkeit erwidert.“ Mit diesen Worten schloß Voß einen im Jahre 1818 verfaßten kurzen Abriß seines Lebens. Mit dem ruhigen Bewußtsein einer unter allen Verhältnissen bewährten sittlichen Gesinnung weist er hin auf sein uneigennütziges Streben nach Selbstveredlung und Beförderung der höchsten Zwecke der Menschheit. Der Kampf gegen Armuth und äußeren Druck hatte seine Energie gestärkt und seiner Individualität ein scharfes, entschiedenes Gepräge gegeben. Daher mußte bei dem einsamen Gange seines Lebens sein persönlicher Charakter eine um so größere Abgeschlossenheit und Unfügsamkeit erhalten,

welche unter besonderen Anlässen Derbheit und Härte ward. Von seiner Reizbarkeit hatten manchmal auch die Vertrautesten und Geliebtesten in seiner nächsten Umgebung zu leiden; in den schonenden Schilderungen seiner Gattin läßt sich zwischen den Zeilen von manchem häuslichen Kummer lesen. Doch war sein Herz liebevoll und hegte warme Freundschaft gegen die, deren Gesinnung und Streben seine Achtung gewonnen hatte. Offenheit und Biederkeit, einfache, redliche Sitte galt ihm über Alles. Diese Tugenden fand er in den schönsten Dichtungen des Alterthums in Verbindung mit einem klaren, praktischen Verstande, der die gegebenen Verhältnisse nie aus den Augen verliert. Von dieser Seite betrachtet, war ihm das hellenische Alterthum der Inbegriff des Schönen, Guten und Wahren, die Schule der edlen Menschlichkeit, der Kalokagathie.

Wie wir in der Auffassung der antiken Weltanschauung Voß überall sich in der Sphäre einer scharfbegrenzten Subjectivität bewegen sehen, so ist auch seine Religionsansicht ein subjectiver Rationalismus, den er im Fortgang des Lebens um so höher hielt, je mehr dieser sich an ihm selbst bewährte; in seinem Glauben fand er eine ungetrübte Seelenruhe und Trost in manchen Leiden; die Hoffnung auf unsterbliche Fortdauer war ihm eine Erquickung im Angesichte des Todes. Was über jene Grenzen hinausging, verwarf er als Wahnglauben und mystischen Trug; gegen die Intoleranz der Anhänger positiver Bekenntnisse konnte er selbst wieder intolerant werden. Als er daher durch Romantik, mystische Philosophie und Dogmatik die geistige Freiheit, die herrlichen Errungenschaften der Wissenschaft und deutscher Geistesbildung bedroht sah, kämpfte er für die Aufklärung mit allem Aufgebote seiner Kraft. Die Heftigkeit, mit der er hierbei verfuhr, entschuldigt Goethe

in der Recension der Vossischen Gedichte mit den treffenden Worten: „Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen Andern das eigentliche Glück seines Daseins schuldig sei? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden."

Voß' Religiosität würde man verkennen, wenn man sie, wie Gelzer, bloß als „eine dürftige Verstandesabstraction" ansähe; sie beruhte auf einem warmen religiösen Gefühl. Den Kern seiner Glaubensüberzeugung bezeichnen uns die Worte in der Antisymbolik: „Was ist es, wohin jeder Edlere ringt mit angeschaffenem Sehnsuchtsdrange, was jeder Edlere für sich oder mit Geistesgenossen in tiefahnenden Weihestunden aus der innersten Herzensoffenbarung sich erstreben muß, bis finsterer Zweifelmuth hindurchdringt zu tagendem Vertrauen, zu erfreuendem Morgenschimmer des ewigen Lichtes, des Abglanzes vom Urlichte? Es ist das hochhehre, das unausforschliche Geheimniß G o t t u n d U n s t e r b l i c h k e i t." Aehnliches spricht er in vielen Stellen seiner Gedichte aus und weist auf das Guthandeln als die höchste Religion hin. Zur Ergänzung erwähnen wir des Zeugnisses, das sein Freund Tiedemann an seinem Grabe aussprach: „Nennt Ihr Religion den unbedingten und befangenen Glauben an Lehrsätze, wie sie Menschensatzungen über Gott und die Offenbarung des Göttlichen aufgestellt haben,

so war er kein religiöser Mann. Denn er hegte die Ueberzeugung, Gott sei so erhaben, daß die vollkommene Erforschung und Erkenntniß des Göttlichen durch des Menschen Geist nie abgeschlossen sein werde. Er hielt sich ferner für überzeugt, die Idee von Gott, Unsterblichkeit und Tugend, als die Grundlage des Christenthums, werde um so reiner und veredelter in dem Menschengeschlechte hervortreten, je mehr sich dieses selbst in seiner Cultur der geistigen Veredlung nähere. . . . . . Nennt Ihr aber Religion und Frömmigkeit den festen und unerschütterlichen Glauben an Gott, an eine göttliche Weltordnung, an Wahrheit und Tugend, den sicheren Hinblick auf Unsterblichkeit und das redlichste Bestreben und Ringen nach Tugend und geistiger Veredlung, dann war Voß von einer Religiosität und Frömmigkeit durchdrungen, wie vielleicht nur wenige unter uns."

Die sittliche Strenge, der Ernst des Strebens begleiteten Voß auch im wissenschaftlichen Forschen. Sein Ziel war die Wahrheit, und für sie war ihm keine Untersuchung zu kleinlich oder zu mühsam. Gelehrtes Scheinwesen und eitle Ruhmsucht waren ihm verhaßt; wer auf Schleichwegen von ihm betroffen wurde, den traf seine Entrüstung mit unerbittlicher Schärfe. Die ganze Herbheit und Reizbarkeit seiner Natur trat hervor, wenn er berechtigt zu sein glaubte, nicht nur des Gegners Irrthümer zu widerlegen, sondern auch seine sittlichen Schwächen bloßzustellen. In manchen Fällen vertrat er auch hier nur die Beschränktheit seiner Subjectivität, die dem Standpuncte des Andern nicht gerecht werden konnte. Wenn der Historiker Schlosser behauptet: „wo Lessing und Luther genannt werden, da wird stets auch s e i n Name genannt sein," so trifft dieser Vergleich nur zu in Hinsicht auf sein unerschütterliches Streben für das, war er als wahr und recht erkannt hatte; aber an Tiefe

des Geistes, selbst an sittlicher Freiheit hat er beide nicht erreicht, und wie weit bleibt er unter der lichten Höhe, von der Lessing's Genius das Reich des Gedankens überschaut!

Da Voß' dichterische Arbeiten bei der Darstellung seines Lebens besprochen worden sind, so können wir uns schließlich auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Unter ihnen nehmen die Uebersetzungen, vor allen die der Homerischen Odyssee, die erste Stelle ein. Die Verdienste, welche sich Voß auf diesem Gebiete um deutsche Sprachbildung und Metrik erworben hat, wird kein unparteiischer Beurtheiler schmälern wollen. Seine eigenen Dichtungen sind ihrem idealen Theile nach ein Abdruck seines edlen Wollens, seiner treuherzigen Gesinnung, seines warmen Gefühls für reine Sitte und fortschreitende Veredlung der Menschheit. Indem die Abstraction des Verstandes hierin überwiegt, so neigt sich seine Lyrik zur Lehr- und Tendenzdichtung, und durch die Kunst der metrischen Formen wird sie nur noch schwerfälliger. Der leichte Ton des Volksliedes, wonach er strebte, war ihm unerreichbar; nur das Neujahrslied „des Jahres letzte Stunde" macht eine Ausnahme.

Weit näher liegt ihm das poetische Erfassen des realen Lebens, jener beschränkten Welt, in der er von Kindheit auf das schönste Glück des Daseins empfand. Wie er mit liebevollem Blicke stets auf dem Reiz der ländlichen Natur, bei der Sitte des unverdorbenen Landvolks verweilt und an den kleinsten Verhältnissen nicht geringschätzig vorübergeht, so liebt auch seine Poesie die Malerei idyllischer Scenen und beachtet die verwandte Kunst Homerischer und Theokritischer Poesie. Freilich hat die moralisirende und philanthropische Tendenz auch in mehreren seiner Idyllen die echte Naivetät nicht aufkommen lassen; allein in den

freieren idyllischen Schöpfungen herrscht eine so frische, herzliche Freude an Natur und Unschuld, ein so sinniges Versenken in die veilchenartigen Genüsse einer beschränkten Sphäre des Daseins und Wirkens, daß etwas prosaisches Beiwerk uns nicht abhalten soll, den siebzigsten Geburtstag und die Idyllen der Luise unter die Zierden unserer classischen Dichtung zu zählen. Voß bewegt sich in all seinem Thun und Dichten in einem engen Kreise, aber — wie viel man auch gegen ihn sagen mag — in diesem bleibt er groß.

---

4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Wenn man zwei so heterogene Naturen, wie Voß und Stolberg, neben einander darzustellen hat, Männer, die auf nahverwandten Gebieten des Geistes sich in ganz verschiedener Richtung bewegen und, je weiter sie sich vom Ausgangspuncte entfernen, desto mehr von einander abweichen, so ist es schwer, beiden gerecht zu sein und sich den vorurtheilsfreien Blick des Historikers zu bewahren. Literarhistorische Charaktere, die aus der Befangenheit ihrer Subjectivität nicht herauskommen, unterliegen am meisten der einseitigen Parteinahme des subjectiven Urtheils; wo der Eine Licht erblickt, sieht der Andere Schatten, was den Einen anzieht, stößt den Andern zurück. Versuchen wir an der Hand des psychologischen Entwicklungsganges eine objective Auffassung des eben so sehr geschmähten wie gefeierten Stolberg.

Die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg waren die Söhne des Grafen Christian Günther zu Stolberg. Verwandtschaftliche Beziehungen zu dem dänischen Königshause, zugleich von Seiten seiner Gemahlin,

einer Gräfin von Castell-Remlingen aus Franken, hatten ihn veranlaßt, in den dänischen Staatsdienst zu treten. Er ward Obervorsteher einer königlichen Amtmannschaft in Holstein. Auf seinem Rittergute Bramstädt wurde sein jüngerer Sohn Friedrich Leopold am 7. November 1750 geboren; Christian war um zwei Jahre älter. Im Jahre 1756 wurde der Vater zum Geheimen Rath und Obersthofmeister der Königin Sophie Magdalene ernannt und zog mit seiner Familie nach Kopenhagen; den Sommer pflegte sie auf einem der königlichen Lustschlösser zuzubringen.

Es herrschte im Stolberg'schen Hause eine edle, sittliche Gesinnung, welche, wenn auch in bewußter aristokratischer Haltung, dem helleren Geiste des Jahrhunderts sich nicht verschloß. Der Graf gab auf seinen Gütern das erste Beispiel, den auf dem Bauerstande lastenden Lehnsdruck zu erleichtern. Höhere Geistesbildung ward hochgeschätzt; man liebte nicht das französische Wesen, sondern hielt, wie auch der dänische Hof damals den deutschen Fürsten ein anerkennenswerthes Vorbild gab, den Ernst und die Tiefe deutscher Literatur in Ehren. Klopstock und Cramer sowie ihr edler Beschützer, der Minister Bernstorff, waren Freunde des Hauses. Mit diesen begegnete man sich auch in altprotestantischer Frömmigkeit, welche zum Herrnhutismus und Pietismus, denen die Klopstockische Gefühlsreligion verwandt war, hinneigte.

Dies war die geistig-sittliche Atmosphäre, in der die beiden talentvollen Söhne heranwuchsen. Ihr Hofmeister war in der frommen Zucht der Schule zu Klosterbergen und des hallischen Pädagogiums gebildet. Schon die Knabenjahre ließen erwarten, daß der feurige, leicht erregte Friedrich den älteren Bruder überragen werde. Deutsche Dichter waren seine Lieblingslectüre; des Entzückens über Lichtwer's

Fabeln und Gleim's Kriegslieder gedenkt er noch in späteren Jahren. Milton lernte er zuerst in Bodmer's Uebersetzung kennen, und auf Klopstock's Dichtungen ruhte seine Seele mit ganzer Hingebung.

Nach dem frühen Tode des Vaters (1765) lebte die Mutter mit ihren Kindern in stiller Zurückgezogenheit auf einem kleinen Gute am Sunde. Im Frühling 1770 traten die Söhne zum erstenmal in die Welt. Auf der Universität Halle suchten sie eine weitere geistige Ausbildung; doch fanden sie in den Hörsälen wenig Befriedigung; das Studium der schönen Literatur konnte allein sie auf die Dauer fesseln. Die Mutter zog indeß nach Bernstorff's Sturz nach Altona, wo ihre Söhne nach zwei Jahren der Trennung wieder mit ihr zusammentrafen. In Hamburg sahen sie auch ihren gefeierten Klopstock wieder, und mit neuer Dichterweihe ausgerüstet, begaben sie sich im Herbst 1772 zur Fortsetzung ihrer Studien nach Göttingen.

Durch Boie wurden sie dem Dichterbunde zugeführt und auf ihren Wunsch förmlich als Mitglieder aufgenommen. Friedrich Stolberg bezauberte Alle, die ihm nahe traten, durch seine anziehende Persönlichkeit, seine edle hochstrebende Gesinnung, sein warmes deutsches Gemüth. Der Adelsstolz schien verschwunden zu sein vor seinem Enthusiasmus für Deutschthum und Freiheit, der selbst den patriotischen Voß eifersüchtig machte, als hätte er zu solcher Höhe sich noch nicht emporschwingen können. Voß und Hahn schlossen sich in ihrer vaterländischen Gesinnung am engsten an ihn an; man fühlte noch nicht, welchen Antheil die flüchtige Hitze einer phantastischen Jugendschwärmerei daran hatte. Auf diese läßt uns eine Erzählung von Voß einen Blick werfen: „Wir drei gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutsch-

land, Klopstock, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären." An Hahn richtete Stolberg seine pathetisch überwallende Freiheitsode, in der Tell, Hermann, Klopstock, Brutus und Timoleon als die hehren Namen, die von der Freiheitsharfe hallen, genannt werden. Der Abschied der Stolberge von Göttingen war eine Nacht der schmerzlichsten Wehmuth für die Jünglinge, welche mit den herberen Schmerzen des Lebens noch unbekannt waren; die Gefühle jener Stunden klingen in vielen ihrer Dichtungen wieder. Als man Miller's Abschiedslied „Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weines" sang, strömten die Thränen reichlich, und die Stimmen blieben zuletzt aus. Es entstand ein lautes Weinen, und unter Umarmungen schwur man sich ewige Freundschaft. Um drei Uhr trennte man sich. „Es war," schrieb Voß damals, „die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe!"

Die Stolberge trafen darauf mit ihrer Mutter wieder zusammen und reisten mit ihr nach Kopenhagen, wo die politischen Verhältnisse sich inzwischen geändert hatten. Sie wurden zu Kammerjunkern ernannt. Nicht lange darauf ward ihnen die geliebte Mutter durch den Tod entrissen.

Die Lyrik Friedrich Stolberg's, der ein ungleich bedeutenderes dichterisches Talent besaß, als der ältere Bruder, fand in den Jahren der jugendlichen Frische und frei dahinströmenden Begeisterung ihre lebendigsten Weisen. Während er mit Klopstockischem Schwunge das deutsche Vaterland sang, stolz ein Deutscher, ein Enkel Hermanns

zu sein, trat seine Eigenthümlichkeit noch mehr in dem bald jugendmuthigen, bald elegischen Liede hervor, das den Ton der volksthümlichen Romanze zum erstenmal mit Glück anschlug; das Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn, Elise von Mansfeld und die „Romanze" vom Ritter Rudolf fallen in diese Zeit. Ein zärtliches Verhältniß knüpfte der junge Dichter mit einer schönen Engländerin an, die seine Ode „Stimme der Liebe" Selinde nennt. Da es nothwendig schien, dies durch die Entfernung aufzulösen, so machte er 1775 mit seinem Bruder eine Reise in die Rhein- und Alpengegenden. In Frankfurt machten sie die persönliche Bekanntschaft Goethe's, der mit den Mitgliedern des Göttinger Dichtervereins längst im Geiste verbunden war und nicht nur mit Friedrich Stolberg, sondern auch mit dessen Schwester Auguste in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Der Verfasser des freiheitsschwärmenden Götz und des liebekranken Werther, der ein hinsterbendes Liebesglück beklagende Verlobte Lili's, hatte mit dem damaligen Friedrich Stolberg, der zwischen melancholischer Weichheit und phantastischer Naturwüchsigkeit getheilt war, eine so innige Seelenverwandtschaft, daß wir die Stunden ihrer Jugendfreundschaft nicht nach der kühlen ironisch lächelnden Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" beurtheilen dürfen, wenn wir auch zugeben mögen, daß er in die Phrasen von Freiheitskämpfen und Tyrannenblut nicht einstimmte oder von einzelnen Excentricitäten und von den etwas anmaßlich sich aufdrängenden Liebesklagen sich belästigt fühlte.

Außer ihm schloß sich den Stolbergen als Gefährte für die Schweizerreise von Haugwitz an, der von Paris kam und in Frankfurt mit ihnen zusammentraf. In Darmstadt lernten sie Merck kennen, der für seinen jungen

Freund von der Verbindung mit Friedrich Stolberg nichts Gutes erwartete. „Dein Bestreben," sagte er zu Goethe, „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug." Eine solche Differenz vermochte Goethe noch nicht zu fühlen. Für sie schmückte sich die Jugendfreundschaft und das Leben in einer herrlichen, großen Natur mit allen Reizen der Poesie. In Zürich fanden sie Bodmer und Lavater, den enthusiastischen Freund der jungen Dichter, deren Schilderung er in seiner Physiognomik mit der Extravaganz des kraftgenialen Colorits entworfen hat. In der Zeichnung Friedrich Stolberg's ist indeß der richtige Blick des scharfen Beobachters nicht zu verkennen: „Zu lebendig, um zu ruhen, zu locker, um festzustehen, zu schwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt. — Kein fester, forschender Tiefsinn, keine langsame Ueberlegung oder kluge Bedächtigkeit. — Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker. — Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will." Lavater hatte geglaubt, einen Kraftmenschen kennen zu lernen, fand aber, es gebe kaum einen zarteren, weicheren und bestimmbareren. Mit ihm wurden mehrere Ausflüge in das Schweizergebirge gemacht. Goethe konnte nur kürzere Zeit in der Schweiz verweilen und kehrte im Juli nach Frankfurt zurück. Die Stolberge mietheten auf einige Wochen ein schöngelegenes Landhaus in der Nähe von Zürich. Im Spätsommer dehnten sie ihre Reise weiter nach dem Süden aus. Ueber den Gotthard wandten sie sich nach Graubünden, nahmen von der venetianischen Grenze den Weg durch die Lombardei und Piemont bis zum Fuß des Montblanc und verweilten einige

Zeit am Genfer See, wo sie am Feste der Weinlese theilnehmen konnten. Ein Besuch wurde bei Voltaire in dem benachbarten Ferney gemacht. Ueber Zürich wurde die Rückreise nach Deutschland angetreten.

Unter Stolberg's Gedichten stehen mehrere als Denksteine der Schweizerreise. Homer, der sein beständiger Begleiter war, schon in Göttingen sein Liebling, so daß er bereits den Plan einer Uebersetzung gefaßt hatte, wird in der „Vater Bodmer" gewidmeten enthusiastischen Hymne gefeiert. Mitten unter den freiheitsstolzen Schweizern, die dem republicanisch-schwärmenden Idealisten damals noch als das Muster politischer Tugend erschienen, entstand der überschwängliche „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" und die lyrischen Herzensergüsse bei Tell's Geburtsstätte, bei Betrachtung des Rüsthauses zu Bern und der Trümmer der Zwingburg. Von all diesen etwas prätentiösen Dichtungen wenden wir uns am liebsten zu der zartesten Blüthe der Stolberg'schen Lyrik: „Süße heilige Natur! Laß mich gehn auf deiner Spur!" Es war die Sprache des tiefsinnigen Gefühls, das nach der Betrachtung des Rheinfalls in seiner Seele nachklang.

Ihren Weg nach dem Norden nahmen die Brüder über Weimar, wo Goethe einige Wochen vorher als Gast des Herzogs eingetroffen war. Mit ihm erneuerten sie die Tage der Freundschaft, und es ward ihnen bei Maskeraden, Schlittenpartieen und Eisfahrten „recht wohl." Auch Wieland blieb in der Herzlichkeit nicht zurück. Ueber Hamburg kehrten sie nach Kopenhagen zurück. Goethe, der sich von dem weimarischen Hofe für die Dauer gefesselt fühlte, wünschte seinen Freund in seine Nähe zu ziehen. Friedrich Stolberg ward zum herzoglich-weimarischen Kammerherrn ernannt und nahm im Frühjahr 1776 den Antrag des

Herzogs an, indem er nur die Bedingung stellte, den Sommer noch bei seinen Geschwistern zubringen zu dürfen. Inzwischen hatte Klopstock, dem man übertriebene Schilderungen von der extravaganten Genialität des Weimarer Hoflebens zugetragen hatte, sich mit seinen Abmahnungen dazwischen gestellt und die Sache mit Erfolg hintertrieben. Stolberg nahm sein Wort zurück und trat in die Dienste des Fürstbischofs von Lübeck, Herzogs von Oldenburg, von dem er zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt wurde.

Um diese Zeit vollendete er die Uebersetzung der Ilias in Hexametern; er machte sie seinem Freunde Voß zum Geschenk, der 1778 die Herausgabe besorgte. Sie war für ihre Zeit verdienstlich, wenn sie auch später, wie Stolberg selbst eingestand, von der Vossischen übertroffen und in Schatten gestellt wurde; mit der von Voß eingeführten strengeren Form war er nicht vertraut. Seine Hexameter gleichen noch den Klopstockischen, welche (nach Voß' Ausdruck) oft nur das Auge täuschen. Zugleich entstanden in diesen Jahren mehrere seiner schönsten Gedichte, die idyllische Schilderung des seeländischen Hellebeck, die Ballade „die Büßende," die Hymnen an die Sonne und an die Erde, das Badelied, das Lied „an das Meer" und das Winterlied. Die erste Sammlung der Gedichte der beiden Brüder wurde von Boie besorgt; sie erschien 1779 mit dem stolzen und zugleich charakteristischen, dem von ihnen seit der Göttinger Zeit gebrauchten Siegel entsprechenden Motto aus Virgil's Aeneis:

Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri.

(Wie von dem luftigen Haupt des Gebirgs zween hohe Centauren, Söhne der Wolk', absteigen. — Nach Voß.)

Diese Sammlung enthält das Beste, was Friedrich Stolberg's Muse zu geben vermocht hat — Jugendgedichte. Leiden sie gleich an den Auswüchsen der jugendlichen Ueberschwänglichkeit, welche die Odensprache Klopstock's copirt und in den Freiheitshymnen an den Wortschwall der Bardengesänge erinnert, so bleibt doch auch manches tiefempfundene und schöngeformte Gedicht; besonders verdienen seine Lieder Anerkennung, die in einfachen Weisen ein inniges, zartes Gefühl aussprechen und zum Theil Volkslieder wurden.

Im Jahre 1781 wurde Friedrich Stolberg zum Oberschenk in Eutin ernannt. Hatte er sich gefreut, in Folge dieser Versetzung seinem geliebten Bruder, der seit 1777 als Amtmann in dem holsteinischen Tremsbüttel lebte, näher zu sein, so ward ihm noch eine andere ungehoffte Gunst des Geschicks zu Theil, indem er in Eutin die Lebensgefährtin fand, in deren Besitz ihm seine schönsten dichterischen Liebesträume verwirklicht wurden. Agnes von Witzleben, die als Hofdame sich in Eutin aufhielt, vereinigte mit den Reizen jugendlicher Schönheit die edelsten Tugenden einer zarten weiblichen Seele. Auf dem Lande geboren und erzogen, hing sie nicht an dem Glanz des Standes noch den Genüssen der großen Welt. Natur und Unschuld waren ihr Schmuck; ihre ganze Seele war Hingebung an den Geliebten, der sie noch lange nach ihrem Scheiden von der Erde als „einen Engel in weiblicher Gestalt" verehrte. Im Mai 1782 verband er sich mit ihr, und ein Jahr darauf sang er für sie als glücklichster Gatte das „Wiegenlied." Was Stolberg für sie empfand, sprechen viele an sie gerichtete Gedichte aus, denen niemand die wahrste und tiefste Empfindung absprechen wird.

Da ihm eine andere amtliche Stellung im Herzogthum

Oldenburg bestimmt war, so verließ er Eutin und lebte in glücklicher Zurückgezogenheit zu Borstel, einem Landgute seines Schwagers, des Grafen von Bernstorff, und bei seinem Bruder zu Tremsbüttel. Von dort schrieb er unterm 1. December 1783: „Wie still und glücklich uns in der ländlichen Hütte die Stunden verstreichen, würden wenige Städter mir glauben. Mein Bruder und ich, unsere Frauen, unsere Nichte und der Kleine sind die ganze Gesellschaft. Ich rechne noch dazu die Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzosen und unsre lieben Landsleute. Ich fürchte mich schon auf die Zeit, da mein lieber Plutarch wird ausgelesen sein, welchem ich die Frühstunden widme. Diese langen Abende habe ich mit Cook die Welt umsegelt, auch hat mein lieber Tibullus mich zum Dritten aufgenommen, wenn er mit seiner Neära glücklich war. Mit Agnes lese ich den Thomson, mit Luisen täglich eine Stunde im Virgil. Mit beiden lese ich die Lebensläufe [von Hippel] wieder. Mein Bruder hat jetzt die Elektra des Sophokles übersetzt, und nur zwei Stücke noch übrig. Ich habe kleine Gedichte gemacht, aber wenige. Wenn ich recht im Schwelgen der Lectüre bin, so dichte ich wenig."

Im Jahre 1784 machten die Brüder mit ihrer Familie eine Reise nach dem Süden. Sie besuchten die Harzgegenden, die eigentliche Heimat ihres Geschlechts, und darauf Thüringen. In Weimar fanden sie bei Goethe die alte Freundschaft wieder; er spricht seine Freude aus, daß er „noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden." Nachdem sie darauf einige Zeit in Dresden verweilt und mehrere Ausflüge in die schönsten Gegenden des Erzgebirges gemacht hatten, begaben sie sich ins Karlsbad. Nach seiner Rückkehr stand Friedrich Stolberg im Begriff, das Amt eines Landdrosten im Her-

zogthum Oldenburg anzutreten, als er mit einer Mission an den russischen Hof beauftragt ward, um die Botschaft von dem Tode seines Fürsten Friedrich August, des ersten Herzogs von Oldenburg, der Kaiserin Catharina II. zu überbringen. Er wurde in Petersburg mit besonderen Gunstbezeugungen, die auch dem Dichter galten, aufgenommen und mit dem Annenkreuz ausgezeichnet. In den letzten Tagen des Jahres 1785 kehrte er zurück, um endlich die ihm angetragene Stelle zu Neuenburg im Herzogthum Oldenburg anzutreten.

Während der Muße der letzten Jahre entstanden das Trauerspiel Timoleon „mit Chören" und die Jamben (1784), eine Reihe satirischer Zeitbilder. Freilich in der Form etwas breit und zerflossen, athmen sie doch den Geist der Freiheit und sind von einem energischen sittlichen Gefühl durchdrungen, das sich noch nicht in den Dienst misanthropischer Weltverachtung und bornirten Pfaffenthums begeben hat.

In Neuenburg theilte Stolberg mit seiner Frau sein Leben zwischen den einfachen Genüssen der Natur und den Beschäftigungen mit anziehender Lectüre, ohne in die große Welt sehnsüchtig hinauszuschauen. Der von eigner Hand gepflegte Garten, die Frühlingslandschaft, die sie mit einander durchwanderten, und das trauliche Haus, dessen Kinderkreis sich schnell mehrte, boten ihnen eine Fülle von Freuden. „Ruhe, Freude und herzliches Willkommen der Freunde, Einfalt und Freiheit sind immer hier" — äußerte Stolberg um jene Zeit. — „Auf solche Mitgäste kann man nur Freunde einladen, aber diese auch von Herzen." In ähnlicher Weise spricht sich die poetische Einladung an Lavater aus, der sich damals in Bremen aufhielt, wo man ihn für eine Pfarrstelle zu gewinnen gesucht hatte.

„Geliebter, soll in süßer Ruh'
Ich Dich, wie vor elf Jahren sehen,
So höre Deines Stolberg's Flehen,
So eile meiner Hütte zu,
Wo in der Laube kühlem Wehen
Nur stille Freuden sich ergehen;
Wo Freiheit in der Einfalt Schooß
Ein Liedchen singt auf weichem Moos;
Wo keusche Lieb' ihr Nestchen bauet
Und sich dem Schatten anvertrauet;
Wo nicht ein Störer uns erschauet,
Vor welchem meiner Seele grauet.

Literarische Arbeiten füllten vorzugsweise die einsamen Stunden aus. Mehrere Jahre hindurch beschäftigte ihn schon die Uebersetzung des Aeschylus, während sein Bruder die Tragödien des Sophokles metrisch übertrug. Das Studium der griechischen Tragödie ermunterte sie zu eigenen dramatischen Arbeiten, um den Versuch zu machen, die dramatische Behandlung und den Chor der Griechen nachzuahmen. Nachdem Friedrich Stolberg mit dem Timoleon die erste Probe gegeben hatte, folgten gleichzeitig mit der Uebersetzung des Sophokles die „Schauspiele mit Chören von den Brüdern Chr. und F. L. Grafen zu Stolberg" (1787). Friedrich Stolberg ist der Verfasser des Theseus und des Servius Tullius. An der Wahl der Stoffe erkennt man die Tendenz. Es sind Darstellungen völkerbeglückender Könige und republicanischen Staatslebens; daher schloß sich auch der Entwurf eines Wilhelm Tell an, zu dessen Ausführung ihm seine Kräfte nicht auszureichen schienen; nur einige Chöre sind erhalten. Ungeachtet des historischen Hintergrundes und der idealen politischen Tendenz waren diese dramatischen Dichtungen doch leer an Handlung und ohne inneres Leben, ähnlich wie die verwandten Klopstockischen Dramen; sie enthalten mehr Er-

zählung, Ausmalung der Situation und dialogisirte lyrische Empfindung, als dramatische Darstellung, so daß sie ohne Einfluß auf die Entwickelung unserer dramatischen Literatur geblieben sind. Die Chorgesänge sind Oden in Alcäischen und choriambischen Maßen.

In dem Roman die Insel, welcher 1788 erschien, übertrug er die Glückseligkeit seines idyllischen Lebens auf die politische Welt. Auf einer anmuthigen Insel sieht sich der weise Sophron von einem Kreise edler Jünglinge umgeben; ihnen schildert er das Glück eines friedlichen, fern vom Geräusch der Welt dahinfließenden Daseins und erweitert das Gemälde zu einer idealen Republik, in der reine Sitten, Freiheit und Gleichheit, Weisheit und Thätigkeit ohne Gewinnsucht herrschen. Es ist ein Denkmal des idealistischen Republicanismus, in welchem man vor der französischen Revolution sich so bequem zu betten wußte. Einige idyllische Dichtungen in Hexametern sind angehängt.

Er ahnte damals nicht, daß seine friedliche Insel, die ihm als ein glückliches Asyl erschienen war, so schnell zerstört werden würde. Am 15. November 1788 war nach einer kurzen, unbedeutend scheinenden Krankheit seine Agnes sanft entschlummert; der Tod nahte ihr so unerwartet, daß sie den Abschied von ihrem Stolberg und ihren vier Kindern nicht gefühlt hatte. In Begleitung seines Bruders, der schnell herübergekommen war, verließ Stolberg gramerfüllt den Ort, wo er seine glücklichsten Jahre genossen hatte, und suchte Trost im Kreise der Verwandten und Freunde in Holstein. Nach Neuenburg und in sein bisheriges Amt wünschte er nicht wieder zurückzukehren. „Der stille Bach meines Lebens,“ schrieb er am 23. März 1789, „auf welchem ich überselig im kleinen Nachen umherfuhr, ist

versiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage. — Eutin rief mir tausend selige Erinnerungen bräutlicher und ehelicher Seligkeit zurück, und in dem Hause, in welchem ich sie heimholte, hat Voß Jonathansthränen mit mir geweint." Die Oden „die Bitte," „die Warnung," „die Sehnsucht" drücken das Nachgefühl seines Glücks und sein Verlangen nach Trost in ergreifender Weise aus.

„Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab,
Freudeweinend begrüßt den stillen Abend,
Eh' ihr sanft im wankenden Schein der Lampe
Neben ihr schlummert.
Schauet mich an! denn glücklicher war keiner!
Was ein Bettler sich träumt, ein Kaiser mißbraucht,
War wie schlechte, fliegende Spreu bei meiner
Fülle zu achten.
Denn du warst mein, du Süße! mein, du Traute!
Du Holdselige, mein, mit Taubenaugen!
Mein das liebevollste der liebevollen
Weiblichen Herzen!

Wider Erwarten zogen ihn die politischen Verhältnisse aus der Zurückgezogenheit, in der er Trost gesucht hatte. Dänemark wurde während des schwedisch-russischen Krieges von Preußen mit Feindseligkeiten bedroht. Um diese abzuwenden, erbat sich der damalige Regent, Kronprinz Friedrich von Dänemark, Stolberg vom Herzog von Oldenburg als Abgesandten an den preußischen Hof. Stolberg nahm den Auftrag an, der ihn zwei Jahre in Berlin fesselte. Er machte hier die Bekanntschaft der Gräfin Sophie von Redern, welche bei ihrer Schwester, der Gemahlin des sardinischen Gesandten, sich der Erziehung der Töchter des Hauses widmete, und verband sich mit ihr am 15. Febr. 1790. Einen Ersatz für seine Agnes hoffte er nicht zu

finden. In welcher Stimmung er den neuen Bund schloß, drücken wenige Worte aus einem Briefe an seinen Freund von Halem zur Genüge aus. „Werden Sie Ihren armen Freund begreifen," schreibt er am 4. Januar 1790, „der es wieder wagen mag und wagen kann, nach dem Tode der Geliebtesten eine zweite Verbindung einzugehen? Ich kann des süßen weiblichen Umgangs nicht entbehren. Die gestürzte Fackel des freundlichen Genius wäre mir lieber gewesen, als die Fackel des Hymen; aber jene darf ich nicht stürzen, so lange sie lodern soll. Und so viel Ruhe und Freude mir nach Agnes' Tode noch zu Theil werden kann, wird mir in den Armen meiner geist- und liebevollen Sophie zu Theil werden. Es ist ein sehr edles liebes Mädchen. Sie ehret meinen Schmerz, den sie lindern, nicht stören kann, auch nicht stören will."

Mit der Berliner Gesandtschaftsreise und der zweiten Vermählung sind wir zu einem Wendepuncte in Stolberg's innerem Leben gelangt, der sich in den letzten Jahren schon vorbereitet hatte. Der Freiheitssänger, der den großen Völkersabbath auf den Trümmern der Zwingburgen in prophetischem Dithyrambenton gefeiert hatte, als der Strom des politischen Lebens noch langsam zwischen seinen Ufern floß, und die französischen Verfassungsreformen in ihrem ersten Beginn, wo sie die Sphäre der Theorieen noch nicht verlassen hatten, mit Klopstockischem Jubel begrüßte, wurde an dem revolutionsfeindlichen Berliner Hofe schnell von seinem abstracten Enthusiasmus geheilt. Schon unterm 20. Januar 1791 schrieb er an Halem: „Ich war so enthusiasmirt für Frankreichs Revolution, als man es sein kann. Aber ich gestehe Ihnen, daß ich weder zufrieden mit der Nationalversammlung bin, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet (also Despotie ist), noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen

kann. . . . . . Ich sehe den großen Strom heranrauschen, welcher alle Despotieen stürzen wird. . . . . . Ich ehre, ich liebe — Sie wissen wie sehr! — die Freiheit! Aber eben deßwegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen müsse. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gifte seiner Immoralität und Irreligion getränkt hat."

Die Klage über Immoralität und Irreligion hört man von Stolberg hier nicht zum erstenmal. Schon einige Jahre vorher hatte ihn Heinse's Ardinghello, die in glänzendem Colorit ausgeführte Verherrlichung der Sinnlichkeit, in einen maßlosen Zorn versetzt, der sich fast in den Ausdrücken eines inquisitorischen Bannspruchs äußert, wenn er an Halem schreibt: „O ihr Männer von Oldenburg! verbrennet das böse Büchlein, wenn euch an der Tugend eurer Weiber, Schwestern und Kinder etwas gelegen ist. Was sollen sie mit einem Buche, welches durch sehr höhnische Seitenblicke die Religion verdächtig machen und mit mehr als Epikuräischer Sophisterei jede Tugend aus dem Wege räsonniren will, mit einem Roman, dessen Held ein Erzbösewicht ist, welcher jede blutige That, jede Stillung schändlicher Triebe beschöniget." Nicht lange darauf verhängte er öffentlich ein ähnliches kritisches Gericht über Schiller's „Götter Griechenlands." Er hätte mit dem Urtheil ästhetischer Kritik einzelne Mängel und Auswüchse des Gedichts bezeichnen mögen; diese hat auch der Dichter nicht verkannt, der nachmals bedeutende Veränderungen vornahm. Stolberg jedoch, obschon selbst der schwärmerische Lobpreiser der griechischen Poesie, legte an die freie Schöpfung lyrischer Phantasie den christlich-dogmatischen Maßstab. „Poesie" — so lautet es in den „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht ꝛc." — welche die

Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewunderung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen..... Wie sollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller, des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es so anwenden?" In der Sache hat daher der bittere Ausspruch der Xenien Recht:

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.

Der Dichter Stolberg, der Sänger des Liebesglücks und der Naturfreuden, der Bewunderer der Schweizerthaten und der freien „götterähnlichen" Griechen tritt in den Hintergrund und erinnert nur dann und wann durch einige leise Anklänge an die Ideale seiner Jugend. Der revolutionsfeindliche Graf Stolberg, der „bei seiner Mutter Asche" nicht dulden will, daß man die Franzosen Westfranken nenne, da für sie sich nur der Name Westhunnen gezieme, der Zögling herrnhutischer und katholischer Coterieen, der in engherziger Dogmatik zusammensinkt und die großartigsten Fortschritte des wissenschaftlichen Denkens als das Gift des Jahrhunderts schmäht und verdammt, steht von jetzt an vor uns. Sollen wir mit seinen Gegnern behaupten, erst jetzt habe sich der wahre Stolberg enthüllt; alles Andere sei nur eine Maske gewesen? Das sei fern! Stolberg, nach dem Tode seiner Agnes aus seinem Frieden herausgerissen und zu schwach, um mit klarem Geiste und starkem sittlichen Bewußtsein sich eine innere Welt wieder zu erbauen, schwankend und leicht bestimmbar durch die Einwirkungen seiner Umgebung, dabei zurückgeschreckt und fieberhaft erregt von der Verwirrung seines Zeitalters, in welchem ihm alle sittliche Ordnung aus den Fugen gelöst

zu sein schien, fand die Ruhe der Seele nicht wieder, als bis er sein Denken unter das Dogma der katholischen Kirche beugte. Schrittweise sieht man ihn seit 1790 sich diesem Ziele nähern. Für Stolberg als Menschen mögen seine Verehrer das Recht in Anspruch nehmen, daß es ein jeder mit Gott allein auszumachen habe, in welchem Glauben er Trost und Hoffnung finde. Die Literaturgeschichte hat jedoch eben so sehr auf ihrem Standpuncte das Recht zu behaupten, daß jeder Schritt, mit dem er seinem Uebertritte näher kam, eine zunehmende geistige Ermattung, eine immer größere Beschränktheit verräth. Unter solchen Umständen konnte auch die langersehnte Reise nach Italien ihm nicht den Gewinn bringen, den sie früher, als er noch freien Blicks in die Welt schaute, hätte haben können; jetzt wirkte sie mehr erschlaffend als stärkend.

Stolberg hatte gehofft, in Berlin die Ernennung zum Gesandten in Neapel zu erhalten. Diese Erwartung schlug fehl. Er erhielt 1791 die Ernennung zum Präsidenten der Regierung in Eutin mit der Bewilligung eines anderthalbjährigen Urlaubs, den er zur Ausführung seines Reiseprojects, auf welches er sich seit längerer Zeit durch wissenschaftliche Studien vorbereitet hatte, anwenden wollte. Nachdem er im Juni d. J. in sein neues Amt eingeführt worden war, trat er im nächsten Monate in Begleitung seiner Frau, seines ältesten Sohnes und des Hofmeisters desselben, Nicolovius, die Reise nach dem Süden an. Er nahm den Weg nach den Rheingegenden über Münster, wo er die verhängnißvolle Bekanntschaft mit der seit einigen Jahren glaubenseifrigen Fürstin Gallitzin und deren Freundekreise machte, hier fand er den Freiherrn von Fürstenberg, einen feingebildeten katholischen Prälaten, dem das Münsterland viel verdankte, und Overberg, den

vertrauten Beichtvater der Fürstin. Es knüpften sich Bande, die bald mehr und mehr sich befestigten. In Düsseldorf traf Stolberg mit seinem Freunde, dem Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, zusammen, besuchte in bedächtig-langsamer Weiterreise die Hauptstädte des Rheinlandes und fand manchen Freund früherer Jahre wieder. Ueber Stuttgart nach Ulm sich wendend, suchte er seinen Bundesbruder Miller auf und fand bei ihm sowie in Zürich bei Lavater, Pfenninger und Heß die alte Liebe und treue Erinnerung schöner Zeiten wieder. Bei dem Anblick der Denkmale der Schweizerthaten wirkte noch die Macht der Jugendgefühle nach, das letzte Aufflammen der Begeisterung für republicanische Freiheit. Im Herbst durchreiste er das nördliche Italien und genoß als gewissenhafter Reisender die Kunstschätze der Hauptstädte; doch war sein Blick schon getrübt, und seine Kunsturtheile haben wenig Werth. Am Vorabend des Weihnachtsfestes langte er in Rom an.

Der Aufenthalt in der „ewig einzigen" Stadt, in der seine Liebe zum Alterthum die reichste Nahrung fand, in der nicht nur Kunst und Geschichte zu seiner Seele sprach, sondern auch der Pomp der Kirchenfeste seine reizbare Phantasie gefangen nahm, sagte ihm dermaßen zu, daß er äußerte, er würde vielleicht, wenn er sein Leben außerhalb seines Vaterlandes zubringen und dabei verdammt sein sollte, in einer großen Stadt zu leben, keine Stadt Rom vorziehen. Der Papst Pius VI. imponirte ihm durch seine schöne Persönlichkeit, sowohl da er ihn am Weihnachtsfeste das Hochamt halten sah, als da er von ihm zu einer Audienz geladen war. Das christlich-gläubige Rom trug in seiner Phantasie den Sieg über das Rom des Alterthums davon. Für die Schönheit der antiken Bildnerkunst war sein Sinn nicht mehr offen und empfänglich genug. Bei Betrachtung

der Göttergestalten konnte er den engherzigen Ausspruch thun, den ihm die Xenien nicht vergessen haben: „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzet, bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechts als des weiblichen. — Es schwebet selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes." „Manche Aeußerungen seines Gemüths — so erzählt uns sein Biograph Nicolovius, der Bewunderer des frömmelnden, den Armen der katholischen Kirche entgegeneilenden Stolberg — ließen seine Reisegefährten nicht den Widerschein eines heitern Himmels, sondern ein Treiben kämpfender Kräfte erwarten, und sie sahen nicht, wie das gewaltig erregte, in einer eigenen Bewegung immer aufbrausende Innere des oft heiteren, oft traurigen, aber stets geistvollen Stolberg wieder Gleichgewicht finden werde."

Seinen Unmuth vermochten auch die Reize des lachenden Neapel, wohin er im Februar 1792 gelangte, nicht ganz aufzuheitern. Daher sagt derselbe Biograph: „Die Freude seines Lebens schien bisweilen verwelkt und der Garten seines Daseins verheert. Lebensunmuth verscheuchte häufig die Heiterkeit seiner Seele, welcher nicht selten die Veränderung des Ortes Labung bringen mußte. Wähnte er aber in dem Leben, welches ihm mitunter eine Wüste erschien, zu verschmachten, so fehlte es ihm gleichwohl nicht an Manna in derselben, indem in seinem Herzen ein heiliges Freudenbächlein rauschte, welches seine Freunde zu der Hoffnung berechtigte, daß er an der Quelle, welche ihm Kraft, Muth und Freudigkeit gab, auch seinen Geist immer mehr nähren werde." Eine solche Erquickung reichten ihm die Münsterschen Freiherrn Adolf und Caspar von Droste

zu Vischering, die, auf einer Reise durch Italien begriffen, von der Fürstin Gallitzin an ihn empfohlen wurden. Sie waren Eiferer für die katholische Kirche und Mitarbeiter an dem Bekehrungswerk, das von Münster aus geleitet ward.

Stolberg begab sich von Neapel nach den apulischen Küstengegenden; von dort erblickte er die Gebirge Griechenlands, dessen Boden zu betreten ihn die Furcht vor der Pest und den Unannehmlichkeiten der Quarantäne abhielt. Nachdem er Calabrien durchreist, traf er gegen Ende Mai in Sicilien wieder mit seinen Münsterschen Freunden zusammen, in deren Gesellschaft er alle Theile der Insel mit antiquarischem Fleiße betrachtete. Seine Hinneigung zum Katholicismus erkennt man am deutlichsten aus der Apologie der unwissenden sicilianischen Klostergeistlichkeit, der er in seiner Reisebeschreibung eine lebhafte Apostrophe widmet. Während er noch in seinen „Jamben" Mönch und Pfaff und „jedes stolze Afterpäpstlein" mit eben so freiem als frommem Sinne geißelt, wehrt er jetzt von den Mönchen den Namen „Pfaff" ab; ihm gilt nur der noch als ein Pfaff, der sich von der Kirche nährt und gegen ihre Grundsätze lebt und redet.

Die Sommermonate brachte Stolberg größtentheils im Thale von Sorrent und auf der Insel Ischia zu. Eine heitere poetische Stimmung kehrte zurück; er dichtete die idyllischen Gemälde, welche er Hesperiden benannte und an seinen Freund Ebert richtete. Allein den glücklichen Tagen folgte bald die Trauer nach; auf Ischia starb sein jüngstes Töchterchen Sibylla, das ihm im Frühjahr in Neapel geschenkt worden war. Im September trat er die Rückreise nach Deutschland an. Von Rom nahm er den Weg über Venedig, das er am 26. October verließ. Nachdem er auf der Weiterreise einige Wochen in Wien und Prag ver-

weilt hatte, kehrte er zeitig genug nach Holstein zurück, um mit dem Beginn des Jahres 1793 sein Amt in Eutin antreten zu können.

Stolberg und seine Frau brachten ihren protestantischen Glauben nicht nach Deutschland zurück; im Stillen gehörten sie schon der katholischen Kirche an. Mit dem Münsterschen Kreise standen sie fortwährend in enger Verbindung, und von dort ward nichts unterlassen, um das Werk der Bekehrung zu vollenden. Schon im nächsten August kamen die Fürstin Gallitzin und Overberg nach Eutin, um dem angehenden Proselyten „behülflich zu sein," im nächsten Jahre Clemens August und Franz von Droste zu Vischering, worauf Stolberg 1795 den Besuch bei seinen Freunden in Münster erwiderte. Mit welchen Gesinnungen er von dannen zog, lehrt uns seine Ode Cassandra, wo er dem deutschen Volke die „Verräther" kennzeichnet,

„Die euch mit gleißendem Zauber täuschen!
Die euch verriethen lang' und verkauften lang',
Die aus dem Sonnenscheine des Himmels euch
Ins Labyrinth der Lehrgebäude
Führen bei wankender Fackeln Glanze."

Kein Wunder, daß er, wie in heiliger Zornesgluth, Goethe's Wilhelm Meister verbrannte und nur das sechste Buch, die Bekenntnisse einer schönen Seele, bewahrte. Wenn er gleichwohl in jenen Jahren eine Uebersetzung des Plato unternahm, so zog ihn nicht die aufrichtige Verehrung für das griechische Alterthum zu ihm hin, sondern er betrachtete die Platonische Idealphilosophie nur als eine Vorstufe für die christliche Mystik. Welchen Platz er der griechischen Philosophie neben dem christlichen Glauben anweisen möchte, erörtert er ausführlich in einem Briefe an Jacobi, dessen Resultat auf die Worte hinausläuft: „Immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen [den Heiden!]

ward, nicht nur dem Maße und dem Grade nach, sondern der Natur und der Gnade nach unterschieden von der biblischen, wie — der Himmel über der Erde ist." Auf diesen Abstand weist er in der Vorrede zu der Uebersetzung des Plato und in den Anmerkungen zu den einzelnen Dialogen in einem so hochmüthigen Tone hin, daß Schiller empört ausruft: „Die Stolberg'sche Vorrede ist wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz und die gesuchte, offenbar nur gesuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jesum Christum zu loben!"

Nach dem Besuche der Fürstin und Overberg's im Jahre 1797 stand bei Stolberg der Entschluß unstreitig schon fest, seine bisherige Stellung aufzugeben und den katholischen Glauben nun auch öffentlich zu bekennen. Es war nur ein Blendwerk, wenn er 1798 in dem „Schreiben eines holsteinischen Kirchspielvogts über die neue Kirchenagende" noch einmal für den Buchstaben der augsburgischen Confession eiferte. Im December 1799 hielt er noch in ähnlichem Sinne eine Rede bei der Einführung eines evangelischen Superintendenten zu Eutin. Am 1. Juni 1800 legte Stolberg und seine Frau, die an dem Uebertritt großen Antheil hatte und eine eifrige Katholikin ward, in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände Overberg's ab. Nach Eutin zurückgekehrt, bekannte er am 22. August öffentlich seine Glaubensänderung und legte sein Amt nieder. Die Kinder folgten nach einiger Zeit dem Vorgange der Eltern, mit Ausnahme der ältesten Tochter Agnes, die mit ihrem Vetter, dem Grafen von Stolberg-Wernigerode, verlobt war. Sein Bruder Christian, der den Schritt seines Bruders nicht billigte, gab um diese Zeit ebenfalls

sein Amt auf und lebte seitdem auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde.

Stolberg's Religionswechsel machte in Deutschland ein ungemeines Aufsehen. Nicht bloß Männer von rationalistischer Denkungsart, wie Voß, waren über diesen „Abfall von dem freien Geiste" empört, auch die, welche in ihren religiösen Ansichten der Mystik Stolberg's näher gestanden hatten, selbst Jacobi und Lavater, wollten doch keineswegs, wie Stolberg, biblisches Christenthum und katholischen Kirchenglauben für Eins gelten lassen und ließen sich nicht einreden, daß Stolberg's Behauptung wahr sei, er habe Jahre lang geprüft und sich endlich vollkommen überzeugt. „Nein" — so ruft Jacobi in edler Entrüstung ihm zu — „es ist kein unschuldiger Wahnsinn, der Euch befallen hat; ein Gemische von Leidenschaften, die Ihr wohlgefällig in Eurem Herzen hegtet und pflegtet, hat allein Euch die Verrückung möglich gemacht, in der Ihr Euch in diesem Augenblicke so wohl befindet. Ich aber höre das Hohngelächter der Hölle über Eure fromme That. Bald wird es allgemein vernehmbar erschallen, und Ihr werdet Eure eigenen Ohren nicht davor verstopfen können." Die Stimmen der Zeit redeten laut genug, doch von ihm nicht mehr verstanden und kaum noch beachtet.

Am 28. September verließ Stolberg Eutin und begab sich nach Münster, das für ihn längst eine magnetische Anziehungskraft besaß. Daß es in jenem Kreise auf ein planmäßiges Entgegenwirken gegen den Protestantismus und ein Werben für die Sache der katholischen Kirche abgesehen war — das, worauf Voß nachmals seine Anklage gegen Stolberg gründete —, verschweigt selbst Katerkamp, der Lobredner der Fürstin Gallitzin, nicht: „Für die Fürstin, welche in jener verhängnißvollen Zeit alle Edlen, die mit

ihr in Berührung kamen, gern aufforderte, sich an einander zu schließen und durch vereinigte geistige Bestrebungen der wilden Kraft, die Alles, was ehrwürdig und heilig ist, zu zerstören drohte, entgegenzuwirken, war es ein erfreuliches Ereigniß, ihre Verbindung mit Fürstenberg und Overberg durch den Beitritt eines Mannes verstärkt zu sehen, dessen Geist eine so nahe Verwandtschaft mit dem ihrigen hatte." Diesen ascetischen und proselytischen Zwecken widmete er von jetzt an vorzugsweise seine literarische Thätigkeit, die sich daher unserer Betrachtung mehr und mehr entzieht. Er übersetzte einige Erbauungsschriften des Augustinus und begann auf den Rath des Freiherrn Clemens August von Droste zu Vischering das Hauptwerk seiner letzten Lebensperiode, die Geschichte der Religion Jesu Christi, welche er im Jahre 1819 mit dem funfzehnten Bande, worin die Erzählung bis 430 gelangt ist, schloß; sie ist eine Verherrlichung der katholischen Kirche und eine Apologie seines Uebertritts. Beiträge zur poetischen Literatur sind noch die Uebersetzungen des Aeschylus (1802), der größtentheils schon früher von ihm übertragen war, und des Macpherson'schen Ossian (1806). Das Leben Alfreds des Großen (1815) ist zu sehr Tendenzschrift, um auf bedeutenden historischen Werth Anspruch machen zu können.

Da Stolberg als bekannter Franzosenfeind während der Napoleonischen Uebermacht in Münster streng überwacht ward, so entzog er sich dieser unangenehmen Lage, indem er 1812 das Landgut Tatenhausen bei Bielefeld sich zum Wohnsitze wählte. Die Befreiung Deutschlands erfüllte ihn mit freudigem Hochgefühle. Noch einmal erstand der Freiheitssänger Friedrich Stolberg aus seiner Gruft und feierte den Sturz des Unterdrückers in den stolzen Alcäen der Vaterländischen Gesänge. Drei seiner Söhne, die in

der preußischen Armee mit gefochten hatten, kehrten in der Schaar der Sieger heim. Der eine von ihnen starb 1815 den Heldentod in der Schlacht bei Ligny.

1816 miethete Stolberg das hannoversche Domänengut Sondermühlen, drei Meilen von Osnabrück, wo er seiner Tochter Julia nahe war. Dem Herzen nach war er jedoch so sehr Preuße geworden, daß er sich auch ferner noch als einen solchen betrachtet wissen wollte. An diesem seinem letzten, stillen Aufenthaltsorte waren seine Kirchengeschichte und ascetische Schriften seine anhaltende Beschäftigung. Nach dem Abschlusse seines historischen Werks verfaßte er die „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift" und das „Büchlein der Liebe," Erzeugnisse engherziger Ascetik; seine Lyrik findet ihren Abschluß in einem Bittliede an die heilige Jungfrau und einem hypermystischen Schwanengesange von der ewigen Liebe. Voß' Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? gelangte am 14. November 1819 in seine Hände. Er war entschlossen, in einer kurzen Gegenschrift sich zu vertheidigen — „und sollte es ihm auch das Leben kosten!" Er konnte sie nicht mehr herausgeben, sie erschien erst nach seinem Tode.

Am 28. November stellte sich ohne vorhergegangene Andeutung ein heftiger Magenschmerz ein, der bald eine rasche Abnahme seiner Kräfte zur Folge hatte, so daß er sich seine baldige Auflösung nicht mehr verhehlte. Seine letzten Stunden waren ganz in dem Geiste, in welchem er die letzte Periode seines Lebens durchlebt hatte. Mehrmals ließ er sich Abschnitte aus der Bibel und Lieder von Klopstock und Claudius vorlesen und sprach zu den bekümmerten Seinigen Worte herzlicher Liebe. „Kinderchen!" sagte er unter Anderm, „laßt es euch wohl sein! Mir ist ganz wohl. Ich habe eine schöne Zeit gelebt, siebzig Jahre, was wollt

ihr mehr? Gott weiß, wie sehr ich an der Mama und an euch hange, aber doch gehe ich nicht ungern.“ Er empfahl ihnen für ihn zu beten und ermahnte sie dem Heilande anzugehören. Ueber die mannigfachen Aeußerungen der Liebe und des frommen Seelenfriedens warf auch düstere Ascetik mehrmals ihre trüben Schatten. Er klagte, er sei bange, die Gerichte Gottes seien furchtbar. Gott habe ihm so viel Gnade erzeigt, er sei so untreu gewesen. „Du weißt nicht,“ äußerte er gegen seine Frau, „welch ein großer Sünder ich bin!“ Ein andermal rief er aus: „Ach, das Fegefeuer, das Fegefeuer! Ach, wer ist rein, rein vor Gott? Meine selige Frau war eine so reine, unschuldige Seele, doch betete ich alle Tage, oft mehrmal am Tag für sie.“ Sanft waren seine letzten Augenblicke. Als der Arzt am 5. December, wo sich ein Frösteln eingestellt hatte, ihm die Nähe des Todes nicht mehr verschwieg, faßte er dessen beide Hände mit den Worten: „Danke, danke, recht herzlich danke ich Ihnen! Gelobet sei Jesus Christus!“ Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite, und nach einigen Athemzügen war er verschieden.

Die Stimmen der Parteien sind über seinem Grabe nicht verstummt. Indeß auch vom literarhistorischen Standpuncte aus mögen wir uns das Wort des jüngeren Voß aneignen: „Friede sei mit Stolberg! Irdische Schwächen und Irrthümer wird er nun erkennen. — Stolberg's besseres Sein lebe in treuer Erinnerung fort!“

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Das

deutsche Volk

dargestellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XXII. Band.

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Dritter Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1857.

Geschichte

der

deutschen Literatur

des achtzehnten Jahrhunderts.

In übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Dritter Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1857.

Inhaltsverzeichniß

des dritten Bandes.

Zweites Buch.

Fortsetzung.

Seite

Drittes Capitel.

Herder . . . . 1—85

Viertes Capitel.

Goethe . . . . 85—151

Fünftes Capitel.

Schiller . . . . 152—235

Drittes Capitel.

Herder.

In dem Leben und Dichten der Jünglinge des Göttinger Hainbundes tritt uns noch das Schwanken und Suchen der Uebergangsperiode vor Augen. Man schwärmt für Natur- und Volkspoesie, man träumt von Bardengesängen und Minneliedern, steht aber doch noch mit einem Fuße in den engen Formen der bisherigen Kunstpoesie und treibt mit der Verehrung Klopstock's einen sentimentalen Cultus.

Der kühnere Genius Herder's und Goethe's wagte es zuerst den betretenen Boden der deutschen Poesie zu verlassen und, mit Lessing'scher Kraft die alten Bande völlig abstreifend, mit freiem Fluge neue Regionen der Dichtung zu gewinnen. Herder erreichte es nur mit dem divinatorischen Blick der Theorie und Kritik, hinter der die eigene poetische Begabung zurückblieb. Goethe's geniale Productionskraft stellte die neue dichterische Welt, deren er sich bemächtigt hatte, in unsterblichen Meisterwerken der Anschauung von Mit- und Nachwelt hin und führte später im Verein mit Schiller unsere Poesie auf die Höhe der Classicität. Der Betrachtung dieser Männer werden die Abschnitte dieses Bandes ausschließlich gewidmet sein.

Johann Gottfried Herder wurde im Jahre 1744 in der letzten Stunde des 25. August zu Mohrungen, einem ostpreußischen Städtchen, geboren. Sein Vater, der früher das Handwerk eines Webers betrieben hatte, stand

damals einer Elementarschule vor und war zugleich Küster an der dortigen evangelisch=lutherischen Kirche. Schweigsam und streng gegen sich und Andere, doch im Grunde der Seele gutmüthig und rechtschaffen, erfüllte er gewissenhaft und unverdrossen die Pflichten seines mühevollen Amtes; der Gesang eines geistlichen Liedes beschloß nach frommer Sitte, die Herder durch dankbare Erinnerung ehrte, den Tag im Kreise der Familie. Die Mutter war eine verständige und besonnene Hausfrau, unablässig treu in der Sorge für die Ihrigen. Während der Vater, wie Herder noch in späten Jahren dankbar anerkannte, den Knaben früh an Pünctlichkeit und strenge Pflichterfüllung gewöhnte, milderte das sanfte Wesen der Mutter den Ernst des Vaters. Ihr weiches Gemüth ging auf den Sohn über, der nach dem frühen Tode eines jüngeren Bruders ihr einziger war; er hing an ihr mit innigster Liebe und trug sie stets wie eine Heilige im Herzen.

Es waren beschränkte Verhältnisse, in denen Herder aufwuchs. Still von Natur, schüchtern und zurückgezogen, versagte er sich selbst die Kindheitsfreuden, die unter ähnlichen Umständen die ersten Schritte im Leben mit dem poetischen Reiz idyllischer Einfachheit zu umgeben pflegen. Selten sah man ihn laufen und springen und sich den Spielen der Jugend anschließen. Für die Außenwelt hatte er wenig Sinn, sie ließ keine tiefen Eindrücke in seiner Seele zurück. „Ich bin in einer dunkeln, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit geboren, und von Kindheit auf erinnere ich mich nichts als Scenen entweder der Empfindsamkeit und Rührung oder eines einsamen Gedankentraumes, der meistens von Planen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht sucht" — so charakterisirt Herder kurz seine geistige Eigenthümlichkeit in den Jahren der Kindheit.

Der Aufenthalt in der lateinischen Stadtschule, aus der der pedantische Rigorismus des Rectors Grimm alle Freudigkeit verscheuchte, mußte den von Natur blöden Knaben noch mehr einschüchtern. Der unterthänige Respect der Schüler ging so weit, daß sie sich dem Schulgebäude, sobald sie es von fern erblickten, zu jeder Jahrszeit unbedeckten Hauptes nähern mußten. Ein höherer wissenschaftlicher Sinn war in diesen Räumen nicht zu finden. Herder lernte vor Allem Lateinisch, wenn gleich in herkömmlicher geistloser Weise; auch etwas Griechisch und Hebräisch ward im Verlauf der Zeit damit verbunden. Er war ein fleißiger Schüler, der sich die Zuneigung des gestrengen Schultyrannen zu erwerben wußte, und gewann wenigstens eine Grundlage für gelehrte Studien, auf der sein Privatfleiß frühzeitig fortbauen lernte. Daß ihm aus früher Jugendzeit der Moment eingeprägt blieb, wo ihm Homer's Vergleich des Menschengeschlechts mit den Blättern der Bäume Thränen entlockte, ist uns ein charakteristischer Zug, sowohl als Zeugniß für den poetischen Sinn, womit er die classischen Dichter las, wie für die elegische Stimmung, der sein Kindesgemüth nachhing. Auch ist nicht ohne Bedeutung, daß er in dieser Schule das ihm angeborene Gefühl für Musik ausbildete; er erlernte etwas Klavierspiel und erhielt Unterricht im Kirchengesange, dessen einfache, erhabene Töne ihm stets vorzüglich lieb waren. Sein pädagogisches Talent erhielt ebenfalls schon in jenen Jahren die erste Anregung, indem er mehrmals seinen Vater beim Elementarunterricht mit Geschick vertrat und bisweilen sogar von seinem strengen Rector einer ähnlichen Auszeichnung gewürdigt ward, wobei seine frühreife Lehrgabe die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Unter seinen Mitschülern fand er einen Freund, Emmerich, mit dem ihn sein Lebensweg nachmals in Königs-

berg noch einmal zusammenführen sollte. Einen wohlthätigen Umgang fand er in dem Hause des Predigers Willamov, der ebenso wie seine treffliche Frau ihn mit vieler Liebe behandelte; von ihm erhielt er den Religionsunterricht und ward von ihm confirmirt. Er verehrte in diesem liebenswürdigen Manne, der ihm allzufrüh durch den Tod entrissen wurde, das Musterbild eines evangelischen Geistlichen, dem er nachzustreben wünschte.

Herder war sechzehn Jahr alt, als Sebastian Friedrich Trescho, ein Mann von ausgebreiteter theologischer Gelehrsamkeit, die Stelle eines Diaconus in Mohrungen übernahm. Vielbeschäftigt durch theologische Schriftstellerei, Seelsorge und Armenpflege, dabei unverheirathet, nahm Trescho den brauchbaren Knaben in sein Haus, um seine Hülfe beim Abschreiben und bei häuslichen Verrichtungen zu benutzen. Eine alte Schwester, welche die Wirthschaft führte, pflegte ihn sogar auf den Markt zu schicken, um Fleisch und Gemüse zu holen. Dafür erhielt er Wohnung und Schlafstätte, doch nicht einmal, obgleich Trescho vermögend war, freien Mittagstisch Das Gefühl unwürdigen Druckes, das schon bisher auf dem Knaben lag, wurde jetzt nur noch tiefer empfunden; Trescho wurde gegen ihn anmaßend und lieblos. Weit entfernt, ihn als seinen Zögling anzusehen, ertheilte er ihm, obschon er seine geistige Begabung durchschaute, keinen Unterricht, und statt sich seiner mit väterlicher Liebe anzunehmen und ihm zu seinem Fortkommen behülflich zu sein, arbeitete er seinem Wunsche, die gelehrten Studien zu ergreifen, auf alle Weise entgegen; er sollte in der Sphäre des Handwerkerstandes bleiben. Der Mutter, welche den Herzenswunsch des Sohnes theilte, sagte er mehrmals: „wo sie wohl hindächte, wenn sie wünsche, ihr Sohn solle studiren oder zu etwas Anderem, als zu

einem Handwerke, schreiten." Kein Wunder, wenn Trescho selbst zu dem Geständniß sich genöthigt sieht, Herder sei immer schweigsam und furchtsam gewesen; „nie sprach er etwas mit dreister Gebärde, sondern beantwortete meist schüchtern, was ich ihm zu bestellen auftrug; seine Stimme war nur halblaut und blieb tief in sich verschlossen." Trescho konnte zwischen den Zeilen lesen, worauf Herder hindeute, als er später in einem Briefe an ihn die Worte gebrauchte: „Die ersten Bilder meiner Jugend sind meistens traurige Bilder, und manche Eindrücke der Sklaverei möchte ich, wenn ich mich ihrer erinnere, mit theuren Blutstropfen abkaufen."

Indeß gab ihm Trescho, wenn auch nicht durch Aufmunterung und Anleitung, doch mittelbar durch die Art, wie er ihn im Abschreiben beschäftigte und durch seine nicht unbedeutende Büchersammlung vielfache geistige Nahrung. Mit unersättlicher Lernbegier benutzte der Knabe, was er an Büchern erhalten konnte, für seine Zwecke. Seine Liebe zu wissenschaftlicher Lectüre war so groß, daß er sie häufig insgeheim bei spärlichem nächtlichen Lichte zu befriedigen suchte und sich dadurch manchen Verweis sowie auch ein langwieriges Augenleiden zuzog. Oft ließ er sich durch den Mittags- und Abendtisch nicht von seiner Lectüre abhalten; Bücher begleiteten ihn auf seinen einsamen Spaziergängen. Auch einige deutsche Dichter lernte er kennen, unter ihnen Kleist und Simon Dach, den er stets sehr in Ehren hielt. Poetische Versuche blieben nicht aus, in denen er für seine melancholische Stimmung einen Ausdruck suchte; mehrere sind aus seinem Nachlasse uns mitgetheilt worden. Eine Ode auf Peters III. Thronbesteigung, eingekleidet als Uebersetzung eines hebräischen „Gesanges auf Cyrus den Enkel des Astyages," legte er 1762 heimlich einem von Trescho

an den Buchhändler Kanter in Königsberg abgesandten Manuscripte bei. Kanter ließ es abdrucken und befragte Trescho um den Namen des Verfassers, den dieser sogleich errieth: „Herder leugnete es nicht, ward roth und lächelte.“ Er war zum erstenmal „unter dem Beifall der Kenner,“ wie Kanter schrieb, an die Oeffentlichkeit getreten.

Zu dieser Zeit, nämlich um den Beginn des Jahres 1762, stand ein Regiment Russen, das aus dem deutschen Kriege heimkehrte, zu Mohrungen im Winterquartier. Der Regimentswundarzt Schwarzerloh, ein gebildeter und wohlwollender Mann, fand an dem Knaben, der ihm wahrscheinlich seines Augenleidens wegen vorgestellt war, Wohlgefallen; er soll auch mit Herder's Eltern in freundschaftlichem Verkehr gestanden haben. „Nachdem er“ — so erzählt Herder selbst — „sich von meinen Kenntnissen näher unterrichtet und mich im Latein gut befunden hatte, that er mir den Vorschlag, er wolle mich nach Königsberg mitnehmen, mich die Chirurgie lehren und mir für mein krankes Auge Hülfe leisten; dafür solle ich ihm gleich nach unserer Ankunft daselbst eine medicinische Abhandlung ins Latein übersetzen; auch wolle er in der Folge, wenn ich mehr Lust zur Medicin habe, mir dazu helfen, daß ich sie in Petersburg unentgeltlich studiren könne.“ Dies unverhoffte Anerbieten des wackeren Mannes erschien den Eltern, welche die Lage des Knaben in Trescho's Hause schon lange bekümmerte, ohne daß sie in ihrer Stellung sie zu ändern vermochten, wie eine günstige Fügung des Himmels, nicht minder dem Jünglinge, der sich nach Erlösung aus seiner sklavischen Lage sehnte. Im Sommer 1762 reiste er mit seinem „Erretter“ von seinem heimatlichen Städtchen ab, nicht von freudigen Erinnerungen begleitet. Seine Eltern sah er nie wieder. Der Vater starb schon ein Jahr darauf; die

Mutter erlebte noch die Freude, ihren Sohn die Laufbahn des Ruhmes betreten zu sehen, für sie der schönste Trost in den nachfolgenden Jahren des Kummers und der körperlichen Leiden.

Zur Chirurgie und Arzneiwissenschaft hatte der junge Herder nicht die geringste Neigung und Anlage. Bei der ersten Operation, der er in Königsberg beiwohnte, fiel er in Ohnmacht. Er hatte zunächst nur in Freiheit kommen wollen. Seinem Geiste schwebte ein anderes Ideal vor; es war der Trieb nach der vielseitigsten Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten, nach umfassender Humanitätsbildung; schon damals ward diese der Leitstern seines Lebens. Als Lehrer der Jugend, als Prediger und Seelsorger wünschte er für sein Ideal dereinst praktisch zu wirken. Im frohen Gefühl der endlich errungenen Selbstständigkeit, fragte er nicht erst seine Eltern um ihre Einwilligung, sondern glaubte Manns genug zu sein, sich selbst zu leiten. Wenn gleich seine Baarschaft in dem Augenblicke auf wenige Thaler zusammengeschmolzen war, schrieb er ihnen doch, er verlange während seines akademischen Lebens keinen Schilling von ihnen. Für seinen Wohlthäter, dessen Vorstellungen ihn nicht von seinem Entschlusse abzubringen vermochten, übersetzte er noch als Tribut der Dankbarkeit dessen medicinische Abhandlung ins Lateinische. Von seinem Schulfreunde Emmerich, den er als Cantor in Königsberg wieder antraf, ließ er sich zu den Universitätsbehörden begleiten und erwirkte nach einer wohlbestandenen Maturitätsprüfung, deren Ergebniß bei dem wenig empfehlenden Aeußern des Jünglings die Examinatoren nicht wenig überraschte, im Anfange des Augusts seine Aufnahme unter die Studirenden.

Hatte schon beim Anblick der großen, gewerbfleißigen Handelsstadt seine erwartungsvolle Seele sich wie in einem neuen

Elemente gefühlt, wie viel freudiger hob sie sich jetzt, als er frei und fessellos den heißen Wissensdurst in vollen Zügen befriedigen konnte. Den Druck seiner dürftigen Lage fühlte er jetzt nicht mehr, wenn auch manche Tage einige Semmeln seine einzige Nahrung waren. Privatunterricht und einige Unterstützungen durch Stipendien und Geschenke wohlwollender Freunde, auch aus der Heimat, halfen der äußersten Nothdurft ab, bis bessere Tage kamen. Ein Festmahl des geistigen Genusses waren ihm die akademischen Vorlesungen, bei deren Wahl er neben der Theologie auch die Philosophie im ausgedehntesten Sinne und die Physik mit in seinen Kreis zog. Lilienthal, bei dem er Dogmatik hörte, und vor allen der große Immanuel Kant, dessen eifrigster Zuhörer er wurde und der von der Wißbegier des hoffnungsvollen Jünglings so sehr angezogen ward, daß er ihn alle seine Vorlesungen unentgeltlich hören ließ, wirkten am nachhaltigsten auf ihn. Die Kunst, Bücher schnell und mit Nutzen durchzuarbeiten, übte er mit einer Gewandtheit, die ihm durch's ganze Leben eigen blieb und oft das Erstaunen seiner Freunde erregte. Nicht nur wurden die Schätze der Universitätsbibliothek benutzt, auch was an neuen Erscheinungen der Literatur mit seinen Studien in Berührung stand, entging seiner Aufmerksamkeit nicht; in dem Buchladen seines Freundes Kanter, dessen Bekanntschaft er schon durch die Cyrus-Ode gemacht hatte, war er ein steter und jederzeit willkommener Gast. Auch geistesverwandte Freunde fehlten ihm nicht. Seines Augenübels wegen war er von Schwarzerloh dem Arzte Hamann empfohlen worden; dadurch machte er die erste für die Richtung seiner Geistesentwickelung so überaus folgenreiche Bekanntschaft mit dessen Sohne Johann Georg Hamann. Obwohl zehn Jahre älter, fühlte sich dieser geistvolle Mann doch von dem

idealen Wissensdrang seines jüngeren Freundes aufs innigste angezogen und übertrug auf ihn sein Streben nach universeller reiner Bildung. In ihren gegenseitigen Mittheilungen bildete sich bald die schönste Geistesharmonie. Hamann führte ihn in seine Ideen von Originaldichtung und Volkspoesie ein, lehrte ihn das Englische und las mit ihm Shakspeare, dem sich Ossian anschloß. Unter seinen Mitstudirenden ward sein vertrautester Freund der nachmalige Kriegsrath Kurella, mit dem ihn der lebhafteste Austausch eines idealen geistigen Verkehrs verband, nur daß Herder hier mehr gab als empfing. Dem Freunde erschien er schon damals als eine lebendige Bibliothek. Indeß war er trotz seines unermüdlichen Studienfleißes heiter und froh mittheilend; „der Geist der Religion und Humanität umwehte ihn überall.“ Die knabenhafte Schüchternheit war verschwunden; Trescho war voll Verwunderung über die rasche Umwandlung, als er den verschlossenen Knaben jetzt in Königsberg als strebenden Jüngling, der in kurzem ein Mann geworden zu sein schien, wiedersah.

Es lag in Herder der Trieb zum Dociren; früh mußte er die Kunst lernen, die eingesammelten Kenntnisse wieder zu verausgaben. Schon nach Vollendung des ersten Wintersemesters verband er mit den Universitätsstudien das Amt eines Lehrers am Collegium Fridericianum in Königsberg, eine Auszeichnung, welche von der allgemeinen Achtung, die sich der strebsame Jüngling bereits erworben hatte, das beste Zeugniß giebt. Er unterrichtete in mehreren Fächern und nach kurzer Zeit bis in die oberen Classen hinauf. Zufolge der Aussage eines seiner damaligen Schüler war jedermann erstaunt über eine so frühe Befähigung; man bewunderte seine feurige beredte Sprache, als er, vom Inspector dazu aufgefordert, die Betstunden hielt, was bisher nur

älteren Lehrern übertragen ward. Obwohl er streng auf Ordnung und ernste Thätigkeit hielt, erwarb er sich doch durch die gewissenhafte Hingebung an seinen Wirkungskreis und die Vortrefflichkeit seiner Lehrmethode die Liebe seiner Schüler. Wenn er auch bedauerte, durch seine Amtsgeschäfte in seinem Studium gehindert zu werden, so schlug er doch zugleich den Werth des Lehrens sehr hoch an und schrieb diesem die klare Entwickelung seiner Begriffe zu.

Wie vielseitig schon auf der Akademie seine wissenschaftlichen Beschäftigungen waren, wie sie zum Theil schon auf die höheren Gesichtspuncte hinwiesen, welche er nachmals auf seiner wissenschaftlichen Laufbahn fest im Auge behielt, geht aus den zahlreichen Excerptenbüchern hervor, welche sich noch in seinem Nachlaß vorfanden. Die Idee einer Geschichte der Menschheit zeigt sich schon als das letzte Ziel, als das Band der Einheit, von welchem das mannigfaltige Material zusammengehalten wird, und zwischen den Excerpten tauchen mehrere eigene Entwürfe zu künftigen literarischen Arbeiten auf. Neben der Philosophie steht die Naturwissenschaft, neben der Theologie die Völkergeschichte, neben den abendländischen classischen Sprachen die sorgfältigste Erforschung der orientalischen Literatur und der Cultur des Morgenlandes. Geschichte der Wissenschaften und Geschichte der Poesie, die er am liebsten in ihrer Verbindung mit den Urzuständen der Völker betrachtete, nahmen die ausgedehnteste Forschung und den unermüdlichsten Sammlerfleiß in Anspruch. Unter den Entwürfen zu eigenen Arbeiten finden wir eine Geschichte der Dichtkunst, insbesondere des Liedes, Betrachtungen über die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts verzeichnet. Dabei verlor er die geistliche Beredsamkeit nicht aus dem Auge; selbst auf die Ausbildung seines lateinischen Stils

verwandte er große Sorgfalt. Der Aufsatz „der Redner Gottes," ein Beweis, mit welchem Ernst er seine Aufgabe ergriff, wurde schon während seines Aufenthalts in Königsberg geschrieben, und eine schwungvolle Rede beim Grabe von Kanter's Tochter ist uns als bedeutsame Probe der frühen Entwickelung seines Rednertalents aufbewahrt.

Die Poesie blieb ihm eine freundliche Gefährtin durch's Leben; sie durchdrang sein ganzes geistiges Sein. Meist dithyrambisch und hart im Ausdruck, sind seine Gedichte werthvolle Beiträge zur Beurtheilung seiner ernsten Selbstbetrachtung und seiner idealen Seelenerhebung; er machte einen Entwurf zu einem Lehrgedicht von dem Menschen. Mehrere wurden schon damals in öffentlichen Blättern bekannt gemacht und begründeten seinen ersten Dichterruhm, namentlich ein Ostergesang und die Ode auf die Asche Königsbergs, eine Betrachtung über die große Feuersbrunst, welche vom 11.—16. November 1764 einen Theil der Stadt verheerte.

Dies war der letzte traurige Eindruck, den sein preußisches Vaterland in seiner Seele zurückließ; denn wenige Wochen darauf eilte er über die Grenze, um eine Lehrstelle an der Domschule zu Riga und das damit verbundene Amt eines Gehülfspredigers anzutreten; Hamann's Empfehlung verdankte er nächst dem guten Rufe, den ihm seine Wirksamkeit bereits erworben, diese willkommene Anstellung, die ihm abermals in mehr als einer Hinsicht eine Befreiung dünkte. Noch waren die Verhältnisse in den dem russischen Scepter untergebenen Ostseeprovinzen von der Art, daß sich Herder aus dem Lande der militärischen Strenge, wo die Verpflichtung zum Militärdienste ängstigend über seinem Haupte geschwebt hatte, sich wie in eine kleine Republik versetzt sah. In Riga fand er Ueberreste vom Geist

der alten Hansestädte; er freute sich des regen Gemeinsinns, der an schönere Zeiten deutschen Städtelebens erinnernden Bürgertugend und der liberalen Werthschätzung geistiger Bildung, die sich mit der kaufmännischen Betriebsamkeit verband.

Seine bei der Feier der Einweihung des neuen Gerichtshauses (am 11. Octbr. 1765) gehaltene Rede: „Haben wir noch das Publicum und Vaterland der Alten?" ist als ein Denkmal seiner aufrichtigen Anerkennung und Würdigung des rigaischen Gemeinwesens unter seinen Schriften erhalten; die letztere Hälfte der Frage ward bejaht. Eine der Einweihung des Rathhauses und dem Vaterlande gewidmete Ode ward dem ersten Abdruck der Rede angehängt.

Sein Amt als Collaborator der Domschule trat er am 7. December 1764 an; zufällige Umstände verzögerten seine feierliche Introduction bis zum 27. Juni 1765, bei welcher Gelegenheit er in einer öffentlichen Schulrede das Thema behandelte, daß auch in der Schule die Grazie herrschen müsse. Gewissenhaft strebte er dahin dem Ziele nahezukommen, das er hier von dem Beruf eines Jugendlehrers entwarf, wie er als Prediger sich in dem „Redner Gottes" sein Ziel aufgestellt hatte. War sein Amt mühevoll, so genügte es ihm doch durch seine grenzenlose Arbeitsfähigkeit und heitere Thätigkeit, ohne seine jetzt feste Gesundheit durch seinen Fleiß zu untergraben. Strenge und Milde wußte der kaum erst zwanzigjährige Jüngling mit so viel Umsicht und Tact zu verbinden, daß seine Schüler mit innigster Liebe an ihm hingen. Seine Rednergabe erwarb ihm nicht minder den Beifall der zahlreichen Zuhörermenge, die sich zu seiner Predigt zusammenfand, besonders ward das jüngere Geschlecht

von der phantasievollen Frische und Wärme seiner Beredsamkeit, die mit den Blumen einer poetischen Rhetorik noch allzu verschwenderisch umging, angezogen. Wie sollte es ihm, dem Jüngling von eminentem Talent, von reinem, edlem Charakter, an Freunden gefehlt haben? Man suchte seinen Umgang. Vor Allem erheiterten ihn die schönen Tage, die er auf benachbarten Landsitzen im Kreise gebildeter Familien zubrachte; mehrere poetische Ergüsse sind davon ein dankbares Zeugniß. Unter seinen vertrauten Freunden nahm der Buchhändler Hartknoch, sein Studiengenosse in Königsberg, die erste Stelle ein; er ward der Verleger seiner ersten schriftstellerischen Producte und erleichterte ihm während seines Aufenthalts in Riga, wo er den Mangel einer großen Bibliothek schmerzlich fühlte, seine wissenschaftlichen Studien.

Herder trat in den Freimaurerorden und erwarb sich auch in dieser Verbindung hohe Achtung, so daß er, ungeachtet er noch nicht den erforderlichen Grad erlangt hatte, doch durch das Vertrauen seiner Genossen zu ihrem Secretär ernannt wurde. Auch nach dieser Seite wandte er sich mit dem ihm überall eigenen Ernst und dachte über ein System nach, wie dem Institute des Freimaurerordens ein neuer, unserem Zeitalter angemessener Geist einzuflößen sei.

Bei dem Allen konnte er indeß die Klage nicht zurückhalten, daß ihm der Umgang mit Männern von eigentlich wissenschaftlicher Bildung fehle. Der lebhafte Ideentausch mit Hamann mußte ihm einigermaßen in der „Gelehrten-Wüste" diese Lücke ersetzen. Da Herder immer die Schattenseite seiner Lage mehr als die Lichtseite sieht, so bricht nur allzubald die Klage der Schwermuth wieder durch und das Verlangen nach Veränderung. „Da ich immer mehr" — schreibt er im Herbst 1766 an Hamann — „meine

hiesige Situation, den Genius dieses Ortes und meine eigenen Projecte kennen lerne, so mehren sich meine Einsichten und meine Melancholieen; es ist ein elend, jämmerlich Ding um das Leben eines Literatus und insonderheit in einem Kaufmannsorte; ein Prophet sagt wohl freilich immer: dies ist die Last über Tyrus; — aber dazu wird auch wirklich die Myopie eines Philosophen erfordert, um diese Last nicht zu sehen. Ich suche also mein Amt abzuwarten und nicht zu singen, sondern zu arbeiten." Als ihm Hamann darauf theilnehmend den Vorschlag macht, er möge eine ihm angetragene Hofmeisterstelle in einem der besten Häuser in Kurland annehmen, weist Herder dies entschieden als eine Verschlimmerung seiner Lage zurück. „Ich fühle es," fügt er hinzu, „die äußere Ruhe auf dem Lande würde bloß Qual sein und schleichendes Fieber. Noch will ich mich lieber winden und seufzen und mich mit mir selbst quälen und leiden und ausdauern; es muß ein Stoß kommen, der mich hebt und fortschleudert."

Im nächsten Jahre eröffnete sich ihm eine lockende Aussicht auf Veränderung. Er ward (im noch nicht vollendeten 23sten Jahre!) von dem Kirchenconvent der lutherischen Gemeinde zu Petersburg zum Director des Instituts der Sprachen, Künste und Wissenschaften berufen. Mit der Stelle, welche Büsching vorher bekleidet hatte, war ein Gehalt von 700 Rubeln, freie Wohnung und Aufwartung verbunden. „Da ich mir immer eine Stelle gewünscht" — so berichtet Herder in einem Briefe an Trescho — „wo ich in der Erziehung der Jugend mit meinen Talenten und Kenntnissen Nutzen stiften könnte: so war dieser Platz eine Stufe, die mir Gelegenheit genug dazu anbot, und in diesem Betracht sah ich's als einen Wink des Himmels an, der mich ohne mein Zuthun in eine weitaussehende Sphäre rief. Da aber auf der anderen

Seite der Posten viel zu ökonomisch und politisch ist, als daß er mir nach meinen Jahren meinen Wünschen und Genie angemessen sein sollte, da mit ihm nicht eigene Arbeiten, sondern die Aufsicht über dreißig arbeitende Lehrer, ein Institut von Pensionairs aus beiderlei Geschlecht und insonderheit die Sorge verbunden ist, dem ganzen, von Büsching unstreitig zu groß angelegten Plane erst Haltung und Fond zu verschaffen, so sahe ich, daß dieser Posten das Grab meiner Ruhe und Wirksamkeit sein würde. Ich zweifelte und überließ Gott die Entscheidung. Er entschied's unvermuthet und unvorausgesehen. In Riga sah ich einen freundschaftlichen Auflauf meinetwegen, ich sah Thränen fließen, wo ich sie nicht vermuthet hatte, man wünschte mich zu erhalten und nur gleich eine Stelle für mich offen zu haben. Da keine war, so öffnete der Rath eine außerordentliche. Er erklärte mich zum associirten Pastor der beiden vorstädtischen Kirchen (Jesus und Gertrud), ohne daß ich bei meiner Augenkur aus dem Zimmer gekommen war. Bei der Schule behielt ich meine drei und im Winter zwei Stunden, ohne das beschwerliche Vicariat führen zu dürfen; als Pastor habe ich in der einen Kirche alle vierzehn Tage, in der andern alle Fest-, Buß- und Marien-Tage zu predigen und außerdem den Leichen beizuwohnen. Ich habe also, wenn keine Krankheiten vorfallen, mittelmäßige Arbeit, und zwischen 5 bis 600 Rthlr. möchte ich an Gehalt stehen, wenn ich Alles zusammennehme." Am 10. Juli ward er ordinirt und trat den 15. und 29. sein Amt in beiden Kirchen an.

So sehr auch seine Zeit durch seine Amtsgeschäfte in Anspruch genommen wurde, fand er doch Muße zu eifriger Fortsetzung seiner Studien und zu bedeutenden literarischen Arbeiten, die zuerst seinen Ruhm als Schriftsteller begründeten. Welch ein Stürmen und Drängen seinen Geist be-

wegte und auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts trieb, erkennt man fast noch mehr aus den großartigen Entwürfen, als den vollendeten Schriften. Zu seinen gelehrten Forschungen gehört ganz besonders die Geschichte der Religionen, die Archäologie des Morgenlandes; er entwarf Abhandlungen über die Geschichte der Schöpfung und Sündfluth. Seine ästhetische Betrachtung verweilte vornehmlich bei dem Zusammenhange der Geschmacksrichtung mit der Nationalität und Culturentwickelung der Völker. Hierauf beziehen sich die fragmentarischen Abhandlungen über die deutsche Bühne, über den britischen Geschmack in Schauspielen, über die Veränderung des Geschmacks der Nationen durch die Folge der Zeiten; von dem Versuch einer Geschichte der Dichtkunst ist ein bedeutendes Bruchstück vorhanden.

Bei seinen ästhetischen Untersuchungen knüpfte er an die Lessing'schen Literaturbriefe und Winckelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums an. Die Schärfe der Begriffsentwickelung, durch welche sich Lessing auszeichnet, konnte er sich indeß eben so wenig zu eigen machen, als Winckelmann's klare Anschauung antiker Kunst, wenn er gleich in den letzten Zielpuncten mit ihnen zusammentraf. Herder's Verfahren ist nicht bloß in Folge der Nachahmung, sondern mehr noch der geistigen Wahlverwandtschaft mit der Methode Hamann's verwandt. Er ersetzt die kritische Beweisführung durch seine überaus glückliche Divination, den Verstand durch das Gefühl, das seinen kritischen Tact an der kindlichen Poesie der Urzeiten, an der Bibel, an Homer und den classischen Werken des griechischen Alterthums gebildet hat und ihn das Richtige treffen läßt, wird er gleich der Gründe sich nicht immer klar bewußt.

Vor das größere Publicum trat er zuerst mit den

Fragmenten über die neuere deutsche Literatur. Die beiden ersten Sammlungen erschienen im Sommer und Herbst 1766, die dritte folgte zu Ostern 1767; schon 1768 ward von der ersten Sammlung eine neue umgearbeitete Ausgabe veranstaltet. Die erste Abtheilung geht auf die Philosophie der Sprache zurück, unterwirft die Sprachgesetze, die Stilformen und die Metrik einer ausführlichen Erörterung und verbindet damit eine Beurtheilung der neuesten Uebersetzungsversuche und der für classisch geltenden deutschen Schriftsteller. Als ein kecker Revolutionär, sucht er die bisherigen Fesseln unserer Sprache zu zerbrechen und sie von dem pedantischen Regelwerk zu emancipiren. Er verwirft die zahme Correctheit unserer Schriftsprache, die Steifheit unserer bedächtigen Perioden; er fordert Freiheit und Leben, Phantasie und Gluth der Leidenschaft und verlangt selbst für die Poesie den Schwung des poetischen Ausdrucks. Daher vertheidigt er den Gebrauch der Idiotismen und der gemeinen Volkssprache, kurz jedes Wagniß bis zur Regellosigkeit, wenn es der Sprache Feuer und Kraft zu geben vermag. In diesem fessellosen, hin- und herspringenden Stil, der durch den darin waltenden Drang seines erregten Geistes eine lebendige Anziehungskraft erhält, sind alle Schriften der Jugendperiode Herder's geschrieben. Sie ergriffen die Jugend und fanden ihren Nachklang in der Sprache der Kraftgenies der nächstfolgenden Literaturepoche.

Die zweite Sammlung stellt die orientalische und griechische Poesie in Parallele mit der Neuzeit, weist die Zusammenstellung von Homer und Klopstock zurück und beschäftigt sich mit dem Unterschied, der zwischen Theokrit und Geßner, Anakreon und Gleim, Sappho und der Karschin bestehe; in diesen lächerlichen Parallelen gefiel sich das damalige Zeitalter. Die dritte Sammlung bespricht den Einfluß der lateinischen

Poesie und die Anwendung der antiken Mythologie; besonders war von nachhaltigem Einfluß auf die Richtung des Zeitgeschmacks, daß er mit energischer Beredsamkeit die griechische Literatur gegen die römische hervorhob und auch hier dem Homer, seinem Liebling, die höchste Stelle vindicirte. Die Fortsetzung der Fragmente, welche sich noch über Aesthetik, Geschichte und Philosophie verbreiten sollten, unterblieb.

Herder's Erstlingsschrift machte allgemeines Aufsehen, so daß er nicht lange durch die Anonymität geschützt bleiben konnte. Er hatte sich damit das Bürgerrecht in dem literarischen Staate erworben; schon den Ungenannten suchten die Zuschriften der namhaftesten Vertreter der Kritik auf. Nicolai warb um seine Mitarbeit an der allgemeinen deutschen Bibliothek, für welche Herder mehrere Recensionen schrieb. Auch Klotz drängte sich an ihn, ward aber bald der Gegenstand seiner unerbittlichen Kritik. Die kritischen Wälder (1769) knüpften an Lessing's antiquarische Briefe in derselben Weise an, wie die Fragmente an die Literaturbriefe. Am liebsten hören wir ihn auch hier, wenn er sich mit seinem reinen Sinne für Naturpoesie gegen den Pedantismus der modernen Kritik wendet und seinen Homer in Schutz nimmt; weniger ist er auf dem rechten Platz, wenn er die Fragen des Laokoon aufnimmt und gegen Lessing polemisirt. Daß dies der Hochachtung gegen seinen großen Vorgänger keinen Eintrag thun solle, sprach er ausdrücklich in einer achtungsvollen Zuschrift gegen diesen aus. „Jedes Wort," heißt es darin, „sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte, allein jedes Wort werde auch um so schärfer geprüft, was ein Lessing sagt, denn wie viel hat der nicht Nachsager!"

Klotz behandelte er um nichts schonender als Lessing. „Seit Gottsched," äußert er in dem angezogenen Briefe, „weiß ich keinen Schriftsteller, der sich mit der innern Seichtigkeit

dieses Mannes so heraufgeschrien hätte. Ich schäme mich vor dem Urtheil der Nachwelt über ein Zeitalter, das solch einen Mann vergöttert.“ Herder mißbilligte später den bittern Ton seiner Kritik, die ihm damals die leidenschaftlichsten Ausfälle der Klotzianer zuzog, und beabsichtigte eine Umarbeitung der kritischen Wälder, die unterblieben ist; das vierte damals noch nicht gedruckte „Wäldchen“ behandelt Riedel's Theorie der schönen Künste. In dieselbe Zeit (1768) fällt die Denkschrift auf Thomas Abbt, der 1766 in Bückeburg gestorben war: „über Thomas Abbt's Schriften, der Torso von einem Denkmale an seinem Grabe errichtet.“ Die Denkschriften auf Baumgarten und Christian von Wolff sind Fragment geblieben, wie so vieles Andere von seinen zahlreichen rigaischen Entwürfen.

Im Hinblick auf die Früchte, die in Riga reiften, auf die stets rege geistige Spannkraft und rasch fortschreitende Geistesentwickelung hat Herder die dort verlebten Jahre seine goldene Zeit genannt. Wenn er jedoch in Augenblicken des Unmuths daran dachte, was er in andern Verhältnissen hätte werden können, was er bei anderer Einrichtung seiner Studien und freierer Muße zu erreichen und zu leisten vermocht hätte, konnte er auch wiederum klagen, einige Jahre von seinem Leben verloren zu haben. So spielte stets seine reizbare Laune mit Wunsch und Besitz; selbst die Gunst des Glücks ließ ihm nur die Klage über ein verfehltes Leben. In dem Maße, als er Riga's überdrüssig ward, war in ihm der Plan, eine Reise ins Ausland zu unternehmen, zu entschiedenem Entschlusse gereift. Seine unzufriedene Stimmung malt der Eingang seines Reisejournals elegisch aus: „Ich gefiel mir nicht, als Gesellschafter weder in dem Kreise, da ich war, noch in der Ausschließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer; die Sphäre war mir zu enge, zu fremde,

zu unpassend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich als Auctor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande eben so nachtheilig als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider." Schöner bezeichnet er den Ruf seines Genius, der sich aus den Fesseln, die sein ideales Streben einengten, zu befreien suchte, in einem späteren Briefe an seine Braut: „Geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten! der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich, weiß Gott! zu welchen Ab- und Aussichten bestimmten — ging ich demohngeachtet vom Gipfel dieses Beifalls und aus den Armen einer unglücklichen Freundin, taub zu allen Vorschlägen einer kurzsichtigen Gutherzigkeit, unter Thränen und Aufwallungen Aller, die mich kannten, ging ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt! Und noch hat's mich keinen Augenblick gereuet." Es erhellt hieraus, daß man ihn, wenn er gleich über die Feindseligkeit der Rigaer Geistlichkeit bitter klagt, doch sehr ungern ziehen sah. Nur nach wiederholten Versuchen, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen, ward ihm unterm 9/20. Mai seine Entlassung in den ehrenvollsten Ausdrücken bewilligt. Am 17/28. Mai hielt er in der Gertrudenkirche seine Abschiedspredigt, in welcher er mit dem hohen Ernste eines gewissenhaften Pflegers der edelsten Keime der Menschheit die Grundsätze darlegte, nach denen er sein Amt geführt hatte. Er trug sich noch mit der Hoffnung, daß es nicht ein Abschied für immer sei; mit neuen Schätzen heimkehrend, wollte er der Gründer eines großartigen Er-

ziehungsinstituts, einer lievländischen Nationalschule werden; pädagogische Entwürfe beschäftigten sein Nachdenken während der Seereise. Doch er sah die Stadt, wo er so viel Liebe zurückließ, nicht wieder. Hartknoch und seine Frau nebst mehreren andern Freunden begleiteten ihn auf einem Boot nach der Rhede hinaus bis an Bord des Schiffs, das ihn in Begleitung seines Freundes Gustav Berens über die Ostsee trug. Die Ode „Als ich von Lievland zu Schiffe ging" widmet wehmüthige und dankbare Segensworte der geliebten Stadt, „deren Mutterschoß den Fremdling sanfter empfing, als sein verjochtes Vaterland."

Nie hatte sich Herder gesunder gefühlt, als während dieser Seereise, die sich über mehrere Wochen ausdehnte. Er war meist auf dem Verdeck in freier Luft und blieb von der Seekrankheit verschont. Der Anblick des Meeres und des Himmels mit dem Farbenschimmer der auf- und untergehenden Sonne oder dem in den Wellen sich spiegelnden Mondlicht und dem Gefunkel der Gestirne wirkte so mächtig auf sein dem Erhabenen zugewendetes, phantasievolles Gemüth, daß er in späteren Jahren hinsichtlich der Größe der Eindrücke nur den Aufenthalt in Italien mit jener Meerfahrt verglich. Doch seine ins Weite greifende Seele ließ sich niemals am Genusse des Augenblicks genügen; über sie breitete sich nicht eine sanfte, beruhigte Stimmung, sondern in ihr wogten die Pläne des Lebens stürmisch auf und nieder. Wissenschaftliche Probleme und Entwürfe der Zukunft tauchen in massenhaftem Gedränge empor, und in begeisterten Träumen der jugendlichen Hoffnung trat auch das Unerreichbare nahe. Sein „Reisejournal" ist ein merkwürdiges Document von der gewaltigen Gährung, die damals in seinem Geiste vorging. Der Anblick der fremden Küsten führt ihn durch die Räume der Geschichte, die Züge der Meeresbewohner erinnern ihn an die Wanderungen der Völker; sich selbst stellt er in weitaus-

sehende neue Wirkungskreise, bald als Lehrer der Jugend, der die herkömmliche Organisation der höheren Lehranstalten, deren pedantischer Formalismus ihm klar geworden ist, von Grund aus umgestaltet, bald als Prediger der Tugend und Humanität, der die kalte Welt mit neuem Leben erfüllt, oder als Volksschriftsteller, der Licht und Wärme in allen Schichten des Volkes verbreitet. Menschen und Sitten kennen zu lernen, zu seinem künftigen Wirken sich vorzubereiten — das erscheint ihm als der Zweck seiner Reise.

Wieder versenkt er sich dann in das geheimnißvolle Dunkel der Urzeit und der Sagenwelt. Ossian's Gesänge hatten ihn noch nie so geisterhaft umklungen, als jetzt, da er sie auf offenem Meere las, auf eben den Fluthen, welche ehemals die Schiffe der Wikinge durchkreuzten, in der Nähe der Küsten, da die Heldenthaten geschahen, welche Barden und Skalden besangen. Noch war es sein Plan, sobald seine Wißbegier in Frankreich befriedigt sei, auch England zu sehen und dann Schottland, die Heimat seiner geliebten Bardengesänge, aufzusuchen. „Da will ich" — so schildert er seine Aussicht — „die Gesänge eines lebenden Volks lebendig hören, sie in all der Wirkung sehen, die sie machen, die Oerter sehen, die allenthalben in den Gedichten leben, die Reste dieser alten Welt in ihren Sitten studiren, eine Zeitlang ein alter Caledonier werden — und dann nach England zurück, um die Monumente ihrer Literatur und ihre zusammengeschleppten Kunstwerke und das Detail ihres Charakters mehr zu kennen."

Vor Kopenhagen ankerte er am 17. Juni; die Zeit schien zu kurz zu sein, um ans Land zu gehen. Nachher bedauerte er die Gelegenheit nicht benutzt zu haben, um Gerstenberg, den Verfasser des Ugolino und der Schleswigschen Literaturbriefe, Cramer und vor Allen seinen verehrten Klopstock persönlich kennen zu lernen. „Klopstock, wie sehr dacht' ich ihn

zu nützen" — heißt es im Reisejournal — „um seinen Geist und sein Temperament kennen zu lernen! um mich mit ihm über sein Bild des Messias und seiner Zeit und seiner Religion überhaupt zu besprechen! um einen Funken von seinem Feuer zu bekommen! um seinen Messias noch einmal und von Angesicht zu Angesicht zu lesen! ihn lesen, ihn declamiren zu hören! und also auch nur von seinen Sylbenmaßen rechten Begriff zu erhalten!" Die Reise ging ununterbrochen durch Nordsee und Canal ihrem Ziele entgegen. Am 15. Juli ging er in der Mündung der Loire in Paimboeuf vor Anker und fuhr sogleich nach Nantes.

Anstatt ungesäumt nach Paris zu reisen, wie Hartknoch erwartet hatte, verweilte er mehrere Monate in der freundlichen Handelsstadt, in der ihm die Lebensweise und der Umgang sehr zusagten, theils um nicht gleich aus der wohlthuenden Ruhe in das Gewühl der großen Hauptstadt geworfen zu werden, theils um sich mit Sprache und Literatur der Franzosen vorher näher bekannt zu machen. Ein angenehmer Umgang, der sich in Folge des literarischen Rufs, der ihm bis nach Frankreich voranging, rasch vergrößerte, ließ ihn schnell zu hinlänglicher Gewandtheit in der französischen Conversation gelangen. Das Studium der französischen Literatur machte er sich jetzt vorzugsweise zur Aufgabe; er suchte sich als Aesthetiker und Literarhistoriker ihres Geistes zu bemächtigen. „Von Voltaire bis zu Freron" — schreibt er an Hartknoch — „und von Fontenelle zu Montesquieu und von d'Alembert bis zu Rousseau, unter Encyklopädisten und Journalisten, ... unter Theaterstücken und Kunstwerken und politischen Schriften und alles was Geist der Zeit ist, habe ich mich herumgeworfen und umhergewälzt." In der großen Encyklopädie las er Einleitung und Artikel über „Lieblingsmaterien und Lieblingsautoren" durch, „um das jetzige Frankreich von mehr als

außen zu kennen." Ein großer Abschnitt seines Reisejournals ist mit Urtheilen über die französische Literatur angefüllt. Für die morgenländische Archäologie wurde Manches gesammelt: eine Ode „als der Verfasser an einer Archäologie des Morgenlandes arbeitete" drückt das erhabene Gefühl aus, mit dem er in der Betrachtung der fernen Urzeit weilte. Daneben beschäftigte ihn die Ueberarbeitung des vierten Theiles seiner kritischen Wälder, dessen wir oben gedacht haben. Plötzlich ergreifen ihn die großen Aussichten für die Cultur des Ostens, welche der russisch-türkische Krieg eröffnete; er entwirft den Plan zu einem politischen Werke, das sich mit dem russischen Staat beschäftigen soll, und giebt Hartknoch den Auftrag, ihm die Hauptwerke über russische Geschichte und Geographie von Riga aus nach Amsterdam zu senden; in Holland und England will er dies Werk ausführen. Näher lag eine andere Aufgabe. „Ich denke," schreibt er im October an Hartknoch, „folgendes Jahr über die Preisfrage der berlinischen Academie zu wetteifern: Comment est-il à expliquer que des hommes abandonnés à leurs facultés se forment une langue? eine vortreffliche, große und wahrhaftig philosophische Frage die recht für mich gegeben zu sein scheint." — Am 4. November verließ er Nantes, wo er „Stunden gehabt hatte wie in der Morgenröthe seiner Jugend," und langte am 8. zu Paris an.

Paris war ihm, wie sich erwarten läßt, ein Feld für neue reiche Ausbeute. „Meine Zeit in Paris" — so berichtet er einige Wochen später an Hartknoch — „habe ich in Bekanntschaften mit Gelehrten (von denen er unter andern Diderot, d'Alembert, Thomas, d'Arnauld, Duclos, Barthelemy nennt), in Besuch der Bibliotheken, Malerei-Gallerieen, Antiquitäten- und Kupferstichsammlungen, Schauspiele und Gebäude, die des Anschauens werth sind, und dann in Studiren und Ver-

dauen getheilet. Alles was Gout und Pracht ist in Künsten und Anstalten, ist in Paris im Mittelpunct; so wie aber der Geschmack nur der leichteste Begriff der Schönheit und Pracht nichts als ein Schein und oft eine Ersetzung des Mangels derselben ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen, und ich bin seiner auch herzlich müde. Indessen wollte ich um vieles nicht, es nicht gesehen zu haben und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über seine Sprache, Geschichte, Geschmack, Sitten, Künste, Wissenschaften in Zustand und Ursprung derselben gesammelt habe. Ich habe gesucht, Bücher und Menschen, Declamation und Schauspiel, Tänze und Malereien, Musik und Publicum zu studiren. Die Samenkörner sind aber verscharret bis auf einen Frühling der Zukunft.“ Im Garten zu Versailles faßte er die erste Idee zu seiner Plastik; einige Grundlinien wurden sogleich gezogen und kurze Skizzen in den Abhandlungen „von der Bildhauerkunst fürs Gefühl“ und „über die schöne Kunst des Gefühles“ entworfen. Dem Theater der Franzosen konnte sein durch Shakspeare und die Griechen gebildeter Sinn keinen Geschmack abgewinnen. An Gustav Berens, der nach Bordeaux gereist war, schrieb er, daß ihm Paris nicht gefalle.

Nach einigen Wochen seines Aufenthalts in Paris erhielt Herder einen Antrag, der auf die erwünschteste Weise mit seinem Reiseplane zusammenzutreffen schien. Der Fürstbischof von Lübeck beabsichtigte seinen sechzehnjährigen einzigen Sohn, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, mit seinem Hofmeister, einem Herrn von Cappelmann, drei Jahre auf Reisen zu schicken und ließ Herdern durch den Kopenhagener Pastor Resewitz den Antrag machen, denselben als Informator und Reiseprediger zu begleiten. Außer einem Gehalte wurden ihm freie Station und später die Beförderung zu einer Predigerstelle oder einer Professur in Kiel versprochen.

So ungern Herder auf seine Freiheit und seine liefländischen Pläne verzichtete, so vermochte er doch dem lockenden Antrag, der ihm eine mehrjährige kostenfreie Reise (bisher hatte Hartknoch größtentheils die Reisekosten bestritten) und eine Aussicht auf ein seinen Wünschen entsprechendes Amt bot, nicht von der Hand zu weisen, zumal da man sich in Riga nicht beeilte, ihm ein sicheres Aequivalent anzubieten. Ihm wurde seiner Forderung gemäß ein Gehalt von 400 Thalern zugesichert, das er auch nach beendigter Reise bis zu anderweitiger Versorgung beziehen sollte. Hundert Thaler erhielt er sogleich zur Bestreitung der Kosten der Reise nach Holstein.

Gegen Ende des Jahres reiste Herder von Paris ab und nahm seinen Weg über Brüssel und Antwerpen, wo ihm die Meisterwerke niederländischer Kunst großen Genuß gewährten. Nach Amsterdam wählte er die Reise zur See. Ein heftiger Sturm warf in der Nähe von Scheveningen das Schiff auf eine Sandbank; nur mit Mühe wurden er und seine Gefährten an die Küste gebracht, von wo aus sie gleich nach ihrer Rettung das Schiff versinken sahen. Am 20. Januar 1770 war er im Haag. In Amsterdam und Leyden lernte er mehrere berühmte Gelehrte kennen, unter diesen den Philologen Ruhnken und den Orientalisten Schultens. Im Februar reiste er durch Friesland nach Hamburg und genoß sowohl jetzt wie bei seiner demnächstigen Rückkehr unvergeßlich schöne Stunden im Verkehr mit Lessing, Bode, Reimarus und Claudius, mit welchem er ein inniges, durch einen Briefwechsel unterhaltenes Freundschaftsbündniß schloß. In Kiel traf er mit dem Prinzen und seinem Hofmeister zusammen und machte die Bekanntschaft des Astronomen Grafen Hahn, dem er später als ein Zeichen dankbaren Andenkens die Ode „Orion" widmete.

Am Hofe zu Eutin fand Herder bei der fürstlichen Fa-

milie eine sehr wohlwollende Aufnahme. Der Prinz, der bisher in einer etwas pedantischen Weise unterrichtet worden war, schloß sich seinem neuen Lehrer mit Liebe und Vertrauen an. Der Hang desselben zu Grübeleien und träumerischem Hinbrüten, der später mehr und mehr zur Geistesschwäche ward, erforderte eine consequente psychologische Behandlung. Herder sah, daß die Leitung des Hofmeisters in dieser Hinsicht viele Mißgriffe beging und verhehlte sich die Schwierigkeit nicht, in seiner Stellung neben dem Hofmeister mit Erfolg zu wirken, so daß er im Voraus froh war, sich für eine etwaige baldige Lösung des Verhältnisses die vollste Freiheit vorbehalten zu haben. Er predigte mehrmals in der Schloßkirche, nicht ohne auch hier bei der Geistlichkeit wegen seiner Rechtgläubigkeit Bedenken zu erregen, die indeß dem Beifalle der Zuhörer keinen Eintrag thun konnten. Am 15. Juli hielt er die Abschiedspredigt und schied von Eutin mit dankbarer Rückerinnerung an seine freundlichen waldumgebenen Seen und die zahlreichen Beweise der Liebe, welche er während seines kurzen Aufenthalts genossen hatte.

Die Richtung der Reise ging über Hannover, Cassel, Darmstadt nach Straßburg, wo die Reisenden den Winter zu verweilen gedachten. Am Hofe zu Darmstadt verweilten sie zwei Wochen, da des Prinzen Mutter eine hessische Prinzessin war. Herder machte die Bekanntschaft Merck's und durch diesen des Geheimraths Hesse und verkehrte am meisten in dem Kreise dieser Familien. Hier sah er die zum erstenmal, welche bestimmt war, die treue Gefährtin seines Lebens zu werden.

Marie Caroline Flachsland war die Tochter eines Beamten zu Reichenweyer im Elsaß. Als fünfjähriges Kind verlor sie ihren Vater, der in der Blüthe der Jahre seiner Familie entrissen wurde. Die Mutter hatte acht Kinder aufzu-

erziehen; doch Muth und Gottvertrauen halfen durch Armuth und Sorge hindurch. Da eine ältere Schwester sich mit dem Geheimrath Hesse in Darmstadt verheirathete, so nahm dieser Caroline und einen ihrer Brüder in sein Haus. Sie hatte gemäß den beschränkten Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen war, keine vielseitige geistige Ausbildung erhalten können; allein sie besaß einen lebhaften Geist, ein für alles Schöne empfängliches, liebefähiges Gemüth. Sie empfand mit idealem Sinne den Gehalt deutscher Dichtung; an Klopstock hatte sich ihre junge Seele für erhabene Empfindung und poetische Begeisterung gebildet. Herder war in dem Freundeskreise, in welchem auch sie zugegen zu sein pflegte, offen mittheilend und sprach sich begeistert über die Dichter aus, die seine Lieblinge waren. Er hatte das damals 21jährige stille, bescheidene Mädchen, das seine innere lebhafte Bewegung vor dem hochbegabten Manne nicht zu äußern wagte, anfangs wenig beachtet; aber mehr und mehr trat ihr herrliches Gemüth hervor; bei Klopstock und Kleist hatten sich ihre Herzen zuerst gefunden. „Am 19. August" — so erzählt Caroline in den „Erinnerungen —" predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! zu diesem großen einzigen, nie empfundenen Eindrucke habe ich keine Worte — ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir. Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank .... von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins!" Von diesem Tage an sahen sie sich täglich. Am 25. August, seinem Geburtstage, richtete Herder an sie seinen ersten Brief, nicht sowohl den Erguß leidenschaftlicher Hingebung, als das Geständniß warmer Verehrung, die für den Augenblick nichts begehrte, als die Sympathie idealer Freundschaft und Seelenverwandtschaft und das Band der Zukunft nur mit leiser Andeutung berührte. Der

Schluß des Briefes möge hier eine Stelle finden, weil der Ausdruck seiner Liebe hier wie in dem ganzen Briefe überhaupt schon die Farbe angenommen hat, welche den langen Briefwechsel hindurch den Grundton in dem Gemälde seiner Empfindungen bildet. „Glauben Sie es mir, daß mein Herz sich nicht besser ergießen kann, als wenn ich mir zwischen uns die Scenen einer ewigen Freundschaft und Zärtlichkeit gedenke: Gott! und wie oft gedenke ich die! Ihr Bild steht mir da Tag und Nacht vor Augen; ich sehe Sie in allen Aeußerungen Ihrer schönen Seele und in allen Situationen, wo Sie mein Herz gerührt. Dies Bild, dieser geliebte Schatten wird mich auch in meiner Entfernung nicht verlassen, wenn nur der meinige ebenso um Sie schwebte. Sie werden mir wenigstens Freundschaftsbriefe und Erkundigungen nach Ihnen erlauben: und, o gebe der Himmel und die gütige Vorsehung, daß die Wünsche, die es mir nicht erlaubt ist hier zu sagen, und die Pläne, über die sich wenigstens meine Einbildungskraft freut, von der Zukunft und dem Schicksal befördert werden! Wenigstens, mein süßes, unschuldiges Kind, hat unser Umgang und Freundschaft sich keinen Vorwurf zu machen und soll ihn nie zu machen haben. Wir wollen, so lange wir zusammen sind, uns zur Unschuld und Empfindsamkeit und Tugend ermuntern; und das soll uns auch in der Entfernung unser Andenken sein. Wir wollen die Natur und die Güte des Herzens gemeinschaftlich lieben lernen, und immer unser Herz verschönern, als wenn wir zusammen läsen und sprächen und Gutes thäten. Wir wollen nicht an unsern Abschied gedenken: sein Sie wieder die erste, muntere, heitere, unschuldig freudige F. Der Himmel hat uns so sonderbar zusammengeführt, und in dessen Hand ist ja auch das Schicksal der Zukunft. Auch wenn wir uns in der Welt nie wiedersähen, so können wir uns noch unsers Umgangs freuen, und ich danke

Gott jetzt mit Thränen, daß er mir eine so schöne Seele, wie die Ihrige, gezeigt hat. Leben Sie wohl! ich bin Ihr ewiger Herder."

Sie erwiderte die Liebesversicherungen des verehrten Mannes mit der vollen Hingebung eines warmen Mädchenherzens, das sich über alles Ahnen und Hoffen beglückt fühlt. „Nein! ich will nicht länger" — so beginnt ihr am 26. Aug. Nachts 11 Uhr geschriebener Brief — „mein Herz dem redlichsten besten Freunde verhehlen; eben so stark und, wenn es möglich ist, noch stärker liebe ich Sie, wie Sie mich lieben. Wie freue ich mich, daß Sie mein ehrliches gutes Herz kennen, o wie ganz in einer Minute haben sich unsre Seelen gekannt; was ich an dem glücklichen Sonntag empfunden und von Tage zu Tage mehr empfunden, kann ich nicht sagen, es ist mir Alles neu: dies, dies ist allein die wahre himmlische Freundschaft!"

Während der wenigen Tage, die Herder noch in Darmstadt verweilte, konnten sie, da sie immer von Zeugen umgeben waren, sich nicht mit liebendem Worte nähern. Nur kurz vor dem Scheiden am Morgen des 27. Augusts, trafen sie noch ein Viertelstündchen in Merck's Hause zusammen und überließen sich der Wonne des Geständnisses ihrer Seelenbewegung; er zog sie in seine Arme und auf seinen Schoß. Küsse und Liebestammeln und durch Thränen lächelnde Blicke versicherten den im Glücke der Hingebung jauchzenden Seelen, daß sie sich auf ewig angehörten. Das Entzücken dieser Augenblicke klang lebendig in ihren Herzen nach. „Sie sind noch", schreibt Herder von Straßburg aus, „wie bei meinem Abschiede, oft auf meinem Schoß, in meinen Umarmungen, an meinem Herzen; ich sehe noch oft Ihr weggewandtes himmlisches Gesicht, voll der schönsten Thränen, wie es sich alsdann mit der ganzen Wonne der Wehmuth auf einmal heiter zu mir wandte und mich, wie ein Engel Gottes, anlächelte." Ihr

Briefwechsel ward durch Merck besorgt, da den Verwandten ihr Liebesverhältniß noch verheimlicht blieb.

Gerade um diese Zeit war in Herder's äußern Lebensverhältnissen eine Wendung eingetreten, die ihn der Erfüllung seiner Wünsche ganz nahe zu bringen schien. Durch seine Lobschrift auf Thomas Abbt hatte er die Aufmerksamkeit des Grafen Wilhelm von Bückeburg auf sich gezogen. Ein Verehrer der schönen Literatur, die ihm in seinem einsamen Bückeburg ein Ersatz für sein bisheriges bewegtes Leben sein mußte, hoffte er den frühgeschiedenen geistvollen Freund in Herder wiederzufinden und ließ schon kurz vor dessen Abreise von Eutin ihm die Stelle eines Oberhofpredigers und Consistorialraths antragen. Herder wagte nicht sich zu entscheiden und trat die Reise mit dem Prinzen an. In Darmstadt erhielt er am Tage vor seinem Geburtsfeste den zweiten dringendern Antrag und nahm ihn vorläufig an, indem er sich die Bestimmung des Antritts seines Amts noch vorbehielt. Alles vereinigte sich daher in diesen Tagen, um Herder zu einem entschlossenen Schritte zu treiben, das Verhältniß zum Prinzen zu lösen — daß dies doch bald geschehen müsse, war ihm schon in Darmstadt klar —, in einen Wirkungskreis zu treten, wie er wohl selten einem so jungen Theologen angeboten ward, und sich an der Seite der Geliebten das schönste häusliche Glück zu schaffen. Allein in Herder's Charakter lag eine seltsame Unentschlossenheit, wo es galt, in wichtigen Momenten des Lebens selbstbestimmend in den Gang seines Schicksals einzugreifen. Es war ihm stets, als müsse er erst die weitere Entwickelung der Umstände abwarten und auf einen entscheidenden Wink des Genius warten; der Glaube an ein Sokratisches Dämonion gehörte zu seiner Ansicht vom Lebensschicksal. Er reist mit dem Prinzen, obwohl mit Widerwillen, schiebt den Antritt seines neuen Amtes in unbestimmte Ferne

hinaus, gleichsam als bange ihm davor, und bereitet seiner Geliebten einen langen Brautstand, während er doch wußte, daß für sie der Aufenthalt in dem Hause des Schwagers eine Zeit des Duldens war und sie um so schmerzlicher die Verbindung mit ihm herbeisehnen mußte. Ja, aus einer wunderbaren Scheu vor dem Zwang der Gefühle sträubte er sich fortwährend, sie als seine Verlobte anzureden, seiner Liebe die Weihe zu geben durch das Gefühl der Vereinigung fürs Leben, welches sich durch das stets wiederkehrende unbestimmte Hinweisen auf ideale Gemeinschaft der Seelen, gegenseitige Veredelung und höhere Fügung des Schicksals nicht ersetzen ließ. Der Liebende scheint kalt, der es absichtlich vermeidet, die Zukunft seiner Liebe zu berühren, und Herder fürchtet schon sie „zu entehren, wenn er der Geliebten die geringsten weiblichen Absichten zutraute."

In Karlsruhe ward Herder am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich, des Verehrers deutscher Poesie, mit vieler Auszeichnung aufgenommen. „Da er der erste Fürst ist", schreibt er, „den ich ganz ohne Fürstenmiene kenne, so fallen unsere langen Gespräche meistens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menschlichen Geschlechts gehören, und über die ich mich so frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürsten spräche."

Bald nach seiner Ankunft in Straßburg ward es Herder vollends klar, daß die Nothwendigkeit da sei, das Verhältniß zum Prinzen, das ihm durch das schroffe Benehmen und die engherzige Pädagogik des Hofmeisters unerträglich gemacht wurde, aufzugeben. Am 20. September kündigte er seinen Entschluß dem Prinzen an, der sich unter Thränen von seinem Lehrer und Seelsorger, zu dem er ein herzliches Vertrauen gefaßt hatte, trennte. Auf sein schriftliches Gesuch erhielt er von dem Eutiner Hofe seine Entlassung, „vom

Fürsten mit vieler Hochachtung und Höflichkeit, von der Herzogin mit Empfindlichkeit und von beiden mit Befremdung." Inzwischen war von Bückeburg aus die förmliche Vocation, worin alle seine Wünsche berücksichtigt worden waren, an ihn ausgefertigt und die Reisekosten bewilligt; er wurde mit Sehnsucht erwartet. Gleichwohl macht er noch keine Anstalten zur Rückkehr, sondern erbittet sich noch eine weitere Frist. Caroline, leichtaufwallenden Gemüths — eine Elektranatur, wie Goethe sie treffend bezeichnet — glaubte in seinem Benehmen, in seinen unter Verstimmung und mancherlei Verdrießlichkeiten geschriebenen Briefen, besonders in den gar bedächtig schwankenden Aeußerungen über die Ungewißheit der Zukunft eine Kälte wahrzunehmen, die auf die Absicht eines Bruches hindeute; sie zweifelte an der Redlichkeit und Beständigkeit seines Charakters und wollte durch einen raschen Entschluß sich Luft machen. Sie gestand ihm, sie sehe sich getäuscht und fühle die Unmöglichkeit eines Wiedersehens und einer Fortsetzung ihres Briefwechsels. Herder's Erwiderungen sind Zeugnisse der tiefsten Seelenerschütterung, voll von reuigen Geständnissen und Selbstanklagen. Die Wärme der Liebe kehrte zurück, aber es blieb ein Stachel des Argwohns, der nicht ohne Herder's Schuld noch mehrmals die beiden edlen Herzen, die nicht von einander lassen konnten und sich doch gegenseitig durch stets erneute Empfindlichkeiten quälten, schmerzlich verwundete. Wenn Herder gleich nach der Wiedervereinigung ihrer Herzen, in dem Augenblicke, wo er die Entlassung vom Eutiner Hofe in der Hand hat, der Geliebten gesteht, nicht zu wissen, ob er jetzt den Weg nach der Schweiz und Italien einschlage, oder sich in Straßburg sein krankes Auge operiren lasse, oder an seinen neuen Bestimmungsort eile und in letzterem Falle lieber Darmstadt nicht berühre, um nicht wieder in den Kreis des dortigen Hofes

hineingezogen zu werden, so war doch mit solch einer Bedächtigkeit einem sehnsuchtsvollen Mädchenherzen allzuviel zugemuthet.

Herder litt fortwährend an einer Augenentzündung, welche von mangelhafter Absonderung der Thränenfeuchtigkeit herrührte. Er entschloß sich durch den als Augenarzt berühmten Lobstein in Straßburg die Operation vornehmen zu lassen, die man als eine Sache von wenig Wochen darstellte. Diese bestand darin, daß der Boden des verschlossenen Thränensäckchens aufgeschnitten und der benachbarte Nasenknochen, dem die naturgemäße Oeffnung fehlte, durchbohrt ward. Herder bestand die schmerzhafte Operation mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Da sie das erste Mal nicht gelungen war, indem das Instrument beim Durchbohren des Knochens brach, so ward sie noch zweimal, zuletzt im Februar des folgenden Jahres unter Assistenz eines ausgezeichneten Chirurgen, Busch, wiederholt, doch auch diese Male ohne Erfolg. Die künstliche Thränenrinne wollte sich nicht bilden, und man sah sich genöthigt, um das Uebel nicht ärger zu machen, die Wunde sich schließen zu lassen. In den Briefen an Merck und an Caroline giebt uns Herder ausführliche Operations- und Leidensberichte. Den ganzen Winter wurde er dadurch in Straßburg aufgehalten und mußte beständig das Zimmer hüten. Der lange Aufenthalt ward ihm um so unangenehmer, als er die bedeutenden Kosten desselben ganz aus eigenen Mitteln bestreiten mußte. Er half sich durch Anleihen und Vorschüsse aus Bückeburg, wodurch er sich aufs neue in Schulden hineingezogen sah, bevor er den Verbindlichkeiten, die er gegen Hartknoch hatte, zu genügen vermochte.

So schmerzlich und verdrießlich für Herder, so günstig war diese Verzögerung für den damals in Straßburg studirenden Goethe, der, angezogen von dem Namen des

berühmten Mannes, gleich nach dessen Ankunft seine Nähe und sein belehrendes Gespräch gesucht hatte. Eine Freundschaft schloß sich, die nach wenig Jahren auch für Herder's Leben entscheidend werden sollte. So geheimnißvoll wirkt und schlingt das Schicksal seine Fäden. Während der Augenkrankheit war Goethe fast täglich Morgens und Abends um „den lieben Mann" und hing begierig an seinen Lippen, auch wenn sie manches harte Worte gegen seine bisherigen Liebhabereien sprachen. Herder schloß ihm das Reich der Poesie in einem höheren Sinne auf, als er es bisher kannte, und wies ihm seinen Standpunct im Gebiete der deutschen Literatur recht eigentlich erst an. Der lernbegierige Jüngling ertrug mit Geduld die hofmeisterliche Bitterkeit, mit der Herder auch die Geliebtesten nicht verschonte, aber er empfing dafür die geistige Weihe für den umfassenden Ideenkreis, in welchem Herder lebte. Dieser theilte ihm die in der Handschrift zum größten Theil während der Leidenszeit ausgearbeitete Preisschrift über den Ursprung der Sprachen mit — sie ward im Februar 1771 nach Berlin gesandt und erhielt den von der Akademie ausgesetzten Preis —; er führte ihn zu Ossian und den Volksliedern, erschloß ihm von diesem Standpuncte aus das volle Verständniß Shakspeare's, mit dem er sich in der Straßburger Zeit angelegentlich beschäftigte, besprach mit ihm die Anfänge menschlicher Cultur und Poesie, kurz wies schon auf alle jene großen Ideen hin, welche in seinen nächstfolgenden Werken über Philosophie der Geschichte der Menschheit und morgenländische Poesie zur Darstellung gelangten. Eben so lebhaft ward Jung (Stilling) von Herder's Persönlichkeit angezogen; er bekennt von Herder einen Stoß zu einer ewigen Bewegung erhalten zu haben.

Im April 1771 konnte sich Herder endlich von dem „verfluchten" Straßburg losmachen; er meinte, nur noch „die

Trümmer von sich" retten zu können, doch nicht ohne die Hoffnung mitzunehmen, daß mit dem Frühling auch seine Jugend wiederkommen werde. Kaum jedoch konnte er von dem bevorstehenden Besuche in Darmstadt jene sonnenhellen Lenzestage der Liebe erwarten, mit deren beseligendem Nachgefühl er es verlassen hatte. In der Zeit des Mißmuths waren seine Briefe an Caroline seltener und kälter geworden; sie verschonte ihn nicht mit Vorwürfen darüber, und sein letzter Brief „aus dem Wetterloch Straßburg" ist in der Absicht geschrieben, seine gekränkte Empfindung vom Herzen wegzureden — ein bedenklicher Vorklang für das Wiedersehen in Darmstadt, dem der schmerzliche Nachklang, welchen es in beider Herzen hinterließ, entsprach. Herder, obwohl seinem Wirkungskreise entgegeneilend, wollte noch immer nicht eine bestimmte Zusage geben; seine mündlichen Liebesversicherungen mochten sich schwerlich über solche Allgemeinheiten erheben, wie wir in seinen Briefen finden: „Lassen Sie den Schicksalsfaden leise laufen, wie er läuft, ohne ihn reißen und aufhalten zu wollen; so geht er desto sicherer seinen Gang und findet sich wieder in unsere Hand, vielleicht wenn wir's am wenigsten gedenken und hoffen." Die zudringliche Einmischung des charakterlosen, empfindsamen Leuchsenring, der in Carolinens Herzen sehr viel galt, machte das Uebel durch die Auslegung von Herder's Benehmen, in welchem man die rechte Liebeswärme vermißte, noch schlimmer. Stumm und verschlossen standen sich die gegenüber, welche sich fürs Leben angehören wollten. Seine letzte Bitte beim Scheiden, ruhig und heiter zu sein, vernahm sie mit weinenden geschwollenen Augen; es waren andere Thränen als beim ersten Scheiden, welche der Engel der Hoffnung hinweglächelte.

Und doch war Herder's Herz voll zärtlichster Verehrung für sie; in beredtester Fülle spricht diese aus den begeisterungs-

vollen Briefen, die er an sie von den Stationen seiner Reise richtete, und auch ihn empfangen die wärmsten Grüße des aufs neue in Liebesjubel aufjauchzenden Mädchenherzens beim Eintritte in sein einsames Bückeburg. Es war sein Vorsatz, die Geliebte nicht eher dort einzuführen, als bis sich seine Vermögensumstände gebessert, seine Verhältnisse sich geordnet haben würden. Dies Carolinen zu gestehen, hinderte ihn die Scheu vor der Berührung ihrer Liebe mit der gemeinen Wirklichkeit; daher konnte es, während der langen Verzögerung ihrer Vereinigung, nicht an neuen Irrungen und Mißverständnissen fehlen, die ein rechtzeitiges offenes Wort besser beseitigt hätte, als die oft wiederkehrende Versicherung, daß er ihrer Liebe würdiger zu werden suche. „Mein Gott, warum müssen sich zwei der besten Herzen so quälen!" — dieser wehmüthige Ausruf Carolinens bezeichnet das Gefühl, mit dem uns der jetzt veröffentlichte Briefwechsel des seltenen Paares erfüllt.

In Bückeburg sah man Herder's Ankunft mit großer Erwartung entgegen und keiner sehnlicher als der Graf, der seine Berufung so dringend betrieben hatte. Wilhelm von Schaumburg-Lippe gehört zu den merkwürdigsten Fürstencharakteren seines Jahrhunderts. Ein Enkel Georgs I. war er in seiner Jugend in England erzogen worden und hatte jene vielseitige wissenschaftliche Bildung erhalten, durch welche sich der hohe Adel Englands damals vor den deutschen Höfen auszeichnete. Als der jüngere Sohn des bückeburgischen Grafenhauses schien er anfangs nicht zur dereinstigen Regierung des deutschen Ländchens berufen zu sein; daher richtete sich sein Sinn auf die militärische Laufbahn, zu der ihn seine Kenntnisse und Anlagen in vorzüglichem Grade befähigten. In dem Alter von achtzehn Jahren ward ihm durch den Tod des älteren Bruders die Aussicht auf die Nachfolge in der

lippischen Grafschaft eröffnet; er ward vom Vater nach Hause gerufen, fast nur um Zeuge einer elenden Verschwendung und Maitressenregierung zu sein, bis er sechs Jahre später mit des Vaters Tode die Regierung antrat. Eingezwängt in kleinliche Zustände, für die sein Geist zu groß war, ließ er seinen Trieb Neues zu schaffen zum Schaden seines Landes frei walten, verwandelte es in einen kleinen Militärstaat, indem er den sechzehnten Theil der Bevölkerung zum Soldatendienst preßte, legte Stückgießereien an und baute im Steinhuder Meer die Festung Wilhelmstein mit einem Kostenaufwand, der zu den geringen Hülfsquellen des Ländchens in keinem Verhältnisse stand. Als ein kenntnißreicher Militär trat er im siebenjährigen Kriege hervor, und noch glänzender bewährte sich seine Feldherrntüchtigkeit im portugiesischen Kriege gegen Spanien.

Während seines Aufenthalts in Portugal war mit ihm eine heilsame Veränderung vorgegangen. Nach seiner Rückkehr in sein Land widmete er sich mit treuer Sorge seinen Regentenpflichten; der militärische Druck wurde gemildert; er war menschenfreundlicher geworden. Seine für das Bessere empfängliche Gemüthsart noch mehr zu wandeln, dazu diente seine Verbindung mit der sanften Gräfin Maria und der Umgang mit dem trefflichen Thomas Abbt, den er als Regierungsrath in seine Dienste nahm und als seinen vertrautesten Freund liebte und ehrte. Abbt widmete sich dem Grafen in der kurzen Zeit ihres vertrauten Verkehrs — denn Abbt starb schon im zweiten Jahre ihrer Bekanntschaft — mit aufopfernder Hingebung. Er lenkte, die Schwächen des eigensinnigen, an Widerspruch nicht gewöhnten Fürsten schonend, seine Ideen auf edle Zwecke, nährte seinen Hang zu philosophischem Nachdenken und flößte ihm Liebe zur deutschen Literatur ein, die er bis dahin völlig vernachlässigt hatte.

Diesen Mann, den der Graf auch nach dessen Tode als seinen treusten Freund ehrte, zu ersetzen, ward Herder berufen — eine schwere Aufgabe! Schon die erste Begegnung war kalt; jeder mochte in dem Andern mehr zu finden gehofft haben, als die persönliche Erscheinung bestätigte. Herder war von einem zu entschiedenen Selbstbewußtsein, auch seinerseits zu eigensinnig, um sich dem Grafen in der hofmännischen Weise, wie Abbt, zu widmen. Er verzichtete darauf, der Person des Grafen als geistvoller Gelehrter viel zu sein. In Bückeburg wollte er Prediger und Seelsorger seiner Gemeinde sein und vor Allem den Kreis seines Berufs mit seiner Thätigkeit ganz ausfüllen. Aber auch diesen hatte er erst zu schaffen, seine Gemeinde hatte er erst zu sammeln und zu sich heranzuziehen, da er als Fremder, der wenig Neigung zeigte Umgang zu suchen, nur langsam heimisch ward und die engeren Beziehungen zu Amtsbrüdern, deren Geistesbildung tief unter der seinigen stand, und zu Gemeindegliedern, denen sein Charakter und seine Rede noch lange unverstanden blieben, nur allmählich anknüpfen konnte. Herder, der in Folge seiner Reizbarkeit stets zwischen muthiger Entschlossenheit und melancholischer Verzagtheit schwankte, zog sich daher anfangs ganz auf sich zurück; sein Leben schien ihm keinen Zweck zu haben, er fühlte, daß er nicht sei, was er sein solle, er dünkte sich in einer Wüste, in der kaum das Echo seiner Stimme zu ihm dringe. Dennoch konnte er nicht umhin, sich mitten unter melancholischen Klagen zu gestehen, daß er von allen Seiten, auch vom Grafen, mit großer Achtung behandelt werde und seine gewissenhafte Wirksamkeit Anerkennung finde.

Weit freundlicher gestalteten sich seine Verhältnisse mit dem zweiten Jahre. Die Gräfin Maria knüpfte mit ihm jenes ideale geistige Band, das er noch über ihrem Grabe im Scheiden von Bückeburg mit gerührtem Herzen als einen Segen

des Himmels pries. Seit dem Anfange des Jahres 1772 führte sie mit ihm einen Briefwechsel, in welchem sie ihre religiösen Selbstbetrachtungen, die zartesten Angelegenheiten der Seele ihm als ihrem geistlichen Beistande vorlegte. Sie ward seine eifrigste Zuhörerin; im Hinblick auf sie waren die meisten seiner Predigten entworfen, deren Inhalt oft der Gegenstand ihrer brieflichen Unterhaltung ward. Auch sie war einsam. Verbunden mit einem Gemahl, der ihr zwar die reinste Hochachtung widmete, doch ohne für die zarteste Seite ihres Herzens ein Verständniß zu haben, in jenem Jahre überdies aufs tiefste erschüttert durch den Tod eines geliebten Bruders, dessen Liebe ihrem liebebedürftigen Herzen der einzige Ersatz gewesen war, sie selbst endlich durch körperliche Schwäche in den Jahren der Jugend schon mit dem Gedanken frühen Dahinwelkens vertraut, ward sie für Herder ein erhebendes Beispiel der Resignation und des gottergebenen Vertrauens.

Der Hof hatte seitdem für Herder eine größere Anziehungskraft erhalten. Der Graf, von Herder's Unmuth über seine Lage durch die Gräfin näher unterrichtet, bemühte sich, ihm seine Stellung angenehm zu machen; er ward häufiger zur fürstlichen Tafel und zu Hofconcerten geladen. Der Graf unterhielt nämlich eine kleine Capelle, welche unter der Leitung Christian Bach's stand. Herder, dessen Trieb zur Poesie durch die Musik eine neue Anregung erhielt, verfaßte für dessen musikalische Composition eine Reihe von Cantaten und die kleinen dramatischen Arbeiten Brutus und Philoktet.

Unter diesen Verhältnissen schien das Verlangen nach einer Vereinigung mit der Verlobten wieder sehr in den Hintergrund zu treten. An dem Himmel ihrer Liebe treibt eine Wolke die andere; es giebt noch Momente, wo sie einander

freigeben und Eines des Andern Unglück nicht sein will. Endlich wird im Juni 1772 zwischen ihnen ein offenes Wort über die Zukunft gesprochen, und „die Herzen sind entsiegelt.“ Caroline selbst führte eine schnellere Wendung herbei, indem unangenehme Vorfälle im Hause des Schwagers ihr gegen diesen das Geständniß entrissen, daß sie mit Herder verlobt sei. Seitdem fühlte er dringender die Pflicht sie bald heimzuführen; nur waren auch jetzt noch seine ökonomischen Verhältnisse nicht völlig geordnet; aus diesem Grunde zögerte er und verschwieg, was ihn bedenklich machte. Es hätte daher nicht viel gefehlt, daß der schleichende Leuchsenring (Goethe's Pater Brey), der sich wieder nach Darmstadt begeben hatte, aufs neue Unfrieden gesäet hätte. Im Frühling 1773 kam Herder nach Darmstadt und schloß am 2. Mai den ehelichen Bund, der für beide Theile auf allen Schritten ihres Lebens an Glück und häuslichen Freuden reich war. Erst jetzt lernten sie sich ganz verstehen. „Wir eilten,“ schreibt Caroline, „in unsere stille häusliche Hütte zu Bückeburg, wo reine Liebe, Theilnahme und Freundschaft edler seltener Menschen unser Glück vollendete. Die drei und ein halbes Jahr, die wir da zusammen verlebten, waren die paradiesischen Jahre unsres häuslichen Glückes, die goldene Zeit unserer Ehe..... Der Graf und die Gräfin waren bei unserer Ankunft auf dem Landsitz zum Baum. Ich wurde mit meinem Manne zur Mittagstafel geladen..... Wir wurden ausgezeichnet gütig, gnädig, theilnehmend empfangen. Das würdige Betragen des Grafen, die holdselige Engelsmiene und zärtliche Aufnahme der Gräfin bleiben mir unvergeßlich. Diese erste Zusammenkunft mit ihr verband unsere Seelen im Stillen auf immer. Es war ein heiliges Verhältniß — Worte drücken es nicht aus. Von dieser Zeit ging für Herder eine ganz veränderte Existenz in Bückeburg an; der ganze Ort faßte

neues Zutrauen und Hochachtung gegen ihn, und liebevolle Theilnahme an unserem häuslichen Glück war allgemein sichtbar."

Auf Herder's geistige Thätigkeit äußerte das glückliche Dasein, das ihm an der Seite seiner vortrefflichen Gattin zu Theil ward, den günstigsten Einfluß. Seine Mißstimmung, sein Mißtrauen in sich selbst, sein Schwanken hatte ein Ende; „alle sein Kräfte zum Fortstreben, seine Geistesplane in Ausführung zu bringen, waren neubelebt." Poesie, Religion und Philosophie der Geschichte waren der mächtige Dreiklang, welcher mit den erhabensten Tönen sein Innerstes durchdrang und mit prophetischen Ahnungen erfüllte. Noch stand er mit dem tiefsten Drange seines Geistes inmitten des Gährungsprocesses seines Zeitalters, das mit dem Flügelschlag der Begeisterung zur Freiheit emporstrebte. Wie er mit den Fragmenten zur Literatur begonnen hatte, so behalten auch seine nächstfolgenden Schriften jenes große Ziel im Auge, mit reformatorischer Kraft die Fesseln des Genius zu sprengen. Ihm genügt nicht die scharfsinnige, Begriffe wägende und sondernde Kritik eines Lessing, nicht um logische Klarheit allein und Verstandeshelle ist es ihm zu thun. Ihm erscheint sein Zeitalter ernüchtert in Abstractionen und massenhafter Gelehrsamkeit, in Phrasenpoesie und Phrasenreligion; er sucht den lebendigen Geist durch den kindlichen Sinn der Urzeit, durch die Lieder des Volks, durch den prophetischen Hauch des Morgenlandes wieder hervorzurufen. Er ist zu gleicher Zeit der Zögling Lessing's und Hamann's. Die „Fragmente" waren ein Hymnus auf die vom Munde des Volks geschöpfte phantasievolle Sprache, auf Homer und die Dichter des Volkes. In seiner Preisschrift vom Ursprunge der Sprache verweilt seine Betrachtung bei der Kindheit des Menschengeschlechts, und indem er die Gabe der Sprache als einer von

außen durch unmittelbare göttliche Unterweisung beigebrachten Lehre verwirft, läßt er uns ihren Ursprung im ersten Erwachen der Vernunft, in dem ersten Aufkeimen des höheren geistigen Daseins erkennen. Seine Abhandlungen über Shakspeare, über Ossian und die Volkslieder, welche in den gemeinschaftlich mit Goethe und Möser herausgegebenen Blättern von deutscher Art und Kunst 1773 erschienen, waren der nachhaltigste Mahnruf an die dichtende Jugend, den Tönen des Volksliedes zu lauschen, den kühnen Wurf Shakspearischer Originalität zu wagen und den letzten Rest abgestorbener conventioneller Dichtkunst von sich zu werfen. Alle die jungen Genialitäten, welche das ausführten, wozu ihm selbst die dichterische Kraft abging, standen daher mit ihm wenigstens in einer geistigen Berührung. Goethe correspondirte mit ihm über Ossian und Volkslieder sowie über die dramatische Behandlung des Götz von Berlichingen; Bürger wünscht mit seinen Balladen der Herder'schen Theorie Ehre zu machen; Lenz drängt sich mit stürmischer Hast an ihn, und fast galt eine Zeitlang dieser phantastische Schwärmer in Herder's Werthschätzung mehr, als der immer Maß haltende, klar ins Leben blickende Goethe, wie er denn damals Lavater, mit dem er einige Jahre hindurch einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, nach Klopstock für das größte Genie in Deutschland hielt. Man sieht auch hier, wie sehr sich Herder's Theorie durch das Gefühl bestimmen ließ, indem Klopstock um seines Barden- und Prophetenthums willen von dem über die Kunstpoesie ausgesprochenen Verdammungsurtheile ausgenommen ward. Lessing's Scharfblick blieb das Gemachte und rhetorisch Erkünstelte in der Klopstockischen Poesie nicht verborgen.

Nicht minder war die Geschichtschreibung von den hergebrachten Formen einer nüchternen Kathedergelehrsamkeit

zu erlösen: sie soll aufhören nichts als Regentengeschichte zu sein, sie soll Geschichte der Menschheit werden. Wie das poesievolle Bild derselben vor Herder's Seele schwebte, schildert uns die beredte kleine Schrift: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit (1774), der Grundton seines nachmaligen größten Werkes. In einer auf die Grundidee einer wahrhaft allgemeinen Geschichte zurückgehenden Recension, die in den Frankfurter gelehrten Anzeigen abgedruckt ward, griff Herder die Universalgeschichte Schlözer's mit jener bittern Polemik an, die seinem reformatorischen Eifer eigen war. Der Göttinger Professor setzte ihr in höchster Entrüstung eine 400 Seiten lange Gegenschrift entgegen und bezeichnete die Herder'sche Kritik „als eine Urkunde des leidigen Recensentenunfugs, der seit etwa zehen Jahren unsere deutsche Literatur schändet." Zum Schluß zählt er höchst charakteristisch für seinen Standpunct Herder unter „die jetzigen Skoliodoxen, diese neue Race von Theologen, die seit wenigen Nächten hervor wächst, diese galanten witzigen Herren, die über Kanon, Apokalypse und symbolische Bücher kurzweilen und denen Volkslieder, die auf Straßen und Fischmärkten ertönen, so interessant wie Dogmatiken sind."

Bald aber zeigte Herder auch öffentlich, daß es ihm mit der Theologie eben so Ernst sei, wie mit der Poesie. Schon seit Jahren hatte er Materialien zu einer umfassenden Schrift über Schöpfungsgeschichte und morgenländische Dichtung gesammelt und schon in Riga einige Abhandlungen darüber als Entwürfe niedergeschrieben. In Bückeburg benutzte er die Schätze der Göttinger Bibliothek für seine Zwecke. Eine Reise nach Göttingen brachte ihn in ein näheres Freundschaftsverhältniß mit Heyne; im Februar 1772 kündigte er diesem sein Werk, wie er in ähnlicher Weise sich gegen Hamann

und Merck darüber geäußert hatte, mit prophetischer Kühnheit an: „So viel sich hier auf einem Quartblatt davon sagen läßt, ist, daß ich in einem Stücke, das wir alle auswendig wissen, eine Rune gefunden zu haben glaube, die unleugbar ist, seit Jahrtausenden verkannt ist, und die ich für das älteste Symbolzeugniß des ganzen Alterthums ausgeben kann. Meine Entdeckung ändert in der Theologie Quartanten und Folianten, giebt der ältesten Welthistorie die erste augenscheinliche Urkunde, der Chronologie den ältesten Zeitmesser." Im glücklichen Sommer des Jahres 1773 legte er endlich Hand an sein Werk: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts, eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift. Den ersten (aus drei Abtheilungen bestehenden) Band, welcher 1774 erschien, schrieb er in dem kurzen Zeitraume von sechs Wochen; die heiterste Stimmung belebte seinen Fleiß, und die gesammelte geistige Kraft gestaltete das Ganze wie aus Einem Gusse. Ein zweiter Band folgte 1776 nach.

Von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte ausgehend, welche durch poetisch-symbolische Deutung dem Gebiete der physikalischen und dogmatischen Auslegung entrückt wird, verbreitet sich Herder über die Urgeschichte der vorderasiatischen Völker, verfolgt die verwandten Vorstellungen im ägyptischen Alterthum, in der gesammten ältesten Tradition und Philosophie des Morgenlandes und faßt zuletzt die Sagen von den Anfängen des menschlichen Geschlechts zusammen. Es ist jedoch nicht der Umfang und die Strenge wissenschaftlicher Forschung, was sein Werk auszeichnet, sondern die dichterische aus der Seele quellende Begeisterung, die wie ein erquickender Strom alle Theile desselben durchdringt, das lebendige Gefühl für die religiösen Symbole der ältesten morgenländischen Völker, die ehrfurchtsvolle Scheu, mit der er in den Vorhallen der Geschichte wie auf heiligem Boden wandelt, vor

Allem das Verständniß der poetischen Fülle und Hoheit des alten Testaments. Die Beschränktheit orthodoxer Dogmatiker wie die Flachheit der rationalistischen Exegeten werden rechts und links mit scharfer Polemik abgefertigt, von der niemand härter getroffen ward als der Göttinger Michaelis, der namhafteste Commentator der alttestamentlichen Schriften. Entgegnungen der bittersten Art, die den kühnen Eindringling zu beseitigen suchten, blieben nicht aus. Allein wie vielfach auch die besonnene Kritik in ihrem Rechte war, die große That blieb bestehen: Herder hatte an der Hand der Poesie und Geschichte ein neues Verständniß des alten Testaments, ja des Morgenlandes überhaupt eröffnet, das für Schriftforschung und Geschichtschreibung von weitgreifender Wirkung war.

In näherer Beziehung zu seinem geistlichen Amte standen die zwölf Provinzialblätter an Prediger, in denen er die Hoheit des Predigtamts gegenüber den modernen Entartungen desselben vertheidigte und den echten Theologen als den Vermittler von Religion, Poesie und Humanitätsphilosophie in den Mittelpunct des erhabensten Ideenkreises stellte. Die schneidende Polemik, welche nicht selten über Gebühr den Gegner höhnisch und stolz abwies und diesmal den allverehrten Spalding traf, zog ihm auch wegen dieser Schrift harte Angriffe zu, wobei man es ihm zugleich sehr übel auslegte, daß er ein Exemplar derselben mit einem „hochachtungsvollen, unbefangenen“ Briefe an den Angegriffenen sandte. Seine tactvolle Gattin, welche die Herbigkeit seines polemischen Tons zu mildern bemüht war, macht bei diesem Anlaß die Bemerkung: „Eigenthümlich war ihm ein sonderbares Vergessen und Nichtachten der Personen und Umstände, wenn er im Feuer über eine Materie schrieb; er war gewöhnlich von diesem und dem Gefühl des Zwecks, wozu er schrieb, so

ganz überwältiget, daß er durchaus nicht an Rücksichten dachte oder denken konnte." Im folgenden Jahre erschienen die im Geiste der „ältesten Urkunde" verfaßten Erläuterungen zum neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle, welche aus dem Zend=Avesta geschöpft sind und sich vorzüglich auf die Briefe Petri und den Brief des Judas beziehen, und die den Brief des Jacobus betreffenden Briefe zweener Brüder Jesu; ein Werk über die Offenbarung Johannis ward entworfen.

Indeß suchte er auch mitten unter theologischen Arbeiten Erholung auf den Gebieten der Geschichte und Poesie. Er erwarb sich von der Berliner Akademie einen zweiten Preis durch die Schrift: „von den Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet." Die Sammlung der Volkslieder war so sehr angewachsen, daß er ernstlich an die Herausgabe dachte, die gerade damals den richtigsten Zeitpunct getroffen hätte. Seine literarische Thätigkeit war um so staunenswerther, als inzwischen seine Amtsgeschäfte mehr und mehr gewachsen waren. Im Jahre 1775 wurde ihm die Superintendentur übertragen, so daß ihm die Prüfung und Ordination der Geistlichen des Landes oblag. Mit welch gewissenhafter Strenge er auch in dieser Stellung sein Amt wahrnahm und nöthigenfalls selbst gegenüber den Eingriffen der Regierung die Unbescholtenheit und Tüchtigkeit des geistlichen Standes wahrte, davon haben wir einige Documente, welche die Festigkeit seines sittlichen Charakters im schönsten Lichte zeigen. Durch einen dieser unangenehmen Vorgänge, bei welchem der Graf selbst compromittirt war, indem er die Ordination und Einsetzung eines durchaus unwürdigen Geistlichen befahl, wurde das Verhältniß zwischen ihm und Herder aufs neue getrübt, und wenn gleich der

Graf, seine Uebereilung einsehend, nachgab, so blieb doch eine Wunde zurück.

Herder hatte von Anfang an Bückeburg nur als eine Station seines Lebens betrachtet, auf der er nicht lange zu verweilen wünschte. Auch der Graf fühlte dies, so daß er seine Verwunderung äußerte, daß man ihm einen so bedeutenden Mann so lange lasse. Auf die Versuche, ihn nach Gießen und Eutin zu ziehen, ging Herder nicht ein; lockender war die Aussicht, nach Göttingen versetzt zu werden. Wenn er an der berühmten Universität in der doppelten Eigenschaft eines Predigers und eines akademischen Lehrers der Theologie wirksam sein konnte, so fand er dort den glänzendsten Schauplatz für sein Talent, das mehr auf dem Katheder als auf der Kanzel seinen richtigen Platz erhielt, mochte auch eine Verbesserung seines Einkommens von dieser Versetzung zunächst nicht zu erwarten sein. Im Ministerium zu Hannover waren von Bremer und Brandes sehr für seine Berufung thätig, welche zugleich unter der Hand seine Freunde Heyne in Göttingen und der vielgeltende Leibarzt Zimmermann in Hannover, den er 1773 in Bückeburg kennen gelernt hatte, eifrig betrieben. Die Verhandlungen schleppten sich zwei Jahre hin; im August 1775 endlich faßte das Ministerium den Beschluß, dem Könige vorzuschlagen, Herder zum vierten ordentlichen Professor der Theologie und zum Universitätsprediger zu ernennen. Indeß hatte sich Herder, wie schon bemerkt, die Feindschaft einiger an entscheidender Stelle einflußreicher Männer zugezogen, die nicht verfehlten, Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit und theologischen Gelehrsamkeit dem Könige einzuflößen. Es erfolgte von London die dem Ministerium nicht minder als Herder selbst unerwartete Antwort: da er noch keine akademische Lehrstelle bekleidet habe, so würde er zuvörderst den Grad eines Doctors der Theologie

zu erlangen und entweder bei dieser Promotion oder als zu bestellender Universitätsprediger sich einem Examen oder Colloquium bei der Göttinger theologischen Facultät zu unterwerfen haben.

Herder hielt es für unvereinbar mit seiner Ehre und seiner damaligen Stellung, seine Orthodoxie in einem Colloquium, das er als ein inquisitorisches Ketzer- und Knabenverhör bezeichnet, darzuthun oder die Zweifel an seiner theologischen Gelehrsamkeit niederschlagen zu sollen; er wies in dem Schreiben an die Minister die Zumuthung mit Entrüstung von sich. Da das Ministerium nicht hoffen konnte, den in seinem Eigenwillen hartnäckigen Georg III. zur Zurücknahme seines Erlasses zu bewegen, so suchte es Herder's Unmuth zu beschwichtigen, indem man ihm das Colloquium als landesüblich und keineswegs seiner Ehre nachtheilig darstellte. Herder gab zuletzt mit innerlichem Widerstreben seine Zustimmung und schrieb noch am 31. Januar 1776 an Zimmermann, er sei zu dem sauren Gange nach Göttingen fertig.

Um diese Zeit hatten schon die Unterhandlungen mit Weimar begonnen. Dort war die erste geistliche Stelle des Landes seit mehreren Jahren unbesetzt; die Geschäfte waren unter die Prediger vertheilt. Karl August wünschte nach dem Antritt seiner Regierung wieder einen Generalsuperintendenten für sein Herzogthum zu berufen. Wieland war der Erste, welcher Herder in Vorschlag brachte. Goethe, seit kurzem als Freund und Gast des Herzogs in Weimar anwesend, griff die Sache mit lebhaftem Freundeseifer auf und gewann den Herzog für Herder's Berufung, so daß er gegen die Mitte des December 1775 an diesen die vorläufige Anzeige ergehen lassen konnte: „wenn er seinen Plan auf Göttingen geändert habe, so sei in Weimar etwas für ihn zu thun." Herder

ging auf das Anerbieten ein. Jedoch auch hier entstand eine lange Verzögerung durch Neid und Kabalen, indem man die abgeschmacktesten Gerüchte über den bevorzugten Ausländer in Umlauf setzte, um seine Berufung zu hintertreiben. Aus Goethe's erst neuerdings bekannt gewordenen Briefen an Herder ersieht man, wie viel Mühe er hatte den Widerstand niederzukämpfen. „Ich habe," äußert er in einem derselben, „mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben." Vom Herzoge hatte Herder schon im Februar 1776 die Berufung so gut wie gewiß und ließ die Verhandlung mit Hannover fallen. Indeß da er zugleich als Stadtprediger angestellt werden sollte, so war noch erst das Bedenken des Stadtraths, dem hierin eine Stimme zustand, hinwegzuräumen. Da man verbreitet hatte, Herder könne nicht predigen, er pflege mit Stiefeln und Sporen die Kanzel zu betreten und dergleichen mehr, so bestand man anfänglich darauf, daß er eine Probepredigt halte, bis man endlich auch von diesem Verlangen abließ. Am 13. Juni erhielt er das officielle Vocationsschreiben.

Drei Tage darauf — an ihrem Geburtstage — starb die Gräfin Maria; das letzte Band, das ihn an Bückeburg gefesselt hatte, war mit ihrem Scheiden gelöst. „Belohne Gott selbst den Engel, den verklärten seligen Geist, für alle Liebe, Güte, Aufmerksamkeit, die sie mir und den Meinigen erwiesen, und mich lasse er nie ihren edlen Geist und ihr edles Beispiel vergessen!" so sprach sich sein dankbares Gefühl in der Predigt aus, mit der er bald darauf von seiner Gemeinde und von Bückeburg Abschied nahm. Ein Jahr darauf starb auch der Graf.

Am 2. October 1776 in einer dunkeln Nacht langte Herder mit seiner Familie in Weimar an. Goethe hatte seine Amtswohnung in Stand setzen lassen und empfing ihn mit

herzlicher Freundschaft. Am 20. October hielt Herder seine Antrittspredigt, der ein so ungetheilter Beifall zu Theil wurde, daß die neidischen Stimmen mit einemmale zum Schweigen gebracht waren.

Herder war jetzt Generalsuperintendent des Herzogthums Weimar, Oberconsistorialrath und Ephorus der Schulen, Oberhofprediger und Oberpfarrer an der Stadtkirche; ihm fiel die Einführung der Geistlichen zu; er hatte die Confirmation sämmtlicher Kinder der Stadt; er war der Beichtvater „der ersten Classe" und hatte bei dieser auch die geistlichen Functionen bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen. Es war dies eine so umfangreiche Amtsthätigkeit, daß sie die ganze energische Arbeitskraft des unermüdlichen Mannes erforderte, der bei seinem lebhaften Drange nach freier literarischer Thätigkeit es doch für seine erste und höchste Pflicht hielt, in seinem Amte pünctlich und gewissenhaft zu sein. Anstrengung scheute er nicht; denn „Mühe war ihm Lebens Glück." Auch arbeitete er schnell und leicht. Der gewandte Ueberblick über ein complicirtes Material, den er sich bei seinen wissenschaftlichen Studien erworben hatte, das sichere Urtheil, das ihn rasch den Punct treffen ließ, auf den es ankam, unterstützte ihn auch in der Geschäftsführung. Verdrießlichkeiten konnten nicht ausbleiben in einem Amte, das nach den verschiedensten Seiten hin Beziehungen hatte, bald zu den Regierungsbehörden, bald zu den Beisitzern im Consistorium, in welchem er anfangs nicht die erste Stelle einnahm, bald zu Pfarrern, Schullehrern und Gemeindegliedern. Diese Stellung zu erschweren, hatte die sittliche Idealität seines Charakters eine gefährliche Begleiterin in der großen Reizbarkeit, die mit den Jahren eher wuchs als abnahm und sich durch seine Kränklichkeit noch mehr zu einer habituellen Verstimmung und zum Eigensinn steigerte. In seinen amtlichen

Verhältnissen konnte er nicht die geringste Verletzung der ihm seinem Gefühl nach gebührenden Ehre und Achtung ertragen. Schon die erste Einführung in sein Amt war von bedenklicher Vorbedeutung. Als er nämlich am 15. October ins Consistorium aufgenommen ward, las ihm der Präsident desselben, von Lynker, ein Rescript vor, demzufolge der ersten Classe die Erlaubniß ertheilt ward, sich ihren Beichtvater nach freiem Belieben zu wählen. Herder protestirte mit Heftigkeit und richtete noch desselben Tags an den Herzog und an Goethe ein Schreiben, worin er erklärte, unter dieser Kränkung, indem man seine Gemeinde ihm entziehe, sein Amt nicht antreten zu wollen. Der Herzog entschied zu seinen Gunsten. Der Geheimrath von Fritsch, der zu jener Anordnung die Veranlassung gegeben hatte, wurde Herdern wegen seines leidenschaftlichen Benehmens für immer abgeneigt, wodurch sein persönliches Verhältniß zur Regierung gleich beim Beginn seines Amtes eine herbe Beimischung erhielt. Auch Goethe mußte sich durch diesen Vorfall einigermaßen compromittirt fühlen, da er im Voraus für seines Freundes Klugheit in geistlichen Dingen „gut gesagt" hatte.

Herder's Geist beurtheilte Alles nach einem großen Maßstabe. Leichter ward es ihm, sich in den Charakter eines Zeitalters, einer Nation hineinzuleben, als Individualitäten richtig aufzufassen. Getragen von hohen Entwürfen, stets auf ein würdiges Ziel des Strebens und Wirkens gerichtet, ging er geraden Wegs auf dieses los und ließ es außer Acht, in milder Form die entscheidenden Persönlichkeiten zu seinen Plänen heranzuziehen, behutsam den Grund zu legen und sie mit befreundeter Hülfe auszuführen. Mehrfach zeigt sich, wie sein edles Wollen sich Hindernisse schafft und seine Absichten vereitelt sieht, weil ihm die umsichtige Beurtheilung der vorhandenen Verhältnisse abgeht, welche nicht nur zu handeln,

sondern auch zu rechter Zeit sich zu fügen gebieten. Durchdrungen von seiner sittlichen Würde und dem Gefühl geistiger Kraft, machte er seine Ueberlegenheit oft mit einem allzu starken Selbstbewußtsein geltend. Seine Haltung hatte daher nicht nur in amtlichen Verhältnissen, sondern auch im Umgange etwas Drückendes und Herausforderndes. Die Rückwirkung blieb nicht aus, und es legte sich die düstere Wolke melancholischer Verstimmung über manche Jahre seines Weimarer Aufenthalts. Schwerlich hätte sie sich in einem andern Wirkungskreise, als ihm Weimar bot, ganz verzogen; denn wo wäre die glückliche Insel zu finden gewesen, nach der er sich manchmal in schmerzlicher Klage über ein verfehltes Leben sehnte?

Was er in seinem Amte gewirkt hat, kann hier im Einzelnen nicht dargelegt werden. Einige Andeutungen gehören jedoch zur Vervollständigung seines Charakterbildes. Herder fand bei der weimarischen Geistlichkeit wenig höhere Bildung. Es wiederholten sich die Erfahrungen, die er in seinen frühern Wirkungskreisen gemacht hatte; meistens beschränkte man sich auf eine mechanische Orthodoxie, der es an einem geistigen Leben durchaus gebrach. Fünf Jahre lang war sein Amt unbesetzt gewesen, und an Reformen war eine lange Zeit nicht gedacht worden. Es galt ein lebendiges Streben zu wecken und damit zugleich den geistlichen Stand in der Achtung der gebildeten Stände zu heben, die am wenigsten in dem geistreichen Weimar Nahrung und Erquickung des Geistes bei der Geistlichkeit zu suchen gewohnt waren. Herder wirkte dahin durch seine würdige Persönlichkeit, in der die höchste ästhetische und wissenschaftliche Bildung mit dem Dienste der Religion verbunden war, und machte in diesem Geiste auch seinen Einfluß auf die ihm untergebene Geistlichkeit geltend.

Seine religiöse Ueberzeugung war nicht eine Orthodoxie

im Sinne des Symbolglaubens, aber von der Göttlichkeit des Christenthums, von dem hohen Werth der heiligen Schriften, ob er sie gleich als menschliche Werke beurtheilt wissen wollte, war er tief durchdrungen. Abhold der rationalistischen Verflachung der Religion wie dem gedankenlosen Formalismus, wollte er vor Allem die Kraft innerer Ueberzeugung, die Wärme des religiösen Gefühls wecken, und suchte auf diesem vermittelnden Standpuncte eine feste Position zu gewinnen, von wo er der fortgeschrittenen Bildung unserer Zeit die Hand reichen konnte. Die Besprechung seiner theologischen Schriften wird uns Gelegenheit geben, seine religiösen Ansichten nochmals zu berühren.

Herder's Predigten waren reich an Ideen; ihre Wirkung erreichten sie dadurch, daß seine Rede lebendig aus der eigenen Brust hervordrang. Er verschmähte den Glanz der phrasenreichen Diction, die ihm, wenn es ihm um rhetorische Effecte zu thun gewesen wäre, zu Gebote gestanden hätten. Unter den vielfachen Zeugnissen von der Macht seiner Rede erwähnen wir hier nur ein Urtheil von Sturz, der ihn im Jahre 1775 in Pyrmont predigen hörte: „Sie hätten es sehen sollen, wie er all das Aufbrausen von Zerstreuung, Neugierde, Eitelkeit in wenig Augenblicken fesselte bis zur Stille einer Brüdergemeine. Alle Herzen öffneten sich; jedes Auge hing an ihm und freute sich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindung rauschten durch die bewegte Versammlung. So predigt niemand, oder die Religion wäre Allen, was sie eigentlich sein sollte, die vertrauteste, wertheste Freundin der Menschen.“ Diese Worte bestätigt uns eine Aeußerung von Gleim, der ihn ebenfalls während der Badekur predigen hörte und mit ihm Freundschaft schloß. „Ich hörte Herder predigen“, schreibt er an den Freiherrn von Zedlitz, „und als er von der Kanzel kam, gerieth ich in Enthusiasmus, umarmte

den großen Mann und sagte: Herder, du bist ein Apostel! So einfach predigte er, wie die Apostel, die keine Gelehrten waren, ohne Zweifel gepredigt haben. Es ist unglaublich wegen mancher seiner Schriften, aber wahr! Und welchen Umfang, welche Tiefe, welche Schönheit seines Geistes." Dieser apostolische Sinn lehrte ihn auch Ehrfurcht vor den durch das Alter geweihten liturgischen Formen, in denen er keiner Neuerungssucht Vorschub leistete.

Große Verdienste erwarb sich Herder um das weimarische Schulwesen, von den Gymnasien bis zu den Volksschulen herab. Seine Schulreden sind ein Schatz von gediegenen Urtheilen über den höheren wissenschaftlichen Unterricht und über den sittlichen Geist der Schule sowie über die Mittel beide zu wecken und zu erhalten. So sehr hielt die Liebe zum Unterrichten bei ihm aus, daß er sich mehrmals bei Vacanzen dazu verstand, einige Lectionen im Gymnasium zu übernehmen. Wie er verdiente Pädagogen anerkannte und ehrte, beweisen seine Gedächtnißreden auf Musäus und den in bescheidener Stille unermüdlich wirkenden Heinze. Wo er konnte, suchte er die kümmerliche Lage des Lehrerstandes zu verbessern, nicht abgeschreckt durch die Hindernisse, die sich seinen Absichten entgegenstellten. Im Jahre 1783 erhielt er durch Goethe den Auftrag vom Herzog, einen Plan wegen Schulverbesserung vorzulegen, und an manche Reformen wurde Hand angelegt, wenn gleich nur ein Theil seiner Wünsche zu erreichen war. Die Landprediger hielt er zu strenger Beaufsichtigung der Schulen an und ließ sich Tabellen über den Schulbesuch auf dem Lande einschicken. Er selbst verfaßte für den Jugendunterricht einen Katechismus und sogar eine Kinderfibel.

Von diesen mannigfachen, nach allen Seiten hin zerstreuenden Geschäften, Sonntags- und Wochenpredigten, Abfassung von öffentlichen Kirchengebeten, Consistorialacten und

Sessionen, Rechnungsconvoluten und Schullisten, Inspectionen, Conferenzen und Besuchen muß man sich erst eine Vorstellung machen, um desto mehr zu bewundern, wie viel und wie Großes er in der beschränkten Mußezeit, die ihm für seine Studien und literarischen Arbeiten übrig blieb, geleistet hat und zu begreifen, weßhalb so Vieles Entwurf und Fragment geblieben ist. „Ach, wenn ich nur Zeit hätte!" hörte man ihn oft äußern.

Herder lernte mit der Muße sparsam sein, weil er den Werth der Zeit kannte; er verschwendete sie daher nicht durch unnütze Besuche. Jedoch fühlte er einen lebhaften Trieb nach geselliger Mittheilung, besonders in der ersten freundlicheren Periode seines weimarischen Lebens. Er war kein schweigsamer Genosse der Gesellschaft, sondern gern ergoß sich der Fluß seiner Rede in offener Mittheilung, wobei er die Rücksichten kluger Vorsicht gern vergaß und daher das Verletzende nicht zurückhielt. Seine Liebefähigkeit bedurfte der Freunde; leicht war jedoch durch die Eigenheit seiner Persönlichkeit die Harmonie gestört, und es lag hierin der Grund, daß nur wenige bis zu den letzten Stufen des Lebens ihn treu begleiteten.

In den weimarischen Hofcirkeln ward auch Herder als ein Stern erster Größe mit Auszeichnung empfangen, wenn ihn gleich seine geistliche Würde von den bis zu ausgelassenem Humor gesteigerten Lustbarkeiten, die in den ersten Jahren nach seiner Berufung an der Tagesordnung waren, in einiger Entfernung hielt, die wohl als eine Mißbilligung gedeutet werden konnte. Ettersburg und Tiefurt bewahren auch sein Andenken. Für das Tiefurter Journal, in das manche Geistesgabe des genialen Weimar niedergelegt wurde, schrieb er ebenfalls mehrere seiner kleineren Dichtungen. Ihm schlossen sich vornehmlich die der ernsteren Auffassung des Lebens zugewandten Mitglieder des höheren weimarischen Gesellschafts-

kreises an, die Herzogin Luise, Frau von Stein, Graf Görtz, dessen Entfernung aus dem weimarischen Staatsdienst ihn sehr schmerzte; aber herzlich verkehrte er auch mit dem humoristischen von Knebel, dem heitern von Einsiedel und dem gutmüthigen, immer dienstfertigen und fügsamen Wieland, wenn er auch mit diesen seiner tieferen geistigen Richtung nach weniger sympathisirte.

Das Verhältniß zu Goethe war bald nach ihrer Wiedervereinigung erkaltet; Goethe's geniale Lebensfreudigkeit stimmte nicht zu Herder's Morosität. Noch im Jahre 1780 klagt Goethe in einem Briefe an Lavater, Herder mache sich und Andern das Leben sauer. Doch schon mit dem nächsten Jahre knüpfte sich wieder ein inniges Freundschaftsband. „Mit Herdern", schreibt Goethe im September 1781 an Knebel, „bin ich in ein Verhältniß gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können." Zwei Jahre später äußerte er darüber an Jacobi: „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten." Diese Hoffnung ging freilich nicht in Erfüllung, doch hatte Goethe bis zu seinem Bunde mit Schiller mit niemand eine so innige Geistes- und Herzensgemeinschaft, wie mit Herder. In Goethe's Dichtungen des nächstfolgenden Decenniums ist eben so der Einfluß Herder'scher Sinnesart zu erkennen, als in Herder's Hauptwerke, den „Ideen", deren wichtigste Abschnitte in vertrauten Unterhaltungen durchgesprochen und im Manuscripte dem Freunde vorgelesen wurden, die Mitwirkung Goethe'scher Naturanschauung. Herder nahm Antheil an der Besorgung der ersten

Gesammtausgabe der Goethe'schen Schriften und übernahm sie während Goethe's Abwesenheit in Italien. An Herder richtete Goethe seine vertrautesten Mittheilungen aus Italien; ihn wünschte er vor Allen mit der Ueberarbeitung der Iphigenie und des Egmont zu befriedigen. Wärmer kann sich die Anerkennung des Freundes nicht aussprechen, als in Herder's damaligen Aeußerungen über Goethe, sowohl in den Briefen an Knebel als im Gespräche mit Schiller: „er sei in jedem Schritte seines Lebens ein Mann, er habe einen universalischen Verstand, dabei das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens, und Alles, was er sei, sei er ganz."

Nach Goethe's Rückkehr dauerte die innige Freundschaft fort; selbst Goethe's häusliches Verhältniß, so bedenklich es vor dem theologischen Gewissen erscheinen mochte, führte, wie uns jetzt der Briefwechsel belehrt, keine Störung herbei. Doch war nicht zu verkennen, daß ihre Geistesrichtungen mehr und mehr aus einander gingen. Die Freundschaft mit Schiller, der sich von Herder fern hielt und sich geradezu mit ihm verfeindete, ward auf Kosten Herder's geschlossen. Schonend berührt Goethe die immer schärfer hervortretende Bitterkeit in Herder's Wesen: „Mit seiner Krankheit vermehrte sich sein mißwollender Widerspruchsgeist und umdüsterte seine unschätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit; man kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein." Zu einem förmlichen Bruche kam es nie, und noch in Herder's letzten Lebensjahren fehlt es nicht an versöhnlichen Berührungen. In Goethe's Freundekreise wird Herder eine der ersten Stellen angewiesen werden müssen. Er war von dessen Jugend an, wie Goethe selbst bekennt, ein Capital, von dem er Interessen zog, und die im Herzen nie erloschene Liebe und Verehrung

spricht aus der treffenden Charakteristik, welche in „Dichtung und Wahrheit" enthalten ist.

Daß Herder mit vielen auswärtigen Gelehrten in Verbindung stand und kein bedeutender Mann nach Weimar kam, der ihn nicht aufsuchte, versteht sich bei seinem Ruhm und seinem Einflusse von selbst. Er war jedoch kein fleißiger Briefschreiber. Von älteren Freunden standen ihm Hamann und Claudius am nächsten. Von Lavater zog er sich eben so wie Goethe nach 1780 zurück, als er ihn tief und tiefer in wunderliche Mystik hineingerathen sah. Manche schätzenswerthe Bekanntschaften machte er bei seinem Aufenthalte in verschiedenen Badeorten, die er mehrmals besuchen mußte, nachdem ein Gallenfieber, von dem er 1777 befallen ward, den Keim der Kränklichkeit in ihn gelegt hatte; ein Leberleiden blieb zurück, das nie ganz gehoben wurde. Im Jahre 1783 machte er eine Erholungsreise nach Hamburg und Wandsbeck, wo ihn der Umgang mit Klopstock und Claudius erfreute. Von dort aus knüpfte er den ersten brieflichen Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi an. Eine Zeitlang ward dies Freundschaftsverhältniß durch Herder's Schrift über Spinoza, durch die sich Jacobi verletzt fühlte, unterbrochen; nachmals ward jedoch durch den von beiden Seiten aufgenommenen Kampf gegen den Kantianismus eine Versöhnung herbeigeführt und durch Herder's Besuch in dem gastlichen Pempelfort besiegelt.

Nachdem sich Herder in seiner amtlichen Stellung zurechtgefunden und seine anfangs erschütterte Gesundheit sich wieder befestigt hatte, begann er mit der Herausgabe der Volkslieder 1778 die reichhaltigste Periode seiner literarischen Production, ein Jahrzehend, wo er voranleuchtend auf der Höhe seines Zeitalters stand und der Nation die reichsten Früchte seines Geistes darreichte. Volkslieder waren ihm

Stimmen der Völker in Liedern, wie er sie in der zweiten Auflage überschrieb. Er wollte keineswegs, was er vorfand, nur sammeln, sondern er wählte die trefflichsten und vornehmlich die am meisten charakteristischen Lieder verschiedener Völker aus, um damit die große Wahrheit bestätigt zu sehen, daß auf den verschiedensten Stufen nationaler Cultur Gemüth und Phantasie des Menschen zu poetischem Ausdruck greift und die Sprache der Dichtung die Stimme der Menschheit ist. Auch in dem kindlichen Lallen sogenannter wilder Völker erkannte sein zartes Gefühl den Hauch ursprünglicher Poesie. Weiter hinauf stieg dann der weitverzweigte Wuchs der Volksdichtung bis an die Grenzen moderner Kunstdichtung, wo sich diese mit den Urlauten echter Volkspoesie verschlungen zeigt. Die Ballade des Nordens, die Romanze des Südens, das allen Völkern gemeinsame Lied als ungekünstelte Sprache des Gefühls erhielten hier ihre reinsten Muster, denen unsere Nationalpoesie viel schuldig geworden ist. Herder's Uebersetzungen sind meisterhafte Reproductionen des Originals — denn von deutschen Gedichten sind nur wenige ausgewählt —; sie sind leichter im Ausdruck, fließender im Versbau, als es ihm in seinen eigenen Gedichten, in denen er die Reflexion nicht los werden konnte, erreichbar war.

Herder's wissenschaftliche Thätigkeit richtete sich in den nächsten Jahren hauptsächlich auf die Theologie. Wie in den früheren Schriften, ging sein Bestreben dahin, sie in ihrem Verhältniß zur Poesie darzustellen. Die Schrift: „Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande, nebst vierundvierzig alten Minneliedern" (1778) beseitigte die allegorisch-dogmatische Auslegung des Hohenliedes und wies seinen Zusammenhang mit der erotischen Poesie des Morgenlandes nach. „Das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testaments Siegel" (1779) schloß sich, dem

früheren Entwurfe gemäß, an die älteste Urkunde an und suchte den Schlüssel zu der Offenbarung Johannis in den Vorstellungen des jüdischen Prophetenthums.

In den Briefen das Studium der Theologie betreffend (1780. 81) faßte Herder die hohe Bedeutung der theologischen Studien und der praktischen Wirksamkeit des Geistlichen mit dem sein Inneres durchdringenden idealen Geiste auf, der ganz geeignet war, in jungen Gemüthern Ernst und Begeisterung für das gesunkene Studium der Theologie zu erwecken. Es war ein Werk von nachhaltiger Wirkung, das vor Allem in einem Zeitalter, wo träge Orthodoxie und flache Aufklärung neben einander dem Christenthum seine belebende Kraft entzogen hatten, für eine tiefere Auffassung der Religion angeregt und manchem jungen Theologen die Weihe gegeben hat zu einer lebendigen Thätigkeit für seine Wissenschaft und seine Amtspflichten.

Herder's vieljährige Forschungen über die Poesie des Morgenlandes, insonders der alttestamentlichen Schriften, vereinigten sich in dem Werke Vom Geist der ebräischen Poesie „eine Anleitung für die Liebhaber derselben und der ältesten Geschichte des menschlichen Geistes" (1782. 83). Der universelle Gesichtskreis, aus welchem er, wie schon der Titel andeutet, seinen Gegenstand betrachtet, die Empfänglichkeit für Poesie unter ihren verschiedenartigsten Formen, so wie seine vielseitige Kenntniß morgenländischer Philosophie und Nationalität trafen hier aufs glücklichste zusammen, um für die alttestamentliche Exegese eine neue Bahn zu brechen, wozu die „älteste Urkunde" nur allgemeine Winke und verworrene Umrisse gegeben hatte. Die Fäden seiner früheren Untersuchungen und Ideen wieder aufnehmend, geht er von der Sprache, von den orientalischen Uranschauungen und kosmologischen Philosophemen aus und führt dann den

geschichtlichen Fortgang hebräischer Poesie von Moses bis zu dem Prophetenthum und von da bis zu ihrem Verfall dem Leser vor, anfänglich in dialogischer Form, um verschiedene Ansichten neben einander zu entwickeln. Eine besondere Zierde des Werkes sind die poetischen Beigaben, vorzüglich die zahlreichen Uebersetzungen auserlesener Bruchstücke hebräischer Dichtung, welche für spätere Uebersetzer Muster wurden in der Nachbildung morgenländischer Diction. Wie es überhaupt Herder's Schicksal war, keines seiner größeren Werke zu vollenden, so blieb auch der dritte Theil, welcher bis zur Johanneischen Offenbarung führen und den Schluß des Ganzen enthalten sollte, beim Entwurfe stehen.

Herder's Prosastil hat in der Periode, zu der wir ihn jetzt begleitet haben, eine größere Ruhe und Klarheit gewonnen. In einzelnen Partieen rundet er sich zu classischer Vollendung der Form; jedoch legt er das poetische, fast orientalische Colorit niemals ganz ab und gelangt nicht zu der logischen Einheit und Präcision, welche zu einer wissenschaftlichen Untersuchung erfordert wird, so daß er überall mehr erwärmt und begeistert, als überzeugt und belehrt.

Seine philosophischen Abhandlungen aus dieser Zeit, gefühlvolle Betrachtungen über Welt und Gemüth des Menschen, nähern sich oft der poetischen Fülle der Platonischen Darstellung, wie er denn auch Hemsterhuys, den geschmackvollen Nachahmer der Platonischen Gesprächsform, sehr hochschätzte. Wir erwähnen hier, ohne näher auf den Inhalt eingehen zu können, die Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele, Bemerkungen und Träume" (1778), den vortrefflich geschriebenen Aufsatz über Liebe und Selbstheit, einen Nachtrag zu Hemsterhuys' Briefe „über das Verlangen" (1782), die Gespräche über die Seelenwanderung, in denen er Lessing's Ansicht bekämpfte, und

die gleichfalls in Bezug auf Lessing verfaßten Gespräche Gott! (1787), welche sich über Spinoza's Philosophie verbreiteten und dessen Ideen mit seinen eigenen religiösen Ueberzeugungen mehr poetisch als philosophisch in Einklang zu bringen versuchten. „Als er die Gespräche über Gott schrieb", erzählt Caroline Herder, „lebte er ganz in diesen schönen Gedanken und schrieb das Buch mit der frömmsten Seele, die Gott überall findet und sich eins mit ihm fühlet." Goethe war über dies Werk hoch erfreut; aber andere Freunde, wie Hamann und Jacobi, wandten sich befremdet ab, weil ihnen Herder von sich selbst abgefallen zu sein schien. Wir sehen, wie er bei dem wärmsten Gefühl für Religion an Goethe's Hand Gott in der Natur zu finden und zu erkennen gelernt hatte. In diesen Zeitabschnitt fallen auch die beiden Preisschriften: „Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung" und „Ueber den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften", worin er einen universalhistorischen Ueberblick über die Geschichte der Poesie gab.

Die Poesie war für Herder, um mit Jean Paul zu reden, „nicht etwa ein Horizontanhang ans Leben, sondern sie flog wie ein freier leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte." Sie durchdringt nicht nur all seine Werke, die unter seinen Händen sich zu einer Geschichte der poetischen Cultur der Völker gestalten; sie begleitet ihn auch als tröstende Gefährtin des Lebens, eine Erholung und Ermunterung in stillen Stunden. Sein Innerstes war von Poesie erfüllt; was er sprach und schrieb, hob sich auf den Schwingen dichterischer Erhebung empor; allein die Gabe einer leichten, gefälligen Darstellung dessen, was seine Seele durchdrang, war ihm versagt. Seine Dichtung sinkt zu den Wendungen der lehrhaften Prosa herab; weil ihr Anschaulichkeit und Anmuth abgeht, so sucht sie durch Bild und Allegorie auf

die Phantasie zu wirken. Es erhebt und erquickt uns jedoch die aus tiefster Seele dringende warme Empfindung, und einige in glücklicher Stunde hervorgebrachte Gedichte entbehren auch nicht einer entsprechenden klaren Form. Lessing gleicht er, wie in manchen andern Beziehungen, auch darin, daß er sich am liebsten „auf dem gemeinschaftlichen Raine der Moral und Dichtkunst ergeht." Vortrefflich sind seine Parabeln und was den damit verwandten Gattungen angehört. Manche Blume des Morgenlandes verpflanzte er mit zarter Hand in diesen Dichtergarten. In den Paramythien zog er sogar die Mythen der Griechen heran, um sie einer ihnen fremden modernen Didaxis anzupassen.

Ueberhaupt war Herder's anempfindendes Talent glücklicher in Uebersetzungen, als in Originaldichtungen. Als Uebersetzer zeigt er einen Universalismus des Geschmacks, wie er selten gefunden wird. Von der morgenländischen Prophetensprache bis zum einfachen Liede erfaßt er stets die leisesten Nuancen und trifft in seiner Reproduction den Ton des Originals. Wie schon die oben berührten Werke, welche in die morgenländische Poesie einführten oder die Volkslieder als Stimmen der Völker erscheinen ließen, davon den Beweis liefern, so bewährt sich dies gleichfalls in den Nachbildungen griechischer und römischer Dichtung, welche seit 1785 in den Zerstreuten Blättern ans Licht traten. Die Uebersetzung einer Epigrammenlese aus der griechischen Anthologie ist vornehmlich hervorzuheben. In Lessing'scher Weise begleitete er sie mit einer Abhandlung über das griechische Epigramm, in welcher er Lessing's Untersuchung über die epigrammatische Dichtung mit gründlicherer Einsicht in das Wesen des griechischen Epigramms weiter ausführte. Auf die Dichtungen seiner letzten Lebensperiode können wir erst später näher eingehen.

Sehen wir Herder in seiner Theorie der Poesie meist an Lessing anknüpfen, so gilt Aehnliches, wie schon die kritischen Wälder erkennen lassen, von seinen Abhandlungen über bildende Kunst. Seine im Jugendalter nach einem umfassenden Plane entworfene Plastik konnte er freilich nicht ausführen; kurze Umrisse seiner Ansichten erschienen 1778 unter der Aufschrift: „Plastik, einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume." Nicht ohne Einfluß auf kunstgeschichtliche Untersuchungen waren seine vortrefflichen Abhandlungen Nemesis und Wie die Alten den Tod gebildet haben, welche 1786 in der zweiten Sammlung der Zerstreuten Blätter erschienen.

Alles, was Herder durchdacht, durchforscht, entworfen und bearbeitet hat, war eine Zurüstung zu einem großen Werke, das als eine Lebensaufgabe seinen Umrissen nach klar vor seiner Seele stand, einer universellen Geschichte der Menschheit vom Standpuncte der geistigen Cultur. Die Ausführung einer so umfangreichen Aufgabe überstieg die Kräfte des Einzelnen, zumal in einer Zeit, wo der geistvollen Behandlung der Universalgeschichte erst Bahn zu brechen war und die von andern Händen gelieferten Vorarbeiten noch große Lücken in der Forschung unausgefüllt ließen. Dem Satz des Aristoteles folgend, daß das Ganze nothwendig eher sei als die Theile, entschloß sich Herder, glücklicherweise in den Jahren seiner besten geistigen Kraft, den Bau aufzuführen, wenn er auch statt einer vollständigen Culturgeschichte nur Fragmente des großen Ganzen hat geben können. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit nannte er sein großes historisches Hauptwerk. In vier Theilen verfolgte es die geschichtliche Cultur bis zum Zeitalter der Kreuzzüge und ward demnach noch früher abgebrochen, als im Entwurf des Verfassers beabsichtigt war.

Herder legte mit diesem Werke den Grund zu der universalhistorischen Behandlung der geschichtlichen Thatsachen, wodurch sich die deutsche Geschichtschreibung der neueren Zeit, in seinen Fußstapfen wandelnd, ausgezeichnet hat. Weit weniger ist es das wissenschaftliche Material, so sehr auch dieses zu einer richtigeren Auffassung vornehmlich der Geschichte des Alterthums beigetragen hat: es ist vor Allem der begeisternde Einfluß, der universelle, Zeiträume und Nationen nach ihren charakteristischen Grundzügen in treffender Combination erfassende Blick, was die Herder'schen „Ideen" zu einer der bedeutendsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts macht. Die Menschheit trat als eine große nach Cultur ringende Gesammtheit in den Mittelpunct der geschichtlichen Entwickelung; die Nationalitäten sonderten sich als einzelne Gestaltungen humaner Cultur, und alle einzelnen historischen Erscheinungen wirkten zusammen zur Fortentwickelung der Humanität als der Vollendung reinmenschlicher Bildung.

Herder stieg in diesem Werke von der breitesten Basis empor, in der Ueberzeugung, von dieser aus rascher zur Spitze gelangen zu können. Er untersucht den Organismus der Natur, führt uns von dem Organismus der Pflanzen- und Thierwelt zu dem Menschen, der Krone der Schöpfung, verweilt bei den Einflüssen des Klima's und der Racenverschiedenheit und geht endlich zu der Ausbildung der Religionen und Regierungsformen über, worauf er mit philosophisch-poetischer Divination und Combination ein Bild der ältesten Zustände und Verhältnisse der Menschenwelt zu entwerfen unternimmt. Zu diesen, den beiden ersten Theilen seines Werkes, war Herder genöthigt die Naturwissenschaften in den Kreis seiner Studien zu ziehen. Gerade hier ist der Punct, wo sich Goethe's Einwirkung am meisten kund giebt. Ein anhaltendes Beobachten der Natur, das auch das Mikrologische nicht

scheuen darf, war dem in allgemeinen Ideen sich bewegenden Geiste Herder's von vorn herein fremd; er konnte wohl mit ironischer Schärfe den Hang seines Freundes zu experimentirenden Naturbeobachtungen bedauern, weil er meinte, für einen Goethe gebe es Besseres zu thun. Doch sprechen einzelne Aeußerungen Herder's dafür, daß er zu Zeiten der Beschäftigung mit der Natur ein warmes Interesse widmete. „Wenn ich mein eigener Herr wäre“, sagte er oft, „ich würde mich wo einschließen und eine Zeit lang ausschließlich mit Naturwissenschaften beschäftigen.“ Noch in seinen letzten Lebensjahren ließ er sich ausführlich über Werner's geognostisches System und Gall's Schädellehre unterrichten.

Mit dem dritten Theile betritt er den festen Boden der historischen Ueberlieferung. Im Orient wie in Griechenland und Rom war er heimisch und erfüllt daher in dem Abschnitt, der das Alterthum behandelt, am meisten die auch für die Philosophie der Geschichte unabweisbare Forderung, sich von der Kenntniß des Thatsächlichen zu allgemeinen Ideen zu erheben und aus den Einzelnheiten das Gesammtbild zu construiren. Aus der klaren Einsicht in die classische Bildung geht als Resultat der Inhalt der Schlußabhandlung hervor, daß Humanität der Zweck der menschlichen Natur sei. Auch jetzt noch, wo die geschichtliche Forschung auf diesem Gebiete so Großes geleistet hat, wird niemand diese Abschnitte des Herder'schen Werkes ohne vielfache Anregung lesen. Der vierte Theil, mit welchem es abgebrochen wird, führt in das Mittelalter ein und hat zu einer gerechtern Würdigung jenes damals so sehr verachteten Zeitalters unverkennbar beigetragen, muß man gleich einräumen, daß es auch von ihm noch theilweise verkannt ist. Die Entwickelung der Nationalitäten in Folge der Völkerwanderung, die Stellung der Hierarchie zu der weltlichen Macht, der Einfluß arabischer Cultur

bis zur Ausbildung des idealen Ritterthums, die Entstehung der Kreuzzüge ist von ihm mit gewandtem Ueberblick aufgefaßt. Indeß thut der Mangel an gründlicher Kenntniß des Speciellen dem historischen Charakter der Darstellung Eintrag und giebt zu manchen trüglichen Schlüssen Veranlassung. Eben deßhalb mochte er auch fühlen, daß die Schilderung des späteren Mittelalters und der neueren Zeit seine Kräfte übersteige. Die Fortsetzung, deren noch vorhandenes Schema nur die allgemeinen Gesichtspuncte bezeichnet, unterblieb oder löste sich in die fragmentarischen historischen Schilderungen seiner letzten Lebensperiode auf.

An der Grenze des gehaltreichen Lebensabschnitts, dessen Geisteserzeugnisse im Obigen kurz charakterisirt sind, wurde Herder die Erfüllung eines langgehegten Wunsches gewährt. Freiherr Friedrich von Dalberg, Domherr zu Worms und Speyer, lud ihn im Sommer des Jahres 1788 ein, auf einer Reise nach Italien sein Begleiter zu werden. Gerade damals bedurfte Herder einer Erholung von seinen anstrengenden Arbeiten, einer Aufheiterung in seiner gedrückten Gemüthsstimmung, die durch den Schmerz über den Tod eines Kindes mehr als sonst getrübt war. Wenn auch trotz Dalberg's Anerbieten einige Geldopfer damit verbunden sein mochten, so hatte er diese um so weniger jetzt zu scheuen, da ihm nicht nur der Ertrag von seinen letzten umfangreichen literarischen Arbeiten, sondern auch ein Geschenk von 2000 Gulden, das ihm von einem ihm wie der Nachwelt unbekannt gebliebenen Verehrer zugesandt war, und eine vom Herzog bewilligte Gehaltszulage über bedenkliche Rücksichten auf seine Familie hinwegsetzten.

Mit der gemüthlichen Langsamkeit damaliger Reisen brachte er, nachdem er im Anfang des August 1788 von Weimar abgereist war, mehrere Wochen auf dem Wege nach

Augsburg zu, besah die Merkwürdigkeiten der alterthümlichen Städte Bamberg und Nürnberg und lernte in Ansbach den von ihm sehr geschätzten Dichter Uz kennen. In Augsburg traf er mit Dalberg zusammen, in dessen Gesellschaft sich zu seinem großen Verdrusse eine Dame als Reisebegleiterin befand, deren Eigensinn und Laune den Frieden und Genuß der Reise häufig störte.

Herder hatte Lessing's Schicksal, auf der Reise in Italien sich, wie er es selbst bezeichnet, als Appendix herumschleppen zu müssen und — was eben so schlimm war — nicht sich selbst entfliehen zu können. Goethe ließ, was ihn daheim gehemmt und gedrückt hatte, bei der Fahrt über die Alpen hinter sich und betrat wie verjüngt den Boden Italiens, mit heiterem, freiem Auge in die neue, herrliche Welt blickend, die sich ihm aufthat, immer begierig, sie ganz in sich aufzunehmen, sie ganz auf sein Inneres wirken zu lassen, „einen neuen Menschen anzuziehen." Auch Herder's Gemüth verschließt sich keineswegs vor der reizvollen Natur, die ihn umgiebt; auch er gesteht, in Italien eine hohe Schule zu finden, in der er seine Urtheile nach einem großen Maßstabe berichtigen lerne. Gleichwohl finden wir dies in dem Geistesleben Herder's nicht bestätigt, und am wenigsten ist Rom eine Bildungsschule für ihn geworden. „Rom ist kein Ort für mich" — ist sein offenes Geständniß, ein befremdendes Wort von einem Manne, dessen Geist sich unablässig mit den ehrwürdigen Resten des Alterthums beschäftigt hatte und die geschichtlichen Zustände der Vergangenheit, die Entwickelung von Poesie und Kunst auf classischem Boden, kurz all das Herrliche, das auf Schritt und Tritt in tausend Denkmälern und Trümmern zu dem Sinn des denkenden Beobachters spricht, in lebendiger Vorstellung in seinem Innern trug. Dabei ist allerdings in Anschlag zu bringen, daß seine Reise-

begleitung ihm manche Verdrießlichkeiten bereitete, welche die Folge hatten, daß er sich in Rom von ihr trennte und seine eigene Wohnung bezog. Allein das Urtheil bleibt sich auch zu andern Zeiten gleich. Der Grund liegt tiefer in Herder's Wesen. Er war mehr der Mann der Ideen, als der Anschauung; das unendliche Detail zerstreut und verwirrt ihn; es nützt ihm nur, wenn es in einen schon fertigen Ideenkreis paßt. Es wäre daher nicht zu verwundern, wenn er, anstatt die Geschichte des alten und neuen Roms in Steinen und Statuen zu lesen oder an den Meisterwerken der Kunst seine ästhetischen Begriffe zu berichtigen, sich in die Bücherschätze des Vaticans vergraben hätte, wäre ihm nicht zu seinem großen Leidwesen die Benutzung derselben so sehr erschwert worden, daß er fast auf wissenschaftlichen Gewinn verzichten mußte. Hieraus erklären sich die herben Urtheile, die uns seine Briefe aus Rom aufbewahren. „Rom erschlafft die Geister", heißt es unter Anderm, „wie man selbst an den meisten hiesigen Künstlern siehet, viel mehr einen bloßen Gelehrten; es ist ein Grabmal des Alterthums, in welchem man sich gar zu bald an ruhige Träume und an den lieben Müssiggang gewöhnt. Auf mich hat es nun zwar die Wirkung nicht, da ich so leicht keinen Tag vorbeistreichen lasse, ohne was gesehen oder mich um etwas bemüht zu haben; es bleibt indessen auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmählich herauswünsche. Man fühlet sich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr man mit Händen und Füßen strebet. Das Alterthum, als Studium betrachtet, ist unendlich an Tiefe und Weite; die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, und die Mittel, sie zu verfolgen, werden hier so erschwert, daß es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Knäuel in seinem Gemüth zu behalten."

Mehrere angenehme Bekanntschaften gewährten ihm in Rom frohe Stunden geistvoller Unterhaltung. Es sind größtentheils dieselben, die uns aus Goethe's italienischen Briefen bekannt sind, die Malerin Angelica Kaufmann, von der er mit dem Entzücken eines Liebhabers spricht, Moritz und Heinrich Meyer, die ihm die trefflichsten Führer zu Roms Merkwürdigkeiten waren. Um dieselbe Zeit befand sich auch die Herzogin Amalie auf einer Reise in Italien. Herder traf mit ihr in Rom zusammen und hatte seit seiner Trennung von Dalberg bei ihr den Mittagstisch; im Uebrigen bestritt er die Reisekosten aus seinen Mitteln. Sein Verhältniß zu der Herzogin gewann seitdem an Wärme und Zutrauen.

Um Neujahr 1789 begleitete er sie auf der Reise nach Neapel, wo er die schönsten Wochen seines Aufenthalts in Italien verlebte. Durch die paradiesische Natur, die ihn umgab, ward er über sich selbst emporgehoben; an sie richtete er dichterische Grüße; nie hatte er sich so gesund gefühlt, nie hatte man ihn so heiter gesehen. Ausflüge wurden nach Pompeji und Pästum gemacht, und der Vesuv erstiegen. Am 19. Februar reiste er wieder ab. Rom erschien ihm jetzt im Vergleich mit Neapel als „eine Mördergrube", und nur ein Frühlingsbesuch in Tivoli weckte wieder die heitere Stimmung der Tage von Neapel.

Herder verließ Rom am 15. Mai und nahm den Rückweg über Florenz, wo ihm das Herz wieder aufging. Mit Entzücken spricht er von den dortigen Schätzen der Kunst und den Erinnerungen an den großen Sinn der Vergangenheit, der sie hervorgerufen hatte. Von da wandte er sich nach Venedig, um sich durch einen, wenn auch kurzen Aufenthalt das Bild der wunderbaren Inselstadt einzuprägen. In einem seltsamen Zickzack reist er darauf nach Mailand, doch nicht um von dort die Schweiz zu besuchen, denn „meine Seele

faßt keine neuen Eindrücke für jetzt mehr, und die Schweiz, wenn man sie noch nicht gesehen hat, zum Appendix von Italien zu machen, wäre unverzeihlich." Seine Hoffnung, in Gesellschaft seiner Frau jene Gegenden besuchen zu können, ist ihm nicht erfüllt worden. Ueber Insbruck und München wandte er sich wieder der ersehnten Heimath zu, wo er im August 1789 anlangte.

Wenn uns Herder's Reisebriefe weder durch Ideengehalt noch durch Schilderungen besonders anziehen können, so charakterisiren sie ihn in anderer Hinsicht vortrefflich, nämlich als den zartfühlenden Gatten und liebevollen Familienvater. Der Ton der in früheren Lebensepochen an seine Caroline gerichteten Briefe ist nur wenig verändert; noch treffen wir dieselbe begeisterte Sprache grenzenloser Hingebung, wie einst an die Verlobte. Noch ist sie, wie damals, untermischt mit leisen Anklängen der Reue, der Abbitte für jeden trüben Augenblick, den er „dem besten Herzen unter der Sonne" durch üble Laune bereitet hat, noch spricht hier die nämliche Hoffnung auf einen ewig heitern Himmel der Zukunft. Eine rührende Zärtlichkeit spricht aus den ausführlichen Briefen an seine Kinder. Wegen der Hindeutung auf unsere frühere Schilderung möge folgende Stelle hier sich anschließen. „Heut ist der 24ste August Sonntag" — so schreibt er aus Augsburg wenige Wochen nach seiner Abreise von Weimar — „der Tag unserer Verlobung im Geist, da ich dir den ersten Brief brachte. Ich habe dich tausend, tausendmal lieber, als da ich ihn dir zitternd gab; o glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, du vielgeprüfte, gute, liebe und aufopferungsreiche Heldenseele! Du hast mich zu Allem gemacht, hast seitdem für Alles gesorgt und dich für mich auf tausendfache Art hingegeben. Und was habe ich dir gethan? Und wie kann ich dir vergelten? Sorge für dich und die Deinen,

schone deiner Gesundheit, und wir werden, ich bin's gewiß wie meines Daseins, ein neues bräutliches Leben führen, ja glücklicher, als das alte war; denn wir sind weiser und am Ende doch auch besser geworden. Ich fühle es ganz, daß unsere kurze Trennung ein wahres Geschenk ist, das uns die ewige Güte zuwandte. Reiß allen Zweifel aus deinem Herzen und sei mit deiner guten starken Seele bei mir, mit deiner lieben süßen Gestalt vor mir und zu meiner Seite. Amen."

Während der Aufenthalt in Italien kein Wendepunct für Herder's inneres Leben ward, hätte doch dieses Jahr beinah einen solchen für seine äußeren Verhältnisse herbeigeführt, der auch für seine Geistesthätigkeit von hoher Bedeutung hätte werden müssen. Während sich Herder in Rom befand, erhielt er den zweiten Ruf nach Göttingen, als Professor der Theologie und erster Universitätsprediger, und zwar diesmal unter den ehrenvollsten und dringendsten Anerbietungen. Nicht nur Heyne, durch dessen Hand die erste Anfrage an ihn erging, sondern auch andere gewichtige Stimmen gaben ihm die Versicherung, daß in Göttingen sich Alles zu seinen Gunsten verändert habe und nur Liebe und Achtung ihn erwarteten; die Einwilligung in seine Berufung war vom Könige bereits ertheilt. Obwohl im Herzen zu der Annahme des Rufs geneigt, wollte doch Herder vor seiner Rückkehr nach Weimar nichts entscheiden; die Dankbarkeit gegen den Herzog, der ihm noch in letzter Zeit entschiedene Zeichen seines Wohlwollens gegeben und ihm noch vor kurzem die Aussicht auf eine Verbesserung seiner Stellung hatte eröffnen lassen, machte ihm dies zur Pflicht. In Weimar fühlte man, was man an Herder verlieren würde. Nach seiner Rückkehr wandte man jede Art der Ueberredung an, um ihn seinem Amte zu erhalten. „Lange wollte sich Herder nicht ergeben" — heißt

es in den „Erinnerungen" seiner Gattin — „die Stimme seines Genius war für Göttingen. Als er aber die Liebe und das Zutrauen vieler von ihm verehrten Personen zu Weimar für ihn sah, als er die Wünsche der regierenden Herzogin, für die er die innigste Hochachtung hegte, von ihr selbst vernahm, und der Herzog ihm sehr vortheilhafte Bedingnisse zur Verbesserung seiner Lage in Weimar vorschlug: so schlug er endlich, obwohl mit schwerem Herzen und vieler Ueberwindung seines Lieblingswunsches, den Ruf nach Göttingen aus."

Herder wurde zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums ernannt und zugleich von den Wochenpredigten, den Predigten in der Hofkirche, den Leichenreden und der Führung der Kirchenrechnungen befreit. Allein verschiedene neue Einrichtungen in der Geschäftsführung des Consistoriums verdarben ihm die Freude wieder. Der alte Präsident, obwohl fast erblindet, erschien auch ferner noch in den Sitzungen und lähmte durch seinen Eigensinn Herder's Thätigkeit. In den juristischen Geschäften des Consistoriums hatte er nicht mehr, wie bei der früheren Einrichtung, an einem der älteren Regierungsräthe einen permanenten Beistand, sondern es wurde ein jährlicher Wechsel der rechtsgelehrten Beisitzer angeordnet. Herder war genöthigt, sich noch in Jurisprudenz und Proceßordnung hineinzuarbeiten, um seinen Amtspflichten gewachsen zu sein. Zu dem Minister von Voigt gerieth er in ein ungünstiges Verhältniß, wobei Herder's Heftigkeit und Unfügsamkeit einen Theil der Schuld trägt. Daraus entstanden manche Kränkungen und Demüthigungen; auch beim Herzog begegnete er nachmals nicht mehr dem früher gewohnten Wohlwollen. Herder ward daher mißmuthiger als je zuvor und bereute mit tiefem Schmerze, den Ruf nach Göttingen abgelehnt zu haben. Er war oft so niedergeschlagen,

daß er dem Entschlusse nahe war, alle seine Stellen niederzulegen und anderswo sein Glück zu versuchen.

Mit dieser Gemüthsstimmung verbindet sich bald eine dauernde Kränklichkeit; Eins wirkte auf das Andere zurück. Schon in dem ersten Winter nach der italienischen Reise erkrankte er so bedenklich, daß man für sein Aufkommen besorgt war. Erneute Anfälle seiner Krankheit veranlaßten ihn im Jahre 1791 in Karlsbad Heilung zu suchen. Doch wirkte das Bad nicht wohlthätig auf ihn. Einen besseren Erfolg hatte eine Badereise nach Aachen im Jahre 1792. Sie erweckte auf kurze Zeit wieder eine heitere Stimmung. Glückliche Stunden genoß er im Umgang mit dem wieder versöhnten Jacobi und mit Johannes von Müller, mit dem er auf einige Tage in Aschaffenburg zusammentraf. Doch in Weimar zog sich stets wieder die trübe Wolke über ihm zusammen.

Einsamer ward auch seine Stellung in der Welt. Nicht nur in Weimar verengerte sich der Kreis seiner Freunde: auch in seinem Zeitalter stand er mehr allein, seit er aufhörte dessen Streben zu theilen, seit der geistige Aufschwung der Mitlebenden ihm als Verfall und Verderbniß erschien. In der Verbreitung der Kantischen Philosophie, welche auf der Landesuniversität fast unter seinen Augen ihre Verkündiger und Beschützer fand, erkannte er nur eine unheilbringende Zerstörung des höheren wissenschaftlichen Geistes; die Früchte des Zusammenwirkens Goethe's und Schiller's fanden an ihm keinen Bewunderer. Gegen Schiller und seine dramatischen Schöpfungen hatte er eine tiefe Abneigung. Goethe zog sich nach und nach von seinem Umgange zurück, und seit dem Erscheinen der Xenien, durch die sich Herder, obschon er persönlich nicht davon getroffen ward, sehr verletzt fühlte, war der freundschaftliche Verkehr zwischen ihnen abgebrochen.

Um diese Zeit gewann Herder an Jean Paul (Friedrich Richter) einen jüngeren Freund, der sich mit herzlichster Verehrung an ihn anschloß. Im Juni 1796 kam dieser zum erstenmal auf kurze Zeit zum Besuch nach Weimar und wählte es von 1798 bis 1800 zu seinem Aufenthalt. Einem romantisch zerflossenen Geiste wie Jean Paul sagte die Hamann-Herdersche Ueberfülle, in welcher Wissenschaft und Gefühlanschauung, durch geniale Subjectivität vermittelt, zusammentrafen, bei weitem mehr zu, als die Klarheit und classische Plastik Goethe's und Schiller's; an Herder's Schriften hatte sein jugendliches Talent sich gebildet. Von der ersten Umarmung, wo jeder den Andern mit Worten schwärmerischer Anerkennung überschüttete, wurden sie die vertrautesten Freunde. Zu ihrem geistigen Bunde gehörte auch Herder's Frau, in deren empfindsamem Herzen immer etwas von der titanischen Gluth loderte, die Jean Paul seinen weiblichen Charakteren zu leihen liebt. Wie hoch Herder den Umgang mit Jean Paul schätzte, sagen uns seine Worte in einem Briefe an Jacobi. „Mit Richter," schreibt er, „hat mir der Himmel einen Freund geschenkt, den ich weder verdient noch selbst erwartet habe. Jedes neue Zusammensein mit ihm eröffnet mir eine neue, größere Kiste, voll von alledem, was die heiligen drei Könige brachten. In ihm wohnen sie alle drei, und der Stern geht immer über seinem Haupte..... Ich kann von ihm nichts sagen, als er ist ganz Herz und Geist, im feinklingenden Tone auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viel zersprungene Saiten und verstimmte Töne giebt, wie ich zum Beispiel. Aber, sagt der Apostel Paulus, mir ist Barmherzigkeit widerfahren." Damit stimmt sein noch in anderer Hinsicht charakteristischer Ausspruch zusammen: „Richter steht auf einer hohen Stufe. Ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt,

sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden Genius. Er bringt wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst."

Obschon Herder, wie wir auch an diesen Worten erkennen, mit trüben Ahnungen in das neue Jahrhundert blickte, dessen Schwelle er noch betrat, sein hoher Sinn ward dennoch nicht irre an den großen Ideen, von denen sein geistiges Streben von Jugend auf getragen worden war. Von der Menschheit im Ganzen und ihrer Bestimmung zu einer fortschreitenden Cultur dachte er immer groß, mochte er auch jetzt die lichthellen Puncte ihrer Entwickelung mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart aufsuchen. Dies ist die Tendenz der Briefe zur Beförderung der Humanität (1793—97), einer Reihe culturhistorischer Abhandlungen, theils Ergänzung theils Erläuterung der Ideen zur Philosophie der Geschichte in der fragmentarischen Form, die er fast allen seinen späteren Schriften gegeben hat. Als Schlußstein dieses Werks ist gewissermaßen die Adrastea (1801 — 1803) anzusehen, hauptsächlich Darstellungen aus der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, besonders in culturgeschichtlicher Hinsicht. Ungeachtet manches einseitigen Urtheils sind noch beide Werke aus dem Schatze seines Wissens und seines Ideenkreises reich ausgestattet.

Es lag Herder sehr am Herzen, seine dogmatischen Ansichten, die sich auf der höheren Lebensstufe zu größerer Klarheit und Reife herangebildet hatten, in einer Reihe von Abhandlungen niederzulegen. Die Christlichen Schriften, welche 1794—99 erschienen, fassen den Geist des Christenthums und überhaupt der biblischen Schriften nicht, wie die früheren Herder'schen theologischen Werke, mit der poetischen Mystik des unmittelbaren Gefühls auf, sondern im Lichte der Humanitätsidee. Herder hat sich nach und nach dem Stand-

puncte Lessing's genähert und erkennt den Geist des Christenthums vor Allem in einem liebevoll thätigen Wirken. „Das wahrhaft christlich Gute" — dahin äußerte er sich — „im Stillen gethan, aus Liebe zur Wahrheit, zur Beihülfe der Menschheit: es hat von jeher die Welt erhalten und erhält sie; es geht nicht unter. Die künftige Welt wird nur aus dem bestehen, was in dieser reell, das ist, wahres Christenthum war, und als solches in sie übergehen konnte. Die verborgene Saat wird alsdann offene Ernte." Daher liegt ihm sogar an dem Namen des Stifters der christlichen Religion wenig; aber seine Religion wird bleiben und „nicht anders als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen." Die Kantische Philosophie dünkte ihm jedoch nur eine Zerstörung der Humanitätsreligion zu sein, indem die zermalmende Kritik dieses scharfsinnigen Denkers „alle ernste Realität in Sachen der Empfindung aufhebe," besonders als sie unter Fichte's Händen die schärfsten Waffen gegen alles Bestehende und unmittelbar gegen Religion und Offenbarung wandte.

Herder war keineswegs in seiner Ansicht so beschränkt, daß er die hohe Bedeutung der Kantischen Schriften in der Geschichte der speculativen Wissenschaften verkannt hätte. Unter Anderem äußert er in Beziehung darauf: „Kant's Werke werden bleiben. Ihr Geist, wenn auch in andere Formen gegossen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird wesentlich weiter wirken und leben. Er hat schon viel gewirkt; fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen siehet man seine Spuren. Durch Kant ist ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu sichten, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie geht, die eigentlich menschlichen Wissenschaften, Moral, Natur- und Völkerrecht nach strengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilsam sind

diese Versuche; sie werden in Thathandlungen greifen, und einst, so Gott will, zu angenommenen Maximen werden.“ Allein die Verirrungen von Kant's Anhängern und Auslegern glaubte er mit der strengsten Polemik aufdecken zu müssen, um sein Zeitalter auf die richtige Bahn zurückzuführen.

In seiner ersten Gegenschrift Verstand und Erfahrung, eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft (1799) war Herder seinem gewaltigen Gegner keineswegs gewachsen, und namentlich konnte es ihm nur zum Nachtheil gereichen, wenn er mit Gereiztheit und Bitterkeit focht, wo man wissenschaftliche Deductionen erwartete. In der Kalligone (1800), welche gegen Kant's Kritik der Urtheilskraft gerichtet war, betrat er das ihm näher liegende Gebiet des Schönen. Wenn man von der maßlosen Polemik absieht, so ist hier manche treffende Bemerkung niedergelegt; gleichwohl konnte er auch hier zu keiner ruhigen Untersuchung gelangen. Er hatte durch diese polemischen Schriften einen solchen Sturm gegen sich heraufbeschworen, daß er den Bitten seiner Freunde nachgab und ein drittes Werk, welches Kant's Moralphilosophie angreifen sollte — „den dicksten Knoten und die stärksten Pfeile habe ich noch zurück“, äußerte er — ungeschrieben ließ.

Die Poesie, die ihm durch alle Stufen des Lebens eine geliebte und treue Freundin gewesen war, schmückte ihm auch noch die letzten Lebensjahre. Die Neigung zu didaktischer Contemplation bleibt vorherrschend. Manches hat Bezug auf das Zeitalter, und selbst die politischen Bewegungen sind von seiner ethischen Lebensbetrachtung nicht ausgeschlossen. Ein reicher Ideenkreis tritt uns auch in seinen Dichtungen entgegen, nur daß die poetische Form allzuwenig die Schwere des Gedankens zu überwinden vermochte. Eine anerkennenswerthe Gabe seiner letzten Jahre waren die Legenden, die

er aufs neue in die Poesie zurückführte und in Parabelnweise als Beispiele eines hohen sittlichen-religiösen Sinns behandelte. Die dramatischen Dichtungen, die er der Form der griechischen Tragödie anzunähern suchte, sind zwar als solche nicht von großer Bedeutung, doch macht ihr reiner ethischer Charakter sie einer sorgfältigern Beachtung werth, als ihnen von den meisten Beurtheilern zu Theil wird; der entfesselte Prometheus ist ein gehaltvolles Dichtwerk.

Herder erkaltete nicht in dem Streben, die poetischen Blüthen der Vorzeit und der Fremde aufzusuchen und, was sein Gemüth ergriff, in deutsches Gewand zu kleiden. Er zog manchen älteren vaterländischen Dichter aus dem Staube der Vergessenheit und führte in der Terpsichore (1795. 96) Jacob Balde's Gedichte in geschmackvoller Uebersetzung gleichsam wie einen Mitlebenden in die neue Zeit ein. Dem Orient nicht untreu, förderte er die Theilnahme an morgenländischer Dichtung durch seine Briefe über das indische Drama Sakontala, mit denen er Georg Forster's Uebersetzung begleitete. Aesthetische, kritische Aufsätze, z. B. außer denen in den Humanitätsbriefen und der Adrastea die Abhandlungen über die Legende, über Homer und das Epos, sind im Geiste seiner universalistischen Geschmackstendenz gehalten.

Den schönsten Kranz reichte ihm die Poesie noch am Schlusse seiner ruhmvollen Laufbahn, als er im Winter 1802/3, dem letzten seines Lebens, den glücklichen Griff that, die spanischen Romanzen vom Cid auf deutschen Boden zu verpflanzen. Dieser herrliche Romanzenkranz ist aufs neue ein Beweis, daß ihm auch in trüben Lebensabschnitten, als seine geistige Productivität schon die jugendliche Beweglichkeit und üppige Fülle früherer Zeiten verlor, doch die Gabe geblieben war, sich mit zarter Empfindung in die poetische

Anschauungsweise, in die Gefühlszustände einer entschwundenen Culturperiode zu versetzen. Mehr selbstständig überarbeitend, als übersetzend, reproducirte er im Cid das spanische Ritterthum in lebensvoller, farbenreicher Dichtung. Einzelne Unebenheiten der Form dürfen uns nicht gegen das Ganze ungerecht machen. Unsere Sprache hat keine romantische Heldendichtung hervorgebracht, welche in solchem Maße, wie Herder's Cid, sich die Liebe der Nation erworben hätte. Was sich von Herder's Individualität beimischt, das Vorwalten des ethischen Humanismus, hat die sittliche Wärme der Dichtung gehoben und auf meist glückliche Weise das romantische Element mit der deutschen Gemüthsanschauung vermittelt.

An solchen Geistesarbeiten mußte sich Herder aufrichten. Heitere Stunden hatte er in den letzten Lebensjahren nur selten. Kränklichkeit und Verstimmung nagten an ihm — „unser Dasein schleicht langsam zum Grabe“ — ist sein tragisches Wort. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft richtet ihn nicht mehr auf; nur das Gedeihen und das Glück seiner Kinder gab ihm noch Freuden des Lebens. Einige äußere Auszeichnungen erhielt er im Beginn des neuen Jahrhunderts. 1801 ward er zum Präsidenten des Consistoriums ernannt, was er thatsächlich schon lange gewesen war. In demselben Jahre machte ihm der Kurfürst von Bayern ein Geschenk mit der Erhebung in den bayrischen Adelsstand. Er hatte unter der Hand darum nachgesucht, weil er nur dadurch seinem Sohne Adalbert, der ein Gut in der Oberpfalz gekauft hatte, den dauernden Besitz desselben sichern konnte. Jedoch ward die Verleihung des Adelsbriefes für ihn eine Quelle neuer tiefempfundener Kränkungen, indem die weimarische Regierung seine Standeserhöhung nicht anerkannte, da es nicht der Reichsadel war. Es entstanden daraus Zerwürfnisse, die für einen Mann von Herder's Persönlich-

keit besonders im amtlichen Geschäftsverkehr sehr empfindlich waren.

Schon seit mehreren Jahren fühlte Herder eine Abnahme seiner Kräfte. Um so aufreibender war für ihn seine rastlos angespannte geistige Thätigkeit, um so nachtheiliger wirkte die durch die letzten unangenehmen Vorfälle vermehrte Gemüthsaufregung. Seine Verdauung litt, die Nervenschwäche bemächtigte sich des ganzen Organismus, so daß er häufig Anfälle von Ohnmacht hatte. Auch die Sehkraft ward schwächer. Der Gebrauch des Aachener Bades (im Jahre 1802), das ihm vor zehn Jahren so wohlthätig gewesen war, brachte keine Besserung. Eine Gallenkrankheit, die ihn im folgenden Jahre befiel, ließ eine große Schwäche zurück. Seine Frau suchte ihn zu bereden, sich für ein Jahr Urlaub auszubitten, um, von Amtsgeschäften befreit, nur ganz für seine Gesundheit zu leben, aber vergebens. Während des Sommers gebrauchte er eine Badekur in Eger. Vierzehn angenehme Tage verlebte er auf der Reise dahin in Schneeberg bei seinem Sohne August, der dort als Bergamtsassessor lebte. Er vollendete in jenen Tagen, wo ihn die reine Bergluft außerordentlich stärkte und aufheiterte, das kleine, schon in Weimar unter der Aufschrift Hygea angefangene Drama Admetus Haus, seinen Schwanengesang, ein Denkmal der warmen Theilnahme für die Seinen; die Ahnung, bald von ihnen scheiden zu müssen, trug er mit sich. Die Badekur in Eger that ihm wohl; gleichwohl hob sie das Augenleiden nicht, das ihn hauptsächlich zur Wahl dieses Bades veranlaßt hatte. Ueberaus wohlthätig wirkte auf sein Gemüth der dreiwöchentliche Aufenthalt in Dresden, wo ihm selbst von den ersten Männern des Hofes eine Achtung und Aufmerksamkeit bewiesen ward, die ihn überraschte. Der Kurfürst ließ ihn zu einer Unter-

redung rufen und soll gegen Andere den Wunsch geäußert haben, Herder in seine Dienste zu ziehen.

Als Herder um die Mitte des Septembers nach Weimar zurückkam, war er voll von Entwürfen für den nächsten Winter. Er hoffte neue Schulreformen durchzuführen, die Briefe über Persepolis weiter auszuarbeiten und sein Werk über den Geist der hebräischen Poesie mit einem dritten Bande zu vollenden. Einen Monat später wurde er aufs neue von Unwohlsein befallen. Er schrieb noch in einigen guten Stunden an dem zehnten Stücke der Adrastea, bis er mit der ahnungsvoll verklingenden Stelle aus Gerstenberg's Gedicht des Skalden die Feder niederlegen mußte:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt."

Zwei Monate lang kämpfte noch sein elastischer Körper gegen die Gewalt der Leiden; er fühlte seine Kräfte sinken bei völlig klarem Bewußtsein und beständiger Hoffnung der Besserung. „Ich begreife meine Krankheit nicht", äußerte er; „mein Geist ist gesund und mein Körper so krank; wenn ich aus dem Bette sein könnte, ich wollte viel viel arbeiten." Mehrmals sagte er: „Ach, wenn mir nur eine neue, große geistige Idee woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute, ich würde auf einmal gesund!" Das Leben hatte ihm nicht viele Freuden geschenkt; doch verließ er es ungern. Oft schlang er den Arm um den Hals seines Sohnes Gottfried, in dessen ärztlicher Behandlung und Pflege er war, mit den Worten: „Mein Freund, mein liebster Freund, rette mich noch, wenn es möglich ist!"

Noch auf dem Todbette klangen die Empfindungen seiner

Jugendjahre in seiner Seele wieder. Er ließ sich am liebsten aus der Bibel, besonders den Propheten, und aus Ossian's Gesängen vorlesen, die ihm einst das Herz so ahnungsvoll erhoben auf jener Meerfahrt, die ihn von der fernen Ostseeküste herübertrug und über die Zukunft seines Lebens entschied. Am 18. December, einem Sonntag, fiel er in den letzten Schlaf; nachdem er den ganzen Tag ruhig geschlummert, entfloh am Abend gegen elf Uhr der Hauch des Lebens. Sanft und ohne den geringsten Todeskampf hatte er geendet. Am 21. Abends um neun Uhr wurden seine sterblichen Ueberreste in der weimarischen Stadtkirche unter dem Geläute aller Glocken feierlich beigesetzt. Der bis dahin bewölkte Himmel klärte sich während des Leichenzuges auf und leuchtete, ein Sinnbild der Verklärung, mit Sternenschimmer hernieder. Neben der Kirche erhebt sich jetzt sein Standbild von Erz.

Herder starb in seinem sechzigsten Lebensjahre. Es war kein langes, aber ein thatenreiches und ruhmvolles Leben, das stets im Dienste des Höchsten, was der Mensch besitzt, gestanden und unberechenbare Früchte getragen hat. Er, der zu den größten Genien gehört, welche das achtzehnte Jahrhundert erleuchtet haben, theilt mit Vielen, die eine neue Bahn gebrochen haben, das Schicksal, daß die Nachwelt sich nicht immer dankbar der Quelle erinnert, aus der ihr erhöhtes Geistesleben geflossen ist, und dies um so mehr, als er sich nicht jener classischen Form der Darstellung hat bemächtigen können, welche Lessing's Schriften, auch wo der wissenschaftliche Gehalt nicht mehr genügt, einen unverlöschlichen Reiz für den Leser ertheilt hat. Allein die Wärme der Begeisterung für das Große der Menschheit, der unbestechliche Sinn für Wahrheit, die energische Aufforderung zu liebevoll thätigem Wirken zum Wohl der Welt und zum Gedeihen humaner Cultur, diese ganze Fülle von Ideen und geistiger Kraft, welche in seinem

Wahlspruche „Licht, Liebe, Leben!“ so treffend bezeichnet ist, spricht noch immer aus seinen Werken lebendig zu unserm Innern und wird in Zeitaltern, in denen eine einseitige Verstandesbildung das wissenschaftliche Streben vernüchtert oder das allgemeine Band, das die Wissenschaften umschlingt, und das höchste Ziel, dem alle Geistesthätigkeit des Menschen entgegenzustreben hat, aus den Augen verliert, nicht aufhören anregend zu wirken und vor Allem die Forderung gegenwärtig zu halten, für die höchsten Güter der Menschheit den ganzen Menschen einzusetzen.

Viertes Capitel.

Goethe.

Von Lessing zu Herder, von Herder zu Goethe gewahren wir eine progressive Stufenfolge der Entwickelung des in unserer Nationalliteratur zu immer größerer Klarheit sich herausbildenden Princips, das wir als die Idee freier Gesammtbildung des Menschen bezeichnen können. Nachdem es durch Herder's geniale Gefühlsanschauung mehr theoretisch als ideale Humanität zur Geltung gebracht war, trat es mit der ganzen Fülle productiver Dichterkraft in Goethe's Leben und Dichten hervor und rief in dem geistigen Zusammenwirken erst von Goethe und Herder, dann von Goethe und Schiller jene Meisterwerke hervor, mit denen unsere Literatur am Schluß des Jahrhunderts die Höhe der Classicität erreichte. Aus diesem Gesichtspuncte haben wir vornehmlich das reichhaltige Dichterleben zu betrachten, das mit Goethe's Namen verknüpft ist, wobei es vergönnt sein wird, auf manches allgemein Bekannte nur einen flüchtigen Blick zu

werfen, um die entscheidenden Lebensmomente desto mehr in den Vordergrund treten zu lassen.

In der alten deutschen Reichsstadt, welche durch die Wahl und Krönung der Kaiser zu dem Range einer Metropole des Reichs erhoben war, trat der Dichter ins Leben, welcher bestimmt war, dem deutschen Volke einen Glanz zu verleihen, der nicht minder den Blick der Nachbarvölker auf unser Vaterland zog, als in früheren Jahrhunderten die Größe seiner weltlichen Macht. Am 28. August 1749 wurde Johann Wolfgang Goethe zu Frankfurt am Main geboren. Schon den Knaben empfing ein freundliches Geschick. Seine Schönheit erregte Bewunderung; sein Geist verrieth früh die Gaben, mit denen die Natur ihn ausgestattet hatte. Der strenge Ernst und der unermüdliche Lehreifer des Vaters, eines Juristen von gründlicher Gelehrsamkeit, der ohne Amt mit dem Range eines kaiserlichen Raths in Frankfurt lebte, bildete den lernbegierigen Knaben von seiner zartesten Kindheit an, während der heitere, lebensfrische Sinn der Mutter, deren Jahre noch der Jugend näher standen, die empfängliche kindliche Phantasie lebhaft anregte und das weiche Gemüth ihres einzigen Sohnes an sich fesselte.

Das bewegte Leben der reichen Handelsstadt erweiterte frühzeitig den Gesichtskreis des Knaben über die enge Umgebung des Familienkreises hinaus. Selbst die Ereignisse der Weltgeschichte drangen bis in die unmittelbare Nähe des väterlichen Hauses und ließen die Erschütterungen, die sie begleiteten, und die Bilder der Helden des siebenjährigen Krieges an ihm vorübergehen. Seine kindliche Schaulust konnte sich an den Bühnenvorstellungen einer französischen Schauspielertruppe, an dem militärischen Pomp einer französischen Besatzung vergnügen. Der Sinn für theatralische Darstellung und dramatische Poesie, der schon in den ersten Kinderjahren

durch ein Puppenspiel aufs lebhafteste geweckt war, erhielt neue Nahrung; das Darstellungsvermögen des Knaben wurde schon durch Theilnahme an dramatischen Aufführungen geübt.

Der Friedensfeier folgte 1764 die Kaiserkrönung Josephs II., in deren Festlichkeiten sich dem jungen Dichter die ersten Abenteuer einer warmen Liebesneigung verschlangen, welche nachmals seine Phantasie in dem Bilde Gretchens dichterisch verklärte.

Angeregt durch die Lectüre der Dichter, welche ihm die erlesene Bibliothek des Vaters darbot, machte er schon in frühen Knabenjahren poetische Versuche. Ein biblisches Epos Joseph wurde entworfen, und neben anakreontischen Liedern entstanden geistliche Oden. Eine derselben, welche uns erhalten ist, „poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi" (aus dem Jahre 1762) giebt Zeugniß von einer bewundernswürdigen Herrschaft über die Sprache. Er begann schon seine dichterische Zukunft zu ahnen und nährte die Hoffnung, dereinst neben Gellert mit Ehren genannt zu werden.

Als der Vater seine gelehrte Propädeutik beendigt zu haben glaubte und der Uebergang zu den akademischen Studien herannahte, war es der geheime Wunsch des Jünglings, sich der schönen Literatur zu widmen; in der Beschäftigung mit den Meisterwerken des griechischen und römischen Alterthums hoffte er für seinen Geist die edelste Nahrung zu finden. Allein der Vater ließ keine Wahl zu, sondern drang auf die Rechtswissenschaft. Als Eidam des Schultheißen war er zu der Aussicht berechtigt, daß die Verwandtschaft mit der höchsten Aristokratie seinem Sohne dereinst eine Stelle in dem Rathe seiner Vaterstadt verschaffen werde. Seinem Wunsche zufolge begab sich der sechzehnjährige Jüngling, wis-

senschaftlich genugsam vorbereitet, wenn auch in sittlicher Hinsicht noch nicht selbstständig, auf die Universität Leipzig.

Voll freudiger Hoffnung zog Goethe der Stadt zu, wo ihm die Quelle höherer Geistesbildung entgegenzufließen, wo ihm vor allen Andern Gellert die Weihe zum Eintritt in das Heiligthum der Poesie geben zu können schien. Doch ward es ihm bald klar, daß so hohe Erwartungen sich nicht erfüllten. Durch die engherzigen Systeme der herkömmlichen Gelehrsamkeit, welche ihm die Hörsäle überlieferten, fühlte er die Schwingen seines Geistes mehr gelähmt, als gestärkt. Eben so wenig konnte er in der Ausübung der Poesie durch beschränkte Theorieen und die von diesen anempfohlenen Muster gefördert werden. Gellert und Weiße, die Koryphäen des Leipziger Dichterthums, tauchten nur wenig über die breite Fluth des Gottschedianismus empor. Wenn gleich durch Gellert's Vorlesungen wenig gefördert, benutzte doch Goethe dessen „Practicum" zur Ausbildung seines Stils. Clodius, der als junger Docent sich der Leipziger Literaturbestrebungen annahm, suchte den Glanz der Poesie in den Effecten des Ramler'schen Phrasenpathos, das Goethe schon damals ganz verleidet ward. Der fleißige Besuch des Leipziger Theaters sowie theatralische Aufführungen in Familienkreisen, unter andern von Lessing's Minna von Barnhelm, waren für Goethe's Neigung zu dramatischer Poesie nicht verloren. Er beschäftigte sich viel mit dem französischen Lustspiel, übersetzte Corneille's Lügner und gewann die innige Liebe zu Molière, die ihn bis ins Alter begleitet hat.

Der erste Schritt zur Selbstständigkeit zeigt sich darin, daß er für seine poetische Production aus dem Selbsterlebten Nahrung zog, daß er die Neigung des Herzens an sich zu erfahren und an Andern zu beobachten begann, um daraus die Grundzüge poetischer Darstellung zu entnehmen. Die ersten

Lustspiele und Lieder, welche in Leipzig entstanden, geben einen bei einem Jünglinge seines Alters überraschenden Beweis von klarer Auffassung des Lebens und scharfem Blick in das Gewirr menschlicher Leidenschaft. Das Schäferspiel die Laune des Verliebten steht in Beziehung zu einer leidenschaftlichen Neigung, deren Gegenstand Käthchen Schönkopf (Annette) war, ein liebenswürdiges Mädchen, das er durch Eifersüchtelei gekränkt und sich entfremdet hatte. Das kunstvoll angelegte Lustspiel die Mitschuldigen verräth die realistische Tendenz seiner dramatischen Dichtungen, indem die sittlichen Gebrechen des socialen Lebens zu einer nicht eben erquicklichen Anschauung gebracht werden. Die erste Sammlung seiner kleinen Lieder, welche 1769 (mit der Jahrzahl 1770) unter dem Titel „Neue Lieder" im Breitkopf'schen Verlage erschienen, athmen noch nicht die Frische seiner nachmaligen Lyrik, sondern verrathen noch den Zögling der Anakreontiker und Wieland's, der ihm damals noch als hohes Muster galt.

Für die Ausbildung seines künstlerischen Talents, das bereits in seinen Knabenjahren mit großem Erfolge geübt worden war, zeigte sich der Aufenthalt in Leipzig sehr günstig. Seine Uebungen unter der Anleitung des Malers Oeser so wie zu gleicher Zeit das Studium der Schriften Lessing's und Winckelmann's läuterten seine Kunstbegriffe, und die Betrachtung der Dresdner Bildergallerie entzündete ihn mit freudiger Begeisterung für die Schöpfungen der Meister.

Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Leipzig (1765—1768) nöthigte ihn der geschwächte Gesundheitszustand, die Folge eines Blutsturzes und einer dadurch entstandenen gefahrvollen schmerzhaften Krankheit, ins Vaterhaus zurückzukehren. Auf längere Zeit entzog ihm seine Kränklichkeit den frohen Genuß des Lebens und die heitere Stimmung, deren

er zur Dichtkunst bedurfte. Allein sie lehrte ihn zugleich Geduld und Selbstbeherrschung und machte ihn wieder empfänglicher für den Trost frommen Glaubens. Die sanften Einwirkungen des Fräuleins von Klettenberg, der mütterlichen Freundin seiner Jugend, machten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, und mehrmals klangen auf späteren Lebensstufen diese Erinnerungen in seiner Seele wieder. Die Zerstreuung durch mystisch-alchymistische Schriften und chemische Experimente regte den Trieb zu naturwissenschaftlichen Beschäftigungen an und ließ Manches zurück, was späterhin im Faust dichterisch verwendet werden konnte.

Aufs neue regte der jugendliche Frohsinn die muntern Flügel, als sich der junge Dichter mit gestärkter Gesundheit im Frühling des Jahres 1770 auf die Universität Straßburg begab, um seine juristischen Studien zu vollenden. Außer vielseitiger wissenschaftlicher Ausbildung, in der auch die Naturwissenschaft eine Stelle erhielt, fand er dort Freunde voll warmen Gemüths und echtdeutscher Gesinnung, einen Salzmann, Jung und Lerse, den er im Götz verewigt hat. Die Betrachtung des ehrwürdigen Münsters erschloß ihm den Sinn für die deutsche Vorzeit und trug dazu bei die Achtung vor den modernen französischen Kunstbegriffen mehr und mehr zu vernichten. Längere Zeit war es ihm vergönnt den Umgang und die Belehrung Herder's zu genießen, der im Herbst 1770 nach Straßburg kam, wo er durch seine Augenoperation den Winter über festgehalten wurde. Herder lehrte ihn die Poesie als die uralte Sprache der Menschheit erkennen, öffnete ihm den Schatz echter Volksdichtung, führte ihn zu Ossian und Shakspeare und befreite ihn von den dürren Theorieen der gelehrten Kunstdichtung. Zu gleicher Zeit erfüllte die Bekanntschaft mit Friederike Brion, der anmuthigen Pfarrerstochter zu Sesenheim, den jungen Dichter

mit der Fülle der Seligkeit einer ganz sich hingebenden Jugendliebe, und ungesucht klangen aus tiefstem Herzen die lieblichsten Lieder als die reinsten Naturlaute wahrer Empfindung hervor. Für sie übersetzte er Ossian's Lieder an Selma.

Der dichterische Genius in ihm hatte jetzt seine volle Selbstständigkeit gewonnen. Die Faustsage begann eine dramatische Gestalt zu gewinnen. Das Leben des Götz von Berlichingen fesselte ihn als das Bild eines edlen ritterlichen Mannes, der frei von dem Verderbniß und der Schwäche seiner Zeit kühn durch Hindernisse sich hindurcharbeitet und ihren Ränken mit männlichem Muthe entgegentritt. Shakspeare's Dramen erschienen ihm jetzt als das Ideal der Poesie; sie ergriffen ihn als das Buch, worin alles Große der Menschheit verzeichnet, alles Geheimniß des Lebens offenbart sei, als das Riesenwerk des weltdurchschauenden Dichtergeistes. Neben mannigfachen poetischen Entwürfen brachte Goethe seine Rechtswissenschaft zum Abschluß, um gegen den Herbst 1771 als Doctor der Rechte in seine Vaterstadt zurückzukehren, im Herzen die tiefempfundene Reue, in Friederiken Hoffnungen erregt zu haben, welche er sich nicht im Stande sah zu erfüllen; es war ein schmerzliches Scheiden, noch schmerzlicher die herzzerreißende Antwort, womit sie seinen schriftlichen Abschied erwiderte.

Nach der Rückkehr ins Vaterhaus war seine Abneigung gegen die juristische Praxis nicht geeignet, ihn in ein innigeres Verhältniß zu dem Vater zu bringen, zu dessen Plänen sein literarisches Streben nicht paßte. Die liebevollste Theilnahme verband ihn mit seiner Schwester Cornelia, welche ermunternd auf seine dichterischen Entwürfe einwirkte. Ein vielseitiger geselliger Verkehr verschaffte ihm Zerstreuung und Erheiterung, obwohl ihm übrigens das „aristokratisch-spießbürgerliche" Frankfurt wenig behagte. Durch die Brüder

Schlosser wurde er mit dem literarischen Kreise in Darmstadt bekannt, den wir schon in Herder's Leben kennen lernten. Er gewann die Freundschaft des Kriegsraths Merck, dessen freisinniges Urtheil ihm bei seinen ersten größeren dichterischen Productionen sehr zu Statten kam und auch in wichtigen Lebensmomenten durch gewichtigen Rath nützte. Gleichwie Herder, nahm Goethe Antheil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 und 1773, für die er mehr als dreißig Recensionen verfaßte. Seine freie geistige Richtung gab sich nicht minder in dem Aufsatze über altdeutsche Baukunst kund, in welchem er das Vorurtheil, womit man dazumal Alles, was Gothisch hieß, verachtete, mit patriotischem Sinne bekämpfte. Die erste Bearbeitung des Götz von Berlichingen wurde vollendet und der Kritik der Freunde vorgelegt.

In allem diesen erkennen wir die Strömung des neuen Geistes, von welchem die junge Literatur ergriffen war. Goethe stand wie Herder in ihrem Mittelpunct; er bemächtigte sich derselben mit dem Feuer einer genialen Jünglingskraft, aber zugleich auch mit der Besonnenheit und Klarheit einer echten Künstlernatur, welche nicht von der Richtung des Zeitalters beherrscht wird, sondern ihr die sichere Bahn vorzeichnet. Es lag ihm daher nicht daran, mit künstlich berechneten Effecten der Laune der Zeit zu schmeicheln; was er darstellte, mußte etwas Selbstempfundenes, Selbsterlebtes sein. Zu seinem empfänglichen Innern sprachen Leben und Welt stets auch mit den leisesten Tönen. Wenn auch manchmal leidenschaftliche Aufwallungen ihn fortzureißen drohten, so verlor er sich doch nie darin, und in der Beruhigung nach überstandenem Sturm fand seine Poesie die tief-innige Wahrheit, die herzgewinnende Gewalt, welche auch dem zartesten, einfachsten Liede eingehaucht ist.

Eine Liebesneigung, die eben so wie das Verhältniß zu Friederike einen Reichthum von Poesie in sich trug, erfüllte, zwischen Freud' und Leid wechselnd, Goethe's ganze Seele während des Aufenthalts in Wetzlar, wohin er sich im Frühling 1772 begeben hatte, um dem Wunsche des Vaters gemäß den Proceß am Reichskammergericht kennen zu lernen. Charlotte, die zweite Tochter des Amtmanns Buff, war mit jener Anmuth einer reinen, offenen Natur geschmückt, durch die Goethe's Wesen stets am lebhaftesten angezogen wurde. Als er sie kennen lernte, war sie bereits mit seinem Freunde Kestner, der sich als hannoverscher Gesandtschaftssecretär in Wetzlar aufhielt, verlobt; doch trennte nicht die leidenschaftliche Neigung Goethe's, nicht irgend eine argwöhnische Eifersucht das schöne Freundschaftsverhältniß; selbst der Schmerz des hoffnungslos Liebenden durfte offen gestanden werden und ward gemeinschaftlich getragen. Im September riß er sich durch einen edlen Entschluß aus dem Kreise los, an den ihn die seligsten Erinnerungen fesselten. „Ich bin nun allein", schrieb er in dem Briefe, welcher der Geliebten seinen Abschied meldete, „und darf weinen; ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus euren Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer."

Wenige Wochen, nachdem Goethe in Frankfurt wieder angelangt war, erfuhr er den Selbstmord Jerusalem's, eines jungen braunschweigischen Rechtsgelehrten, den er auf der Universität Leipzig kennen gelernt und nachmals in Wetzlar wiedergefunden hatte. Dies Ereigniß, das er sich von Kestner genau berichten ließ, ging ihm sehr zu Herzen, da es ihm den Blick über den Abgrund eröffnete, dem er selbst so nahe gewesen war. Noch war der letzte schwere Kampf zwischen Liebe und Entsagung zu überstehen, als im Beginn des Frühjahrs 1773 Kestner seine Braut heimführte. Was der

junge Dichter in Folge dieser Verhältnisse und Lebenserfahrungen empfunden und in sich durchlebt hatte, gewann nach und nach zugleich mit der beruhigteren Stimmung eine dichterische Gestalt. Zu dem Götz, der schon fast vollendet vorlag, gesellte sich der Roman Werther's Leiden; in diesen beiden Dichtungen concentrirte sich die ganze Stärke seiner genialen Jugendpoesie.

Das Drama Götz von Berlichingen, dessen zweite Bearbeitung im Jahre 1773 zu Stande kam, trat zur rechten Stunde ans Licht, um in ganz Deutschland von gewaltigster Wirkung zu sein. Mit der Freiheit Shakspearischer Form vereinigte sich die ritterliche Kraft, der biedere Sinn für Redlichkeit und Treue, für Wahrheit und Recht, das Selbstgefühl des wohlgesinnten freien Mannes. Das deutsche Drama warf die letzten Fesseln ab, die es eingeengt hatten; es war ein Stück vaterländischer Geschichte, ein Lebensgemälde voll deutscher Gesinnung.

Der kleine lyrisch-dramatische Roman Werther's Leiden, der, in demselben Jahre begonnen, im März 1774 seine Vollendung erhielt, faßte in ergreifender Schilderung die Gemüthszustände zusammen, durch die er sich hindurchgekämpft hatte, und führte sie, indem er dem Helden seiner Dichtung die Kraft der Entsagung entzog, durch die er selbst sich gerettet hatte, bis zu jener Lebensmüdigkeit, welche Jerusalem's letzte Tage umdüstert und ihm den Entschluß freiwilligen Todes eingegeben hatte. Das Zeitalter litt an sentimentaler Ueberspannung; es war ein großes Mißverhältniß entstanden zwischen den Ansprüchen der Subjectivität und den politisch-socialen Zuständen der Gegenwart. Goethe schilderte diese Krankheit mit tiefem Verständniß ihres Werdens und Wachsens und ergriff durch die individuelle Wahrheit seines Seelengemäldes die Mitlebenden mächtiger, als je mit irgend

einer seiner späteren Dichtungen. Aus einer ähnlichen Quelle individueller Seelenerfahrungen erwuchs eine dritte größere Dichtung; mehrere Scenen im ersten Theil des Faust, namentlich der Monolog im Eingang und die Gretchen-Scenen, entstanden gleich nach dem Werther und bildeten den jungen Stamm, welcher, auf verschiedenen Lebensstufen gepflegt, nach und nach zum stattlichsten Baum heranwuchs, um sich zu der genialsten Production unsers Dichters zu gestalten. Daneben entstand in rascher Ausführung das bürgerliche Trauerspiel Clavigo, eine Darstellung des sentimentalen Schwankens im Conflict mit dem welterfahrenen Verstande und der Macht äußerer Lebensverhältnisse, vortrefflich in einzelnen Theilen, ohne in seiner beschränkten Sphäre den höchsten Anforderungen der Poesie genügen zu können.

Nicht lange jedoch verweilte seine poetische Darstellung bei den vom thätigen Leben sich abwendenden Seelenzuständen. In den Entwürfen und Scenen des Cäsar, Mahomet und Prometheus suchte er vielmehr die weltbeherrschende Gewalt des begabten Genius, die schöpferische Thatkraft großer, energischer Charaktere zur Anschauung zu bringen. Daneben warf die humoristische Laune das Gewand des altdeutschen Fastnachtsspiels um sich, um die Thorheiten des Lebens im lustigen Schwank zu belächeln. Manches knüpfte sich unmittelbar an die Erlebnisse des Tags. „Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen." Die derbe Realität des Hans-Sachsischen Humors war zu solchen kleinen

Genrebildern, deren Zeichnung an niederländische Malerei erinnert, vortrefflich geeignet. Nachdrücklich richten sie die Waffe des Spottes gegen sentimentale, heuchlerische Schönthuerei und flache Aufgeblasenheit. Wie er gegen orthodoxes Kirchenthum und Priesterherrschaft Front macht, eben so gegen den Berliner Rationalismus; in letzterer Hinsicht ist der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes verdeutscht durch Dr. K. F. Bahrdt" (1774) zu erwähnen. Das Fastnachtsspiel vom Pater Brey dem falschen Propheten ist gegen den empfindsamen Leuchsenring gerichtet, den wir aus Herder's Leben kennen. Satyros oder der vergötterte Waldteufel persiflirt die cynischen Vertreter des Rousseau'schen Naturalismus. Götter, Helden und Wieland ist eine geniale Parodie von Wieland's weichherziger Modernisirung altgriechischer Mythen mit besonderer Beziehung auf dessen vielgepriesene Oper Alceste. Im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern faßte er das Getümmel eines Jahrmarkts unter universellerem Gesichtspuncte auf, indem er mit leichtem Humor auf die bunte Bühne des Lebens hindeutet.

Die geistigen Interessen zogen um Goethe einen weiten Kreis und brachten ihn mit den bedeutendsten Männern der Literatur in Verbindung. Mit Herder vereinigte ihn aufs neue dessen Besuch in Darmstadt und das Erscheinen der „ältesten Urkunde rc.", das ihm als „eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt" erschien. Mit Lavater in Zürich ward ein Freundschaftsverhältniß eingeleitet, das durch dessen Besuch in Frankfurt und durch gemeinschaftliche Sommerausflüge in die Rheingegenden sich zur innigsten Vertraulichkeit und Herzensgemeinschaft steigerte. Goethe nahm lebhaften Antheil an Lavater's religiöser Beschaulichkeit und an den psychologischen Problemen,

welche dessen Physiognomik zu lösen suchte. Durch die Anregung zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen war sie für Goethe's Geistesentwickelung nicht ohne Bedeutung.

Auf der Reise am Rhein schloß Goethe den Bund der Freundschaft mit Friedrich Heinrich Jacobi und begeisterte sich mit ihm in tiefeingehenden Unterredungen für die höchsten Aufgaben philosophischer Speculation, deren Mittelpunct Spinoza war, damals des Dichters Liebling. Auch mit den Jünglingen des Göttinger Dichterbundes stand er in Verbindung und nahm Theil an dem Musenalmanach, durch den viele seiner kleineren Poesieen zuerst ins Publicum drangen. Klopstock, der an Goethe's erstem Aufstreben größere Freude fand als an seiner nachmaligen Entwickelung, war zweimal sein Gast in Frankfurt auf den Reisen nach und von Karlsruhe; er las ihm die bis dahin fertig gewordenen Scenen des Faust vor und freute sich seines beifälligen Urtheils. Bald nach dessen erstem Besuche machte der junge Dichter im December 1774 die durch von Knebel vermittelte persönliche Bekanntschaft mit dem Prinzen Karl August von Weimar, nicht ahnend, wie folgenreich sie für sein Leben sein werde.

Wenige Monate darauf schien die Zeit gekommen zu sein, durch ein inniges Liebesverhältniß die Wünsche seines Herzens zu befriedigen und das Glück der Zukunft zu begründen. Das Verlöbniß mit Lili (Elisabeth) Schönemann, der feingebildeten, glänzend erzogenen Frankfurterin, brachte ihm einen Frühling voll der schönsten Liebes- und Lebenshoffnungen. Poetische Blüthen jener schönen Tage waren die Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villabella in ihrer ersten Form, sowie das „Schauspiel für Liebende" Stella, das Gemälde der weiblichen Liebesschwärmerei. Doch trübten sich sehr bald die Aussichten der Lie-

benden, da die beiderseitigen Familien der Verbindung nicht günstig waren. Um einem peinlichen Verhältniß auszuweichen, machte Goethe im Sommer des Jahres 1775 seine erste Schweizerreise, zum Theil in Gesellschaft der Grafen Stolberg. Auf der Hinreise sah er zum letztenmal seine geliebte Schwester, die zu Emmendingen als Gattin Georg Schlosser's ein freudenarmes Dasein lebte, „abgeschnitten" — wie sie in einem ihrer Briefe klagt — „von Allem, was gut und schön in der Welt ist"; sie starb zwei Jahre darauf. Lange verweilte er in Zürich im Genusse der schönen Umgebung und des herzlichen Umgangs mit seinem geliebten Lavater. Er durchwanderte dann die innern Cantone bis zur Höhe des Gotthard, von wo er sich wieder über Zürich heimwärts wandte.

Noch war das Band, das ihn an Lili fesselte, nicht zerrissen, noch schienen alle Hindernisse überwindlich zu sein, und es folgten noch einige Wochen hoffnungsvollen Liebesglücks. Allein die ersten Tage des Herbstes brachten die Entscheidung. Nach langem inneren Kampfe riß er sich von einer Liebe los, welche nach dem Geständniß, das ihm das lebhafteste Nachgefühl spätester Erinnerung eingab, die heißeste und wahrste seines Lebens gewesen ist. In diese aufgeregte Zeit fallen als poetische Arbeiten einige Scenen zum Faust, der Entwurf des Egmont und eine Uebersetzung des Salomonischen Hohenliedes. Sein Entschluß war gefaßt, die Vaterstadt auf eine Zeitlang zu verlassen; der von dem Vater längst begünstigte Plan einer italienischen Reise sollte in Ausführung gebracht werden. Jedoch gab er zunächst der dringenden Einladung zu einem Besuch am weimarischen Hofe nach und langte am 7. November in der Frühe des Morgens in Weimar an. Ueber die Zukunft seines Lebens war entschieden.

In Weimar empfing ihn ein hochsinniger Fürst, der mit dem Vorsatz, die geistige Thätigkeit um sich zu beleben und Großes zu schaffen, seine Regierung antrat, ein Hof, an welchem unter dem Einflusse der geistvollen Anna Amalia, die lange Zeit während der Unmündigkeit Karl Augusts die Regentschaft geführt hatte, das gesellschaftliche Leben die Schranken der Fürstenetikette zu durchbrechen und sich mit dem Reiz poetischer Genialität zu schmücken begann, endlich ein Frauenkreis, welcher Schönheit und Anmuth mit der Empfänglichkeit für jede Art geistiger Bildung verband, in seiner Mitte die jugendliche Herzogin Luise, die der Dichter als das Ideal der reinsten Weiblichkeit verehrte, neben ihr Charlotte von Stein, deren edles, tiefes Gemüth den jungen Dichter gleich nach seiner Ankunft so lebhaft anzog, daß sie nicht wenig dazu beitrug, ihn mehr und mehr an Weimar zu fesseln; das innige Verhältniß, das ihn mit ihr verband, steigerte sich von zärtlich-leidenschaftlicher Neigung zu idealer Freundschaft. Auch treffliche Männer gewann er zu Freunden; wir erwähnen nur Knebel, der bis zum Ende des Lebens stets sein treuer Gefährte blieb, Wieland, der ihm bei seinem ersten Eintritt in den weimarischen Kreis mit der Wärme einer jugendlichen Aufwallung und in dem Entzücken über „das größte, beste, herzlichste Wesen, das Gott geschaffen hat", jede Kränkung, die ihm von der übersprudelnden Jugendlaune „des wunderbaren Knaben" widerfahren war, augenblicklich vergessen hatte. Bald trat auch Herder hinzu, zwar spröderer Natur, doch von großer Bedeutung für die geistige Entwickelung unsers Dichters. Schnell sah sich der liebenswürdige Gast so von freundlichen Banden umwebt, daß er seine Zukunft an Weimar zu knüpfen entschlossen war. Er trat im Jahre 1776 unter dem Titel eines Legationsraths in den weimarischen Staatsdienst, der vertraute Freund und

anfänglich viel beneidete Günstling des Herzogs. An Lavater schrieb er: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, vollentschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ Dies Bild führt sein Gedicht „Seefahrt“ mit individueller Beziehung weiter aus.

Für Poesie und Kunst regte sich am weimarischen Hofe bereits ein sehr lebhaftes Interesse. Es war vornehmlich Wieland's Verdienst, daß diese Neigung zu geistreicher Unterhaltung und literarischem Genusse nicht, wie an andern deutschen Höfen, die Richtung zur französischen Literatur nahm. Goethe rief gleich mit seinem Erscheinen ein genialeres Leben hervor und begegnete darin dem inneren Drange des jungen Herzogs, die Bahn des Gewöhnlichen zu verlassen. Auch im Kreise der Frauen machte sich das Bestreben geltend, das Alltägliche mit den Reizen der Poesie zu schmücken. Freie Uebung der Kräfte, unbegrenzte Bewegung des Geistes in den verschiedenartigsten Sphären, Losgebundenheit von den Fesseln der Etikette erschien als höchster Genuß des Daseins. Die Excentricitäten der ersten Jahre waren nur der gährende Most, aus dem sich in kurzem der edelste Wein abklärte.

Da mit dem Schloßbrande von 1774 auch das Theater, auf dem Wieland nicht lange vorher seine Alceste vorgeführt hatte, niedergebrannt war, so wurden die dramatischen Aufführungen vor der Hand durch ein Liebhabertheater ersetzt, auf welchem Alles, was die vornehme Gesellschaft Weimar's an Talenten hatte, und selbst Personen des Hofes die Rollen übernahmen. Goethe's dichterische Thätigkeit war besonders dahin gerichtet; er setzte die Stücke in Scene, brachte seine „Mitschuldigen“ zur Aufführung und schrieb für die kleine Gesellschaft die dramatischen Kleinigkeiten die Geschwister, Lila und den Triumph der Empfind-

samkeit. Die Lustschlösser Tiefurt und Ettersburg waren Zeugen mancher lustigen Festtage, auf deren sinnreiche Ausschmückung der poetische Humor unermüdlich bedacht war. Doch regte sich in Goethe's Seele auch mitten im Gewühl der festlichen Zerstreuungen das tiefere Verlangen nach stiller Zurückgezogenheit, nach der traulichen Abgeschiedenheit zwischen Wald und Gebirge. Sein einsam gelegenes Gartenhaus ward ihm ein paradiesisches Plätzchen, in welchem er Bäume und Blumen mit Gärtnersorgfalt pflegte. Ilmenau, im Innern des Thüringerwaldes reizend versteckt, war für ihn und den Herzog ein Lieblingsaufenthalt. Die Harzreise im Winter (29. Nov. — 16. Dec. 1777) im strengsten Incognito, auf der er dem von Schwermuth gedrückten Plessing einen Beweis rührender Theilnahme gab, gewährte ihm die seligsten Stunden, vor Allem, als er von der Höhe des schneebedeckten Brockens auf die weite Winterlandschaft hinabblickte. Schal erschien ihm dagegen das Leben und Treiben in der Residenzstadt Berlin, die er 1778 in Gesellschaft des Herzogs besuchte. Er war weit davon entfernt, im Hofleben zu erschlaffen; sein Geist war am Weimarer Hofe freier und fesselloser, als in der Enge der altväterischen reichsstädtischen Sitten seiner Vaterstadt.

Für das Weimarer Land war er inzwischen keineswegs müssig. Manches ward durch seinen vielvermögenden Rath angeregt und ins Leben gerufen. Er suchte das Ilmenauer Bergwerk wieder in Gang zu bringen und lernte zu dem Ende den Bergbau am Harz aus eigener Anschauung kennen. Im Jahre 1778 begann er die Umgestaltung der Parkanlagen bei Weimar, die der kleinen Residenz noch jetzt als schönster Schmuck der Natur dienen. Einen größeren Geschäftskreis übernahm er mit dem Beginn des Jahres 1779, wo er sich die Kriegs- und Wegbaucommission übertragen ließ.

Es kam für seine dichterische Thätigkeit ein günstiger Umstand hinzu, daß er durch amtliche Verrichtungen häufig von Weimar fortgeführt wurde; fern von der Residenz nahte ihm die Muse am willigsten. Auf seiner ersten Inspectionsreise ward der größte Theil der schon seit längerer Zeit entworfenen Iphigenie in Tauris in ihrer ersten, prosaischen Form ausgearbeitet; am dritten Ostertage 1779 fand die erste Aufführung auf dem Weimarer Liebhabertheater statt. Corona Schröter, die auf Goethe's Veranlassung als Kammersängerin für Weimar gewonnen war, eine schöne Erscheinung und eine talentvolle Darstellerin auch im recitirenden Drama, war eine würdige Vertreterin der jungfräulichen Priesterin. Goethe trat in der Rolle des Orest auf und erregte durch seine Darstellung sowie durch seine vom antiken Costüm gehobene männliche Schönheit die allgemeinste Bewunderung. „Nie werde ich den Eindruck vergessen", äußert der Arzt Hufeland ein halbes Jahrhundert hernach, „den er als Orestes im griechischen Costüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Goethe." In der Idee dieses Drama's tritt die innere sittliche Beruhigung seines in vielfachen Stürmen und Kämpfen umgetriebenen Gemüths so klar hervor, daß es gewissermaßen am Eingange einer neuen Lebensepoche steht; maßvolle Haltung ward jetzt der leitende Grundsatz seines Lebens. Charlotte war für ihn eine Iphigenie geworden, die Besänftigerin, wie er sie in seinen Briefen nennt; sie hat dem Bilde der griechischen Priesterin ihre Züge geliehen, obschon man in Weimar die junge Herzogin darin zu erkennen glaubte, deren edle sittliche Haltung dem hier aufgestellten Bilde reiner Weiblichkeit nicht minder entsprach.

In demselben Jahre, gerade als er sein dreißigstes Lebensjahr beschloß, ward er zum Geheimrath ernannt und begleitete im Spätherbst seinen fürstlichen Freund auf einer Reise durch Süddeutschland und die Schweiz; die Naturgenüsse der Jura- und Alpenlande sowie vielfache winterliche Reiseabenteuer sind uns in meisterhafter Darstellung von seiner Hand geschildert. Das Singspiel Jery und Bätely war die poetische Blüthe der von der Schweizerlandschaft erregten idyllischen Stimmung. Nach der Rückkehr erkannte man allgemein, daß mit dem Herzog eine glückliche Veränderung vorgegangen war; man sah ein, daß Goethe mit weiser Leitung ihn seiner fürstlichen Bestimmung entgegengeführt habe. Die Früchte des idealen Strebens, das beide erfüllte, reiften bald zum Segen des Landes heran. Mit vollem Rechte konnte Goethe damals von sich sagen: „Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen; sie können nichts davon sehen und hören.“ In sein Tagebuch schrieb er zum Schluß des Jahres die Bemerkung: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und Andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“ In der Stimmung, mit der er und der Herzog nach der Schweizerreise eine neue Bahn des Lebens vor sich sahen, faßten sie den Entschluß, sich in den Bund der Freimaurer aufnehmen zu lassen (1780). Er hatte die Freude, seinen fürstlichen Freund täglich mehr „wachsen“ und sich von falscher Richtung frei machen zu sehen. Im Hinblick auf ihn faßte er damals den Vorsatz, das Leben des kühnstrebenden Bernhard von Weimar zu beschreiben;

doch ließ er den Plan bald wieder fallen, da sich aus der verworrenen Zeit des dreißigjährigen Kriegs das Lebensbild des Helden nicht klar hervorheben ließ.

Zugleich nahm ihn auch ein buntes Gewühl von Zerstreuungen und Geschäften in Anspruch, so daß er äußert, „es sei in seinem Kopfe wie in einer Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Oel gestoßen wird." Manchmal sah er sich auch zu seinem Verdrusse durch die Vergnügungen am Hofe gezwungen, „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit zu schmücken." Für die Ettersburger Sommerlust schrieb er die humoristische Posse die Vögel nach Aristophanes. Wie ein Stern des Trostes und der Beruhigung leuchtete ihm mitten in dem Gewirr des Lebens die Seelenverbindung mit Frau von Stein, welche sich zur zartesten Harmonie gesteigert hatte. Der reinste Ausdruck derselben wurden die beiden ersten Acte des Tasso, welche 1780 und 1781 verfaßt wurden. Daneben wuchs die Bearbeitung des Romans Wilhelm Meisters Lehrjahre, welcher, 1777 entworfen, sich wie ein rother Faden durch einen langen Lebensabschnitt hindurchzieht. Endlich nahm auch das Studium der Naturwissenschaften, zu denen ihn seit seiner Jugendzeit ein innerer Trieb hinzog, mehr und mehr eine wissenschaftliche Gestalt an. Mineralogie, Botanik, Geologie und Anatomie wurden nach und nach in den Kreis der Beobachtung und Untersuchung gezogen. In Folge dieser Geistesrichtung entstand der Entwurf zu einem Roman über das Weltall. Auch in der höheren weimarischen Gesellschaft erwachte ein höheres Interesse an wissenschaftlicher Unterhaltung, da auch der Herzog die Liebe zu naturwissenschaftlichen Forschungen theilte.

Das Jahr 1782 führte für Goethe neue Veränderungen in seinem Wirkungskreise herbei. Er wurde durch kaiserliches

Diplom in den Adelstand erhoben und übernahm, wenn auch nur interimistisch, nach Entlassung des Kammerpräsidenten von Kalb, der sich in seiner Geschäftsführung viel hatte zu Schulden kommen lassen, das Kammerpräsidium d. h. die Leitung des Finanzwesens. Der Amtsgeschäfte waren jetzt so viele und darunter so unerquickliche, daß er größeren poetischen Arbeiten fast ganz entzogen ward. Tasso wurde nicht fortgesetzt; eine bald darauf angefangene Tragödie Elpenor kam nicht über die ersten Acte hinaus; Egmont, dem zur Vollendung nur noch die letzte Hand fehlte, blieb wieder liegen. Nur das liebliche Singspiel die Fischerin, welches, im Freien im Garten zu Tiefurt an der rauschenden Ilm aufgeführt, das Fest eines Sommerabends schmückte, ward mit künstlerischer Gewandtheit rasch hingeworfen. Uebrigens war das Interesse für das Liebhabertheater erloschen. Seit 1784 spielte in Weimar die Schauspielertruppe des Wieners Belluomo, zu der Goethe als Dichter außer Beziehung blieb. Indeß verlor sich nicht ganz die Liebe zu dramatischen Arbeiten. Das Singspiel Scherz, List und Rache, das er für die Composition seines Freundes Kayser bearbeitete, hielt ihn lange beschäftigt; doch war er in dieser Dichtung nicht glücklich, indem sie sich trotz aller angewandten Mühe nicht zu einem anziehenden Drama gestaltet hat. Die Bearbeitung des Wilhelm Meister geht langsam nebenher und hatte von vornherein die Bestimmung, des Dichters Erfahrungen und Beobachtungen von Welt und Leben in sich aufzunehmen, so daß ihm manche zerstreuende Ausflüge, z. B. nach Gotha, Leipzig, Dessau zugleich durch das Material, das sie seinen Schilderungen liehen, von Nutzen waren.

Eine Reise in den Harz im Jahre 1784 diente ihm vornehmlich zur Erweiterung seiner naturwissenschaftlichen Kenntniß, und die daran sich knüpfenden Besuche in Göttingen und

Cassel, wo er mit Georg Forster und Sömmering zusammentraf, waren der Beginn der mehr und mehr sich erweiternden Freundschaftsverbindungen mit den ausgezeichnetsten Forschern auf dem Gebiete der Naturwissenschaft. Jetzt trat er auch den Naturforschern an der Landesuniversität Jena näher, trieb mit Loder Anatomie und ward von Büttner in botanischen Untersuchungen unterstützt. Die osteologischen Studien, deren ersten Keim wir schon in der Mitarbeit an Lavater's Physiognomik erkennen, worin ihm fast Alles, was dort von Thierschädeln gesagt wird, angehört, führten ihn 1784 zu der Entdeckung, daß der Mensch ebenfalls einen Intermaxillarknochen habe, den man bisher nur in der Knochenbildung der Thiere glaubte nachweisen zu können. Er legte seine Ansicht in einer besondern Abhandlung der gelehrten Welt vor, ohne für sie viel Anerkennung zu finden, bis nachmals die Naturforschung sie bestätigt hat. Die Ansprüche, welche Oken auf die Priorität der Entdeckung erhoben hat, sind als beseitigt anzusehen.

Still und ernst war Goethe geworden; allein sein Herz um so inniger und wärmer. In seinem Leben giebt es kaum einen andern Zeitraum, in welchem sein Gemüth in solchem Maße seinen höchsten Genuß in der Hingebung an die erwählten Freunde findet. Seine Liebe zu Frau von Stein besteht in ungetrübter Harmonie, beglückt durch das Gefühl ewiger Dauer; ihren Sohn Fritz liebte und erzog er wie seinen Sohn. Mit Herder, von dessen Umgang er in den ersten Jahren — mehr durch Herder's als durch seine Schuld — fern gehalten war, verband ihn seit 1781 die herzlichste Freundschaft. Auf die ersten Bände von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit ist viel von Goethe's Geist und Naturforschung übergegangen, und nicht minder giebt manche Goethe'sche Dichtung von Herder's Einfluß Kunde. Wäre das

religiös-didaktische Epos die Geheimnisse vollendet worden, so besäßen wir das vollgültigste Zeugniß für Goethe's liebevolle Anerkennung der Herder'schen Humanitätsidee. Goethe wollte in dieser Dichtung, von der wir nur einen vielversprechenden Eingang besitzen, an zwölf trefflichen Männern „die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden" zur Anschauung bringen. Alle bestreben sich, die Idee der höchsten humanen Ausbildung zu verwirklichen und haben sich daher einen Oberen, Humanus erwählt. „Hier würde sich denn gefunden haben" — so fährt der Dichter in der Erörterung seines Entwurfes fort — „daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben." Man sieht, Goethe vermochte auch jetzt noch die Mystik eines Lavater in Ehren zu halten; allein er war an dem Charakter des einst so hochverehrten Mannes irre geworden, und zog sich, gleichwie Herder, von ihm zurück; ihr letztes Wiedersehen zu Weimar im Sommer 1786 war ein Scheiden für immer.

Knebel, der unwandelbar treue Herzensfreund, theilte mit Goethe, noch lebhafter als Herder, die Liebe zu mineralogischen und geologischen Untersuchungen. Mit ihm machte Goethe mehrere mineralogische Excursionen durch den Thüringer Wald und ins Fichtelgebirge. Einen besonders reichen Stoff für diese Studien fand er in Karlsbad, welches er zum

erstenmale 1785 zur Stärkung seiner Gesundheit besuchte, von dort aus die benachbarten Gebirgsgegenden durchstreifend. Im folgenden Jahre wiederholte er diesen Badeaufenthalt, den der Herzog mehrere Wochen hindurch mit ihm theilte, und benutzte die Muße zur Redaction einer Gesammtausgabe seiner Werke, deren Verlag Göschen in Leipzig übernommen hatte. Die Zusammenstellung der ersten Bände ging leicht von Statten, indem Herder's Mitwirkung ihm bei der Revision treulich zur Seite stand. In den vollendeten Werken wurde absichtlich keine bedeutende Veränderung gemacht; eine Ergänzung und Verbesserung des Werther hatte er schon vor einigen Jahren vorgenommen. Für die fragmentarischen Dichtungen wollte er noch die Muße nutzen, zu der ihm die Reise nach Italien Aussicht bot.

Schon seit längerer Zeit hatte er der Ausführung dieses Lieblingsplans, der ihn schon in seinen Jugendjahren beschäftigt hatte, sich entgegengesehnt. Jetzt war für ihn die geeignetste Epoche gekommen, die Last der Geschäfte von sich zu werfen und eine Zeitlang ganz seinem Genius zu leben. Nur der Herzog, der ihm bereitwillig den erforderlichen Urlaub bewilligt hatte, war im Vertrauen. Um nicht durch eine hemmende Reisegesellschaft dem eigentlichen Zweck seiner Reise entzogen zu werden, hatte er seinen Freunden den Plan verheimlicht und verrieth seine Absicht erst, als er den Boden Italiens betreten hatte. In der Frühe des 3. Septembers 1786 verließ er Karlsbad und reiste unter angenommenem Namen im strengsten Incognito, ohne auch nur einen Bedienten mitzunehmen, rasch über München durch Tyrol, hochbeglückt, als ihm zwischen den fruchtprangenden Ufern des Gardasees die Sonne Italiens entgegenlächelte.

Wie der Jüngling mit offenem Auge, Genuß und Entzücken aus allem Schönen in sich aufnehmend, in die Welt

geblickt, wie sein jugendfrischer Geist nach allen Seiten hin seine Kräfte geübt und Nahrung aus den verschiedenartigsten Gebieten des menschlichen Wissens geschöpft hatte, so tritt uns Goethe auf Italiens Boden verjüngt entgegen. Die lebendige Empfänglichkeit ist noch die nämliche; aber er ist geheilt von allen falschen Bestrebungen, richtet mit klarem Bewußtsein den Blick auf das Ziel, das er in den Lehrjahren, durch die er sich hindurchgearbeitet hatte, als für ihn bestimmt, als seinen Geistesanlagen angemessen erkannt hatte. Ueber sein Gemüth breitete sich die schönste Harmonie des Daseins, dem heitern, von sanftem Farbenduft umwebten Himmel des Südens vergleichbar. Die Reize der Natur wie des bewegten Volkslebens, die dort aufgehäuften vollendeten Schöpfungen der Kunst, Alles wirkte zusammen, seinen Geist in beständiger Spannung und Thätigkeit zu erhalten und seinen dichterischen Sinn zum Urquell des Schönen hinzuführen. Selbst für die mit hohem Ernst begonnenen wissenschaftlichen Untersuchungen nützte er jede ihm dargebotene Gelegenheit, den Kreis seiner Anschauung und Forschung zu erweitern. An einer Fächerpalme im botanischen Garten zu Padua (sie ist jetzt mit der Inschrift palma di Goethe bezeichnet) entwickelte sich ihm klarer der Gedanke, „bei dem er in seiner botanischen Philosophie stecken geblieben war", daß man sich alle Pflanzengestalten aus einer Urpflanze entwickeln könne, der Gedanke der Metamorphose der Pflanze, an den seitdem alle seine botanischen Untersuchungen anknüpften. Wie weit er indeß die Peripherie seiner Geistesthätigkeit ziehen mochte, der größte Gewinn fiel doch der Poesie zu, die er zuletzt als die eigentliche Naturbestimmung seines Genius erkennen mußte.

Seine Iphigenie begleitete ihn auf dem Wege nach Rom. Am Gardasee schrieb er die ersten Zeilen der metrischen

Umarbeitung, für die er sich, so schwierig sie war, entschieden hatte. In Venedig wie in Rom widmete er dieser seelenvollen Dichtung die ruhigen Morgenstunden, bis das Gewühl des Tages ihn ins Volksleben zog oder im Anschauen der Kunstschätze beschäftigt hielt und ermüdete. Auf einige Zeit ward die Arbeit unterbrochen durch die Ausbildung des Entwurfs einer Iphigenie in Delphi, welche Iphigeniens Zusammentreffen mit der leidenschaftlichen Elektra zu schildern hatte. Doch trat bald der neue Plan wieder in den Hintergrund und wäre unstreitig nur bis zu einem Bruchstücke gediehen, wie Elpenor und bald hernach die Nausikaa, an die ihn nur ein vorübergehendes Interesse fesselte.

Auf der Hinreise nach Rom, dem vornehmsten Zielpunct seiner Reise, vermochte nur Venedig, das durch seine Lage, seine alterthümlichen Prachtbauten und seine unerschöpflichen Meisterwerke der Kunst auch auf unsern Dichter eine überwältigende Anziehungskraft ausübte, ihn so lange festzuhalten, daß er ein umfassendes Bild der vormaligen Königin des Meeres mit sich forttrug. Florenz berührte er nur flüchtig, um sich für die Rückreise ein sorgfältigeres Studium seiner Kunstschätze vorzubehalten. Am 28. October betrat er das ersehnte Rom und versenkte sich mehrere Monate hindurch mit ganzer Seele in das Anschauen seiner Herrlichkeiten, beglückt in dem Gedanken, gleich einem Neuling in der Kunst umzulernen; von allen Anforderungen an das gegenwärtige Rom absehend, war er stets nur bemüht, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben.“ Von der Klarheit und Befriedigung, in welcher er jetzt lebte, hatte er lange kein Gefühl gehabt. Kenntnißreiche Freunde, wie Tischbein und Moritz, gingen ihm bei seinen antiquarischen Studien fördernd an die Hand oder verschönerten ihm, wie die Malerin Angelica Kaufmann, durch ihren Umgang den Aufenthalt

Das beliebte Incognito war nicht mehr festzuhalten. In Folge der Bekanntschaft mit römischen Dichtern ward der Verfasser des Werther am 4. Januar 1787 mit einem schmeichelhaften Diplom in die Dichtergesellschaft der Arcadia aufgenommen.

Wie in Venedig, pflegte er auch in Rom die Frühstunden der Iphigenie zu widmen und gelangte mit Anfang des Januars zum Abschluß, so daß er dies „sein Schmerzenskind" an die Freunde in der Heimat absenden konnte; denn mehr für diesen erwählten Kreis, als für die deutsche Nation hatte er sich der Mühe der Umarbeitung unterzogen. Jedoch vermochten sich diese in die neue metrische Form nicht gleich zu finden; es hatte fast den Anschein, als hätten sie die Dichtung lieber in dem früheren Prosagewande zu sich zurückkehren sehen. Für die Nachwelt kann es darüber keinen Zweifel geben, daß das Drama erst durch die zweite Bearbeitung jene classische Gestalt erhalten hat, vermöge deren es als eines der vollendetsten Denkmale von Goethe's Dichtergeiste für alle Folgezeit dauert. Erst jetzt hatte der ideale Gehalt, die aus den Tiefen des Gemüths geschöpfte Innigkeit der Empfindung den entsprechenden Ausdruck, die reine Plastik der Charakterdarstellung erhalten. Neben dem weiblichen Ideal der Iphigenie, die als eine heilige, besänftigende Macht alles Streitende versöhnt und schlichtet, treten uns hochherzige Männercharaktere entgegen, kämpfend mit dem Geschick und siegend über seinen Widerstand und über sich selbst. Die Sprache fließt in so melodischen Tönen dahin, wie die deutsche Dichtung sie Jahrhunderte hindurch nicht gekannt hatte.

Nachdem Goethe im Februar noch die römische „Carnevalsthorheit" durchlebt hatte, reiste er in Tischbein's Gesellschaft nach Neapel und fühlte sich hier — noch glücklicher jetzt als in Rom — durch die Herrlichkeit der umgebenden Natur in das freudigste Entzücken versetzt.

„Neapel ist" — äußert er — „ein Paradies; jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es eben so, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch." Die üppige Pflanzenwelt, die stets wechselnde Fläche des Meers, die Farbenpracht des Himmels, das rege, überall Heiterkeit und Lebensgenuß athmende Volksleben, alles dies erfüllte mit immer neuen Bildern seine empfängliche Phantasie. Den Vesuv, der um diese Zeit in unruhiger Bewegung war, bestieg er mehrmals und machte in Gesellschaft von Freunden Ausflüge nach Pästum und zu den Ueberresten von Herculanum und Pompeji. Bei seinen Uebungen im Zeichnen, auf das er während seines Aufenthalts in Italien einen mehr als dilettantischen Fleiß verwandte, bediente er sich der Leitung des Malers Philipp Hackert, dessen strenges Urtheil ihn anspornte, sich des Technischen noch mehr als bisher zu bemächtigen.

In Begleitung eines jungen deutschen Landschaftsmalers, Namens Kniep, segelte Goethe in den letzten Märztagen nach Palermo ab, um durch einen Besuch des gepriesenen Siciliens seiner italienischen Reise den eigentlichen Schlußstein zu geben. In den köstlichen Frühlingstagen, die er in Palermo und vor Allem in dessen nächster Umgebung zubrachte, fand er fast Campaniens Reize noch übertroffen. Die heitersten Stunden verlebte er in dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede. Geschmückt mit der üppigsten Fülle von blüthenreichen Oleandern, Citronenbäumen und andern Baumgruppen des Südens, die von großen Bassins, worin Gold- und Silberfische spielten, unterbrochen wurden, umspült von der plätschernden Welle des dunkeln Meers, während über Land und Meer der glanzvolle Duft des wolkenlosen Aethers schwebte, erschien er ihm wie ein Zaubergarten und entrückte ihn in eine poetische Welt. Er eilte sich einen

Homer zu kaufen; die Odyssee war ihm kein Gedicht mehr, sie schien ihm die Natur selbst zu sein. Tasso, dessen Plan er während der Ueberfahrt, selbst während der Plage der Seekrankheit durchdacht hatte, trat jetzt in seiner Vorstellung zurück. In seiner productiven Phantasie verwandelten sich die Homerischen Schilderungen von der glücklichen Insel der Phäaken in ein Drama; er entwarf die Nausikaa, die er im Geiste ganz durchgearbeitet hatte, ohne mehr als einige wenige Scenen niederzuschreiben. Mit nicht minder gespannter Geistesthätigkeit verfolgte er in Betrachtung der reichen Pflanzenwelt seine botanischen Ideen. Was er früher nur vermuthet und mit dem Mikroskop gesucht hatte, glaubte er in der Pflanzenwelt des Südens „mit bloßen Augen als eine zweifellose Gewißheit" zu sehen. Nachdem er die Insel durchkreuzt und rings umkreist hatte, am meisten verweilend bei den Ueberresten griechischer Bauwerke, begab er sich zum Fuße des Aetna, auf dessen Ersteigung er der frühen Jahreszeit halber verzichten mußte. Messina hatte sich noch nicht wieder aus den Trümmern erhoben, in welche das furchtbare Erdbeben von 1783 die schöne Stadt verwandelt hatte. Am 14. Mai schiffte er sich hier zur Rückreise nach Neapel ein.

Nach einer gefahrvollen dreitägigen Fahrt, auf der das Schiff, an dessen Bord er sich befand, nahe daran war an den Felsen von Capri zu scheitern, ankerte er wieder in der Bucht von Neapel. Dort verweilte er noch zwei Wochen und fuhr am 3. Juni „durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt halb betäubt hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb." In Rom, wo er am 6. Juni wieder anlangte, war er jetzt heimisch genug, um nicht mehr bloß im Anschauen zu leben; jetzt gab er dem lebhaft sich regenden Triebe zur technischen Ausübung der bildenden Kunst Raum: er bemühte sich „das Handwerk der

Sache zu lernen" und „seine Talente durchzuarbeiten." Insonders förderlich wurde ihm dabei der Umgang mit Heinrich Meyer aus Zürich, einem Kenner der Kunstgeschichte und Anhänger der Winckelmann'schen Kunstideen; diesen huldigte auch Goethe mehr und mehr. Das Schönheitsideal der Griechen ward nach Winckelmann's Auffassung das Grundprincip seiner Ansichten von der bildenden Kunst wie seiner eigenen theoretischen und praktischen Bestrebungen und gab in gleichem Maße seiner Poesie die entschiedene Richtung zur antiken Behandlung und Form.

Unter diesen Umständen war es eine schwere Aufgabe, den fast in allen Theilen vollendet vorliegenden Egmont nochmals so durchzuarbeiten, daß diese dramatische Dichtung ihm in der jetzigen Epoche seines Geistes genügte. Wir können die frühere Handschrift nicht vergleichen; doch läßt sich aus seinen Aeußerungen schließen, daß er mit diesem Werke eine bedeutende Umgestaltung vorgenommen habe. In einem seiner Briefe macht er die Bemerkung, kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht, als dieses; er wisse, was er hineingearbeitet habe. Im September konnte er die Handschrift an die Freunde in Deutschland absenden. Auch diesmal hatte er es nicht Allen recht machen können. Schiller's Recension ist Beweis genug, wie kühl sich selbst ebenbürtige Geister einem Goethe'schen Meisterwerke gegenüber vernehmen ließen. Doch gestand der sonst schwer zu befriedigende Herder, ihn habe dies Drama Scene für Scene in seiner tiefen, männlich gedachten Wahrheit fast zu Boden gedrückt. Mit diesen Worten trifft er gerade den Kern des Stücks. Es weht in allen seinen Theilen die vom Gefühl der Freiheit und persönlichen Würde, von dem Bewußtsein reiner Zwecke getragene Männlichkeit. Der Held ist mehr ein liebenswürdiger Mensch, denn ein großer

politischer Charakter, eine edle Natur, welche auf das Intriguenspiel, das ihn umgarnt, und die Tyrannenlaune stolz herabsieht und dem Tode kühn ins Auge blickt. Ein biederes thätiges Volk steht vor uns in den entscheidendsten Momenten, wo es sich um seine höchsten Güter, um seine Selbstständigkeit und seine von den Ahnen ererbten Rechte handelt; dagegen führt uns Clärchens Liebe in die trauliche Welt des Gemüths, in die der Widerstreit der Leidenschaften nicht hineinreicht, bis auch diese durch das allgemeine Geschick verschlungen und zertrümmert wird. Es verbindet sich in dieser dramatischen Dichtung die lebenvolle jugendfrische Auffassung geschichtlicher Begebenheiten, welche Goethe in der früheren Epoche eigen war, mit der Idealität und klaren künstlerischen Behandlung, welche die italienischen Kunststudien in ihm ausgebildet hatten.

In den Herbst- und Wintermonaten widmete Goethe seine poetische Muße der Umgestaltung seiner älteren Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villabella, die in ihrer ersten flüchtig hingeworfenen Form keineswegs den Anforderungen, die er jetzt bei der Herausgabe seiner Schriften an sich stellte, genügen konnten. Die lieblichen Lieder wurden beibehalten, aber der Dialog ward durchweg umgearbeitet und erhielt metrische Form. Gleichwohl möchte man wünschen, die darauf gewandte Mühe wäre einem größeren und anziehenderen Stoff zu Theil geworden. In Erwin ist die matte Handlung kaum einer so schönen Form werth. Höheren poetischen Werth hat das Singspiel Claudine, über das der heitere Himmel, die warme Sommernacht Siciliens sich ausbreitet. Ferner wurde die kleine Dichtung Künstlers Erdenwallen wieder durchgearbeitet und Künstlers Apotheose hinzugefügt. Auch an die kleineren lyrischen Gedichte ward die bessernde Hand gelegt. Die Faustdichtung

konnte jedoch auf dem Boden Italiens, wo er die heiterste Befriedigung fühlte, nicht gedeihen; gleichwohl suchte er den Faden wieder auf und fügte die Scene der Hexenküche hinzu; in der Ausgabe seiner Schriften mußte er den Faust als Fragment erscheinen lassen. Unter diesen dichterischen Beschäftigungen war der Zug zur Poesie wieder mächtiger in ihm geworden, so daß er gegen das Ende seines zweiten Aufenthalts in Rom sich zu dem Geständniß genöthigt sieht: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin..... Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue."

Noch einmal sah er das römische Carneval an und bemühte sich von den Herrlichkeiten der Osterwoche eine deutliche Anschauung aller Einzelnheiten zu gewinnen. Zögernd entschloß er sich zur Abreise. Gegen Ende des Aprils 1788 nahm er schmerzlich Abschied, einem Verbannten gleich, der von dem Theuersten sich losreißen muß; ihn begleitete, wie er selbst sich äußert, auf der Heimreise „der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird." Das Drama Torquato Tasso, dessen Plan er bereits vollständig entworfen hatte, begleitete ihn auf dem Rückwege in die Heimat und nahm die wehmüthige Stimmung in sich auf, die den Dichter beim Abschied von Italien erfüllte. Ein Theil wurde in Florenz gedichtet, wo er den größten Theil seines Aufenthalts in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte. Ueber Mailand nahte er sich den Alpen, besuchte die Ufer des Comersees und kehrte durch die östliche Schweiz auf vaterländischen Boden zurück. Am Abend des 18. Juni langte er in Weimar wieder an.

Goethe war in Italien über seine Talente und Zwecke völlig

ins Klare gekommen. Er war daher entschlossen, in seine früheren Geschäftsverhältnisse nicht wieder einzutreten, sondern nur eine solche Stellung zu wählen, die seine geistige Thätigkeit nicht beschränkte und für seine Studien die erforderliche Muße gewährte. In dieser Absicht eröffnete er von Rom aus zart, doch entschieden dem Herzog seine Wünsche. Der Brief ist zu charakteristisch, um hier fehlen zu dürfen. „Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das

Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann, und das Uebrige Andern übertragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus Deinem Knechte, was Du willst!"

Karl August wußte, was ihm ein jeder der Seinen galt; er wollte nicht schuld sein, daß der Dichtergenius verloren gehe, um als ein Rad in der Maschine der öffentlichen Verwaltung zu dienen. Dem bisherigen Assistenzrath Schmidt (aus unsern frühern Darstellungen als Jugendfreund Klopstock's bekannt), welcher schon als Vertreter Goethe's die Geschäftsangelegenheiten des Präsidiums übernommen hatte, wurde das Amt eines Kammerpräsidenten übertragen, dabei jedoch Goethe die Berechtigung vorbehalten, „um in beständiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben", den Sessionen von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und seinen Sitz auf dem für den Herzog bestimmten Stuhle zu nehmen. Goethe behielt nur die Bergbaucommission und übernahm nach und nach die Oberaufsicht über die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst in Weimar, Jena und Eisenach. Durch seine Fürsorge für die Universität Jena, für die öffentlichen Bibliotheken, Zeichnenschulen, sowie seit 1791 durch die Leitung des Weimarer Theaters hat er sich ein Verdienst erworben, dessen segensreiche Wirkung weit über die Grenzen des weimarischen Landes hinausreichte.

Goethe war in Italien ein Anderer geworden, mehr vielleicht, als er sich selbst gestehen mochte. Den alten Verhältnissen konnte er sich nicht mehr mit der früheren Liebe und

Zufriedenheit hingeben; ein Unbehagen verfolgte ihn und machte ihn wortkarg und verschlossen gegen die gewohnte weimarische Umgebung, welche sein Entzücken über Italien, seine nach dem Süden gerichtete Sehnsucht und die neuen Errungenschaften seiner geistigen Bildung nicht zu theilen vermochte und sich durch ein offenes Wort nicht selten verletzt fühlte. Er zog sich mehr auf sich selbst zurück, weil er sich nicht verstanden glaubte, und suchte die größere Befriedigung in der Fortsetzung seiner in Italien liebgewonnenen Studien, welche ihm eine Menge neuer unabsehbarer Aufgaben gestellt hatten. Als eine der schwierigsten trat zu diesen die Untersuchung der Farbenbildung, nachdem ihm die Unhaltbarkeit der Newton'schen Theorie bis zur Evidenz eingeleuchtet hatte.

Wenige Wochen nach seiner Rückkehr fand sich ein häusliches Glück bei ihm ein, wie er es sich gerade in seiner jetzigen Lage wünschte. Christiane Vulpius, die Tochter eines weimarischen Beamten, war ein Mädchen von lebhaftem Wesen, einfacher Natürlichkeit und in ihrer Jugendblüthe, wenn auch nicht schön, doch durch Liebreiz gewinnend. Goethe ward bei der ersten zufälligen Annäherung so von ihr angezogen, daß er mit ihr in ein vertrautes Verhältniß trat; vom 13. Juli 1788 datirt er seinen „Ehestand", obschon seine Verbindung nach bürgerlicher und kirchlicher Ordnung nicht dafür gelten konnte. Ihm schien sein häusliches Verhältniß die Welt nichts anzugehen („unsere Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt"); genug für ihn, daß er sie, wie er gegen Herder äußert, „leidenschaftlich liebte." Aus den Umständen mögen wir die Verletzung der öffentlichen Sitte entschuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen. Niemand übertritt sie ungestraft, wie hoch er auch stehe, und auch Goethe hat dafür zu büßen gehabt. Von den Kindern, die ihm „die kleine Freundin" schenkte, blieb nur das älteste, August, welcher

1789 geboren wurde, am Leben. Das Glück der Honigmonate dieses Liebesverhältnisses schildern die römischen Elegieen, welche diesen Namen sowohl wegen der antiken Form, die von der Behandlung des Sinnlichen geboten war, als wegen des Schauplatzes, wohin die Handlung verlegt ist, erhalten haben; wiefern römische Erinnerungen damit verschmolzen sind, ist schwer zu entscheiden.

Die Befriedigung, die er in dem häuslichen Liebesglücke fand, mußte ihn entschädigen für die Lösung des innigen Verhältnisses zu Charlotte von Stein, welches diese schwere Probe nicht, wie manche frühere leichtere Irrungen, zu bestehen vermochte. Nach dem im Sommer 1789 erfolgten Bruche war es nicht wieder herzustellen, wenn auch in einer späteren Lebensperiode eine versöhnliche Annäherung stattfand. Herder war um diese Zeit in Italien. Die Freundschaftsverbindung mit ihm bestand noch einige Jahre fort und ward, wie man aus den neuerdings veröffentlichten Briefen sieht, durch Goethe's Halbehe keineswegs gestört. Erwägen wir jedoch, wie so ganz anders der Aufenthalt in Italien auf Herder gewirkt hatte und wie sehr Mißmuth und Kränklichkeit auf seinem Gemüthe zu lasten begannen, so wird es klar, daß die geistigen Richtungen beider mehr und mehr auseinander gingen und Herder ihm nicht mehr sein konnte, was er ihm früher war. Schiller's Bekanntschaft hatte Goethe bald nach seiner Rückkehr von Italien gemacht; allein damals trennte sie eine allzu weite Kluft von einander, der Jahre sowohl als der geistigen Bildung, als daß eine innigere Gemeinschaft fürs Erste möglich gewesen wäre. Indeß wußte Goethe den Werth Schiller's so weit anzuerkennen, daß er bereitwillig die Hand dazu bot, ihn als Lehrer der Geschichte für die Universität Jena zu gewinnen.

Das Schauspiel Torquato Tasso wurde mitten in

diesem Wechsel von frohen und trüben Erlebnissen seinem Abschluß entgegengeführt, das Drama eines mit sich selbst kämpfenden Dichtergemüths, die Wertherdichtung des Mannes. Die Subjectivität des Dichters, so groß auch deren Antheil an dieser Dichtung ist, verschwindet jedoch vor der objectiven Haltung der dramatischen Behandlung. Indem der Dichter die weiche Natur des leidenden Tasso mit treuer Benutzung der historischen Ueberlieferung darstellt, verschmilzt er mit der Individualität desselben die leidenschaftlich erregten Momente des eigenen Herzens. Gleichwohl spricht die beschwichtigende Stimme des verständigen welterfahrenen Antonio eben so in seiner eigenen Brust, und wir haben das Urbild dieses Charakters nicht in Goethe's Umgebung zu suchen; am wenigsten war an Herder zu denken. Die Seele der Dichtung sind vornehmlich die edlen Frauencharaktere, bei denen sich des Dichters Meisterhand in Behandlung der Weiblichkeit aufs neue glänzend bewährt hat. Die dramatische Handlung ist nicht reich und gelangt kaum zu einem genügenden Abschluß; sie entfaltet sich mehr in epischer Weise als Gemälde einiger Stunden aus dem Leben eines Dichters. Im Uebrigen hat kaum irgend ein anderes Goethe'sches Werk eine solche Formvollendung; einen gleichen Schmelz und Wohlklang der Sprache hat er nie wieder erreicht.

Während die dichterische Phantasie Goethe's sich unter dem Frühlingshimmel Italiens erging, beschäftigte er sich zugleich damit, die dort gewonnenen Anschauungen von Natur, Volksleben und Kunst zur Darstellung zu bringen. Der längere Verkehr mit dem aus Italien zurückkehrenden Moritz, der im Winter 1788/9 in seinem Hause wohnte, trug nicht wenig dazu bei, seinen Geist im geliebten Süden festzuhalten. Nach und nach trat eine Reihe einzelner Schilderungen nebst Beiträgen zur Theorie der Kunst ans Licht; sie sind jetzt unter

die italienischen Reisebriefe eingeschaltet. Am ausführlichsten ist das Gemälde des römischen Carnevals ausgefallen, ein Muster von klarer objectiver Darstellung eines Volksfestes. Die Resultate seiner Pflanzenbeobachtungen stellte er in dem Versuche die Metamorphose der Pflanzen zu erklären zusammen (1790); „mit diesem Werkchen" — so schrieb er an Knebel — „fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beschwerlichkeit wandeln werde."

Im Frühling 1790 sah Goethe das obere Italien noch einmal wieder, indem er der heimreisenden Herzogin Amalie bis Venedig entgegenzureisen veranlaßt wurde. Er betrachtete es jedoch mit mehr nüchternem Sinne, als das erste Mal; seine Sehnsucht war jetzt umgekehrt nach Norden gerichtet, wohin ihn ein „großer Magnet zurückzog." Die Venetianischen Epigramme sprechen die wechselnden Stimmungen und Zeitvertreibe während jener Wochen aus. Mit diesen und den gleichzeitigen römischen Elegieen beginnt die antike Form die Goethe'sche Lyrik eine Zeitlang zu beherrschen. Im Gefolge der Herzogin traf er seinen Freund Heinrich Meyer, den er die Hoffnung hatte für Weimar zu gewinnen und sich zum treuen Gefährten für die zweite Hälfte seiner Lebenswanderung zu erwerben. Gemeinschaftlich erfreuten sie sich des Genusses der Kunstschätze von Mantua, worauf Goethe über Verona nach Deutschland zurückreiste.

Nach den friedlichen Tagen in Italien erwarteten ihn gar bald die Zerstreuung, Spannung und Mißstimmung, welche im Gefolge der gewaltigen Zeitereignisse näher und näher traten. Schon im Sommer 1790, als er kaum aus Italien heimgekehrt war, berief ihn der Herzog nach Schlesien, um ihn dem stockenden häuslichen Stillleben zu entreißen. Karl August wohnte daselbst als Verbündeter Preußens dem

preußischen Feldlager bei, mit welchem eine Demonstration gegen Oesterreich beabsichtigt ward, die bald hernach mit einer Verbindung gegen das revolutionäre Frankreich endete. Goethe hielt sich von dem militärischen Lärm und Schaugepränge fern und widmete seine Muße osteologischen Untersuchungen. Die Naturstudien boten ihm jetzt ein Heilmittel gegen den stürmischen Drang des äußern Lebens. In dieser Hinsicht war ihm ein Ausflug nach Galizien sehr willkommen, der ihm Gelegenheit bot die Bergwerke von Tarnowitz und die Salinen von Wieliczka zu besuchen. In Weimar dagegen traten ihm die optischen Untersuchungen wieder näher. Er beobachtete einzelne Farbenphänomene, durch die ihm die Newton'sche Farbentheorie widerlegt zu sein schien. Die in den Jahren 1791 und 1792 erschienenen Beiträge zur Optik wurden jedoch von den Fachgelehrten eben so kalt, wie seine früheren naturwissenschaftlichen Aufsätze aufgenommen, was ihn indeß nicht irre machte, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Obwohl die Naturforschung von jetzt an mit immer größeren Aufgaben an ihn herantrat und ein wichtiger Theil seines Geisteslebens ward, so vermochte sie doch nicht so viel über ihn, um ihn der poetischen Production völlig zu entziehen. Zwischen beiden findet fortan die lebhafteste Wechselwirkung statt. Es drängte ihn die Zeitereignisse, so störend sie auch in die Harmonie seiner geistigen Existenz eingriffen, dramatisch zu verarbeiten. Die Geschichte des famösen Halsbandprocesses, der auf die Fäulniß der höheren Gesellschaftskreise bis in die Nähe des Thrones ein grelles Licht warf, hatte der Dichter lange mit sich herumgetragen und sie anfangs als Oper, dann als Lustspiel behandelt. Der Großkophtha (1792) — so nannte sich der Betrüger Cagliostro, der im Mittelpuncte des niedrigen Intriguenspiels steht — konnte freilich diejenigen nicht befriedigen, welche an Schilderungen

Goethe'schen Seelenlebens gewöhnt waren. Die Lustspiele der Bürgergeneral und die Aufgeregten sind ebenfalls neben den politischen Epigrammen ein Beweis, wie sehr sich die das Zeitalter bewegenden Ideen auch in seine friedliche poetische Welt eindrängten. Den Enthusiasmus des idealen Liberalismus konnte er nicht theilen; er sah nur den Umsturz des Bestehenden, ohne an der Aussicht auf eine schönere Gestaltung der Zukunft sich erfreuen zu können. Zu dem Volke als Masse hatte er kein Vertrauen. Doch ist sein Urtheil gemäßigt und von servilem Aristokratismus nicht minder entfernt.

Im Jahre 1792 trat Goethe dem Herde der Revolution nahe genug, um zu erkennen, wie er selbst in jenen Tagen aussprach, daß eine neue Epoche der Weltgeschichte beginne. Auf dem verhängnißvollen Feldzuge der verbündeten Oestreicher und Preußen, an welchem Karl August als Chef eines preußischen Armeecorps Theil nahm, lernte er als Begleiter seines fürstlichen Freundes die Ereignisse des Kriegs und das Lagerleben aus eigener Erfahrung kennen, anfangs ein Zeuge des siegestrunkenen Vordringens auf französischem Boden und der Uebergabe von Verdun, bis mit der Kanonade von Valmy an die Stelle der leichtsinnigen Hoffnung die Niedergeschlagenheit trat und der unglückselige Rückzug beschlossen wurde. Goethe's eigne Mühseligkeiten, die seinen Gleichmuth nicht erschütterten, dünkten ihm gering gegen das schmerzliche Gefühl, daß gegen so viele Leiden menschliche Hülfe ohnmächtig war. Gewaltsam suchte er seinen Geist von dem Gegenwärtigen abzuziehen und ergriff die Beobachtung der Farbenerscheinungen und die weitere Entwickelung seiner optischen Theorie als einen Anker der Rettung. Gegen die Mitte des Octobers gelangte er auf deutschen Boden zurück und begab sich über Luxemburg und Trier, dessen Alterthümer ihm einen neuen Stoff zu belehrender Betrachtung gaben, an den Rhein, an

dessen Ufern er vor kurzem die Freunde unter ganz anderen Aussichten und Hoffnungen verlassen hatte. Schon näherte sich das Kriegsgetümmel diesen bisher so friedlichen Landschaften, welche bestimmt waren, auf lange Zeit der Schauplatz blutiger Kriege zu sein. Goethe, von den schrecklichen Bildern der letzten Ereignisse verfolgt, fühlte ein lebhaftes Verlangen „aus der gewaltsamen Welt an Freundesbrust." Von Coblenz aus fuhr er den Rhein hinab und besuchte Friedrich Jacobi, den Freund seiner Jugend, in seinem idyllischen Pempelfort bei Düsseldorf. Zwar hatte die vormals geträumte Geistesgemeinschaft sich im Lauf der Jahre nicht bewährt, und ihr Freundschaftsverhältniß ward durch die Verschiedenheit ihrer geistigen Richtung einigemale gestört; allein ihr Gemüth zog sie doch immer wieder zu einander hin, und ihr Wiedersehen schloß den Bund aufs neue, indem alle Mißverständnisse in heiterer Geselligkeit und offenem Gedankenaustausch ausgeglichen und die alten Erinnerungen durch die Liebe wieder besiegelt wurden. Wochenlang ließ sich der Dichter von den zarten Aufmerksamkeiten seines gastlichen Freundes fesseln und fühlte sich darauf durch ein gleiches Verlangen nach sanften Menschen zu einem Besuche bei der Fürstin Gallizin in Münster bewogen, deren Bekanntschaft er in Weimar gemacht hatte. Gespräche über Religion, die im Verkehr mit der frommen Fürstin in erster Linie standen, schienen jetzt seinem Gemüthe unendlich wohl zu thun, und die Schilderungen Italiens, die stets der gespanntesten Theilnahme begegneten, versetzten ihn noch einmal in die Tage friedlichen Genusses. Nach dem Abschied von Münster begleitete ihn noch die Fürstin bis auf die erste Station, indem sie sich zu ihm in den Wagen setzte. Noch einmal tauschten sie ihre Religionsansichten gegenseitig aus, und sie trennte sich von ihm mit dem Wunsche, ihn, wo nicht hier, doch dort wiederzusehen.

Voll Sehnsucht eilte Goethe der Stille seines Hauses wieder entgegen. Er fand den Neubau desselben in seiner Abwesenheit durch die Güte des Herzogs sehr gefördert und hatte zugleich die Freude, seinen Freund Heinrich Meyer als Haus- und Tischgenossen bei sich aufnehmen zu können. Am wenigsten konnte er gerade jetzt geneigt sein, auf eine Anfrage wegen Uebernahme einer Stelle im Frankfurter Rath anders als ablehnend zu antworten; der Gedanke lag ihm jetzt fern, sein geliebtes Weimar mit irgend einer andern deutschen Stadt zu vertauschen. Noch einmal riefen ihn jedoch die Kriegsunruhen an den Rhein zurück. Im nächsten Frühling begab er sich zu seinem Herzoge in das Lager vor Mainz und war Augenzeuge der Verwüstung des Bombardements und des Abzugs der französischen Besatzung. Mit dem Ende dieses Feldzugs legte der Herzog zum großen Schmerze seines Armeecorps sein Commando nieder, und dadurch wurde auch Goethe den friedlichen Beschäftigungen wieder ganz zurückgegeben. Doch selbst die Zeit der Unruhen und des Mißmuths hatte nicht vorübergehen können, ohne ein poetisches Denkmal zu hinterlassen. Das altdeutsche satirische Epos Reineke Fuchs war Goethe durch die Zeitwirren lieb geworden; denn in dessen humoristischen Bildern spiegelt sich ebenfalls eine verworrene Zeit voll List und Gewaltthat ab. Seine Umarbeitung in Hexametern änderte zwar durchweg den naiven Ton der Erzählung; allein der tüchtige Kern der Dichtung bewährt sich auch in der antik-modernen Form, durch die es unserer Literatur aufs neue angeeignet ward.

Um dieselbe Zeit war ihm in Folge der Uebernahme der Bühnenintendanz sein Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre wieder nähergetreten. Obgleich Plan und Tendenz dieser Dichtung aus einer früheren Lebensperiode erwachsen waren, so hatte er doch den Faden nicht aus seiner Hand

gleiten lassen und ihn selbst mit der Bildungsschule, die er in Italien fand, in Verbindung erhalten. War bisher die poetische Welt, mit der er die Prosa des gesellschaftlichen Lebens in Contrast und Conflict zu setzen beabsichtigte, vornehmlich durch den theatralischen Dilettantismus vermittelt worden, indem er die Bildungsgeschichte seines Helden durch diesen hindurchführte, so zeigten sich dem Dichter jetzt andere Probleme, andere Zwecke des geistigen Lebens. In dem Momente, wo er wiederum Hand an seinen Roman legte, konnte er sich kaum verhehlen, daß die Formen des socialen Lebens, in denen sich seine Schilderungen bewegt hatten, einem unvermeidlichen Umsturz entgegen gingen. Der Roman erhält daher einen weit objectiveren Charakter, als von vornherein beabsichtigt war; er wird eine Darstellung vielseitiger Ausbildung für die Welt und durch die Welt. Der Dichter führt den begabten, strebsamen Jüngling, an dessen Geschicken er uns Theilnahme einflößt, durch eine Reihe sich stufenweise steigernder Lebensverhältnisse, wodurch er das Gemälde mannigfacher gesellschaftlicher Verhältnisse, so wie die verschiedenartigsten männlichen und weiblichen Charaktere an unsern Blicken vorüberziehen läßt. Zugleich breitet diese umfangreiche Dichtung, die in eben dem Maße episch ist, wie Werther lyrisch, einen Schatz von Lebensbeobachtungen und ästhetischen Erörterungen vor uns aus, und, um ihren künstlerischen Werth zu vollenden, kleidet sich Erzählung wie Lehre in das Gewand eines meisterhaften Stils, der mit jedem Reiz der Anmuth geschmückt ist. Bis 1796 ward Goethe's Thätigkeit hauptsächlich bei diesem Werke festgehalten. Doch drängten sich zu gleicher Zeit so ausgedehnte geistige Anforderungen an ihn heran, daß ihm diese Jahre wie ein neuer Lebensfrühling erschienen, worin unverhofft Blüthe auf Blüthe emporkeimte. Davon gebührt der

anregenden Freundschaft ausgezeichneter Männer ein großer Antheil.

Weßhalb wir Herder unter diesen Freunden nicht mehr nennen können, ist schon in dessen Leben erörtert worden. Die Richtung seiner Studien sowie seine amtliche Stellung veranlaßten Goethe, die wissenschaftlichen Beziehungen zu der Universität Jena zu pflegen. Er nutzte seinen häufigen Aufenthalt in Jena, um mit der bescheidenen Lernbegierde eines Neulings von den Vorträgen bedeutender Naturforscher, eines Loder, Batsch und Göttling, zu lernen; er ließ dort den botanischen Garten anlegen und förderte die naturhistorischen Sammlungen und Apparate. Damals ward der innige Freundschaftsbund mit Wilhelm und Alexander von Humboldt geschlossen, von deren hohem geistigen Gehalt und tiefer wissenschaftlicher Gründlichkeit er sich in seinem Streben stets ermuntert und gefördert fühlte. Indeß um in ihm den poetischen Genius wach zu halten und das Band zwischen Poesie und Wissenschaft herzustellen, ward ihm im günstigsten Momente die Freundschaft Schiller's geschenkt.

Jahre waren vergangen, seit die beiden zum erstenmal in dem Hause der Frau von Lengefeld in Rudolstadt, wenige Monate nach Goethe's Rückkehr aus Italien, mit einander zusammengetroffen waren. Die erste Bekanntschaft wirkte nach keiner Seite hin anziehend. Schiller war damals nicht in der Fassung, von Goethe lernen zu wollen, und suchte ihn daher auch in Weimar, wo er den nächsten Winter verlebte, nur selten auf. Goethe billigte nicht den Weg, den Schiller in seinen Jugendwerken betreten hatte. Gleichwohl wußte er den Ernst, der in allen seinen Productionen herrschte, zu schätzen und wirkte daher mit dahin, daß Schiller durch eine Anstellung an der Landesuniversität dem weimarischen Staate

erhalten blieb. Schiller ward durch die Kantisch-Fichte'sche Philosophie, durch welche er sich mit dem redlichsten Fleiße hindurcharbeitete, noch mehr in dem einseitigen Idealismus bestärkt, der dem Goethe'schen Genius nicht gerecht zu werden vermochte. Ein Gespräch mit Goethe, bei dessen Besuch in Jena im Jahre 1790, hatte die Verschiedenheit ihrer Denkweise aufs neue schlagend dargethan. Doch der Augenblick, wo sie einander näher rückten, war nicht mehr so fern, wie sie damals glaubten. Schiller, mit dem Wallenstein beschäftigt, wandte sich aus der Höhe der Abstraction mehr und mehr zu poetischer Auffassung des realen geschichtlichen Lebens zurück und stand mit dem Plan zur Herausgabe der Horen an dem Eingang einer neuen Bildungsepoche. Der Wunsch, Goethe als Mitarbeiter für seine Zeitschrift zu gewinnen, hatte von seiner Seite ein freundlicheres Entgegenkommen zur Folge, das von Goethe sogleich erwidert ward. Als in den zukunftreichen Stunden, im Juli 1794, da sie den tieferen Schacht ihrer Ideen zum ersten Mal einander öffneten, sich die Geister ganz erkannt und lebendig erfaßt hatten, hielten sie in treuer Liebe an einander fest, und Goethe hat die Verehrung für Schiller bis ans Ende seiner Tage bewahrt. Das ahnte schon Goethe klar nach jenem ersten gehaltvollen Ideenaustausche, indem er Schiller's Freundschaftsworte mit dem Geständniß erwiderte, daß auch er von den Tagen jener Unterredungen eine neue Epoche rechne.

Im September kam Schiller nach Weimar und wohnte zwei Wochen in Goethe's Hause. Wie viel hatten sich jetzt die beiden Wanderer zu sagen, die gleichsam am Ziel der Reise in glücklicher Stunde zusammentrafen! Hatte Schiller noch vor wenig Jahren Goethe's Philosophie den Vorwurf gemacht, sie hole zu viel aus der Sinnenwelt, so spendet er nun, als er seine Urtheile über Wilhelm Meister entwickelt, dem Goe-

the'schen Realismus die wärmste Anerkennung und begleitet die Dichtung Schritt vor Schritt mit dem eindringenden Studium einer liebevollen Begeisterung. Um den Horen eine freundschaftliche Thätigkeit zu widmen, bearbeitete Goethe neben dem Wilhelm Meister einen kleinen Novellenkranz, den er als Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten einkleidete und mit dem vortrefflichen Märchen von der Erlösung der verzauberten Lilie schloß. Die Uebersetzung der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, zu der ihn die erneuerte Beschäftigung mit italienischer Kunstgeschichte führte, ward ebenfalls für die Horen bestimmt. Zu Goethe's poetischen Beiträgen, römischen Elegieen und didaktischen Episteln, traten bald noch die lieblichen Gaben hinzu, welche der Schiller'sche Musenalmanach brachte.

Während unsere Dichter durch ihr Zusammenwirken und durch die Anerkennung der in ihren Augen urtheilsfähigsten Freunde sich zu muthigem Selbstgefühl gestärkt und im idealen Streben gehoben fühlten, sahen sie rings um sich in der größeren literarischen Welt so viel Engherzigkeit und Mißwollen, so viel Anmaßung der Mittelmäßigkeit und Protection der Schwäche, daß der Unwille über das seichte Treiben und die Gedankenlosigkeit der Masse zuletzt dahin gedrängt ward, das lange beobachtete stolze Schweigen zu brechen. Goethe, der seit der venetianischen Reise sich häufig der kurzen epigrammatischen Form bedient hatte, um einem Unbehagen Luft zu machen, warf zuerst gegen Schiller den Gedanken hin, in einer Reihe von Epigrammen über die literarischen Wortführer des Tags Gericht zu halten, und fügte sogleich einige Distichen, die er nach einem Buche des Martial als Xenien (Gastgeschenke) bezeichnete, als Probe bei. Schiller ergriff diesen Plan mit der ihm eigenen Energie. Seit dem Beginn des Jahres 1796 ward mit heimlicher Freude das Feuerwerk vorbereitet, das

im Herbst mit dem neuen Jahrgang des Musenalmanachs über den nichtsahnenden Häuptern losgelassen werden sollte. Literarische Urtheile, persönliche Invectiven, Sprüche der Lebensweisheit und ästhetische Maximen, Alles ward in der schlagenden Kürze der Monodisticha fixirt. Goethe gab schließlich dem Wunsche Schiller's nach, die „unschuldigen" Epigramme von den satirischen zu trennen, welche demnächst unter der besonderen Aufschrift Xenien den Schluß des Musenalmanachs ausmachten. Ein gewaltiger Sturm erhob sich in der literarischen Welt, und selbst die sonst so rücksichtslosen Polemiker Herder und Voß, so wenig sie sich über persönliche Angriffe zu beklagen hatten, schüttelten entrüstet das Haupt. Goethe ward bei dem ganzen Vorgang als das böse Princip angesehen, indem man Schiller für den Verführten hielt; gleichwohl waren Schiller's Xenien ungleich schärfer und schnitten tiefer ein in das faule Fleisch der Tagesliteratur.

Auf die Fluth von Gegengeschenken, welche in Goethe's Zauberlehrling in einem heitern Bilde geschildert werden, erwiderten sie nichts und ließen das Unwetter, das sie vorausgesehen hatten, gelassen austoben und vorüberziehen. Sie wußten, daß sich am besten durch neue poetische Schöpfungen antworten lasse. Vom Epigramme wandten sie sich zur epischen Dichtung und begannen jene Reihe classischer Balladen und Romanzen, welche dem Jahre 1797 den Namen des Balladenjahrs gab. Von Goethe's Dichtungen ist vor allen die Braut von Korinth und der Gott und die Bajadere zu erwähnen. Zugleich hatte er in der Idylle Alexis und Dora einen höchst glücklichen Versuch gemacht, die antike Form für die epische Darstellung anzuwenden. Dadurch fand er den Uebergang zu dem Epos Hermann und Dorothea (1797).

Mit dieser Dichtung hatte Goethe nicht bloß nach dem

Urtheil der Freunde, sondern dem der ganzen Nation den Kranz des Epikers mit dem des dramatischen Dichters verflochten. Deutsches Volksleben und deutsche gemüthliche Familiensitte, friedliche häusliche Verhältnisse und erschütternde Weltereignisse schließen sich zu einem epischen Gesammtbilde an einander, in welchem sich das tiefste dichterische Gefühl mit der vollendeten Kunstfertigkeit plastischer Behandlung vereinigt. Mochte auch nach der idyllischen Seite hin die Schilderung volksthümlicher Sitte an Vossens Luise anlehnen, so öffnet sich doch in Goethe's Darstellung eine größere Weltbühne, und das häusliche Stillleben ist nur die Folie der weltbewegenden Geschicke der Gesammtheit, welche ihre Wirkung bis in das Innere des Familienlebens erstrecken.

Während sich Schiller jetzt mit seiner ganzen Kraft dem Drama hingab, für das er sich nach einigem Schwanken mit richtiger Selbsterkenntniß entschied, versenkte sich Goethe in das Studium des griechischen Epos, für welches Wolf's homerische Untersuchungen und Vossens Uebersetzungen das allgemeinste Interesse erregt hatten. Epische Entwürfe folgten einander rasch; doch fand er kein so glückliches Sujet wieder, wie Hermann und Dorothea. Die Achilleis, welche sich an die Ilias als Fortsetzung anschloß, rückte nicht über den ersten Gesang hinaus, obschon der Plan des Ganzen bis ins Einzelne durchdacht war; denn der Dichter vermochte den spröden Stoff, der seiner Individualität und den Zeitinteressen allzu fern lag, nicht mit Wohlbehagen zu bewältigen. Glücklicher war die Wahl des Wilhelm Tell; doch diesen Stoff gab er auf und überließ ihn Schiller für die dramatische Behandlung. Er vermochte nicht, wie Schiller, bei einem einzigen Werke unablässig auszudauern, sondern der Umfang seiner geistigen Thätigkeit zog ihn in raschem Wechsel von einem Problem zum andern hinüber, und stets war es ihm

mehr um die Freude des Schaffens, als um die Vollendung des Angefangenen zu thun.

Im Jahre 1797 unternahm Goethe seine dritte Reise nach der Schweiz, um mit Heinrich Meyer, der sich zwei Jahre in Italien aufgehalten hatte, zusammenzutreffen. Seine Absicht, in Begleitung des kenntnißreichen Freundes noch einmal Italiens Boden zu betreten, kam nicht zur Ausführung, jedoch verweilte er lange mit ihm in seiner Heimat am Züricher See, und vor den Studien antiker Kunst trat fürs Erste alles Andere in den Hintergrund. Aus den Erörterungen der wieder vereinigten Freunde erwuchs das Project einer kunstgeschichtlichen Zeitschrift, der Propyläen, deren Verlag der betriebsame Buchhändler Cotta in Tübingen, mit dem Goethe auf seiner Hinreise in nähere Verbindung getreten war, übernahm. Sie erschien von 1798 bis 1800, mußte aber, wie kurz zuvor die Horen, wegen Mangels an Unterstützung von Seiten des Publicums eingehen. Goethe verfaßte mehrere Beiträge, unter andern die Abhandlungen über Laokoon, über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, „der Sammler und die Seinigen.“ Er erscheint, wie Meyer, als warmer Vertreter der Winckelmann'schen Kunstansichten. Sein Bemühen, die Kunstbestrebungen der Gegenwart auf diese Grundlage zurückzuführen, rief auch die weimarischen Preisbewerbungen nach vorgeschriebenen Aufgaben und die Kunstausstellungen ins Leben; sie wurden bis 1805 fortgesetzt. In diesem Jahre gab er im Verein mit Meyer und Wolf die Abhandlungen Winckelmann und sein Jahrhundert heraus, gleichsam ein Abschluß seiner theoretischen und praktischen Bemühungen für die bildende Kunst, die er erst auf einer spätern Stufe und unter andern Gesichtspuncten wieder aufnahm. Wenn auch einseitig in der Vorliebe für die antike Plastik, selbst in Bezug auf die Malerei, befangen, trug er dennoch zur

Wiederbelebung der deutschen Kunst, für die ein neues Zeitalter begann, sehr viel bei.

Obwohl seine Thätigkeit diese Jahre hindurch fast ganz auf Poesie und Kunst gerichtet zu sein schien, ward doch dadurch die Naturforschung nicht verdrängt. Die Farbenlehre ward mehr und mehr erweitert und vervollständigt; er begann zugleich eine Materialiensammlung zur Geschichte der Farbenlehre anzulegen. Die Poesie knüpfte auch hier wieder an und bewährte sich als der Mittelpunct, worin die Radien des weiten Kreises seiner geistigen Interessen und Beschäftigungen zusammenliefen. Das frühere Project eines großen Naturgedichts zog ihn aufs neue an; die didaktische Elegie Metamorphose der Pflanzen ließ die zarte Behandlung erkennen, mit der er die wunderbaren Gesetze der Natur in das Bereich der poetischen Auffassung und Darstellung zu ziehen verstand.

In dem Zeitabschnitt, der uns jetzt beschäftigt, fällt vor Allem unser Blick noch auf Goethe's Wirksamkeit für das weimarische Theater. Mit weiser Benutzung der ihm zur Verfügung stehenden Mittel suchte er sein Publicum mehr und mehr für die höheren Gattungen des Drama's empfänglich zu machen und die Schauspieler für ihren künstlerischen Beruf sowohl zu begeistern, als auszubilden. Die Elegie Euphrosyne, eine Perle Goethe'scher Lyrik, welche er dem Andenken der frühverstorbenen talentvollen Schauspielerin Christiane Becker widmete, ist ein schönes Zeugniß, wie sehr er das strebende Talent zu fördern und zu ehren wußte. Mit Iffland's Gastspiel und der Aufführung des Wallensteinschen Lagers von Schiller, womit das erweiterte Theater eröffnet wurde, begann im Jahre 1798 eine neue Epoche der weimarischen Bühne. Schiller griff mit belebender Kraft auch hier mit ein, besonders seitdem er Weimar zu seinem Wohnorte gewählt hatte.

Das Bestreben der beiden Dichter war dahin gerichtet, die deutsche Bühne mehr und mehr einer idealen Classicität anzunähern. Von nationalen Tendenzen gänzlich absehend, suchte man das Beste verschiedener Zeiten und Völker zur Anschauung zu bringen, „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könne". In Folge dieses Universalismus des Geschmacks fand auch die französische Tragödie wieder Beachtung, weßhalb Goethe sich der Bearbeitung von Voltaire's Mahomet und Tancred unterzog.

Eine so lebhafte Thätigkeit für die dramatischen Aufführungen konnte nicht ohne Rückwirkung auf Goethe's Productivität bleiben. Schon 1797 nahm er den Faust wieder auf und füllte mehrere Lücken des Fragments aus; in den nachfolgenden Jahren rückte schon die Bearbeitung der Helena ihrer Lösung entgegen. Allein sie ward durch einen anderen dramatischen Plan wieder zurückgedrängt, bei dem es von vornherein auf die Ausdehnung einer Trilogie abgesehen war, Eugenie oder die natürliche Tochter. Als der Dichter im Jahre 1801 die Bearbeitung dieses Drama's begann, schienen die Revolutionsbewegungen geschlossen zu sein. Daher wollte er in einem großen Drama zusammenfassen, wie er in der gewaltsamen Zeit die Ereignisse beobachtet und aufgefaßt hatte; das Entstehen und die Fortentwickelung der großen Weltbegebenheit sollte mit Entfernung des bloß historisch Zufälligen als eine höhere symbolische Handlung zur Darstellung gelangen. Nur das erste Stück der beabsichtigten Trilogie, welches genau genommen nur die ausführliche Exposition der Haupthandlung enthält, ist vollendet (1803). Der Dichter verlor das Interesse für sein Werk. Die Anerkennung, welche ihm von den nächsten Freunden, diesmal auch von Herder, zu

Theil ward, konnte ihn nicht für die überaus laue Aufnahme, die es beim Publicum fand, entschädigen. Ueberdies ward seine Thätigkeit bald nach andern Richtungen hin abgelenkt. Auch in seiner fragmentarischen Gestalt wird man diesem Drama eine hohe Vollendung der dramatischen Kunstform zugestehen. Die im schönsten rhythmischen Gleichmaß dahinfließende Sprache hat die Reinheit und den Wohlklang seines Tasso bewahrt, und das im Dialog sehr hervortretende sententiöse Element enthält das gediegene Gold einer idealen Auffassung der höchsten Verhältnisse des menschlichen Daseins. Allein die epische Breite, mit der sich die Handlung entfaltet und langsam von der Stelle rückt, die Abschwächung des Interesses durch die absichtliche Tilgung alles historisch Greifbaren, aller entschiedenen Charakteristik, entzieht dem Stücke das äußere dramatische Leben, ohne daß dies, wie im Tasso, in der Gemüthswelt einen Ersatz findet.

Mancherlei Unangenehmes und Schmerzliches brachten die nächsten Jahre. Die Universität Jena, eine kurze Glanzepoche hindurch unter Deutschlands Hochschulen durch wissenschaftlichen Geist hervorleuchtend, erlitt durch den Abgang mehrerer bedeutender Professoren unersetzliche Verluste und wurde noch überdies in Folge von Schütz' Versetzung nach Halle durch die Verlegung der allgemeinen Literaturzeitung des angesehensten Organs der wissenschaftlichen Kritik beraubt. Goethe betrieb die Gründung einer jenaischen Literaturzeitung neben der hallischen und erwies sich dem jungen Unternehmen durch mehrere kritische Aufsätze, unter denen die Beurtheilung von Voß' Gedichten vor allen erwähnenswerth ist, förderlich. Zu seinem lebhaftesten Bedauern vermochte er nicht den von ihm sehr hoch geschätzten Voß dem weimarischen Lande zu erhalten. Mit Schiller's Dahinscheiden im Frühling des Jahres 1805 verlor er den Freund, mit dessen geistiger Thätigkeit das eigne

Streben aufs innigste verwachsen war; als Dichter hat er niemals einen Freund von gleichem anregenden Einflusse wiedergefunden. Das Freundschaftsverhältniß, das ihn mit dem Musikdirector Zelter in Berlin verband, hat ihm durch gemüthvolle, warme Theilnahme den Abend des Lebens erquickt, aber für sein geistiges Schaffen war es von untergeordneter Bedeutung.

Im folgenden Jahre zog der Kriegssturm über das nördliche Deutschland, das eine geraume Zeit hindurch den Welterschütterungen nur aus der Ferne zugesehen hatte. Nach den Schlachten bei Auerstädt und Jena ward Weimar um so weniger verschont, als der Herzog durch die Uebernahme eines Commando's im preußischen Heere sich persönlich die Ungnade des übermüthigen Siegers zugezogen hatte. Goethe's Haus blieb von der Plünderung verschont; die Gefahr der Schreckenstage zog über Verhoffen glücklich an ihm vorüber. Doch die Unsicherheit der nächsten Verhältnisse drängte ihn jetzt zu dem Entschlusse, seine Verbindung mit Christiane Vulpius durch die kirchliche Trauung am 19. October zu einer legitimen Ehe zu machen. Der Herzog behielt sein Land und kehrte bald darauf unter dem Jubel der Seinen in seine Residenz zurück. Allmählich war der gewohnte Gang des gesellschaftlichen und geistigen Lebens wieder hergestellt. Nur kurze Zeit genoß die Herzogin Amalie der Rückkehr ruhiger Verhältnisse; sie starb im April des folgenden Jahres.

Goethe blieb seinem Vorsatze getreu, „von seinem geistigen Dasein zu retten, was er könne". Er begann die Redaction einer Sammlung seiner Werke, welche seit 1807 im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in dreizehn Bänden erschien, und brachte den ersten Theil des Faust für diese Ausgabe zum Abschluß. Zu gleicher Zeit ließ er den Druck der Farbenlehre anfangen. Die Vollendung des umfangreichen

Werks, so wie die Anfertigung der Zeichnungen, welche demselben beigegeben werden sollten, nahm mehrere Jahre hindurch seine Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch. Mehrmals wurde ein längerer Aufenthalt in Jena dazu benutzt, das wissenschaftliche Material zu vervollständigen. Im Jahre 1810 konnte er endlich diese anstrengende Arbeit, als eine vollbrachte Lebensaufgabe, für abgeschlossen erklären. Der Widerspruch der Physiker, welcher sich mit scharfer Polemik seiner Farbentheorie entgegenstellte, machte ihn nicht irre; er getröstete sich einer vorurtheilsfreieren Nachwelt. Ihn beglückte dabei das Bewußtsein, durch dieses Werk zu einer Cultur gelangt zu sein, die er sich auf anderem Wege schwerlich verschafft hätte.

Auch in anderer Hinsicht war ihm die Erforschung der Naturgesetze ein Bedürfniß und eine Erquickung geworden; sie war das friedliche Asyl, in das sich sein Geist von dem Getümmel der Weltereignisse, welche die gesetzliche Ordnung zerrütteten, zurückziehen konnte. Neben den Farbenstudien wurden in jenem Jahre auch die botanischen und osteologischen Untersuchungen wieder aufgenommen; 1808 gründete er das osteologisch-zoologische Cabinet in Jena. Zu mineralogischen Forschungen lud ihn das Thal der Eger ein, indem er von 1806 bis 1813 fast Jahr für Jahr die Sommermonate in Karlsbad zubrachte. An diese Badereisen knüpften sich zugleich sehr viele anziehende und belehrende Bekanntschaften, aus denen oft dauernde freundschaftliche Beziehungen und wissenschaftliche Verbindungen erwuchsen. In der Muße des Badelebens, unter geselliger Aufheiterung und schöner Naturumgebung, suchte ihn die immer getreue Muse der Poesie am willigsten auf. Aus der Beobachtung des socialen Lebens gestaltete sich der Plan zu Wilhelm Meisters Wanderjahren. In novellistischer Form begann er leidenschaftliche Verwickelungen gesellschaftlicher Verhältnisse darzustellen; das

Ganze sollte nur durch eine ideelle Einheit zusammengehalten werden. Er selbst hatte ungeachtet der zunehmenden Jahre noch nicht so mit der lebensfrischen Welt, die sich um ihn bewegte, abgeschlossen, daß er gegen leidenschaftliche Aufwallung des Gemüths gesichert war. Zwar ist die angebliche Liebesschwärmerei, mit welcher der „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde", d. h. der mehr als zwanzigjährigen Bettina Brentano, nachmaligen Frau von Arnim, das Publicum eine Zeit lang getäuscht und unterhalten hat, ins Gebiet des Romans zu verweisen; allein die warme Neigung, welche ihm Minna Herzlieb zu Jena, später mit dem Professor Walch verheirathet, einflößte, ist kein Geheimniß mehr, obwohl er den Namen der Geliebten in das Geheimniß einer Charade gehüllt hat. Sein Liebesgefühl hat die anmuthigen Sonette des Jahres 1807 und 1808 hervorgerufen. Der schmerzliche Kampf der Resignation spricht aus dem Drama Pandora und dem Roman die Wahlverwandtschaften.

Der Dichter hat selbst dies Bekenntniß nicht zurückgehalten. Er äußert, daß Pandora sowohl, als die Wahlverwandtschaften, das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, daß an diesem letzteren Roman niemand eine tief leidenschaftliche Wunde verkenne, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte, daß er darin wie in einer Grabesurne so manche herbe Geschicke tief bewegt niedergelegt habe. In Pandora, welche Bruchstück geblieben ist, sollte die aus lebendigster Erinnerung des genossenen Glücks quellende Sehnsucht nach dem Schönen und die allen Widerstreit der Leidenschaft verklärende Hoffnung der Wiederkunft des Glückes symbolisch dargestellt werden. In den Wahlverwandtschaften schildert der Dichter den tragischen Conflict der Leidenschaft mit den Gesetzen sittlicher Verhältnisse, eine Darstellung von so objectiver epischer Klarheit, daß dieser

Roman, indem er die Genesis und den Verlauf eines Seelenleidens zeichnet, trotz der zum Grunde liegenden sittlichen Tendenz mancher Mißdeutung, wie einst **Werthers Leiden**, ausgesetzt war. Die Form der Darstellung ist von hoher Vollendung; doch ist nicht zu leugnen, daß auf dem Ganzen eine schwüle Luft liegt, welche die poetische Erhebung niederhält und das Gemüth elegisch beengt.

Froher wird unsere Theilnahme erregt, wenn uns der Dichter in den bald darauf folgenden Schilderungen **Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit** in die aufquellende Kindheit, in die aufstrebende, von allen Wonnen des frischen, hoffnungsreichen Daseins umrauschte Jugend einführt und Freuden wie Schmerzen des jungen Liebelebens mit den lebhaftesten Farben der Erinnerung malt. Es ist nicht bloß eine biographische Schilderung, sondern zugleich ein Gemälde der Cultur und Literatur jener Zeitepoche, in die seine erste Bildung und sein erstes literarisches Auftreten fiel. Die Versenkung in die Vergangenheit war ihm damals — die ersten Bände erschienen von 1811 bis 1813 — um so mehr ein Bedürfniß, als von neuem die Weltereignisse mit gewaltigen Erschütterungen drohten, denen er mit sorglichem Gemüth entgegensah.

Daß sich Deutschland unter eine fremde Gewalt beugen mußte, hat auch Goethe mit seiner Nation schmerzlich empfunden; allein er gehörte nicht zu den muthigen Enthusiasten, welche eine baldige Befreiung hofften, nicht zu den energischen, zum Handeln berufenen Charakteren, welche unablässig thätig waren, den Tag der Erhebung vorzubereiten. Für sich suchte er ein Asyl in stiller Geistesbeschäftigung und sah für sich keine Stelle in der Lenkung der Geschicke seines Vaterlandes. Napoleon's Persönlichkeit und Herrschergröße hatte ihm sichtlich imponirt, als er während des **Congresses** zu **Erfurt** zu

ihm beschieden ward; der mächtige Herrscher hatte seinen Zweck, die literarischen Größen Deutschlands zu seinen Bewunderern zu machen, klug berechnet. Der Beginn des Befreiungskampfes von 1813 erfüllte Goethe nicht mit Siegeshoffnung. Er verhielt sich gegenüber den Ereignissen, welche rings um ihn die Flamme der Begeisterung anfachten, leidend und schweigsam, so daß seine scheinbare Theilnahmlosigkeit oft als ein Mangel an patriotischer Gesinnung ausgelegt worden ist. Allein wer dem Dichter näher trat und Gelegenheit hatte, in das Innerste seiner Seele zu blicken, mußte bekennen, daß sein Herz warm für das Vaterland schlage. „Glauben Sie ja nicht" — äußerte er in dem inhaltreichen Gespräch mit dem Historiker Luden bald nach Napoleon's Rückzuge aus Deutschland —, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft." Das

endlich bezeichnete er als die Pflicht jedes Einzelnen, „nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht". Uebrigens war das Festspiel Epimenides Erwachen nicht eine Frucht der Begeisterung, sondern ward nur durch eine von Berlin aus an ihn ergangene Aufforderung veranlaßt; politische Poesie war nicht seine Sache. Lebendiger fühlen wir den verjüngenden Frühlingshauch, womit die von den freudigsten Hoffnungen erfüllte Befreiungszeit auch sein geistiges Dasein erfrischte, in den Schilderungen seiner Rheinreisen in den Jahren 1814 und 1815, wo er seine Vaterstadt nach langer Trennung im Festschmuck der Octoberfeier zum ersten Mal wiedersah, und vor Allem in den Liedern des westöstlichen Divans, welche größtentheils in diesen Jahren entstanden sind. Jetzt waren die Erinnerungen an frohe Zeiten wieder neubelebt; er begann die Schilderung seiner italienischen Reise, größtentheils eine Redaction älterer Aufzeichnungen und Briefe. Zugleich unternahm er eine neue Zeitschrift unter dem Titel Kunst und Alterthum, welche ihn in einer lebendigeren Wechselbeziehung zu den Bestrebungen der Mitlebenden erhielt.

Eine freundliche Herbstsonne hatte dieser gehobenen Lebensepoche geleuchtet und in der Vaterstadt wie an den Ufern des Rheins alle Jugenderinnerungen wieder wachgerufen. Die nächsten Jahre brachten wenig poetische Anregung und manche ernste, schwere Tage. Der Tod seiner Frau (1816) hat ihn tiefer

gebeugt, als man nach der Natur dieses Verhältnisses hätte erwarten mögen. Aus dem Schmerze an ihrem Sterbelager erkennt man, daß es in einer aufrichtigen Liebe wurzelte, und lernt es milder beurtheilen. Für Goethe's häusliches Leben war es ein großer Gewinn, daß im folgenden Jahre sein Sohn sich verheirathete und er in seiner Schwiegertochter Ottilie eine Pflegerin für sein Alter fand, die auch auf seine geistigen Beschäftigungen einzugehen fähig war.

Der Leitung des Theaters war er in den letzten Jahren überdrüssig geworden, da er vielfach mit einer Opposition zu kämpfen hatte, die ihm seine Bemühungen verleidete, besonders da die Frau Jagemann-Heygendorf ihren Einfluß beim Herzog oft dazu benutzte, die Entscheidungen der Intendanz zu umgehen. Eine erwünschte Gelegenheit, dieser Stellung sich ganz zu entheben, gab ihm 1817 die gegen seinen ausdrücklichen Willen durchgesetzte Aufführung des Stückes „der Hund des Aubry", welche er, weil ein dressirter Pudel darin eine Rolle zu spielen hatte, für eine Entweihung der Bühne hielt. Seine Amtsthätigkeit beschränkte sich jetzt auf die wissenschaftlichen Institute, die unter seiner Leitung standen, besonders beschäftigte ihn in den nächsten Jahren die Erweiterung und Umgestaltung der jenaischen Bibliothek. Der dadurch veranlaßte häufige und längere Aufenthalt in Jena wurde zu mancherlei wissenschaftlichen Arbeiten benutzt. Selbst den westöstlichen Divan übergab er nicht, wie seine früheren Dichtungen, ohne wissenschaftliche Erläuterungen der Oeffentlichkeit, sondern stattete die Ausgabe von 1819 mit Abhandlungen über morgenländische Poesie und Cultur aus, welche aufs neue den treffenden Blick bekunden, mit dem er, gleich wie Herder, die Poesie in allen ihren Formen erfaßt.

Er hatte sein siebzigstes Lebensjahr geschlossen; doch für seinen rastlos strebenden Geist schien die Zeit der Ruhe noch

nicht gekommen zu sein. Je rascher seine Lebenszeit ihrem naturgemäßen Endziel nahte, desto kostbarer war sie ihm geworden. Er entzog sich mehr und mehr der Zerstreuung nach außen und fühlte sich am glücklichsten in der Einsamkeit seines Studirzimmers, um ganz seinen geistigen Beschäftigungen zu leben, seine Forschungen zu erweitern und zu wirken, so lange es Tag war. Einige Jahre hindurch wiederholte er noch die Sommerausflüge in die böhmischen Bäder. Marienbad sagte ihm jetzt mehr zu, als das geräuschvolle Karlsbad. Dort fand er volle Genesung nach der schweren Krankheit, welche ihn im Beginn des Jahres 1823 so heftig befallen hatte, daß in der gefahrvollen Krisis ihm wie den Seinen die Hoffnung auf Genesung fast verschwunden war. Und noch einmal sollte er erfahren, daß in seinem Dichterherzen die Liebe eine ewige Jugendfrische bewahre. Die bezaubernde Anmuth eines jungen Fräul. von Lewezow riß ihn in den leidenschaftlichen Kampf zwischen Liebe und Entsagung hinein, welchen er so oft mit allen seinen Entzückungen und Schmerzen durchempfunden und dichterisch dargestellt hatte. Die Trilogie der Leidenschaft ist uns als poetisches Denkmal der letzten Liebesneigung unsers Dichters geblieben; die elegische Zueignung der letzten Ausgabe des Werther ist der Abschluß seiner Liebeslyrik und fast seiner lyrischen Dichtung überhaupt. In diese Zeit fällt auch die Darstellung seines Liebesverhältnisses zu Lili, eine Fortsetzung seiner autobiographischen Schilderungen, welche er bis zu dem Zeitpuncte führte, wo mit der Reise nach Weimar die entscheidende Wendung seiner Lebensschicksale eintrat.

In das Gedächtniß jener glücklichen Zeit führten ihn auf die sinnigste Weise die Jubelfeste des Jahres 1825 zurück, indem an die Feier der funfzigjährigen Regierung Karl Augusts und das goldene Vermählungsfest des verehrten Fürstenpaars

sich am 5. November sein Dienstjubiläum anschloß, das ihm die zahlreichsten Beweise warmer Liebe und ungeheuchelter Verehrung von nah und fern brachte.

Geräuschlos fließen die letzten Lebenstage des Dichters dahin; enger wird der Kreis, in den sich sein Dasein zusammenschließt. Bei Hofe und in geselligen Kreisen erscheint er nur selten noch; Badereisen locken ihn nicht mehr hinaus. Seine Freude findet er in seiner stillen „Einsiedelei", in der er „Tag und Nacht beschäftigt ist, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben sind". In müssigen Stunden waren ihm seine beiden Enkel und der Besuch auserwählter Freunde die liebste Aufheiterung. Seine geistige Thätigkeit bezeichnet er als testamentlich. Das Ordnen und Ergänzen seiner dichterischen Arbeiten und wissenschaftlichen Materialien war ihm jetzt eine Hauptbeschäftigung. Er redigirte eine Sammlung seiner Werke als Ausgabe letzter Hand und gab seinen Briefwechsel mit Schiller heraus. Seine letzte Kraft richtete er noch auf die Vollendung der Wanderjahre und den zweiten Theil des Faust, die beiden dichterischen Hauptwerke seiner letzten Lebensperiode.

Indem er in Wilhelm Meisters Wanderjahren das sociale Leben und die nach allen Seiten sich verbreitende Thätigkeit zum praktischen Wirken für die Menschheit zum Gegenstande genommen hatte, deutete diese Dichtung, wie der Faust in Beziehung auf das innere geistige Leben, auf ein Unendliches, das sich einer strenggeschlossenen künstlerischen Behandlung entzog. Die „Wanderjahre" sind daher eine nicht völlig durchgearbeitete Sammlung fragmentarischer Darstellungen; allein wie viel man auch, besonders in Vergleich mit den Lehrjahren, daran als Dichtwerk vermissen mag, so läßt doch der tiefe Ideengehalt, welcher über die Bildung und praktische Thätigkeit unsers Jahrhunderts in vielseitigster

Lebensbeobachtung und Betrachtung sich verbreitet, auch dieses Werk als einen würdigen Abschluß seines reichen geistigen Schaffens erscheinen. In höhere Regionen des Geistes geleitet uns der zweite Theil des Faust, welcher kurz vor des Dichters letztem Geburtstage 1831 abgeschlossen wurde. In den beiden Theilen des Faust, seiner genialsten Schöpfung, hat er sein tiefstes inneres Leben, seine Auffassung des Endlichen und Unendlichen, des Menschen Irren und Streben zu poetischer Anschauung gebracht, mit plastischer Klarheit im ersten, mit gedankenschwerer Allegorie in dem ausgedehnteren zweiten Theile.

Manches irdische Band fiel nach und nach von ihm ab. Im Jahre 1828 schied sein Fürst und Jugendfreund, bald folgte ihm die edle Luise nach. Goethe's einziger Sohn fand 1830 in Rom sein Grab. Die heftige Gemüthserschütterung brachte den achtzigjährigen Greis dem Tode nahe. Doch erholte er sich noch einmal wieder, und sein letztes Lebensjahr beglückte ihn noch durch das Gefühl rüstiger Gesundheit und geistiger Kraft. Die Geburtstagsfeier in Ilmenau war ein lichter Sonnenblick beim Scheiden des letzten Sommers seines Lebens. Die Liebe, die ihn dort zu erfreuen bemüht war, empfand er mit freudiger Rührung. Zum letzten Mal betrat er die Stelle, wo er als Jüngling das Nachtlied des Wanderers „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ an die Wand des Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn geschrieben hatte, und seine Thränen sprachen es aus, daß er die Bedeutung der Worte „Warte nur, balde ruhest du auch!“ tief empfand.

Den Winter verlebte er in Wohlsein und gewohnter Thätigkeit, so daß man sein Leben noch einige Jahre erhalten zu sehen hoffen durfte. Eine anfangs unbedeutend scheinende Erkältung, die er sich am 15. März 1832 zugezogen hatte, nahm plötzlich in der Nacht vom 19. auf den 20. eine bedenk-

liche Wendung. Beim Erwachen gegen Mitternacht empfand er eine von den Händen aus sich nach und nach über den ganzen Körper verbreitende Kälte, zu der sich bald heftiger Schmerz und Beklemmung der Brust gesellte. Es gelang dem Arzte, die schmerzhaften Zufälle zu erleichtern und erträglich zu machen; wenn auch bald die Hoffnung, ihn retten zu können, aufgegeben werden mußte. Mit dem nächsten Tage sanken die Kräfte mehr und mehr. Er blieb auf seinem Lehnstuhle und unterhielt sich noch bei vollem Bewußtsein mit den Seinigen. Eine Ahnung seines nahen Todes scheint er nicht gehabt zu haben. Am 22. März schwand die Klarheit des Bewußtseins mehr und mehr, die Sprache wurde mühsamer, das Auge matter. Zum Bedienten sagte er: „macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme“ — die letzten verständlichen Worte, die man von ihm vernahm. Er malte noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, dann, so wie die Kräfte sanken, immer tiefer, zuletzt auf die über seine Kniee gebreitete Decke. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte er sich, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes, in die linke Ecke des Lehnstuhls und entschlummerte so sanft, daß es lange währte, ehe die Umstehenden die Gewißheit hatten, daß Goethe ihnen entrissen sei. Die Leiche bewahrte noch die heiteren, würdigen Züge als ein Zeichen, daß das Leben ohne schmerzlichen Kampf von ihm Abschied genommen. Am 26. März ward er, der Bestimmung Karl Augusts gemäß, in der Weimarer Fürstengruft unter dem Chorgesange seines Liedes: „Laßt fahren hin das allzu Flüchtige“ rc. beigesetzt.

Stellen wir uns schließlich das Gesammtbild des großen Mannes vor Augen, so dürfen wir mit gleichem Rechte auf ihn wie auf Lessing die Shakspearischen Worte anwenden: „Er war ein Mann! .... Ihr werdet nimmer seines Gleichen

sehen". Aehnlich bezeichnete Napoleon mit den Worten: „Voilà un homme!" den Eindruck, welchen Goethe's ausgezeichnete Persönlichkeit auf ihn gemacht hatte. Die Natur hatte ihn stets als ihren Liebling behandelt und ihm zu den reichen Gaben des Geistes eine schöne, kräftige Gestalt verliehen. In der Blüthe der Jugend gewann ihm seine von Geist und Anmuth belebte Schönheit schnell die Herzen. Würdevoll und ehrfurchtgebietend blieb seine äußere Erscheinung bis ins höchste Alter; die Jahre furchten nicht die hohe, klare Stirn, noch löschten sie das Feuer seines geistbelebten Auges.

Er war eine durchaus gesunde, edle Natur. Wahrheit und Offenheit waren der Grundzug seines Charakters. Er verschmähte die Maske der Heuchelei und bemühte sich nicht anders zu scheinen, als er war. Zum geschmeidigen Hofmanne ist er nie geworden. Doch lehrten ihn die Erfahrungen des Lebens, daß dessen vielfach verschlungene Verhältnisse oft die Pflicht auferlegen, mit Gefühlen und Meinungen zurückzuhalten und in Aeußerungen vorsichtig zu sein. Es konnte daher nicht fehlen, daß Goethe, so mittheilend er von Natur war, unter Umständen schweigsam und abgemessen erschien. Er mochte lieber ablehnen als heucheln, lieber an sich halten, als sich zur Unzeit und gegen solche, die er seines Vertrauens nicht würdig hielt, öffnen. Wo er den Zwang, den ihm die Verhältnisse auferlegten, abstreifen konnte, offenbarte sich die Tiefe und Wärme seines reichen Gemüths, das eben so liebefähig, als liebebedürftig war.

Die Weichheit und Erregbarkeit seines Innern riß ihn nicht selten bis zur Leidenschaft fort. Sie bereitete ihm manche schmerzliche Erfahrung und reuige Selbstanklage. Es zieht sich deßhalb durch sein ganzes Leben der Kampf männlicher Selbstbeherrschung gegen die leidenschaftlichen Aufwallungen des Herzens; wir begreifen, weßhalb Entsagung ihm ein Wort

voll tiefen Sinnes und die Grundidee der meisten seiner grö-
ßern Dichtungen ward. Für den Zauber weiblicher Schönheit
und Anmuth blieb er bis ins späte Alter empfänglich. Frauen-
liebe war ihm der edelste Gehalt seines Seelenlebens; in der
reinen Weiblichkeit schien ihm nach seinem eigenen Ausspruche
das Ideal des Menschlichen zur Erscheinung zu gelangen.
Charakteristisch ist für ihn zugleich als Dichter, daß er weit
mehr von weiblicher Milde und Grazie, als von eigentlicher
Schönheit angezogen ward.

Die Freundschaft schätzte Goethe als eines der theuersten
Güter des Lebens. Hatte er den Kern im Freunde mit Liebe
und Vertrauen erfaßt, so ließ er sich durch einzelne Verletzungen
und Schwankungen nicht irre machen. Die Duldsamkeit, wo-
mit er an Männern, deren Geist und Charakter seine Anerken-
nung und Achtung besaß, Launen und Härten ertrug, zeigt
uns sein Gemüth im Lichte der edelsten Humanität. Nur wo
diese Achtung aufhörte oder die Lebensbahnen weit und immer
weiter auseinandergingen, zog er es vor, das Band schonend
aufzulösen, als künstliche Verhältnisse fortzusetzen, in denen
man sich und Andere betrügt, ohne Gewinn für Geist und
Leben. Daher hielt er sich auch möglichst von hohlen und
oberflächlichen Menschen fern, die weder etwas geben konnten
noch von ihm lernen wollten. Wo er aber eine tüchtige Natur,
ein strebsames Talent wahrnahm, bezeigte er sich hülfreich und
dienstfertig. Immer war er bereit, das Gute zu fördern und
das Vortreffliche anzuerkennen. Milde im Urtheil war ihm stets
eigen; sie leuchtet gleich den sanften Strahlen der Abendsonne
vor Allem über die letzten Abschnitte seines Lebens. Neid war
seiner Seele fremd. Die schönste Wonne des Daseins dünkte ihm
der Wetteifer und das Zusammenwirken mit großen Geistern.

Ausbildung der geistigen Anlagen war ihm die Krone
menschlicher Thätigkeit; sie galt ihm als Bürgschaft eines

unendlichen, unvergänglichen Fortwirkens. Die Flamme, die in der Prometheusseele des geisteskräftigen Jünglings zum Entzücken der Welt emporloderte, durchleuchtete und erwärmte auch des Mannes Brust bis zum letzten Scheideblick des Lebens. Noch kurz vor seiner irdischen Vollendung äußerte er, daß ihm Gedanken aufgingen, um derentwillen es sich lohne, das Leben noch einmal von vorn anzufangen. Es wurzelt zugleich dies geistige Streben in einer echten Religiosität, die nur von denen verkannt werden kann, denen die Form höher gilt als das Wesen.

Die letzte und vollste Blüthe eines Geistes, der überall in der Welt der Erscheinung das Gesetz aufzufinden bemüht war, der die sinnliche und geistige Welt in eine ideale Einheit zusammenfaßt, mußte die Poesie der Wahrheit sein, nicht der gemeinen, die nur die äußere Erscheinung wahrnimmt, sondern der idealen, welche, über das Zufällige erhaben, die Menschheit und das Individuum in ihrer reinen „gottgedachten" Gestalt, in ihren ewigen, unwandelbaren Verhältnissen zu Gott und Natur auffaßt. In diesem Sinne bezeichnet er selbst die Aufgabe der Poesie als die Darstellung eines harmonischen innern Lebens, in welchem die irdischen Conflicte gelöst und versöhnt sind.

Hält man neben Goethe's poetische Schöpfungen seine vielseitigen naturhistorischen Untersuchungen, so wird es klar, daß diese nicht von einer zufälligen Liebhaberei, als unterhaltende Nebenbeschäftigungen heterogener Art hervorgerufen wurden, sondern daß sein Genius auf einer anscheinend abschweifenden Bahn doch die gleiche Richtung verfolgte. Das Buch der Natur ward ihm theuer, weil es ihm in demselben Maße, als sein Auge es tiefer durchschaute, desto mehr erhabene Gesetze offenbarte und er auf allen Blättern desselben einen großen Gehalt erkannte. Wie seine Poesie die verworrenen menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen auf die höhere, versöhnende Idee

der Menschheit zurückzuführen suchte, so fühlte sich sein Geist auf gleiche Weise in der Erforschung der Natur gehoben, wenn es ihm gelang, in der unendlichen Mannigfaltigkeit das einfache Grundgesetz zu entdecken, das die schaffende Kraft der Natur auch dann noch leitet, wenn sie in verschwenderischer Fülle gleichsam spielend ihre Bildungen ausschüttet.

Man könnte hinzufügen, es sei hiermit zugleich der Charakter der künstlerischen Darstellung bezeichnet, womit Goethe, sei es in Versen oder in Prosa, seine Meisterwerke ausgestattet hat. In dem kleinsten lyrischen Gedichte, wie in den umfassenden Schilderungen bewegten Lebens, stellte er sich stets die Forderung, daß seine Darstellung „ein Bild gebe", daß die einzelnen Theile sich um einen Mittelpunct zusammenschließen und zu einem Ganzen runden. Dadurch erhalten seine Werke das schöne Ebenmaß der Form, indem alle Einzelnheiten als nothwendige Glieder des Ganzen erscheinen, dadurch jene unerreichte Klarheit des Ausdrucks, der sich dem anmuthigen Körper als ein zartes, durchsichtiges Gewand anschmiegt. In seinen Dichtungen, besonders denen der mittleren Periode, verleugnet sich nicht die Verehrung der antiken Plastik, für deren Anerkennung in Kunst und Poesie er aufs thätigste bemüht war.

Die Wirksamkeit eines solchen Genius beschränkt sich nicht auf den engen Raum eines Zeitalters. In vielen tausend Adern strömt das geistige Leben, von dem seine Werke erfüllt sind, der fernsten Nachwelt zu, und mit jedem neuen Geschlecht, das von den Früchten hoher Geistesbildung vergangener Jahrhunderte sich nährt, lebt er sein unsterbliches Dasein fort.

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn." (Faust. II.)

Fünftes Capitel.

Schiller.

Goethe und Schiller sind ein seltenes, in der Geschichte der Poesie einziges Beispiel, wie zwei hochbegabte Männer, welche durch ihren Lebensgang, ihre geistige Anlage, Richtung und Entwickelung so weit von einander verschieden waren, daß sie als Gegensätze angesehen werden können, sich auf der Höhe ihres Strebens zusammenfinden, ihre Verschiedenheiten, sich gegenseitig ergänzend, ausgleichen und ihre geistige Vereinigung durch innige Freundschaft und neidlosen Wetteifer befestigen. Während Goethe's Leben dem naturgemäßen Wachsthum der Pflanze gleicht, die, höher und höher emporstrebend, nach allen Seiten ihre Zweige ausbreitet, bis ihre ausgewachsene Krone die Vollendung ihrer Bildung zeigt, so bietet uns Schiller stets das Bild eines Ringens und Kämpfens gegen die einengende Außenwelt, als müsse er dieser den Boden und die freie Luft erst mühsam abgewinnen und mannigfache Hindernisse entfernen, bis auch er ein freies, seiner Natur gemäßes Dasein sich geschaffen habe. Nicht als ob Goethe der Kampf erspart worden wäre. Aber es war mehr eine Selbstüberwindung im Widerstreit von Leidenschaft und Pflicht, der Sieg des freudig vorwärtsschreitenden Daseins über die Sehnsucht, wodurch die Resignation zur Dichtung sich gestaltet. Insofern hat Goethe's Leben von vornherein eine epische Anlage, während Schiller's Lebensgang mehr den Eindruck einer dramatischen Handlung macht, die im begünstigten Fortstreben zum Ziele zuletzt einen versöhnenden Abschluß erhält.

Schiller wurde zu Marbach am Neckar den 10. November 1759 geboren und erhielt in der Taufe (wahrscheinlich Tags darauf) die Vornamen Johann Christoph Friedrich.

Jenes Geburtstags-Datum, das man durch die im Marbacher Taufregister aufgefundene Angabe des 11. zu verdrängen gesucht hat, müssen wir ihm zurückgeben. Die Taufregister verzeichneten häufig nur den Tauftag (wie z. B. auch Goethe's Namen im Taufbuch unter dem 29. August einregistrirt worden ist. Schiller und seine Familie feierten, obwohl ihnen die Notiz des Taufregisters bekannt war, stets den 10. An Wieland schreibt Schiller 1788 von Rudolstadt aus: „Ich habe meinen hiesigen Freunden zugesagt, meinen Geburtstag noch mit ihnen zuzubringen, und dieser feierliche Tag ist der zehnte November.“ Eine ähnliche Notiz finden wir in einem Briefe an Körner. Es bleibe uns Deutschen künftig unbenommen, an demselben Tage Luther's und Schiller's zugleich zu gedenken.

Johann Caspar Schiller, der Vater unsers Dichters, war zur Zeit seiner Verheirathung Wundarzt und Barbier zu Marbach; seine Frau war die Tochter eines dortigen Gastwirths, der später nach seiner Verarmung die Stelle eines Thorwärters erhielt. Im Beginn des siebenjährigen Krieges trat Caspar Schiller in würtembergische Militärdienste; nur während kurzer Unterbrechung konnte er mit seiner Familie, die in Marbach zurückblieb, zusammen sein. Als ihm sein einziger Sohn geschenkt wurde, befand er sich als Lieutenant im Uebungslager unweit Marbach bei den gewöhnlichen Herbstmanövern. Mehrere Jahre war er darauf von seiner Familie entfernt, bis ihn der Friede 1763 seiner Heimat zurückgab. Seine Garnison war zunächst Cannstadt, dann Ludwigsburg. 1765 wurde er zum Hauptmann befördert und auf Werbung nach dem würtembergischen Grenzorte Lorch geschickt, wo seine Familie sich noch um eine Tochter vermehrte, so daß der Knabe jetzt zwischen drei Schwestern heranwuchs.

In Lorch erwachte zuerst das Geistesleben des begabten

Knaben. Die herrliche Lage und Umgebung des Ortes prägte sich seiner Phantasie tief ein. Bei dem Pfarrer Moser erhielt er den ersten Unterricht, der mit dem Deutschen sogleich die Elemente der lateinischen Sprache verband. Sein Vorbild, dem er mit inniger Liebe zugethan war, erweckte in ihm den Trieb, ebenfalls Geistlicher zu werden, und dies entsprach den Wünschen der Eltern. Dem Vater blieb es in lebhafter Erinnerung, wie es dem Kinde Freude gemacht habe, mit Käppchen und schwarzer Schürze bekleidet, von einem Stuhl herab einige Bibelstellen in der Weise der Prediger vorzutragen.

Als die Schiller'sche Familie im Jahre 1768 nach Ludwigsburg zurückkehrte, eröffnete sich dem Knaben eine neue Welt. Er wohnte zum erstenmal Theatervorstellungen bei, welche von der Prachtliebe des Herzogs Karl Eugen aufs glänzendste ausgestattet waren. Sein Nachahmungstrieb ward aufs lebhafteste erregt. Er verfertigte sich ein Puppentheater, führte mit den ältern Schwestern dramatische Scenen auf und machte schon Entwürfe zu Schauspielen. Indeß wurde das Lernen darüber nicht vergessen. Er besuchte die lateinische Schule zu Ludwigsburg und erwarb sich durch seinen Fleiß das Lob der Lehrer.

Bald darauf trat für die Familie eine unerwartete Veränderung ein. Schiller's Vater hatte sich die Langeweile des Garnisonlebens durch landwirthschaftliche Beschäftigungen zu vertreiben gesucht und in Ludwigsburg eine Baumschule gegründet. Seine Beobachtungen über Bodencultur stellte er in einer besondern Schrift dar. Herzog Karl, dadurch auf die Tüchtigkeit des Mannes aufmerksam gemacht, ernannte ihn 1770 zum Aufseher der weitläufigen Baumpflanzungen bei dem neuerbauten Lustschloß Solitude. Der Knabe blieb in Ludwigsburg unter der Aufsicht des Professors Jahn. Ward er gleich in dessen Hause in drückender Zucht gehalten, so ersetzte

ihm dies der sonntägliche Besuch im Hause der Eltern. Sein Fleiß in der Schule dauerte fort; besonders erwarb er sich große Gewandtheit in lateinischen Versübungen, und Virgil wurde sein Lieblingsdichter. Durch Zilling, einen orthodoxen Eiferer, erhielt er den Unterricht in der Religion zur Vorbereitung auf die Confirmation, zu deren Feier 1772 die Eltern von der Solitude herübergekommen waren. Als die Mutter ihm in ernster Ermahnung die Wichtigkeit dieses Tages vorhielt, zog er sich in die Einsamkeit zurück und verfaßte sein erstes deutsches Gedicht, welches die Empfindungen schilderte, die der bevorstehende Tag in ihm hervorrief.

Es war der Plan des Vaters, daß Schiller nach einer der würtembergischen Klosterschulen abgehen solle, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten. Da trat der Herzog dazwischen und vereitelte die theologischen Pläne. Schiller wurde ein Zögling der herzoglichen Militärakademie.

Der erste Plan zur Errichtung dieser Anstalt, die zuletzt nach ihrem Gründer den Namen „Hohe Karlsschule" trug, entstand im Jahre 1770. Herzog Karl bedurfte bei seinen zahlreichen Bauten in Stuttgart, Ludwigsburg und auf der Solitude viele Künstler und Handwerker, die er größtentheils aus der Fremde herbeirufen und mit großen Kosten unterhalten mußte. Er hoffte sich deren in seinen eigenen Landeskindern nachbilden zu können und errichtete zu dem Ende auf der Solitude zunächst für verwaiste und arme Soldatenkinder eine Schule, in der sie außer in den gewöhnlichen Fächern der Volksschule, in verschiedenen technischen Fertigkeiten, namentlich in den bildenden Künsten, unentgeltlich unterwiesen wurden. Erfreut über das rasche Gedeihen der Anstalt, erhob der Herzog sie 1773 zu einer „Militärakademie" und erweiterte die Lehrfächer; alte und neue Sprachen wurden in den Lehrplan aufgenommen und, um Beamte zu bilden, auch Lehrer für die

Forstwirthschaft und Jurisprudenz angestellt. Daneben errichtete er eine „Ritterakademie“ für „Cavaliersöhne“, welche ihre Berechtigung zum Eintritt durch Stammbaum und Ahnenprobe nachweisen mußten. Bürgerliche „Eleven“, die bei einer Preisaustheilung vier Preise erhalten hatten, erhielten, indem ihnen ein akademischer Orden ertheilt wurde, den Namen „Chevaliers“. Da der Herzog die Sorge für die gesammte Ausbildung und den Lebensunterhalt der Zöglinge übernommen hatte, so bestand für sie die Verpflichtung, sich künftig den Diensten des herzoglich würtembergischen Hauses zu widmen und ohne des Herzogs Erlaubniß nicht aus denselben zu treten; seit 1774 wurde darüber von den Zöglingen ein schriftlicher Revers ausgestellt.

Es herrschte eine strenge Disciplin. Die Zöglinge, in einem Gebäude vereinigt, standen unter beständiger Aufsicht, ähnlich wie in jenen sächsischen Fürstenschulen, in denen Klopstock's und Lessing's Jugend gebildet ward, nur daß in der würtembergischen Anstalt ein militärischer Pedantismus Kleidung und Stundenordnung regelte. Uebrigens waren tüchtige Lehrer, meistens noch in den Jahren rüstiger Jugendkraft, berufen worden. Ein einsichtsvoller Intendant stand an der Spitze, und durch Vielseitigkeit des Unterrichts, sowie durch den Sporn des Ehrgeizes und Wetteifers ward ein reges, geistiges Leben geweckt. Es ist daher endlich Zeit, die von sentimentalen Biographen Schiller's in Umlauf gesetzte Vorstellung von einer geisttödtenden Zwangsanstalt, der die Jugend unsres Dichters zum Opfer gefallen sei, ins Gebiet der Fabeleien zu verweisen. Schiller ist der Karlsakademie eine treffliche geistige Bildung schuldig geworden; er war ein fleißiger Schüler und hat bis zu seinem nachmaligen Bruch mit dem Herzog für sie und ihren Stifter nur Worte des wärmsten Dankes geäußert.

Der mehrmals dringend wiederholte Wunsch des Herzogs, den talentvollen Knaben in die Akademie aufzunehmen und für seine Ausbildung, wie für seine Beförderung zu sorgen, bewog den Vater, die Aussicht, seinen Sohn die Laufbahn eines Theologen betreten zu sehen, aufzugeben; seine beschränkten Vermögensumstände ließen ihm kaum noch eine Wahl. Im Januar 1773 trat der junge Schiller in die Akademie mit dem Entschluß, sich der Jurisprudenz zu widmen. Fürs Erste blieben noch die alten Sprachen die Hauptsache. Er hatte sich im Lateinischen gründliche Kenntnisse angeeignet; auch in der griechischen Sprache erwarb er sich gegen Ende des Jahres einen Preis. Die Elemente der juristischen Studien zogen ihn nicht sehr an, da sich sein Sinn schon der poetischen Literatur zugewandt hatte.

Bald darauf ging mit der Anstalt eine wichtige Veränderung vor. Sie wurde 1775 nach Stuttgart verlegt und ihr Plan bedeutend erweitert. Es fanden jetzt auch Zöglinge gegen Kostgeld eine Aufnahme. Der Ruf der Karlsakademie stieg so sehr, daß aus allen Theilen Deutschlands, ja im eigentlichsten Sinne aus allen Ländern Europa's Jünglinge zu ihr gesandt wurden. Da auch das medicinische Fach in den Studienplan aufgenommen ward, so entschied sich Schiller aus freiem Antriebe für dieses und erwarb sich durch seinen Fleiß und seine tüchtigen Kenntnisse viele Auszeichnungen.

Innige Jugendfreundschaft pflegt die Frucht der Abgeschlossenheit solcher Lehranstalten zu sein. Auch über Schiller's Jugend leuchtet ihr freundliches Gestirn; er war auf der Karlsakademie nicht im mindesten vereinsamt. Er fand dort seinen treuen von Hoven wieder, der sich schon in Ludwigsburg an ihn angeschlossen hatte und zugleich mit ihm das medicinische Studium erwählte. Die nächsten im engen Bunde der Freundschaft waren Petersen und Scharffenstein, die

eine gleiche Liebe zur Poesie beseelte; später traten Haug, dessen Vater Schiller's hochverehrter Lehrer war, Zumsteeg und Dannecker hinzu, Jünglinge voll idealen Strebens, die durch die Vielseitigkeit ihrer geistigen Interessen auf einander belebend und bildend wirkten; die Dichtkunst nahm unter diesen nicht die letzte Stelle ein.

Schiller hing bei seinem Eintritt in die Akademie noch mit großer Verehrung an Klopstock. Erfüllt von Begeisterung für die Messiade und die Prophetensprache der Luther'schen Bibelübersetzung, verfaßte er in seinem vierzehnten Jahre ein größeres episches Gedicht, dessen Held Moses war. Doch gewaltiger ergriff ihn bald darauf das Drama, das sich in jener Epoche mit hinreißender Gewalt die jungen dichterischen Talente dienstbar machte. Gerstenberg's Ugolino, ein Drama, das die Kraftsprache der jungdeutschen Genie's, welche an Shakspeare die Schilderung der Leidenschaft zu lernen begannen, durch ein effectvolles Beispiel einführte, machte auf Schiller's Phantasie eine mächtige Wirkung. Er verfaßte bald nach dem Moses das Trauerspiel die Christen, dessen Stoff wahrscheinlich aus der Geschichte der ersten Christenverfolgungen genommen war. An Klopstock's Stelle wurden jetzt Shakspeare und Ossian, Lessing und Goethe, Klinger und Leisewitz seine Lieblinge, die ihn ganz der dramatischen Poesie zu eigen machten. Daß mehrere Zöglinge der Karlsakademie sich für die Bühne ausbildeten, mochte dabei nicht ohne Einfluß sein. Der Selbstmord eines Studenten lieferte ihm den Stoff zu einem Drama, der Student von Nassau. Als Nachahmung von Leisewitz' Julius von Tarent, das die tiefsten Eindrücke in ihm zurückließ, entstand ein Trauerspiel, das der Geschichte des Hauses Medici entnommen war und die Verschwörung der Pazzi behandelte, weßhalb es schwerlich Cosmus von Medici, eher Lorenzo von Medici betitelt sein konnte.

Alle diese Jugendversuche sind verloren gegangen oder absichtlich von dem Dichter vernichtet worden; aus dem letztern Drama nahm er mehrere Scenen und Charaktere in die Räuber herüber. Einige lyrische Ergüsse in Klopstock-Schubert'scher Dithyrambensprache, welche gerade damals die Odenpoesie beherrschte, traten seit 1776 in dem Schwäbischen Magazine an die Oeffentlichkeit, der Abend und der Eroberer, die er unter seine Gedichte nicht aufgenommen hat. Mehrmals hatte er Gelegenheit, seine rhetorische Wortfülle in akademischen Festreden glänzen zu lassen; wir besitzen noch seine Festreden von der Güte und Leutseligkeit sowie von den Folgen der Tugend, in deren Epilogen er dem Herzog und der Gräfin Franzisca, dessen nachmals zum Range einer Gemahlin erhobenen Geliebten, feurige Huldigungen darbrachte.

Indeß vernachlässigte Schiller seine wissenschaftlichen Studien nicht. Neben medicinischen Werken zogen ihn philosophische Schriften in vorzüglichem Grade an und entschieden seine mit der Poesie Hand in Hand gehende Richtung zu philosophischer Speculation. Damals beschäftigten ihn vornehmlich Rousseau und Ferguson, Mendelssohn und Sulzer. Großartige Charaktere lernte er im Plutarch kennen, an dessen Hand er zuerst das Gebiet der Geschichte betrat. Als er im Jahre 1779 in der lateinisch geschriebenen Abhandlung „Philosophie der Physiologie", die bis auf ein Fragment der deutschen Vorarbeit verloren gegangen ist, einen Beweis von der Reife seiner medicinischen Studien gegeben hatte, hoffte er aus der Akademie entlassen zu werden. Allein der Herzog hielt ihn noch ein Jahr zurück, weil er nach der Durchlesung der Dissertation glaubte, das stürmische Feuer des Jünglings durch die Fortsetzung der gelehrten Studien „dämpfen" zu müssen, „so daß er alsdann einmal" — so

drückte er sich aus — „wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann".

Gerade durch die Verlängerung seiner Studienzeit ward Schiller nur noch mehr zur Poesie zurückgeführt. In dem letzten akademischen Jahre verfaßte er „den verlorenen Sohn"; dies war der anfängliche Titel der Räuber. Klinger's Spieler gaben den ersten Anstoß und eine Erzählung im Schwäbischen Magazin den Stoff. Die ersten Anfänge der Bearbeitung reichen bis 1777 hinauf. Es sollte ein Effectstück werden, wie keins noch dagewesen; „wir wollen ein Buch machen", sagte er zu Scharffenstein, „das durch den Schinder verbrannt werden muß". Bemerkenswerth ist, daß Schiller um jene Zeit auch mit seinem mimischen Darstellungstalent einen Versuch machte, indem er bei einer Aufführung von Goethe's Clavigo durch die Karlsschüler in der Titelrolle auftrat. Der leidenschaftliche Ungestüm, womit er declamirte und agirte, war eben so charakteristisch für den Dichter der Räuber, wie er den Freunden ein Gegenstand ergötzlicher Erinnerung blieb.

Gegen den Schluß des Jahres 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlassen. Er verfaßte zu dem Ende eine lateinisch geschriebene streng medicinische Probearbeit „über den Unterschied der entzündlichen und Faulfieber" und nach freier Wahl die deutsche Abhandlung „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", der die Anerkennung zu Theil ward, durch den Druck an die Oeffentlichkeit zu gelangen. Schiller versuchte darin im Contrast mit seiner späteren Philosophie eine Apologie der Sinnlichkeit, die er als den ersten Sporn zur Thätigkeit und den ersten Leiter zur Vollkommenheit bezeichnete. Es sind die philosophischen Präliminarien zu der sinnlichen Gluth seiner Jugenddichtungen. In der Zueignung an den Herzog spricht er in Worten des wärmsten Dankes von der „ruhmvollen"

Anstalt, von „dem Stifter seines Glücks" — „der seine Größe darein setzt, ein Lehrer unter seinen Schülern, ein Vater unter seinen Söhnen zu wandeln"; in dem „Zusammenfluß aller dieser glücklichen Fügungen" erkennt er die Wege einer höhern Vorsicht und sieht dadurch den Grund zu dem Glück seines ganzen Lebens gelegt. Vergleichen wir damit das überschwängliche Lob, das er in einer wenige Monate später verfaßten Ode „auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten" seinem Wohlthäter darbringt —

„Sag', Ausland, schielst du nicht mit neid'schen Blicken
Auf Würtembergs glücksel'ge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrscher — Er? —

so ist dies wohl Zeugniß genug, daß Schiller bis dahin weder an eine Flucht aus der Anstalt, noch an einen Bruch mit dem Herzog gedacht hat.

Schiller erhielt eine Anstellung als Militärarzt bei einem in Stuttgart stationirten Grenadierregiment. Die praktische Medicin zog ihn jedoch wenig an, und der mechanische Kreislauf seiner täglichen Berufsgeschäfte ward ihm bald drückend. Er suchte daher einen Ersatz in dem Umgang mit Freunden, der indeß nicht bloß geistiger Art blieb. Nach dem Uebergange aus dem Zwange der Militärakademie zu einer ungebundenen Lebensweise gerieth er leicht in den Rausch sinnlicher Vergnügungen. Sein Umgang mit einer Hauptmannswittwe, Namens Vischer, bei der er zur Miethe wohnte, war von jenen leidenschaftlichen Aufwallungen begleitet, welche uns die später zum Theil unterdrückten oder verkürzten Oden „an Laura" aufbewahren, wenn auch Manches darin mehr auf Rechnung der Phantasie als der Wirklichkeit zu setzen sein mag. Am besten charakterisiren wir jene gefahrvolle Periode in dem Leben unsers Dichters mit den Worten seiner

nachmaligen Schwägerin Caroline von Wolzogen: „Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten nach der so lange entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglinge manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er mit herzlicher Liebe hing, der Wunsch, ihre Erwartungen nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen Liebestone der Mutter, hielt den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellte das Gleichmaß wieder her."

Sein Trauerspiel ward inzwischen vollendet. Es drängte ihn, damit an die Oeffentlichkeit zu treten. Als ersten und wichtigsten Grund der Herausgabe nennt er seine Geldverlegenheit, „den allgewaltigen Mammon"; dann wünscht er aber auch von dem Publicum, „dem unbestochnen Richter", zu erfahren, „was für ein Schicksal er als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe"; endlich erwähnt er noch einen dritten, „ganz echten" Grund, die Poesie „hinwegzuräumen", die seinem Plane, Professor der Medicin zu werden, hinderlich sei. Da kein Verleger sich zu einem Honorar für das Erstlingswerk des unbekannten Dichters erbieten wollte, so ließ es Schiller auf eigene Kosten drucken, wozu Freunde das Geld vorschossen. Im August 1781 erschien die erste Ausgabe der Räuber, ohne seinen Namen. Im nächsten Jahre folgte die zweite. Das Titelblatt nannte diesmal den Namen des schnell berühmt gewordenen Dichters; die Vignette stellte, gleichsam als Zeichen des kühner gewordenen Jugendmuthes, einen

zornig aufsteigenden Löwen dar mit der Inschrift in Tirannos.

Um einen Buchhändler in sein Interesse zu ziehen, hatte er während des ersten Drucks die Bogen an Schwan in Mannheim geschickt. Dieser las das Stück dem Intendanten des Mannheimer Theaters, Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg vor, worauf an Schiller die Aufforderung erging, sein Drama, um es auf dem Mannheimer Theater zur Aufführung bringen zu können, bühnengerechter zu gestalten. Der Dichter verstand sich dazu, manche harte Stellen zu streichen, das allzu gedehnte Räsonnement abzukürzen und die Handlung an das Ende des Mittelalters zu verlegen, um nicht durch die Beziehung auf die Gegenwart zu mißliebigen Deutungen Anlaß zu geben. Mit lebhafter Freude erfüllte ihn endlich die Nachricht, daß die Räuber in Mannheim zur Aufführung gelangten. Ohne Urlaub reiste er heimlich mit Petersen hin — die Reisekosten wurden ihm aus der Theaterkasse erstattet — und sah unerkannt mit klopfendem Herzen der ersten Vorstellung am 13. Januar 1782 zu. Die ausgezeichnete Darstellung, in der vor allen Iffland als Franz Moor glänzte, riß die zahlreich versammelten Zuschauer zu rauschendem Beifall hin und machte auf den jungen Dichter den tiefsten Eindruck. „Ich glaube,“ schreibt er einige Tage darauf an Dalberg, „wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Daß in dem grellen Gemälde von Rohheit und Bosheit, welches „die Räuber“ uns vorführen, vielfach der gute Geschmack verletzt ist, braucht man nicht erst zu beweisen. Allein es strömt darin eine jugendfrische, echt dramatische Kraftfülle, welche den dichterischen Genius ankündigte. Daher war die erste Wirkung gewaltig; vor Allem ward die Jugend davon

hingerissen. Schnell verbreitete sich das titanenkühne Drama durch Bühnenvorstellungen und Abdrücke über ganz Deutschland; selbst die Angriffe der Kritik, welche der Verfasser durch eine anonyme Selbstkritik, die bei aller Strenge im Einzelnen doch die Genialität des Verfassers außer Frage läßt, noch verstärkte, dienten nur dazu, die Aufmerksamkeit der Nation auf das neuaufsteigende dramatische Meteor zu lenken. Herzog Karl war zwar erfreut, aus seiner Anstalt einen gefeierten Dichter hervorgehen zu sehen; allein Schiller's Drama, so wie die lyrischen Dichtungen, welche die „Anthologie für das Jahr 1782“ (mit dem Druckorte „Tobolsko“ bezeichnet) veröffentlichte, erschienen ihm geschmacklos. Noch hoffte er den jungen Dichter auf eine bessere Bahn leiten zu können; er ließ ihn zu sich kommen und warnte ihn in väterlichem Tone vor den Verstößen wider den richtigen Geschmack, wie er sie in seinen dichterischen Producten finde. Allein dem Verlangen, ihm seine Dichtungen vorher zur Beurtheilung vorzulegen, wollte Schiller nicht entsprechen. Seine Weigerung wurde der erste Grund zu der Mißstimmung des Herzogs gegen seinen sonst mit Liebe gepflegten Zögling, den er sich zu besonderer Dankbarkeit glaubte verpflichtet zu haben.

Bald sollte Schiller mehr Beweise der Ungnade erhalten. Als er ohne Urlaub im Mai eine zweite Reise nach Mannheim gewagt hatte, die dem Herzog verrathen ward, erhielt er von ihm die schärfsten Verweise mit dem Befehl, sich jedes Verkehrs mit dem Auslande zu enthalten, und ward, indem der Herzog persönlich ihm den Degen abforderte, zu vierzehntägigem Arrest verurtheilt. In der Einsamkeit seiner Haft entstand der Plan zu Cabale und Liebe; die Grundlinien zu diesem grellen Hofgemälde hat der würtembergische Hof hergegeben. Daneben beschäftigte ihn das „republikanische“ Trauerspiel Fiesco.

Noch mehr gereizt durch mancherlei mißwollende Zuträgereien, unter denen die armseligen Angriffe einiger Graubündner, welche durch ein satirisches Wort in den Räubern sich in ihrer Vaterlandsliebe gekränkt stellten, die erste Stelle einnehmen, erließ der Herzog, gerade als Schiller seiner Bestimmung zum Dichter sich klar bewußt geworden war, an ihn den strengen Befehl, bei Festungsstrafe sich auf seinen Beruf als Arzt zu beschränken und keine Schriften außer im medicinischen Fache drucken zu lassen. Man sprach von besserer Erziehung, deren er bedürfe, und was dieses Wort in des Herzogs Munde bedeute, lehrte Schillern das Schicksal des unglücklichen Schubart, den er mehrmals in seinem Gefängnisse auf dem Asperg besuchte, wo er um seiner „Erziehung" willen zehn Jahre lang gefangen gehalten ward.

Schiller befand sich in größter Bedrängniß. Die Drohung des Herzogs, das gegen sein poetisches Talent ausgesprochene Vernichtungsurtheil, dessen Aufhebung er vergebens durch eine Bittschrift zu erwirken versucht hatte, da die Annahme von dem Herzog in den härtesten Ausdrücken abgeschlagen ward, die durch den Selbstverlag der Anthologie noch gestiegene Schuldenlast, Alles drängte ihn fort in die Luft der Freiheit, wo er wieder ganz Dichter sein konnte und keinen andern Richter zu fürchten hatte, als das Publicum. Kein Wunder, daß seine Mißstimmung nicht nur seinen Geist niederdrückte, sondern auch seinen sittlichen Charakter zu trüben begann; er wurde hart und abstoßend in seinem Benehmen, auch gegen Freunde, bitter im Urtheil über Andere, nur bemüht, den eigenen Ruhm hervorzuheben.

Zunächst wandte er sich vertrauensvoll an Dalberg, schilderte ihm mit eindringlichen Worten seine „traurige Situation", die nicht unglücklicher sein könne, erinnerte ihn an die Hoffnungen, die ihm durch Wort und Händedruck seines Gönners

bei seinem Besuch in Mannheim eröffnet seien, und bat ihn um seine Verwendung beim Herzog, indem auf diesem Wege sicherlich seine Entlassung aus dem herzoglichen Dienste zu erlangen sein werde. Dalberg zögerte indeß aus Furcht, durch die Beschützung des in Ungnade gefallenen Dichters seinen persönlichen Beziehungen zum würtembergischen Hofe zu schaden. Schiller überwand endlich alle Bedenklichkeiten und entschloß sich durch einen kühnen Schritt seine Befreiung zu erlangen, dem Zwange der Heimat durch die Flucht sich zu entziehen.

Nur wenige Vertraute wurden ins Geheimniß gezogen. Die Mutter und die ältere Schwester billigten seinen Entschluß; dem Vater blieb er verschwiegen, damit dieser nöthigenfalls sein Ehrenwort geben könne, um die Flucht des Sohnes nicht gewußt zu haben. Frau von Wolzogen, welche während des Aufenthaltes ihrer Söhne auf der Karlsschule nach Stuttgart gezogen war und Schiller ein besonderes Wohlwollen bewies, bot ihm, falls seine Aussichten auf Mannheim vereitelt werden sollten, eine Zufluchtsstätte auf ihrem Gute bei Meiningen an. Sein Freund Andreas Streicher, einer seiner wärmsten Verehrer, den ihm die Dichtkunst zugeführt hatte, stand im Begriff eine Reise nach Hamburg anzutreten, um sich unter Bach's Leitung für die Musik auszubilden. In ihm erhielt er für seine gefahrvolle Wanderschaft einen Gefährten, der fürs Erste mit seinem Reisegelde bereitwillig aushalf. Andere Freunde übernahmen die Bürgschaft für die in Stuttgart gemachten Schulden. Jetzt, da der Plan unwiderruflich gefaßt war, kehrte mit der Entschlossenheit die heitere Stimmung zurück; er arbeitete fleißig an seinem Fiesco, der bestimmt war, ihm zu einer neuen Existenz den Weg zu bahnen.

Im September 1782 wurden in Stuttgart und auf den benachbarten herzoglichen Schlössern glänzende Feste zum

Empfange des Großfürsten Paul von Rußland und seiner Gemahlin, einer Nichte des Herzogs, gefeiert. Schiller konnte hoffen, in diesen Tagen der Zerstreuungen des Hofes am wenigsten beachtet zu sein. Am 17. September, Abends 10 Uhr, fuhr er unter dem Namen Dr. Ritter mit seinem Freunde Streicher, der sich bei der Thorwache als Dr. Wolf kundgab, aus dem Eßlinger Thore hinaus, um auf einem Umwege auf die Ludwigsburger Landstraße zu gelangen. Wie froh schlug das Herz, als die würtembergische Grenze erreicht war! Am 19. langten die Freunde in Mannheim an.

Schiller richtete sogleich ein Schreiben an den Herzog Karl, worin er sich wegen seiner Entweichung entschuldigte, um die Aufhebung des Befehls, keine andern, als medicinische Schriften drucken zu lassen, eindringlich bat und sich zur Rückkehr bereit erklärte, wenn ihm das fürstliche Wort gegeben werde, daß keine Strafe über ihn verhängt werden würde. Der Herzog ließ ihm darauf nur in allgemeinen Ausdrücken Verzeihung zusagen, was nicht genügen konnte, um Schiller zur Rückkehr zu bewegen. Aus Furcht, ergriffen und ausgeliefert zu werden, hielt er sich anfangs möglichst verborgen. Doch der Herzog verzichtete auf weitere Schritte wider ihn und machte eben so wenig den Vater für das Vergehen des Sohnes verantwortlich.

Dalberg war in jenen Tagen bei den Stuttgarter Hoffesten zugegen. Es ließ sich wohl erwarten, daß der Flüchtling bei ihm keine offenen Arme finden werde. Den Mannheimer Schauspielern las Schiller den Fiesco vor, auf dessen Erfolg seine nächste Hoffnung gesetzt war. Allein er erntete so wenig Beifall, daß die Versammlung nur bis zum Ende des zweiten Actes aushielt. Man ließ ihm nur noch die schwache Aussicht, daß man den Fiesco demnächst näher prüfen und zur Aufführung bringen werde.

Um möglichen Nachforschungen über seinen Aufenthalt zu entgehen, machte er mit Streicher eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Von hier aus wandte er sich an Dalberg mit der dringenden Bitte um einen Geldvorschuß für sein Trauerspiel, damit er seine in Stuttgart hinterlassenen Schulden bezahlen und die nothwendigsten Ausgaben bestreiten könne. Nach einigen Tagen erfolgte von dem Regisseur Meier die Erwiderung, Dalberg könne sein Gesuch nicht erfüllen, weil Fiesco in der jetzigen Gestalt für die Bühne unbrauchbar sei; ehe er sich weiter erklären könne, müsse eine Umarbeitung vorgenommen werden. Gleichwohl blieb die Mannheimer Bühne noch des Dichters einzige Hoffnung. Er wanderte mit Streicher, dessen kleine Baarschaft wie unverdrossene Freundschaft sein Trost in jenen kummervollen Tagen war, über Mainz und Worms nach Oggersheim, wo er eine Zeit unerkannt als Dr. Schmidt lebte. Er begann hier die Bearbeitung seines Trauerspiels Cabale und Liebe (oder wie es anfangs genannt war, „Louise Millerin") und gab dem Fiesco eine andere Gestalt. Nach mehreren Tagen bangen Harrens erhielt er die abermalige Entscheidung, daß Fiesco auch in der neuen Bearbeitung nicht angenommen werden könne. Unter diesen Umständen mußte er froh sein, als der Buchhändler Schwan sich zur Uebernahme des Verlags erbot. Das geringe Honorar (elf Louisd'or) mußte die im Gasthofe aufgelaufene Schuldenrechnung tilgen, und es blieb nur so viel übrig, um die Kosten für die Postreise nach Thüringen zu bestreiten. In Worms nahm er Abschied von dem wackern Streicher und langte in den ersten Decembertagen in Bauerbach bei Meiningen, dem Gute seiner freundlichen Beschützerin, unter dem Namen Dr. Ritter an. Nach einigen Wochen kam Frau von Wolzogen auf kurzen Besuch und sorgte für die gastliche Einrichtung des geheimnißvollen Fremdlings.

Dem Drucke der Sorgen enthoben und in der ländlichen Einsamkeit von keiner Zerstreuung gehemmt, konnte Schiller sich jetzt ausschließlich seiner poetischen Thätigkeit überlassen. Er vollendete im Januar 1783 sein bürgerliches Trauerspiel und war sogleich zu einer neuen dramatischen Arbeit entschlossen, zu der er einen historischen Stoff suchte. Maria Stuart, Conradin zogen ihn an. Seine Entscheidung fiel endlich zu Gunsten des Don Carlos aus, auf dessen Süjet er zuerst durch Dalberg aufmerksam gemacht war. Indem er zu seinen Zwecken die Meininger Bibliothek benutzte, gewann er die Freundschaft des Bibliothekars Reinwald, der an Allem, was ihn betraf, aufs innigste Theil nahm. Durch den Umgang mit Schiller gewann der schon in Jahren vorgerückte wackere Mann eine Neigung zu dessen ältester Schwester Christophine, wodurch die nachmalige Verbindung mit ihr eingeleitet ward.

Es war eine kurze glückliche Zeit, welche Schiller in dem reizend gelegenen Bauerbach verlebte; noch nach vielen Jahren nannte er sie die schönste seines Lebens. Er fühlte sich unendlich wohl im Verkehr mit wenigen edlen Menschen; diese mußten ihn, wie er sich äußert, mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem er sich beinahe überworfen hätte. Der Frühling führte ihm seine verehrte Freundin nebst ihrer Tochter Charlotte wieder zu, welche im Winter nur durch einen flüchtigen Besuch ihren Gast bewillkommnet hatten. Das blühende Mädchen, welche schon in Stuttgart seine Neigung gewonnen hatte, flößte jetzt, wo die Seele des jungen Dichters sich freudiger öffnete und sich idyllischen Träumen hinzugeben geneigt war, ihm das Gefühl leidenschaftlicher Hingebung ein, wie er es in dieser Reinheit noch nie empfunden hatte. „Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund" — schrieb er an ihren Bruder Wilhelm von Wolzogen, — „ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus

den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht!" Selbst vor der Mutter vermochte er die Kühnheit seiner Wünsche nicht zu verbergen. In einem Briefe vom 30. Mai schreibt er an sie: „Mit meinen vormaligen Plänen ist es aus, beste Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten sollte. Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, versteht sich. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will ich sie oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen, und ich weiß, ich überwinde sie." Manchmal erschien ihm das Bild eines auf stiller Häuslichkeit gegründeten Lebensglückes so reizend, daß er bereit war, was er seinem Fürsten nicht hatte opfern wollen, dem Dichterruhm um der Geliebten willen zu entsagen. Allein abgesehen von der Scheidewand, welche die Standesvorurtheile des Adels zwischen beiden errichteten, gehörte Lottens Herz längst einem Andern. Die Mutter zeigte ihm, um ihn zu heilen, das Tagebuch, welches die Geständnisse des liebenden Mädchens enthielt. Dadurch ward Charlotte ihm nur noch „liebenswerther"; seine Liebe wurde feuriger durch ihre Hoffnungslosigkeit; es gab Momente, wo ihm eine Aussicht aufdämmerte, den Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen. In dieser Epoche begann er den Don Carlos, das Gemälde hoffnungsloser Liebesgluth.

Gegen den Sommer 1783 sah Frau von Wolzogen Schiller's Entfernung von Bauerbach für nothwendig an; sie drängte ihn auf zarte Weise zur Abreise, und bei einer

Unterredung mit ihr auf einem Spaziergange im Walde sah auch Schiller endlich ein, daß er sich trennen müsse. Reinwald brachte Reisen nach Gotha und Weimar oder nach Berlin in Vorschlag. Eine unerwartete Einladung Dalberg's, dem Schiller gerade jetzt brauchbar war, zog ihn wieder nach Mannheim. Im Juli reiste er hinüber, noch lange sehnsüchtig nach Bauerbach zurückblickend. Erst als er von dort die Nachricht von der Ankunft seines Nebenbuhlers erhielt, war sein Entschluß gefaßt, in der Ferne zu bleiben.

Ein neuer Schauplatz für sein dramatisches Talent schien sich ihm bei der Mannheimer Bühne darzubieten. Dalberg, der sich ihm so lange kalt verschlossen, fand er jetzt „ganz Feuer"; seine Versprechungen eröffneten ihm lockende Aussichten. Im August schloß er mit ihm einen Contract, worin er sich verpflichtete, bis Ende August 1784, mit Ausnahme der heißesten Sommerzeit, in Mannheim zu bleiben. Indessen versprach er dem Theater drei neue Stücke zu liefern, „Fiesco", „Louise Millerin" und noch ein drittes. Dafür erhielt er ein Gehalt von 300 Fl., wovon ihm gleich 200 Fl. ausbezahlt wurden, ferner von einem jeden Stücke die Einnahme einer beliebig zu bestimmenden Vorstellung. Später verzichtete er hierauf, indem die Summe seines Gehalts auf 500 Fl. festgesetzt ward. Zugleich behielt er sich das Recht vor, seine Stücke drucken oder verlegen zu lassen.

Schiller's dramatische Poesie erhielt wieder neues Leben. Er legte die letzte Hand an seine fast vollendeten Trauerspiele. Fiesco wurde am 17. Januar 1784 in prachtvoller Ausstattung zur Aufführung gebracht. Die Hauptrollen waren vortrefflich besetzt, und mehrere Scenen erregten großen Beifall. Jedoch die Wirkung des Ganzen entsprach den Erwartungen des Dichters nicht; er glaubte, daß die Mannheimer seinen Fiesco nicht verstanden hätten, weil in ihren Adern kein römisches

Blut fließe und republikanische Freiheit hier zu Lande ein leerer Schall sei. Allein die Ursache lag tiefer in der mangelhaften Anlage und dem unnatürlichen, gespreizten Pathos des ganzen Drama's.

Bald darauf konnte sein bürgerliches Trauerspiel, das durch Iffland den Titel Cabale und Liebe erhielt, zur Bühnenvorstellung vorbereitet werden. Die Wirkung der ersten Aufführung am 9. März war groß und gewaltig. Nach dem zweiten Act erhoben sich die Zuschauer von ihren Sitzen und brachen in lauten Beifallssturm aus. In diesem Drama entfaltete sich eine ähnliche dramatische Kraft, wie in den Räubern, und die grellen Schlaglichter, die es auf die damaligen Zustände Deutschlands warf, trugen nicht wenig zu dem Erfolge desselben bei. Der Dichter erhielt um diese Zeit die Auszeichnung, in die Kurpfälzische deutsche Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen zu werden, wobei ihm der Umstand von Wichtigkeit war, daß er dadurch kurpfälzischer Unterthan ward. Er verfaßte als Societätsmitglied die Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken"? — deren spätere Aufschrift „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" schon erkennen läßt, daß er für das Drama die sittliche Tendenz und Wirkung in Anspruch nahm.

Mannheim brachte dem Dichter wieder die sonnigen Tage des Ruhms; aber es hatte auch tiefe Schatten. Der feurige, leicht hingerissene Jüngling befand sich bald wieder mitten in dem Rausch von Genüssen, die doch, wie er später reuig bekennen muß, nie bis auf den Grund des Herzens gingen, das dabei kalt und leer blieb. Mitten in diesem Taumel der Freude schrieb er (19. Jannar 1784) den merkwürdigen Brief an seinen Jugendfreund Zumsteeg, worin er seine Abneigung gegen eine eheliche Verbindung ausspricht. „Mein Schicksal", heißt es darin, „so sehr ich auch wirklich damit zufrieden bin, ist doch

nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich nie entschlossen bin ewig zu machen. Mein jetziges Leben taugt unvergleichlich für meine 24 Jahre; aber wird es mich auch im dreißigsten noch reizen? Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anspruch auf das, was man Glück heißt, erlauben. Bedenke selbst, wie mich eine Heirath von der Bahn zu demselben ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewissen Capricen; doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schicksale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht; denn mein ungestümer Kopf und warmes Blut würden jetzt noch keine Frau glücklich machen." An diese Zeit dachte Schiller ohne Zweifel, als er sechs Jahre später an seine Braut mit liebenswürdiger Offenheit die Worte schrieb: „Bei diesem Mannheim fällt mir ein, daß Sie mir doch manche Thorheit zu verzeihen haben, die ich zwar vor der Zeit, ehe wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beschämung würde ich Sie auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich als ein armer Thor mit einer miserablen Leidenschaft im Busen herumgewandelt bin." Der Gegenstand seiner Liebesneigung scheint einigen Andeutungen zufolge eine Schauspielerin gewesen zu sein. Vielleicht fand Schiller in ihr das Vorbild zu seiner Prinzessin Eboli. Auch er entriß sich, wie sein Don Carlos, den Sirenentönen der Versuchung. Der angeborene sittliche Adel seiner Seele arbeitete sich stets aus dem Strudel der Sinnlichkeit wieder muthig empor. Es gilt von ihm das Wort, das er in seinen „Briefen über Don Carlos" ausspricht: „Dann nur, wenn wir den Jüngling mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend der Versuchung

haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher sein, daß sie dem gereiften Manne nicht gefährlich sein wird."

Nachdem er im Mai 1784 mit der Mannheimer Schauspielergesellschaft nach Frankfurt gezogen war und dort lustige Tage verlebt hatte, fiel wie mit einmal ein Lichtstrahl höheren Daseins in seine Seele und entzündete wieder das reine Feuer, das im Gewühl der Vergnügungen eine Zeitlang ohne Nahrung geblieben und in sich zusammengesunken war. Die Bilder der lange vernachlässigten, fast vergessenen Freunde steigen wieder auf, und seine Briefe an sie werden zu reuigen Anklagen und wehmüthigen Selbstbekenntnissen. Auch Bauerbachs gedenkt er mit erneuter Sehnsucht nach dem Frieden, den er in den liebebeseelten Tagen glücklicher Abgeschiedenheit empfunden hat; er fühlt wieder ein Verlangen, das häusliche Glück, das er wenig Monate vorher weit von sich gewiesen hatte, gründen zu können. „Sie werden lachen, beste Freundin" — schreibt er unterm 7. Juli an Frau von Wolzogen — „daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage zu heirathen. Nicht als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht; ich bin in diesem Puncte noch so frei wie vorhin........ Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschluß hingerissen."

Es ist zweifelhaft, ob an diesen Aeußerungen schon die zärtliche Neigung, welche ihm die Tochter des Buchhändlers Schwan, Margarete, einflößte, einen Antheil hat. Sie war ein sehr schönes Mädchen mit großen, ausdrucksvollen

Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, welches ein Vereinigungspunct für Gelehrte und schöne Geister war, gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, diese Vorzüge geltend zu machen. Schiller, im Familiencirkel aufgenommen, schien auf sie Eindruck zu machen, obgleich er ernst und zurückhaltend in seinem Betragen war. Er las ihr Scenen aus seinen Stücken vor, wie er sie eben vollendet hatte. Der Vater war bei diesen Unterhaltungen immer gegenwärtig. Das Verhältniß blieb indeß mehr ein freundschaftliches. Eine Verbindung mit ihr mochte Schiller wünschenswerth erscheinen, ohne daß sie ihm eine heftige leidenschaftliche Neigung einflößte.

Einen solchen Charakter trug in weit höherm Grade das um dieselbe Zeit entstehende Verhältniß zu Charlotte von Kalb, der Gattin des in französischen Diensten stehenden Heinrich von Kalb, welcher sie während seines Garnisonlebens in Landau ihren Aufenthalt in Mannheim nehmen ließ. Die erste Begegnung mit dem jungen Dichter hatte auf die geistreiche, zu idealen Schwärmereien geneigte Frau einen tiefen Eindruck gemacht. Das innige Verhältniß, das sich im vertrauten Umgang entspann, blieb, so rein und ideal es war, nicht ohne leidenschaftlich erregte Momente; das liebeglühende Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft“ (jetzt sehr abgekürzt „Der Kampf“ überschrieben) ist wahrscheinlich trotz der entschuldigenden Anmerkung hierher zu ziehen. Vor Allem wurde Don Carlos das Denkmal sowohl der leidenschaftlichen Kämpfe wie der idealen Seelenerhebung, die aus diesem Bunde hervorging. Auf die Königin Elisabeth übertrug er nach seinem eigenen Geständniß die Züge der geliebten Frau, welche selbst in der Freundeswärme des Marquis Posa redet.

Durch Frau von Kalb wurde Schiller nach und nach dem Verkehr mit Schauspielern entrissen und mit den höhern Gesellschaftskreisen bekannt. In Folge dessen seiner bisherigen Stellung bald überdrüssig, faßte er den Entschluß, sich wieder mit Eifer den medicinischen Studien zuzuwenden und, wie auch sein Vater dringend anrieth, sich dadurch eine sichere Stellung in der Welt zu verschaffen. Er war zu der Einsicht gekommen, daß die Poesie das Leben nicht ganz auszufüllen vermöge, daß sie neuen Reiz für ihn haben würde, wenn er sie nur als Erholung gebrauche und ihr nur seine reinsten Augenblicke widmete. Da Dalberg seinen Plan guthieß, so drang er mit inständiger Bitte in ihn, für ein medicinisches Studienjahr ihm die nöthigen Mittel zu verschaffen, indem er nachmals durch dichterische Leistungen sie zu vergüten versprach. „Ich stehe", heißt es am Schluß des beredten Bittschreibens, „auf dem Scheidewege. Alles, mein ganzes Schicksal vielleicht, hängt von Ihnen ab. Kann es Ihnen schmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen, die Wünsche seines Herzens, seiner Familie, seiner Freunde, ja Ihre eigenen zugleich zu erfüllen, kann dies Bewußtsein Ihnen süß sein, so erwarte ich Alles von Ihrer Entschließung, und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergesse, dem ich Alles, Alles schuldig bin." Allein der kaltherzige Hofmann war zu einer großmüthigen Handlung nicht zu gewinnen, zumal ihm Schiller jetzt entbehrlich geworden war; er antwortete ablehnend und ließ gelegentlich ein Wort von Projectmacherei fallen. Um nichts günstiger wurden seine Vorschläge zur Herausgabe einer Mannheimer Dramaturgie aufgenommen, für die er sich eine jährliche Gratification von funfzig Ducaten aus der Mannheimer Theatercasse ausbedungen hatte.

Bald verschwanden wieder alle diese hinundherschwankenden

Entwürfe, als Schiller sich im August wieder mit freudiger Begeisterung zum Don Carlos wandte und sich gleichsam auf Eingebung seines dichterischen Gefühls zur metrischen Form entschloß. Das volle Bewußtsein seiner Bestimmung als Dichter liegt in den Worten, die er unterm 24. August an Dalberg richtet: „Carlos ist ein herrliches Süjet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. [Man sieht, daß Marquis Posa noch ausgeschlossen ist.] Ich kann es mir jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in anderen übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird." Dabei fällt ein Blick auf seine „Räuber" und er fügt die Bemerkung hinzu: „Nach dem Carlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß." Auch in diesen Worten wird es klar, daß der Dichter am Eingange einer neuen Epoche steht, wo die Harmonie sittlicher Idealität seine Dichtung zu beherrschen anfängt.

Gleichwohl ward der Dichter gerade jetzt durch die drückende Schuldenlast nur allzu sehr an das Irdische gemahnt. Sein Stuttgarter Bürge, den die Gläubiger drängten, ward in Mannheim auf der Flucht verhaftet. Ein Darlehen von

Schiller's Hauswirth half der augenblicklichen Verlegenheit ab. Um jedoch diesen drückenden Zustand völlig zu beseitigen und Freundeshülfe nicht länger ungebührlich in Anspruch zu nehmen, entschloß er sich zu einem literarischen Unternehmen, von dem er die besten Erwartungen hegte. Am 11. November 1784 trat er vor das Publicum mit der Ankündigung einer Zeitschrift, der Rheinischen Thalia, und warf sich ihm vertrauensvoll in die Arme. „Das Publicum", schreibt er, „ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an, vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Der Winter verging unter literarischen Vorbereitungen. Inzwischen verweilte der Herzog Karl August von Weimar zum Besuche in Darmstadt. Ihm, dem Beschützer dichterischer Talente, der einst an Goethe's Seite in der Karlsschule dem Jünglinge gegenübergestanden und sein Bild ihm eingeprägt hatte, wünschte er sich vorzustellen, und dringend rieth auch Frau von Kalb zu der Reise. Der Fürst bezeigte ihm eine warme Theilnahme, ließ sich von ihm den ersten Act des Don Carlos vorlesen und ertheilte ihm den Titel eines weimarischen Raths, ein Vorzeichen künftiger Huldbeweise. Ihm ward das im März erscheinende erste Heft der Thalia gewidmet, und der Autor durfte es, ohne der Schmeichelei beschuldigt zu werden, aussprechen, daß der Beifall des edelsten von Deutschlands Fürsten ihm Muth gebe, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Indeß war Schiller der Aufenthalt in Mannheim, „wo der Horizont drückend und schwer auf ihm lag, wie das Bewußt-

sein eines Mordes", mit jedem Tage unerträglicher geworden. Er sehnte sich fort. Plötzlich dämmerte ihm eine Hoffnung auf Befreiung von einer Seite entgegen, von wo er sie am wenigsten erwartet hatte. Die erste Anknüpfung des Fadens, an welchem die neue Wendung seines Schicksals hing, schildert uns ein Brief an Frau von Wolzogen vom 7. Juni 1784: „Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme ein Packet aus Leipzig und finde von vier ganz fremden Personen Briefe voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die eine hatte mir eine kostbare Brieftasche gestickt, die andere sich und die drei anderen Personen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern sich über die Kunst. Ein Dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Musik gesetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm wäre. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, — durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grunde, als um für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Producte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist eine größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wie ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß."

Die, welche auf so sinnige Weise unsern Dichter erfreuten, waren Christian Gottfried Körner, nachmals Oberappel-

lationsrath in Dresden, und Ludwig Ferdinand Huber. Die Freundinnen, deren Hände für ihn sich bemüht hatten, waren Körner's Braut, Minna Stock, und deren ältere Schwester Dora. Schiller antwortete nicht so rasch, wie ein solches Liebeszeichen verdient hatte. Erst als der Entschluß feststand, Mannheim zu verlassen, wandte er sich an Körner, um mit dem verspäteten Danke, dessen Verzögerung er den „unglückseligen Zerstreuungen" schuld giebt, „deren Andenken ihm in diesem Augenblicke noch Wunden schlägt", dem unbekannten Freunde seine drückende Lage zu schildern. Um ihn daraus zu befreien und seine Abreise möglich zu machen, erbot sich Körner zu Allem, was nur die uneigennützigste Freundschaft gewähren konnte. Schiller hob seinen Contract mit dem Theater auf, und bald langten gegen den März 1785 die zur Deckung seiner Hauptschulden nöthigen Wechsel aus Leipzig an. Rasch in neuen Entwürfen, ergriff Schiller jetzt den Gedanken, sich auf der Universität Leipzig der Rechtswissenschaft zu widmen und nach einigen Jahren eine Anstellung an einem der kleinen sächsischen Höfe zu suchen. Scherzend sagte er daher im Scheiden zu seinem Freunde Streicher, mit dem er in Mannheim wieder zusammengetroffen war, er werde nicht eher an ihn schreiben, als bis er Minister geworden sei. So freudig blickte er in die Zukunft, als er sich wieder von der Luft der Freiheit angeweht fühlte. Der Abschied von Frau von Kalb war ein Moment leidenschaftlicher Aufregung. Er redete zum erstenmal zu ihr im vertraulichen Du, das sie ihm zurück gab. „Die Wahrhaftigkeit", fuhr er fort, „kennt kein Du; die Allseligen sind Ein Du, das Du ist der ewigen Verbindung Siegel!" Sie weinten nicht, und keine Klage berührte weiter die Lippen. „Wir fühlen beide", sagte sie: „wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie!" Halten wir daneben das Geständniß aus einem Briefe an Körner: „Ich habe keine Seele

hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation", so möchte wohl kaum an einen besonders wehmüthigen Abschied von Margarete Schwan zu glauben sein. Sie überreichte ihm ein schönes Andenken, und sie versprachen sich, in Briefen von einander Nachricht zu geben. Doch ist nicht wahrscheinlich, daß sie jemals Briefe mit einander gewechselt haben. In den ersten Tagen des April befand sich Schiller auf der Reise nach Leipzig, mit der ein neuer Abschnitt seines Lebens und seiner Dichtung begann.

Ohne sentimentale Schönmalerei, welche das Bild von Schiller's Jugendleben vielfach verunstaltet hat, haben wir den Kampf des kühn emporstrebenden Dichters mit dem Druck des alltäglichen Lebens, die leidenschaftliche Verirrung mit dem in der Tiefe seiner Seele wohnenden Ideal, den Zwang der äußern Verhältnisse wie seine Selbstverschuldung in den charakteristischen Zügen und zum Theil mit seinen eigenen Worten dargestellt, weil nur dadurch begreiflich wird, sowohl welche sittliche Kraft erforderlich war, um in diesem hin und her wogenden Gewühl die göttliche Flamme des Edeln und Schönen zu bewahren und geläutert daraus hervorzugehen, als auch, welches die Ursachen waren, daß sich den Jugenddichtungen Schiller's so viele unreine Stoffe beimischen. Wie in seinem Jugendleben ideale Begeisterung und stürmischer Genuß des Augenblicks eng zusammengrenzen und sein sittlicher Charakter erst nach und nach durch Selbstbeherrschung und Mäßigung eine feste Basis fand, um sich zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten, so steht auch in seinen ersten dichterischen Schöpfungen neben erhabener Idealität die stürmische Wildheit, die sich nicht selten ins Rohe verliert, neben tief empfundenen Seelengemälden der unverhüllte Ausbruch lüsterner Sinn=

lichkeit, die durch einen gewissen medicinischen Beigeschmack noch verletzender wird.

In den lyrischen Gedichten, die man in ihrer ältesten Fassung kennen muß, um darüber zu urtheilen, sind die erhabensten Gedanken, die tiefsten Empfindungen wie Trümmer eines Kunstwerks zwischen rohen Massen verstreut. Des Dichters nachmalige Strenge hat nicht vermocht, Eines vom Andern zu trennen und aus den verschont gebliebenen Strophen ein schönes Ganzes zu formen.

Da uns die biographische Darstellung des Dichters Hauptsache ist, so müssen wir es uns versagen, die dramatischen Jugendwerke Schiller's nach diesen Gesichtspuncten zu besprechen. Es ist darin ebenso sehr die geniale Kraft, das dramatische Feuer anzuerkennen, wie sie durch Uebertreibung, durch eine bis zur Rohheit und Caricatur gesteigerte Unnatur den gebildeten Geschmack zurückstoßen. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß Schiller auf seiner ersten dichterischen Bildungsstufe durchaus als ein Zögling seiner Zeit zu beurtheilen ist und von seinen dichtenden Zeitgenossen nicht als eine sich nur aus sich herausbildende Individualität losgetrennt werden darf. Alle Elemente der Sturm- und Drangperiode bis zu ihren größten Excentricitäten finden sich bei ihm zusammen, und erst, indem er sich über seine Zeit emporschwang, gelangte er zu der Selbstständigkeit, sich von ihren Fehlern freizumachen.

Nach einer mühseligen Reise auf morastigen Wegen langte Schiller am 14. April 1785 in Leipzig an. Es erschien ihm wie der rosige Morgen, und so waren auch seine Hoffnungen. Statt wie in Mannheim allein zu wohnen und für alles Kleinliche der häuslichen Einrichtung Sorge tragen zu müssen, wünschte er eine hülfreiche Fürsorge zu finden, die alles Unangenehme von ihm fern hielte, und einen wahren Herzensfreund, der ihm stets zur Hand sei, wie sein Engel,

dem er seine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen könne, nicht erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen müsse. Körner, von dem er hoffte, daß er ihm dieser Freund sein werde, traf er noch nicht dort, indem dieser seiner Anstellung und häuslichen Einrichtung wegen sich noch einige Monate in Dresden aufhalten mußte. Durch Briefe ward schon der engere Freundschaftsbund geschlossen. „Wenn Sie", schrieb Schiller, „mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat, der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vorhatte, der in seiner Liebe viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann, der aber etwas Anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagendern Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch, wie dieser, lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht daß Sie Schillern noch eben so gut sind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird."

Inzwischen sah sich Schiller in den müssigen Wochen, die ihm jetzt gewährt waren, die neue Welt, in die er sich versetzt sah, etwas näher an. Er machte Bekanntschaften mit Literaten, Buchhändlern und Schauspielern. Er ward als eine Celebrität angestaunt, und Manche waren verwundert, „daß ein Mensch, der die Räuber gemacht habe, wie andere Muttersöhne aussehen sollte; wenigstens rundgeschnittene Haare, Kurierstiefeln und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." In seinem stürmischen Kopfe durchkreuzten sich noch seltsamlich die Entwürfe für die Zukunft, für ihn, der selten in die Vergangenheit, sondern stets vorwärts schaute, die eigentliche Poesie des Lebens. Bei der Langsamkeit seiner dramatischen Production mußte

ihm von Zeit zu Zeit das Bedürfniß fühlbar werden, sich neben der Poesie eine gesicherte Existenz zu gründen. Die Neigung zur Jurisprudenz war ein flüchtiger Traum gewesen. In Leipzig zog es ihn wieder zu den medicinischen Studien, und so wie dieser Vorsatz bei ihm feststand, entschloß er sich zu dem unter den jetzigen Umständen fast unbegreiflichen Schritt, bei dem Buchhändler Schwan um die Hand seiner Tochter anzuhalten. „Meine Aussichten“, heißt es in dem beredten Schreiben vom 24. April, „sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegengehen. Urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden sein“. Der Brief schloß mit den Worten: „Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegen sehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben“. Schwan wies in milder Form diesen Antrag zurück, in welchem doch ziemlich verständlich die Aufforderung lag, auf einige Jahre für den künftigen Schwiegersohn die Kosten der akademischen Studien zu übernehmen; seine Tochter, schrieb er, eigne sich bei der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht zu Schiller's Gattin. Schiller hat keine warme Liebe für sie empfunden; sonst würde er sie, die ihn wirklich liebte, nicht sogleich aufgegeben und ohne das geringste Zeichen seines Andenkens gelassen haben. Sie fühlte sich tief gekränkt und soll ihren Schmerz gegen Freunde frei geäußert haben. Als ein reuiges Bekenntniß möchten wir es ansehen, wenn er drei Jahre später in einem Briefe an Schwan den Gruß der Tochter mit den Worten erwidert: „Also steh' ich doch noch bei ihr in gutem Andenken? In der That, ich muß

erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiene".

Schiller's glückliche Stimmung wurde, wie aus den Briefen an Körner hervorgeht, durch die Vereitelung seines Heirathsantrags nicht beeinträchtigt. Für sein Herz fand er den vollsten Ersatz in dem Entzücken der Freundschaft, womit ihn Körner's Nähe erfüllte, den er am 2. Juli zum erstenmal in seine Arme schloß. Sie besiegelten ihren Freundschaftsbund mit dem Gelöbniß, auf dem Wege zur Vollkommenheit einander hülfreich zur Seite zu stehen und den höchsten Zwecken eines thätigen Lebens vereint entgegenzustreben. Die Sommermonate verlebte unser Dichter in dem freundlichen Gohlis, wo das „Schillerhaus" noch jetzt als eine Stätte der Erinnerung in Ehren gehalten wird. Hier genoß er den heitersten Umgang mit der Natur und mit Freunden, hier fand er Stunden der Dichterweihe, welche uns sein begeistertes Lied an die Freude verkündigt. Körner's hochherzige Uneigennützigkeit nahm die drückenden Sorgen von ihm. Sobald er verheirathet und in Dresden häuslich eingerichtet war, zog Schiller gegen die Mitte des Septembers ihm nach und ward auf längere Zeit sein Gast, abwechselnd in der Stadt oder im Gartenhause des Körner'schen Weinbergs bei dem Dorfe Loschwitz an der Elbe.

Der tägliche Umgang mit Körner und seiner feingebildeten Familie war für Schiller von dem wohlthätigsten Einfluß. An ihm fand er zum erstenmal einen Freund, der ihm durch hohe geistige Bildung, durch die Ruhe und Festigkeit seines Charakters imponirte und daher dem Ungestüm die weise Mäßigung, den phantastischen Kraftsprüngen das besonnene Urtheil entgegensetzte. Er fand in ihm einen Mann, von vielseitigem Wissen, der den Hang zu philosophischer Speculation mit ihm theilte, aber mehr die Klarheit des Verstandes walten ließ und schon damals sich mit Kant's philosophischen Schriften

vertraut zu machen begann. Schiller bedurfte der Philosophie, um wieder einen Halt zu gewinnen, nachdem er in der Epoche der Räuber mit der christlichen Weltanschauung völlig gebrochen hatte. In den philosophischen Briefen, welche größtentheils während des Umgangs mit Körner verfaßt sind, so wie in der gleichzeitigen düstern Ode „Resignation" tritt uns das Ringen des Zweifels mit dem dichterischen, an Rousseau'sche Doctrinen sich anlehnenden Pantheismus klar vor Augen. Wir gewahren den lebendigen Drang seines Innern, der ihn nach und nach zum eifrigen Studium der Kantischen Philosophie unwiderstehlich hinzog.

Don Carlos, dessen erste Hälfte bis zum achten Auftritt des dritten Acts bereits in der Thalia bekannt gemacht war, konnte jetzt in sorgenfreier Muße und mit frischer Geisteskraft zu Ende geführt werden. Der Dichter brachte jedoch, wie er selbst bekennt, zu den letzten Acten „ein ganz anderes Herz" mit; so sehr hatte ihn in kurzem die veränderte Lebensluft, die er jetzt athmete, umgewandelt. Carlos mit seiner leidenschaftlichen Verworrenheit, seinem bald trotzigen, bald verzagten Widerstreben gegen die ihn einengenden Verhältnisse trat zurück, und Marquis Posa erhielt den ersten Platz mit der weltbürgerlichen Idee, mit dem muthig vorwärtsschauenden Vertrauen auf die Zukunft einer vollkommeneren Menschheit, wo Freiheit und Staatswohl Hand in Hand gehen. Der Dichter vergaß die engen Grenzen der Bühne und ließ dem Drange, der sein Inneres erwärmte, freien Lauf. Als Don Carlos 1787 erschien, war das Publicum nicht wenig befremdet, den Verfasser der Räuber kaum noch wiederzuerkennen. Zwar ist in jenem weit ausgesponnenen Drama der Zusammenhang der Handlung noch häufig unterbrochen und gestört, das Phrasenpathos macht sich über Gebühr breit, und in der Zeichnung der Charaktere stoßen wir auf mancherlei

Widersprüche; allein der poetische Hauch, der das Ganze durchdringt, kommt aus der Tiefe einer großen Dichterseele, die ehrfurchtsvoll nach der Menschheit Höhen emporblickt, die in sittlicher Größe, Charakterstärke, uneigennützigem Wirken für das Ganze und Aufopferungsfähigkeit ihr Ideal erkennt.

Der Dualismus des Stücks, das Schwanken zwischen Carlos und Posa, ist durchaus charakteristisch für des Dichters damalige Lebensepoche. Denn wie er in seinen schönsten Momenten sich als einen Posa fühlt, so sinkt er zu Zeiten noch zu der Rolle des Carlos zurück, wenn er die Briefe an Frau von Kalb mit feurigen Liebesergüssen füllt oder von einer reizenden Kokette, dem Fräulein Julie von Arnim, sich zu einer heftigen Leidenschaft hinreißen läßt. Er hatte sie zuerst auf einem Maskenball kennen gelernt. Er näherte sich ihr und ward freundlich von ihr aufgenommen. Nachher sah er sie mehrmals in Gesellschaft der Schauspielerin Sophie Albrecht und durfte sie auch in ihrem Hause besuchen. Ihr wie der Mutter (der Vater, ein sächsischer Officier, war gestorben) schmeichelte die Eroberung des berühmten Dichters. Ein tieferes Gefühl empfand sie nicht für ihn; denn, wie Caroline von Wolzogen bemerkt, „sinnlichen Augen konnte die damalige Erscheinung des Dichters nicht behagen;" auch Sophie Albrecht spricht von seiner reizlosen Gestalt, wobei die dürftige Kleidung und vernachlässigte Toilette auch nicht den bescheidensten Anforderungen des Schönheitssinnes entsprochen habe. Vergebens suchten seine Freunde das unwürdige Verhältniß zu lösen. Während das Mädchen ihn mit wohlberechneter Sprödigkeit quälte und sogar werthvolle Geschenke, die von den Vorschüssen auf den Don Carlos bestritten werden mußten, von ihm annahm, spottete sie heimlich seiner und empfing an Abenden, wo sie ihn fern zu halten wußte, begünstigtere Anbeter. Wie ernst er dennoch dies Verhältniß auffaßte, wie wenig er den Betrug

durchschaute, beweist ein an die Geliebte am 2. Mai 1787 gerichtetes Gedicht, das von mehreren, die er ihr widmete, allein erhalten ist; es schließt mit den Worten: „Dich zu verdienen will ich streben; Dein Herz bleibt mir, wenn Du das meine kennst." Gleichwohl scheint ihm noch vor seiner Trennung von Dresden sein Irrthum klar geworden zu sein. Ihr Bild schwebte ihm ohne Zweifel bei der Darstellung der Griechin im „Geisterseher" vor, in der er nach seinem eigenen Geständniß eine abgefeimte Betrügerin zeichnen wollte, womit man eine darauf bezügliche charakteristische Briefstelle zusammenhalten mag: „Ich glaube übrigens doch, daß sich auch noch Fälle denken lassen, wo Liebe mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst, als ein inneres Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt so zu sagen aus allen Gerichtsbarkeiten heraus und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe..... Dies kommt indessen meiner Griechin nicht zu Gute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leser braucht sich auch nicht mehr für sie zu interessiren, sobald ihm die Augen aufgegangen sind. Was sie thut, muß sie vorher thun."

Im Juli 1787 reiste Schiller nach Weimar. Dorthin zog ihn die Aussicht auf den bildenden Verkehr mit den hervorragendsten Geistern der Nation und die Gunst eines Fürsten, der ihm schon einen Beweis seines Wohlwollens gegeben hatte, am meisten jedoch die dringende Einladung seiner Freundin Charlotte von Kalb, die seit kurzem Weimar zu ihrem Aufenthalt gewählt hatte und bereits in den ersten Cirkeln der Residenz heimisch war. Sie erwartete Schiller mit krankhafter Spannung der Sehnsucht. „Ihre Seele," schreibt Schiller an Körner, „hing nur noch an diesem Gedanken und — als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und

Freude wirkte bei ihr Lähmung." Doch war das Verhältniß beider bald mit der früheren Innigkeit hergestellt, als hätte er sie erst gestern verlassen. Seine freien Stunden waren fürs erste nur ihr gewidmet. Mit ihr ging er spazieren; sie sorgte für seine Einrichtung und führte ihn in die weimarischen Gesellschaftskreise ein. Bald kehrte ihr in dem Umgange mit ihm die volle Heiterkeit zurück, die bis zum Muthwillen ging. Doch sagte sich Schiller schon in jener Epoche des noch erregteren Gefühls: „In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen." Die Liebe, mit der sich ihre Seele an die seinige anklammerte, mußte auf die Dauer etwas Anspruchvolles, Drückendes für den inzwischen zu größerer Selbstständigkeit und stolzerem Selbstgefühl gereiften Dichter haben. Schon im nächsten Jahre tritt allgemach eine immer größere Erkaltung ein. Er sah ein, daß der Einfluß der phantastischen Frau nicht günstig auf ihn gewesen sei, und zog sich mehr und mehr von ihrem Umgange zurück. „Ich habe," schreibt er darüber an Körner, „einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen blindlings unterwerfen muß. Alle romantische Luftschlösser fallen ein, und nur, was wahr und natürlich ist, bleibt stehen."

Schiller war nicht der Mann der Gesellschaft, am wenigsten damals. Den Kreisen des Hofes blieb er fern; selbst in den ästhetischen Cirkeln der Herzogin Amalie in Tiefurt machte seine Erscheinung nur geringen Eindruck. Die Berühmtheiten Weimars und der Universität Jena lernte er zwar

kennen (Goethe war in Italien); doch ein innigerer Verkehr bildete sich nur zu Wieland, der seiner geistigen Natur nach auf unsern Dichter keine anregende Einwirkung haben konnte. Er wünschte in Schiller einen Mitarbeiter zum Merkur zu gewinnen, vielleicht auch einen Eidam; denn im Briefwechsel mit Körner wird eine mögliche Heirath mit Wieland's jüngster Tochter in Erwägung gezogen; Schiller ist jedoch schließlich der Meinung, er habe keine Neigung mehr zum Heirathen. Seine dichterische Stimmung ward in Weimar so wenig belebt, daß er fast ganz in wissenschaftliche Beschäftigungen hineingerieth. Er fühlte die Nothwendigkeit seinen Ideenkreis zu erweitern, den er durch fortwährendes Produciren zu erschöpfen fürchtete. Zwar setzte er den in Dresden entworfenen Roman der Geisterseher, dem die abenteuerlichen Schicksale Cagliostro's zum Grunde lagen, gelegentlich fort, jedoch ohne für diese Arbeit eine warme Begeisterung zu hegen. Am lebhaftesten zog ihn seit den Vorarbeiten zum Don Carlos die Geschichte an. Er beschloß, auf jene Materialien und die weltbürgerliche Idee seines Carlos gestützt, eine ausführliche Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung zu bearbeiten. Recensionen, die er für die Allgemeine Literaturzeitung schrieb, berühren gleichfalls meistens das historische Gebiet.

Die in Zurückgezogenheit unter anhaltenden Arbeiten verlebten Wintermonate unterbrach nur eine erheiternde Reise nach Meiningen, wo er die an Reinwald verheirathete Schwester und in Bauerbach Frau von Wolzogen und ihren Sohn wiedersah. In Begleitung Wilhelms von Wolzogen nahm er den Rückweg über Rudolstadt und ward von diesem zu der ihm verwandten Familie von Lengefeld geführt. Frau von Lengefeld war nach dem Tode ihres Gemahls mit ihrer jüngsten Tochter Charlotte nach der kleinen Residenz gezogen, um

in der Nähe ihrer ältesten Tochter **Caroline** zu sein, welche dort an den Herrn von Beulwitz verheirathet war; diese ward in zweiter Ehe die Gattin Wilhelms von Wolzogen, der ihr schon damals seine Neigung gewidmet hatte. In der sanften Gemüthlichkeit dieses feingebildeten Familienkreises fühlte sich Schiller sehr wohl und heimisch. Beim Abschiede von der ihm theuer gewordenen Familie sprach er die Absicht aus, den nächsten Sommer im Thale von Rudolstadt zu verleben.

Charlotte, welche zu einer Hofdamenstelle ausgebildet wurde, traf im Beginn des folgenden Jahres wieder in Weimar mit Schiller zusammen. Er lieh ihr Bücher, und mit kleinen Billets, die diesen beigelegt wurden, entspann sich jener Briefwechsel, durch dessen Herausgabe (unter der Aufschrift „Schiller und Lotte") uns ein wichtiger Beitrag zur Biographie Schiller's geschenkt worden ist.

Charlotte hatte, wie ihre Schwester berichtet, eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. „Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blickte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind". Sie hatte viel gelitten durch eine unglückliche Liebesneigung, „deren Hoffnungslosigkeit den Geliebten über die See nach einem andern Welttheile getrieben hatte." Die Entsagung hatte ihrem Wesen eine ideale Ruhe gegeben, zu der kaum die Worte des Stammbuchsblattes, das ihr der Dichter bei ihrem Scheiden von Weimar überreichte, zu passen

scheinen; es findet sich, etwas verschönert, unter seinen Gedichten mit der Ueberschrift: „Einer Freundin ins Stammbuch.“ Sie hatte Schiller eine warme Zuneigung eingeflößt, die von leidenschaftlicher Erregtheit fern blieb, wenn sie auch den ernsteren Gedanken an eine Bedeutung für die Zukunft nicht ausschloß; er gestand ihr, seit sie Weimar verlassen habe, sei die Erinnerung an sie ihm seine liebste Gesellschaft gewesen.

Schiller hatte den Winter meistens in einer gedrückten Stimmung verlebt; er hatte Momente von Verzagtheit, wo er klagte, daß alle Triebe zu Leben und Thätigkeit in ihm abgenutzt seien, wobei denn der Wunsch wiederkehrt, durch eine eheliche Verbindung sein Dasein zu „erfrischen“. Um so willkommener war der ersehnte Frühling (1788), der ihn nach Rudolstadt rief. Seine Freundinnen hatten für ihn eine ländliche Wohnung in dem nahgelegenen Volkstädt ausgesucht. Schon die Aussicht von seinem Zimmer auf das anmuthige Thal, auf die längs den Krümmungen der Saale sich hinziehenden bewaldeten Höhen war ganz geeignet, das Gemüth des Dichters zu erheitern; noch tieferen Einfluß übten Freundschaft, Mittheilung und Umgang. Wenn er Tages über seine einsamen Stunden auf die Ausarbeitung seines Romans und seines Geschichtswerks gewandt hatte, so erwarteten ihn die gemüthvollen Abende im Kreise der Lengefeld'schen Familie, mit der Alles, was in Rudolstadt Geist und Bildung besaß, in enger Beziehung stand. Was er ausgearbeitet hatte, wurde hier vorgelesen und gab Stoff zu belebender Unterhaltung. „Schiller wurde ruhiger, klarer“ — berichtet Caroline von Wolzogen — „seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter.“ Dadurch ward er mehr und mehr befähigt, der Poesie der Griechen näher zu treten und ihre Meisterwerke auf sich wirken

zu lassen. Es zog ihn jetzt ein lebhafter Enthusiasmus zu ihnen hin, welcher in der das untergangene Alterthum verherrlichenden Hymne „die Götter Griechenlands" einen so panegyrischen Ausdruck erhielt, daß Friedrich Stolberg öffentlich für die christliche Cultur in die Schranken treten zu müssen glaubte. In dem befreundeten Kreise las Schiller die Homer-Uebersetzung von Voß und einige griechische Tragödien in Uebersetzungen vor. Seine damals verfaßten „Briefe über Don Carlos", einige Scenen zu dem schon früher entworfenen Drama „der Menschenfeind" und die Recensionen von Goethe's Egmont sind Beweise, daß er fortfuhr über dramatische Behandlung nachzudenken, wie sehr sie zugleich noch den einseitigen idealistischen Standpunct verrathen, von dem er sich noch nicht loszureißen vermochte.

Es war dies für das künftige Verhältniß zu Goethe, der gegen den Sommer aus Italien zurückgekehrt war, keine günstige Vorbedeutung. Schiller blickte nicht, wie einst in den Räumen der Karlsschule, mit der Begeisterung eines Verehrers auf ihn; ja ihm war die Wärme, mit der er Männer und Frauen rings um sich über den vom Glück begünstigten Nebenbuhler reden hörte, so drückend geworden, daß er sich eines neidischen Gefühls nicht erwehren konnte und an Körner offen gesteht, bei seinem Namen jene unheimliche Empfindung zu haben, wie sie Brutus und Cassius dem Cäsar gegenüber gehabt haben müßten. Schiller war Egoist, wenn auch in einem idealen Sinne; er vermochte nur zu herrschen, nicht sich unterzuordnen. Von Goethe's Seite fehlte es nicht an freundlicher Annäherung; er äußerte mit einem Gruße an Schiller, er würde ihn auf der Rückreise von Italien besucht haben, wenn er gewußt hätte, daß er so nahe am Wege wohne, und sprach sich sogar über die strenge Beurtheilung des Egmont „mit Achtung und Zufriedenheit" aus. Die beiderseitigen Freunde

und Freundinnen wünschten sehr eine Zusammenkunft der beiden Dichter herbeizuführen. Am 7. September kam Goethe in Begleitung von Herder und Frau von Stein zum Besuch der auch ihm befreundeten Lengefeld'schen Familie herüber und traf hier mit Schiller zusammen. Man hatte von Goethe freundlichere Worte der Anerkennung, von Schiller mehr Wärme in seinen Aeußerungen erwartet. Dieser blieb im Bewußtsein geistiger Ebenbürtigkeit dem gefeierten Meister gegenüber ein kalter schweigsamer Beobachter. Schon der erste Anblick Goethe's „hatte die hohe Meinung, die man ihm von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte, ziemlich tief heruntergestimmt.“ So war es denn erklärlich, daß er zu dem Geständniß an Körner gelangte: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von Goethe nach unserer persönlichen Zusammenkunft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“ Weit herber lauteten seine mündlichen Aeußerungen.

Nachdem Schiller in Rudolstadt noch die ersten Herbstmonate verlebt hatte, während deren der erste Band seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande im Druck vollendet wurde, begab er sich gegen die Mitte des Novembers nach Weimar zurück. Der Briefwechsel mit den beiden Schwestern, deren Umgang ihm die Tage von Rudolstadt so genußreich gemacht hatte, setzte den geistigen Verkehr mit ihnen lebhaft fort; doch würde man irren, wenn man darin

eine gesteigerte Leidenschaft für Charlotte erkennen wollte. Die geistvollere Caroline hatte ihn noch stärker angezogen, und sein Gefühl war auf beide Schwestern gleichmäßig vertheilt. Er correspondirte mit beiden im Tone der wärmsten und reinsten Freundschaft; er möchte sie nicht getrennt denken, weil er dann immer eine, wo nicht beide, entbehren müßte. Neben dieser „herzlichen, vernünftigen Freundschaft", wie er sein Verhältniß zu Charlotten gegen Körner bezeichnet, hatten noch immer mancherlei Heirathspläne Platz, über die man in den Briefen an Körner manche unerquickliche Erörterungen liest, welche alle darauf hinauskommen, daß Schiller sich „einen gewissen sorgenfreien Wohlstand" wünschte, „der nicht von den Producten seines Geistes abhängig sei," wie er es am schlagendsten an seinen Freund mit den Worten ausspricht: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 1200 Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren eine Fridericiade, eine classische Tragödie und .... ein halbes Dutzend schöner Oden liefern."

Der Winter verfloß ihm in Weimar unter anhaltender literarischer Beschäftigung. Er setzte den Geisterseher fort, der bruchstücksweise in der Thalia erschien und sich durch die lebendige dramatisch gehaltene Darstellung einen großen Kreis von Lesern erwarb. Seine Liebe zur griechischen Tragödie veranlaßte ihn zu einer Uebertragung von Euripides' Iphigenie in Aulis und einigen Scenen der Phönizierinnen — erwähnenswerth nur als dramaturgische Studien. Die gehaltvollste poetische Arbeit war das Lehrgedicht die Künstler, worin er seine ästhetischen Ideen in einer schönen poetischen Form zusammenfaßte und schon die leitenden Gedanken seiner nachmaligen philosophischen Abhandlungen erkennen läßt. Besondere Anregung zu solchen Erörterungen erhielt er im Umgange mit

dem damals in Weimar weilenden Moritz, dem Freunde Goethe's, und mit Knebel. Goethe besuchte er nur selten und kam ihm nicht näher, obwohl er rühmen muß, daß Goethe Interesse für ihn beweise und „die Götter Griechenlands" günstig beurtheilt habe; um seinetwillen möchte er seinem Lehrgedichte die möglichste Vollendung geben. Seltsam wechselt dann wieder der Unwille über den Günstling des Glücks, so daß er in einem Briefe an Körner in die herben Worte ausbricht: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat."

Inzwischen war er einer gesicherten bürgerlichen Existenz, nach der er sich so sehr sehnte, daß er manchmal den Gedanken wieder ergriff, sich zur Medicin zurückzuwenden, ohne sein Zuthun um einen Schritt näher gerückt. Da Eichhorn den Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Jena mit einer Göttinger Professur vertauschte, so hoffte man durch Schiller, der für seine Befähigung zu geistvoller Behandlung der historischen Wissenschaft in der niederländischen Geschichte ein glänzendes Zeugniß abgelegt hatte, einen Ersatz zu finden. Sobald man seiner Zustimmung sich vorläufig versichert hatte, schrieb Minister von Voigt an den in Gotha verweilenden Herzog Karl August, welcher die Sache mit den übrigen thüringischen Höfen ins Reine brachte und Goethe den Auftrag ertheilte, die nöthigen Verhandlungen über Schiller's Berufung abzuschließen. Goethe hatte, nach Schiller's eigenen Worten, die Anstellung mit Lebhaftigkeit befördert und machte dem angehenden Docenten, der sich nicht verhehlte, daß mancher Student wohl mehr Geschichte, als er, wisse, mit dem docendo discimus Muth.

Wenn auch Schiller den Verlust seiner Unabhängigkeit und literarischen Muße beklagt, weil er voraus sieht, daß er, um sich des neuen Faches zu bemächtigen, mehrere Jahre „je-

der andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen Schriften herumwühlen" muß, was denn doch eine Uebertreibung war, so konnte er doch nicht umhin, die jenaische Professur als eine günstige Wendung seines Schicksals anzuerkennen, weil er durch sie in „eine gewisse Rechtlichkeit" komme und zu einer geachteten Stellung gelange, die ihm für seine fernere literarische Thätigkeit nothwendig sei. Zuletzt war der Gewinn doch auf Seiten seiner poetischen Productivität. Denn erst mußte Schiller durch die Vorbereitungsschule der historischen und philosophischen Studien hindurchgehen, um Reales und Ideales in seinem Geiste harmonisch zu verarbeiten und dadurch zu der höchsten Stufe seiner dramatischen Dichtung zu gelangen.

Am 26. Mai 1789 eröffnete Schiller in Jena seine akademischen Vorlesungen als außerordentlicher Professor der Philosophie unter ungewöhnlichem Zulauf der Studirenden mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?", in welcher er mit glänzender Beredsamkeit die universelle Humanitätsbildung über die in beschränktem Kreise sich bewegenden Facultätsstudien erhob. Um genügende Zeit für die Vorbereitung zu haben, las er anfangs nur an zwei Tagen in der Woche über die Geschichte des Alterthums. Im zweiten Semester trug er vor einem kleinen Hörerkreis Universalgeschichte des Mittelalters vor und behandelte in öffentlicher, zahlreich besuchter Vorlesung die Geschichte der Römer. Er fühlte gar bald, wie wohl es ihm that, „Facta zu studiren," wenn er gleich dabei einräumen muß, daß sie sich gefallen lassen müssen, was sie unter seinen Händen werden, indem die Geschichte nur ein Magazin für seine Phantasie sei. Allerdings behandelt Schiller die Geschichte nicht mit kritischem, sondern mit poetisch-philosophischem Geiste. Daher steht er in inniger Berührung mit

Herder; beide beziehen die geschichtliche Entwickelung auf die Idee der Menschheit; allein Herder geht mit dem Interesse eines Naturforschers auf die Nationalität ein; er stellt ihre Grundzüge zu einem Gemälde zusammen und führt uns deren im Fortlauf der Geschichte eine Reihe vor, damit wir in allen die reinmenschliche Natur wieder erkennen. Schiller erscheint die Humanität als das Product des idealen Vernunftstrebens; er sieht in der Nationalität eine Schranke, über welche die Vernunft uns erheben muß. In seinem Streben für Befreiung des Geistes hing er daher mit besonderer Vorliebe an dem Zeitalter der Reformation. Diesen seinen philosophisch-historischen Standpunct bezeichnen uns am klarsten die Worte: „Das vaterländische Interesse ist nur für unreife Nationen, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleines Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Schranke durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit nicht stillstehen. Er kann sich nicht dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist." Deßhalb stehen alle historischen Schriften Schiller's, sofern nicht die Schilderung einzelner Begebenheiten für ihn als dramatischen Dichter einen besonderen Reiz hat, in Beziehung zur philosophischen Cultur der Gegenwart. Man erkennt dies schon in den einzelnen Abhandlungen, die aus seinen historischen Vorträgen erwuchsen: „Die Sendung Moses", „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde"; „die Gesetzgebung des Lycurgus und Solon".

Schiller söhnte sich nach und nach mit seinem Gelehrten-

leben in Jena aus. Tüchtige Männer gewann er zu Freunden, unter ihnen Griesbach, Schütz und Reinhold. Indeß klagte er, daß es seinem Herzen an Nahrung und einer beseelenden Berührung fehle. Sein Verlangen nach einer Verbindung mit Charlotte von Lengefeld, für die sein Gefühl sich entschieden hatte, ward lebhafter, und Charlotte — „fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben.“ Im Juli 1789 kamen die beiden Schwestern auf der Durchreise nach dem Bade Lauchstädt durch Jena und trafen mit Schiller im Griesbach'schen Hause zusammen. Sie sahen ohne Zweifel einer Erklärung von seiner Seite entgegen; doch war er schweigsam und zurückhaltend. Er scheint in Charlottens Benehmen nicht Wärme genug gefunden zu haben. Er bekennt nachmals selbst, er habe ihr Unrecht gethan; die stille Ruhe ihrer Empfindung habe er verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das seine Wünsche von ihr entfernen sollte. Allein er sandte ihr einen schwermüthigen Brief nach Lauchstädt nach, der sein beklommenes Herz verrieth. Caroline kam den Liebenden zu Hülfe; sie veranlaßte Schiller nach Lauchstädt zu kommen. Noch zögerte sein Geständniß auf den Lippen. Ein langes peinliches Stillschweigen brach endlich; Charlotte bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand. „Es war ein schneller und doch so sanfter Uebergang. „Was wir einander gestanden, waren wir einander längst; aber erst jetzt genieße ich alle unsere vergangenen Stunden...... Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum — nur in ungebornen Fernen blühen meine Freuden.“ In solchen zärtlichen Geständnissen erging sich jetzt die beredte Sprache seiner Briefe an die Verlobte. Mit den Liebesversicherungen verbindet sich auch hier stets die ernste philosophische Lebensbetrachtung, und selten fließt die anmuthige Lyrik einer jugendlichen Liebe ein. So konnte es geschehen, daß die gleichzeitig

an Caroline oder an beide Schwestern zugleich gerichteten Briefe die nämliche feurige Sprache hingebender Liebe redeten, und Charlotte auf Augenblicke an der Neigung ihres Verlobten irre ward. Er suchte sie mit der etwas spitzfindigen Erklärung zu beruhigen: „Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als du, meine Lotte — aber ich wünsche nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärst als du bist. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen, deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen.“

Als Karl August Schillern ein Gehalt von 200 Thalern und der Herzog von Meiningen ihm den Hofrathstitel verlieh, gab auch die anfangs bedenkliche Mutter ihre Zustimmung zu dem ehelichen Bunde, der am 22. Februar 1790 ganz in der Stille in der Kirche zu Wenigenjena die kirchliche Weihe erhielt. Die segensreiche Einwirkung der trefflichen Gattin auf Schiller's Charakter und sein geistiges Sein, das in die schönste, blüthenreichste Periode seiner Entwickelung trat, verschließt sich in die Stille des Hauses, darf jedoch mit allem Nachdruck hervorgehoben werden. „Was für ein schönes Leben“, schreibt er in den Maientagen seiner Ehe an Körner, „führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir die Tage dahin.“ Diese Worte erfüllten sich mehr und mehr, je inniger

das Leben und selbst die Tage des Leidens sie an einander ketteten, und auch „das geistige Mitwirken, Fortschreiten war (nach Charlottens Aeußerung) ein Band, das sie immer fester verband.“

Schiller übernahm in den ersten Jahren seiner jenaischen Professur eine große Last von Arbeiten; allein seine angestrengte Geistesthätigkeit gab ihm Freude und Selbstbefriedigung; er fühlte sein inneres Wachsen und vergaß allzusehr die Rücksicht auf seine Gesundheit. Es war schon keine geringe Mühe, sich in Besitz des für seine Vorlesungen nöthigen historischen Materials zu setzen; dazu kam noch im Sommer 1790 ein ästhetisches Collegium über die Theorie der Tragödie, wobei er Sophokles' Oedipus auf Kolonos zum Grunde legte. Zugleich nöthigten ihn die erweiterten Bedürfnisse zu manchen schriftstellerischen Unternehmungen um des Erwerbs willen. Den früheren Plan einer „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen“, von der 1788 ein Band erschienen war, nahm er nicht wieder auf; dagegen begann er 1790 eine „Sammlung historischer Memoires“, deren höheren Gesichtspunct die vortreffliche einleitende Abhandlung „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ erkennen läßt. Für diese Sammlung schrieb er außerdem eine „universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.“ Daneben nahm ihn noch die Herausgabe der freilich etwas ermatteten Thalia in Anspruch. Für den Göschen'schen „historischen Kalender für Damen“ übernahm er 1790 die Bearbeitung der G e s c h i c h t e d e s d r e i ß i g j ä h r i g e n K r i e g e s. Er förderte dieses Werk rasch und mit frischem Muthe; nur ein Herbstausflug nach Rudolstadt war der Erholung gegönnt.

Bald nach seiner Rückkehr erhielt er einen Besuch von Goethe, der von Dresden zurückkehrte und ihm Grüße von

Körner brachte. Ihre Unterhaltung über ästhetische Probleme führte die beiden großen Geister noch um keinen Schritt näher. Schiller gefiel die Goethe'sche Philosophie nicht: „sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole;" „aber" — fügt er doch in eben dem Briefe an Körner anerkennend hinzu — „sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Manne." Goethe schien aufs neue eingesehen zu haben, daß eine „ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen klaffte" und „an keine Vereinigung zu denken" sei. Es blieb daher auch das Zureden gemeinschaftlicher Freunde, namentlich des Coadjutors von Dalberg, vergeblich.

Schiller befand sich im Januar 1791 in Erfurt zum Besuch bei dem ebengenannten hochgebildeten Freunde, dessen Gunst er damals in ausgezeichnetem Grade genoß, als er plötzlich bei einer Abendgesellschaft von einem heftigen Fieber befallen wurde. Als er, einigermaßen hergestellt, nach Jena zurückgekommen war, ergriff ihn eine heftige Brustkrankheit. Die Gefahr ward gehoben, allein er gelangte nicht wieder zum Besitz der völligen Gesundheit. Ein rheumatischer Schmerz spannte sich über die Brust aus und beklemmte den Athem, so daß ihm oft die Sprache versagte. Bei schmerzhaftem Husten warf er mehrmals Blut aus. Krampfanfälle kehrten noch häufig wieder, als schon die Genesung vorgerückt war. In dieser Zeit des Kummers und der Sorge bewährte seine Charlotte die ganze Liebenswürdigkeit ihres edlen Gemüths; „ihr liebes Leben und Weben um mich," äußert er gegen Körner, „die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand unmöglich wäre."

Seine akademischen Vorlesungen mußte er vor der Hand

aufgeben. Er erheiterte sich durch Besuche in Rudolstadt und Erfurt beim Coadjutor und gebrauchte eine Kur in Karlsbad. Allmählich konnte er seine schriftstellerischen Arbeiten wieder aufnehmen, wobei er sich durch Dictiren die Anstrengung etwas erleichterte. Bald blickten auch poetische Pläne wieder freundlich dazwischen. Der Versuch, einige Gesänge der Aeneide in achtzeiligen Stanzen zu übersetzen, zog ihn aufs neue an und erweckte in ihm größere epische Entwürfe. Früher hatte er sich Friedrich den Großen zum Helden erwählt; jetzt fesselte ihn die Gestalt Gustav Adolfs, welche der Mittelpunct seines historischen Werkes geworden war; die Ereignisse von der Leipziger bis zur Lützener Schlacht schienen ihm für eine epische Behandlung vorzüglich geeignet zu sein. Dann zog es ihn wieder zum Drama; er erneute den Vorsatz, Aeschylos' Agamemnon zu übersetzen. Indeß machten ihm häufig wiederkehrende Krankheitsanfälle gar sehr fühlbar, daß er sich eine Zeitlang aufregende Arbeiten versagen müsse. Wenn dabei die Sorge für sein künftiges Auskommen sich aufdrängte, so wandte ein günstiges Geschick, das schon mehrmals in entscheidenden Augenblicken des Lebens ihm unverhofft hülfreiche Arme geöffnet hatte, auch diese von seinem Haupte weg und gewährte ihm Muße zur Herstellung und Stärkung seiner physischen und geistigen Kräfte.

Während Schiller zu Karlsbad seine Gesundheit stärkte, gelangte zum fernen Sunde die Nachricht von seinem Tode. Einige seiner wärmsten Verehrer, der Dichter Baggesen, Graf Ernst von Schimmelmann und Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg, waren gerade in Hellebeck zu einem Familienfeste versammelt, als die Trauerkunde anlangte; statt des Festes vereinigte man sich sogleich zu einer Todesfeier zum Andenken an den frühgeschiedenen Dichter. Die Beschreibung von diesen Liebesbeweisen, welche Schillern durch einen Brief

Baggesen's an Reinhold mitgetheilt ward, hatte ihn tief ergriffen. Allein eine rührendere Ueberraschung stand ihm noch bevor. Am 13. December 1791 erhielt er aus Kopenhagen ein Schreiben des Grafen von Schimmelmann und des Herzogs von Augustenburg, worin ihm auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern angeboten wurde, damit er sich ganz der zu seiner völligen Erholung nöthigen Ruhe überlassen könne. Durch die edelmüthige, zarte Weise, in der dieses Geschenk gegeben wurde, war Schiller die Annahme der willkommenen Hülfe erleichtert, und heiterer konnte er jetzt in die Zukunft blicken.

Für das nächste Jahr nahm noch die Beendigung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges seine Thätigkeit sehr in Anspruch. Die Ereignisse der zweiten Hälfte desselben drängte er kurz zusammen, da nach dem Tode Gustav Adolfs und Wallenstein's ihn das dramatische Interesse nicht mehr für seine geschichtliche Arbeit erwärmte. Seine geistige Richtung hatte sich überdies schon einem andern wissenschaftlichen Gebiete zugewendet. Die Kantische Philosophie war eine weltbewegende Macht geworden und trat ihm näher und näher. Körner hatte ihr seit langem ein anhaltendes Studium gewidmet; in Schiller's Umgebung fand sie begeisterte Verkündiger, namentlich an Reinhold, damals noch einem von der Zahl seiner vertrauten Freunde. Schiller war entschlossen, das neue philosophische System ganz zu durchdringen, und wenn es ihm auch Jahre kosten sollte. Mit ästhetischen Forschungen bereits vertraut, knüpfte er vor Allem seine ästhetische Begriffsentwickelung an Kant's Kritik der Urtheilskraft und legte seine Theorie des Schönen in einer Reihe von Abhandlungen nieder, welche größtentheils in der seit 1792 erscheinenden „neuen Thalia" ans Licht traten. Zunächst gehören dahin: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen",

„über die tragische Kunst“, „über Anmuth und Würde“, „vom Erhabenen, zur weiteren Ausführung einiger Kantischen Ideen“, „zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“. Schiller's genialer Blick drang weit über die Schranken des Kantischen Schulsystems; seine ästhetischen Abhandlungen bilden die Grundlage, auf der von August Wilhelm Schlegel an die neue Aesthetik fortgebaut hat. Es freute ihn seine ästhetischen Ideen sich klarer zu machen, indem er im Winter 179²/₃ nochmals vor einem kleinen Zuhörerkreis auf seiner Studirstube philosophische Vorlesungen hielt. Mit diesen schloß er seine akademische Lehrthätigkeit. Seitdem gehörte sein Leben seinem schriftstellerischen Wirken an.

Philosophie und Poesie waren die beiden Schwestern, zwischen denen seine Liebe schwankte, wie denn dieser Dualismus sein ganzes Leben begleitet hat. Manchmal zog es ihn zum Wallenstein, dessen erste Idee mit seinem letzten Geschichtswerke entstanden war. Allein noch ward das Drama von dem speculativen Drange niedergehalten, bis er nach redlichem Mühen auf dem Felde der Theorieen um so feuriger zu der Liebe seiner Jugend zurückkehrte. Die politische Revolution hat ihn nur auf Momente gefesselt. Man muß ihn nicht zum Träger des politischen Liberalismus machen wollen. Zu derselben Zeit, als die französische Nationalversammlung 1792 für den Dichter der Räuber das Bürgerdiplom ausfertigte — à Mr. Gille, publiciste allemand —, wandte er sich schon mit Unwillen von dem republikanischen Treiben in Frankreich ab. Kaum konnte er der Versuchung widerstehen, mit beredtem Wort die Sache Ludwigs XVI. zu führen. Nach dessen Hinrichtung mochte er keine französische Zeitung lesen „aus Ekel vor den elenden Schinderknechten“. Doch blieb der Gang der großen welterschütternden Ereignisse nicht ohne Gewinn für den dramatischen Dichter.

Mit dem Frühling 1793 bezog er eine freundliche Gartenwohnung, wo er, mit dichterischen Arbeiten beschäftigt, schöne Frühlingstage genoß und seine Gesundheit stärkte. Manches vereinigte sich, ihn gerade jetzt zu dem Entschluß einer Reise in die Heimat zu bewegen, zu der ihn eine lebhafte Sehnsucht hinzog. Am 8. August langte er mit seiner Gattin in Heilbronn an. Von hier aus richtete er ein Schreiben an den Herzog Karl, das seine Ehrerbietung und Dankbarkeit aussprach. Wie dieser bereits geäußert hatte, „ignorirte" er die Anwesenheit Schiller's und gab keine Antwort. Der Vater erhielt Freiheit und Urlaub, um mit seinem Sohn zusammensein zu können. Es war ein freudenreiches Wiedersehen. „Die Meinigen," schreibt Schiller an Körner, „fand ich wohlauf und, wie du denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem siebenzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters; ..... er ist in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester [Nanette] ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schwester [Luise] versteht die Wirthschaft sehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie." Im September zog er nach Ludwigsburg, wo er den Winter über blieb und die Seinen in der Nähe hatte. Hier ward ihm die erste Vaterfreude geschenkt, indem ihm am 14. September sein ältester Sohn Karl geboren wurde. In Stuttgart verweilte er nur selten. Er traf hier mehrere Freunde seiner Jugend. Dannecker modellirte damals die vortreffliche Büste des Dichters. Einer seiner Jugendfreunde, der Arzt von Hoven, giebt uns mit wenig Zügen ein treffendes Bild seiner damaligen Erscheinung: „Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen

Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz er war ein vollendeter Mann geworden." In Tübingen besuchte er seinen Lehrer Abel und machte die Bekanntschaft des unternehmenden Buchhändlers Cotta, welche für die Zukunft bedeutende Folgen hatte. Cotta wünschte ihn für die Redaction der von ihm projectirten Allgemeinen Zeitung zu gewinnen. Schiller lehnte das Anerbieten vorzüglich aus dem Grunde ab, weil ein derartiges Unternehmen eine ununterbrochene Thätigkeit verlangte, auf die er bei seinem schwankenden Gesundheitszustande nicht rechnen konnte. Dagegen gefiel ihm der Plan, die Thalia eingehen zu lassen und eine Monatsschrift nach einem größern Maßstabe im Cotta'schen Verlage herauszugeben; es war die erste Idee der Horen.

Als Schiller im Mai 1794 nach Jena zurückgekehrt war, ergriff er mit Lebhaftigkeit die Ausführung seines literarischen Unternehmens, auf das er jetzt seine Existenz gründen wollte. Er hoffte auf die Unterstützung der ausgezeichnetsten schriftstellerischen Talente Deutschlands. „Sie wird sich" — so charakterisirt er den Plan seiner neuen Monatsschrift in einem unter dem 13. Juni an die bedeutendsten Schriftsteller gerichteten Schreiben — „über Alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also

sowohl philosophischen Untersuchungen als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht." Mit dieser Ankündigung erging zu gleicher Zeit ein Brief an Goethe, worin dieser ersucht ward, die Unternehmung durch seine Theilnahme und seinen Rath zu unterstützen. Goethe sagte seine Mitwirkung bereitwillig zu, indem er zugleich äußerte, daß eine nähere Verbindung mit so wackern Männern Manches, das bei ihm ins Stocken gerathen sei, wieder in einen lebhaften Gang bringen werde; es würde schon eine interessante Unterhaltung sein, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen habe.

Wenige Wochen darauf traf Schiller mit Goethe in einer Sitzung der jenaischen naturforschenden Gesellschaft zusammen. Beim Herausgehen entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen. Schiller bemerkte, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, dem Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs gefallen könne, was Goethe zu der Aeußerung veranlaßte, daß es noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er ging darauf weiter in eine Erörterung seiner Naturphilosophie und seiner Pflanzentheorie ein; das Gespräch wurde noch auf Schiller's Zimmer fortgesetzt. Ein freundliches Gestirn hatte dieser Stunde geleuchtet; das Band, das die großen Geister vereinigte, war unauflöslich geschlungen. Bei wiederholtem Zusammensein offenbarte sich mehr und mehr die „unerwartete Uebereinstimmung" in allen Hauptideen. Schiller

gestand, daß diese Unterhaltungen seine ganze Ideenmasse in Bewegung gesetzt hätten. Nachdem die herzliche Begrüßung Goethe's zu seinem Geburtstage die Vereinigung vollständig gemacht hatte, spricht Schiller die vorahnenden Worte aus, die aufs schönste sich erfüllen sollten: „Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viel Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinne, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben."

Neben Goethe war ihm um diese Zeit in Wilhelm von Humboldt, der seit dem Sommer 1794 sich ein Jahr lang in Jena aufhielt, ein geistesverwandter Freund beschieden, durch dessen kunstphilosophische Ansichten, die auf eine vielseitige wissenschaftliche Bildung und einen feinen Tact für alles Edle und Schöne sich gründeten, sein Ideenkreis angeregt und erweitert ward. In dessen Gesellschaft verlebte er im September zwei Wochen in Weimar als Goethe's Gast, eine Zeit täglicher inhaltsreicher Unterhaltungen. Einigen Einfluß auf seine philosophische Richtung gewann auch der Umgang mit Fichte, der 1794 seine Lehrthätigkeit an der Jenaer Universität begann; von Reinhold hatte er sich zurückgezogen.

Auf dem jetzt erreichten Höhepunct seiner ästhetischen

Speculation entstanden die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die er dankbar an den Herzog von Augustenburg richtete, die philosophische Introduction der Horen, deren erstes Heft im December ausgegeben wurde. Daran schlossen sich als Fortsetzung die Aufsätze „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten" und „Gefahr ästhetischer Sitten". Den Schlußstein des ästhetischen Gebäudes bildete die umfassende Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, worin er den in seiner eignen und Goethe's dichterischer Individualität hervortretenden Dualismus theoretisch mit treffenden Hinblicken auf die Geschichte der Poesie erörterte. Das sorgfältige Studium des unter seinen Augen entstehenden Wilhelm Meister und die begeisterte, tiefeingehende Beurtheilung der realistischen Schilderung des Dichters vervollständigte und vollendete die innere Umwandlung, in der der Genius der Poesie die philosophischen Bande durchbrach und bald in seiner vollen Schöpferkraft zur Erscheinung kam. Den völligen Bruch mit der Speculation bezeichnet uns endlich das schlagende Geständniß an Goethe (7. Januar 1795): „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl ist, von einem Product dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr; hier ist Alles so strenge, so rigid und abstract, und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu sein, als sich mit dem Begriff der Analysis verträgt, ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsre Kantianer für erlaubt und für möglich halten. Aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement — und kann mich

nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblick für einen Mangel meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde bloß für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muß. So viel ist indeß gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn." Er bezeichnete es als ein schönes Glück seines Daseins, daß die Vollendung des Goethe'schen Romans noch in die Periode seiner strebenden Kräfte falle und er noch aus dieser reinen Quelle schöpfen könne.

Den in seinen obigen Worten hervorgehobenen Gegensatz entwickelte er poetisch in der tiefempfundenen Elegie „Natur und Schule", womit er 1795 zum erstenmal, ein Verwandelter, das Gebiet der Poesie wieder betrat. In rascher Folge schlossen sich andere lyrische Gedichte an, die meistens noch an die Grundgedanken seiner Philosophie anknüpften. Die „Elegie", nachmals „der Spaziergang" überschrieben, zeigt uns den verjüngten Dichter schon in classischer Vollendung. Zugleich ward die Herausgabe eines Musenalmanachs (zuerst für das Jahr 1796) eine äußere Anregung, dem lyrischen Triebe zu folgen. „Die Macht des Gesanges" eröffnete mit erhabenen Klängen den Almanach, den die lyrische Muse des Herausgebers reich ausgestattet hatte. Entschlossen, daß Poesie künftig sein „Geschäft" sein solle, sann er über mannigfache Entwürfe zu größern Dichtungen. Den Plan zum Wallenstein hatte er schon einige Jahre mit sich herumgetragen; allein wie zögernd und voll Mißtrauen in seine Dichterkraft er noch 1794 an dies Werk ging, beweist uns seine bescheidene Selbstbeurtheilung in einem Briefe an Körner: „Bei dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange; denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was

soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie Don Carlos ekelt mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichen Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." Seit der Zeit waren die dichterischen Schwingen gewachsen und der Muth neu belebt. Neben dem Wallenstein zog ihn ein neues dramatisches Sujet an, die Malteser, das recht eigentlich seiner dichterischen Eigenthümlichkeit entsprach, so daß zu bedauern ist, daß diese Tragödie, in der er von dem Gebrauch des Chors eine besondere Wirkung hoffte, niemals zur Ausführung gelangt ist. Auch konnte noch die Frage sich ihm aufdrängen, ob er nicht zu epischer Behandlung befähigter sei; statt der historischen Stoffe schien sich ihm ein romantischer, der bereits gefunden war, dazu zu eignen. Humboldt, dem er die Frage vorlegte, entschied für das Drama. „Verglichen mit der dramatischen", schrieb dieser, „halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. An sich braucht das eigentlich Epische überhaupt, nicht aber die große Epopöe, eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hierin mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen." Endlich entschied Schiller für den Wallenstein; doch rückte anfangs auch jetzt noch die Arbeit langsam vor, weil ihm die Bewältigung des rohen Stoffes viele Mühe kostete, zumal er

sich eine objective, realistische Behandlung zur Aufgabe machte: Goethe sollte mit ihm „zufrieden" sein.

Außer häufig wiederkehrenden Krankheitsanfällen brachte ihm das Jahr 1796 manches Traurige, wenngleich auch wieder eine Vaterfreude, indem sein Sohn Ernst geboren wurde. Nanette, die blühende jüngste Schwester, erlag im März einem epidemischen Fieber. Man fürchtete auch für die zweite Schwester, die indeß glücklich genas. Bald darauf erkrankte auch der Vater, zu dessen Pflege auf Schiller's Wunsch die älteste Schwester hinüberreiste. Er erbot sich alle Kosten zu tragen, damit nicht die Eltern aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maßregel zu ihrer Gesundheit versäumten. Der Vater starb nach einem langwierigen Krankenlager am 7. September. Schiller widmete ihm rührende Worte kindlicher Pietät. Der Mutter schrieb er — froh, daß es ihm noch vergönnt sei, den Seinigen „etwas sein zu können" —: „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie hinfort mehr drückt. Nach so viel schweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schooße ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen." Sie starb im Jahre 1802.

Zu allem diesen kam noch eine Menge von Verdrießlichkeiten, welche dem Herausgeber der Horen und des Musenalmanachs bereitet wurden. Die Manuscriptvorräthe erschöpften sich mit dem ersten Jahrgange, und schon in diesem verdanken wir die meisterhafte Schilderung der Belagerung von Antwerpen nur einer plötzlichen Verlegenheit des Redacteurs. Eine solche wiederholte sich noch mehrmals, da die Mitarbeiter ihre Zusagen nur zum Theil erfüllten. Den tiefsten Unwillen aber erregte das neidische Anbellen der ganzen Meute alter literarischer Coterieen, welche sich durch den glänzenden Erfolg,

den die Zeitschrift anfangs beim Publicum fand, in ihrer behaglichen Existenz gestört und bedroht sahen. Das schalgewordene Leipziger Literatenthum wie der Nicolai'sche Rationalismus, frömmelnde Orthodoxie wie schulmäßiger Kantianismus, Alles zerrte an dem Philosophen und Dichter zugleich, während das Mittelmäßige fortwährend mit lautem Schall sich gepriesen sah. Wie schon erwähnt, hatte Goethe die erste Idee der Xenien und sandte dem Freunde als Probe einige satirische Epigramme auf deutsche Zeitschriften. Schiller ergriff die Sache sogleich mit Ernst und Gründlichkeit, indem er das gesammte dermalige literarische Treiben vor das Gericht der unerbittlichen Kritik zog. Goethe *spielt mehr* humoristisch mit seinem Unwillen über die schwachmüthige Menge und die Misère der Literaturzustände. Schiller steht in frischem Kraftgefühl auf dem eben erst errungenen höheren Standpuncte, von dem herab er eine ganz neue Bahn vor sich sah und daher selbst seine eigenen früheren Leistungen so streng beurtheilte, daß er den Don Carlos ein Machwerk nennen konnte. Seines Rechts und seiner Freiheit sich bewußt, wirft er stürmisch und rücksichtslos Alles vor sich nieder, was sich den höheren Bestrebungen seines Geistes in den Weg stellt. Dadurch wurde der Xenienkampf eine große That, *welche* für den Einzug der Geweihten die Stufen des Tempels reinigte. Mit der dichterischen Abfertigung verbanden sich die „unschuldigen" Distichen, der epigrammatische Ausdruck der von den richtenden Freunden errungenen Ansichten von Leben und Kunst, gereifte Urtheile über die höchsten Aufgaben des Denkens und Dichtens, die durch anmuthige, und zugleich kernhafte Form um so schlagender und tiefer wirkten. Das Eigenthum beider wurde durch einander gemischt, jedoch stellte man die satirischen Epigramme unter der besonderen Aufschrift „Xenien" als eine abgesonderte Gruppe an den Schluß des Almanachs.

Der unvermuthete Angriff rief eine leidenschaftliche Gegenwehr der Getroffenen hervor. Wenn man in Goethe, obschon man ihn für den Anstifter hielt, den adligen Geheimrath etwas schonender behandeln zu müssen glaubte, so entlud sich um so rücksichtsloser die gemeinste Schmähung über Schiller's Haupt. Eine gewaltige Fluth von Gegengeschenken schwoll gegen sie an; aber sie verlief sich nach dem ersten Sturm in immer schwächeren Wellen. Der Gegenkampf war ein verächtliches Schauspiel der Ohnmacht. Die beiden Meister blieben Beherrscher des Stroms, gerüstet zu freudiger Fahrt und des Beifalls der Besten gewiß. Schon war der Zeitpunct gekommen, wo das jüngere Geschlecht, wo die Tieck und Schlegel sich ihnen anschlossen und die Kritik der Xenien fortsetzten, indeß die Meister mit neuen dichterischen Schöpfungen die Nation mehr und mehr zu sich heranbildeten. Das Band zwischen beiden war durch den Kampf nur um so enger geschlungen. Oft kam Goethe auf mehrere Wochen nach Jena herüber, wo auch Wilhelm von Humboldt den Winter über wieder verweilte, eine einflußreiche Wiedervereinigung.

Zugleich gewann mit dem neuen Frühling Schiller's häusliche Existenz an Annehmlichkeit. Er kaufte eine Gartenwohnung, in welche er am 2. Mai einzog. Am Ende des Gartens erbaute er sich ein kleines Gartenhaus, um dort recht ungestört arbeiten zu können, die Werkstatt seines rastlosen, oft nächtlichen Schaffens, die Wiege seiner größten Dichtung, des Wallenstein, der ihn jetzt als die vorzüglichste Lebensaufgabe beschäftigte. Mit ästhetischen Theorieen hatte er sich nur allzu lange abgemüht. Er entsagte nunmehr der philosophischen Prosaarbeit und ließ die Horen, für die er das Interesse verloren hatte, mit dem dritten Jahrgange eingehen. Statt philosophischer Lehrgebäude wurden Sophokles, Homer und Shakspeare seine Lieblingslectüre, und „ein

Kunstgriff des Handwerks" galt ihm mehr als abstracte Erörterungen.

Da Goethe sich der Richtung zum Epos hingegeben hatte, so blieb die Rückwirkung auf Schiller nicht aus. Nicht nur dehnte sich der Entwurf des Wallenstein in epischer Breite aus: manchmal zog ihm noch eine epische Neigung durch den Sinn, und dieser verdanken die epischen Erzählungen, welche als Balladen und Romanzen bezeichnet sind, ihr Entstehen. „Der Taucher", „der Handschuh", „Ritter Toggenburg", „die Kraniche des Ibycus", „der Gang nach dem Eisenhammer" gehören dem „Balladenjahr" 1797 an; „der Kampf mit dem Drachen", „die Bürgschaft" wurden schnell nach einander im August des folgenden Jahres verfaßt. In diesen seinen populärsten Dichtungen fesselt die Kunst malerischer Schilderung, die mitunter an rhetorischer Ueberfülle leidet, im Bunde mit dramatischer Lebendigkeit, während die hohe sittliche Idee, von der eine jede getragen wird, das Gemüth erwärmt und erhebt.

Als im Herbste 1797 der neue Jahrgang des Musenalmanachs, den er diesmal mit der eigenen Gabe so reich ausgestattet hatte, erschienen war, konnte er sich mit ungetheilter Anstrengung, die nur durch oft wiederkehrende Krankheitsleiden unterbrochen ward, zum Wallenstein wenden. Den Gang des Stücks hatte er bereits in detaillirtem Entwurfe verzeichnet; einige Theile waren ausgearbeitet — doch trotz der beim Don Carlos gemachten Erfahrung in Prosa. Indeß zeigte ihm die innere Dichterstimme bald den richtigen Weg. Er entschloß sich rasch, dem Stücke eine metrische Form zu geben und das Vorhandene demgemäß umzuschmelzen. Entschieden sprach sich auch Goethe dahin aus, daß ein dramatisches Werk als selbstständige Dichtung nothwendig rhythmisch sein müsse. Er fühlte es gar bald, wie ganz anders sich seine Dichtung in der

Umarbeitung gestaltete. „Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit, als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platze zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint." Damals hoffte er noch, den Stoff in fünf Acte zusammendrängen zu können; allein das Drama schwoll ihm unter den Händen in die Breite. Goethe, der des Freundes Arbeit mit ermuthigender Theilnahme und mit stets bereitem Rath begleitete und alle Theile des Stücks in längeren Conferenzen mit ihm besprach, gab ihm schon im December 1797 den Rath, einen Cyclus von Stücken daraus zu machen, wozu sich der Dichter denn auch zuletzt entschließen mußte. Wallensteins Lager wurde als ein selbstständiges dramatisches Gemälde abgesondert und gegen den Herbst 1798 abgeschlossen. Die Capuzinerpredigt wurde zuletzt eingeschoben; ein von Goethe ihm zugesandter Band Predigten des Abraham a Sancta Clara diente ihm dabei als Vorbild. Die erste Aufführung dieses Stücks fand zur Einweihung des erweiterten, neuausgebauten Weimarer Theaters am 12. October statt. Ein meisterhafter Prolog leitete die Dichtung ein und bezeichnete die neue Aera des Drama's, das die alte Bahn verließ und die Zuschauer „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen" unternahm, „nicht unwerth des erhabenen Moments der Zeit, in der wir strebend uns bewegen." Die Generalprobe wurde im Theatercostüm gehalten. „Wir waren" — erzählt Caroline von Wolzogen, welche, damals bereits mit Wilhelm von Wolzogen vermählt, in Weimar lebte — „mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe gegenwärtig und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem

vollen Leben zu sehen. Es war ein schöner Abend. Schiller war sehr gerührt, und Goethe's herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig." Die Vorstellung übertraf alle Erwartungen, und das Publicum war voll Begeisterung. Nur ein so einseitiger Idealist wie Jean Paul und der damals schon mißmuthig an der deutschen Poesie verzweifelnde Herder konnten über das Stück sich ärgern. So begreifen wir denn Schiller's Worte in einem liebevollen Briefe an Goethe: „Ihnen das fertige Werk vorzulesen und Ihrer Zufriedenheit gewiß zu sein, war im Grunde meine beste Freude; bei dem Publicum wird einem das wenige Vergnügen durch so viele Mißtöne verkümmert."

Rastlos arbeitete er während des Winters an den fast schon vollendeten übrigen Theilen des Wallenstein. Er hatte nicht bloß weiter auszuführen, sondern auch zu verkürzen; denn er sah ein, daß ihm das Stück zu ausführlich gerathen sei. Anfangs gehörten die ersten beiden Acte von Wallensteins Tod bis zu der Scene, wo Isolani und Butler für die Sache des Kaisers gewonnen werden, noch zu den Piccolomini. Die ursprünglichen fünf Acte der letzten Abtheilung mußten daher sehr zusammengedrängt werden; freilich mußte manche schöne Einzelnheit geopfert werden, doch hat der Reichthum und die Lebendigkeit der Handlung nur dabei gewonnen. Ueber die Behandlung des Astrologischen ward er sich erst jetzt klar. Goethe's tiefsinnige Deutung der zu geheimnißvollen Ahnungen sich neigenden menschlichen Natur gab ihm den rechten Fingerzeig, so daß es Schiller zu dem Ausrufe drängt: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund."

Mit Anfang des nächsten Jahres zog er mit seiner ganzen Familie auf fünf Wochen nach Weimar, wo er durch Goethe's Fürsorge eine bequeme Wohnung im Schlosse erhielt. Durch seine persönliche Mitwirkung ward die Darstellung der

Piccolomini vorbereitet, welche am 30. Januar zum Geburtstage der regierenden Herzogin stattfand. Im März konnte er den Wallenstein für abgeschlossen erklären. Wallensteins Tod wurde am 20. April in Weimar zum erstenmal aufgeführt und erwarb sich in noch höherem Grade, als die Piccolomini, den enthusiastischen Beifall der Zuschauer, der bald in ganz Deutschland wiederhallte. Schiller hatte sich eine Stelle unter den größten dramatischen Dichtern aller Zeiten errungen. „Schiller's Wallenstein ist groß" — äußert Goethe ein Vierteljahrhundert später — „daß zum zweitenmal nichts Aehnliches vorhanden ist."

Mit der Vollendung des Wallenstein warf der Dichter eine Last von sich, die ihn wahrhaft niedergedrückt hatte, zumal unter körperlichen Leiden, wo er „einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen" mußte. Noch kurz vor der Beendigung schreibt er, wenn er erst der Wallensteinschen Masse los sei, werde er sich als einen ganz neuen Menschen fühlen. Diese Worte dürfen wir noch mehr in dem Sinne deuten, daß Wallenstein das Product des Kampfes zwischen der alten und neuen Epoche seiner Dichtungen ist und den Sieg des Dichters über den Philosophen erst hat erringen müssen. Eben deßhalb ist der Zwiespalt noch nicht vollständig gelöst. Bald reißt den Dichter noch der abstracte Idealismus fort; wir werden in die Sphäre des Carlos und Posa versetzt, wohin ein Max Piccolomini besser paßt, als für die Kriegsbühne, die uns das Wallensteinsche Lager vor die Augen bringt. Bald aber — und das ist es, was er mit ganzer Willenskraft, mit Anstrengung vollbracht hat — zwingt er sich zu concreter, realistischer Darstellung; ja er wählte recht eigentlich den Stoff des Wallenstein statt der Malteser, weil jener eine solche Behandlung forderte und ihn zwang, seinen idealistischen Hang zu bekämpfen. Gleichwohl

ist es ihm nicht gelungen, sein Dichtwerk zu völliger Harmonie und Einheit zu bilden. Gerade in dem Hauptcharakter zeigt sich das Schwanken zwischen Realem und Idealem am auffälligsten. Diesen innern Zwiespalt hat der Dichter noch durch die Schicksalsidee verstärkt, welche er erst nachträglich hineinarbeitete, um die tragische Wirkung zu verstärken. Allein selbst wo wir ein Uebermaß des Idealismus erkennen, ergreift uns der Dichter durch die Poesie seines Innern, seine edle Gesinnung, sein zartes und hohes Gefühl, seine inhaltsvollen Gedanken und Betrachtungen. Ein erhabener Geist webt in dem Ganzen — „hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Gleich nach der Aufführung des Wallenstein unternahm Schiller eine neue dramatische Arbeit, Maria Stuart, einst schon für den Jüngling neben dem Don Carlos ein anziehendes Sujet. Rasch ward schon während der Sommermonate das Drama gefördert. Während er sich im September einige Ruhe gönnte, wandte er sich zur lyrischen Poesie, um den Musenalmanach mit einigen kleinen Beiträgen auszustatten, und vollendete das schon vor mehreren Jahren entworfene Lied von der Glocke, in welchem der dramatische Dichter dem lyrisch-didaktischen die Hand reichte. Bald nachdem ihm im October seine älteste Tochter geboren wurde, setzte ihn eine langwierige Krankheit seiner Frau, der er die treueste, unermüdlichste Pflege widmete, längere Zeit außer geistiger Thätigkeit. Er war jetzt fest entschlossen, den gesunderen Aufenthalt in Weimar zu wählen, wohin ihn längst angenehme Freundschaftsverhältnisse, sowie das Bedürfniß, sein dramatisches Talent durch beständiges Anschauen von Bühnenvorstellungen zu beleben, hinzogen. Der Herzog, an den er sich mit einem Gesuch gewandt hatte, gewährte ihm nicht nur die Entlassung von der Universität, der er seit 1798 als ordentlicher Professor

angehört hatte, sondern bewilligte ihm auch eine Gehaltszulage von 200 Thalern mit dem Anerbieten, diese Summe zu verdoppeln, falls er durch Krankheit verhindert sein sollte zu arbeiten. Am 3. December 1799 zog Schiller mit seiner Familie nach Weimar hinüber.

Es erwarteten ihn dort die angenehmsten Lebensverhältnisse, welche ihn an den neuen Aufenthalt so sehr fesselten, daß nichts ihn von Weimar wieder hinwegzulocken vermochte. Seine Gesundheit befestigte sich, sein Einkommen war so bedeutend, daß er keinen Wunsch häuslicher Behaglichkeit sich zu versagen brauchte. Er fand dort auch Wilhelm von Wolzogen und seine geliebte Schwägerin Caroline. Das Freundschaftsverhältniß zu Goethe dauerte trotz manchen neidischen Kabalen ungetrübt fort. Mit diesem verband ihn sowohl die fortgesetzte dichterische Production wie das Bemühen um die Förderung der Kunstleistungen des Weimarer Theaters. Beim Einstudiren der Rollen wirkte er vornehmlich für das innere Verständniß, während Goethe sein Augenmerk am meisten auf die äußere Darstellung richtete. Nur in Folge eines so hochherzigen Strebens konnte sich eine Pflanzschule von dramatischen Künstlern bilden, die sich weit über das handwerksmäßige Treiben der Schauspielergesellschaften erhoben. „Man muß es selbst gesehen und gehört haben," sagt Kanzler von Müller, „wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon bei Nennung ihres Namens sich leuchtenden Blickes gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten." Mehrere Redactionen deutscher Dramen und Bearbeitungen ausländischer

Stücke wurden durch das Bedürfniß des Theaterrepertoriums veranlaßt. Neben Maria Stuart bearbeitete Schiller den Macbeth Shakspeare's für die Bühne. Die neue Tragödie ward im Frühling vollendet.

Der Dichter hatte in Maria Stuart den großartigen historischen Standpunct, auf den er sich im Wallenstein gestellt hatte, verlassen. „Neigung und Bedürfniß", schrieb er während der Bearbeitung an Goethe," ziehen mich zu einem leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt." Er faßt daher die Geschichte der Maria mehr vom sentimentalen, als vom historischen Gesichtspuncte auf. Das Ringen der beiden Mächte jenes Zeitalters, des Protestantismus und des Katholicismus, jene großen Momente, von denen die neuere Geschichte getragen wird, hat uns der Dichter nicht veranschaulicht; es ließ sich eine historische Tragödie daraus gestalten, die an Größe der Idee und der Handlung dem Wallenstein nicht nachstand. Freilich hätte dann der Dichter weiter zurückgreifen müssen, statt mit Mariens Verurtheilung anzufangen. Indem er gegen seine historische Ueberzeugung sich auf die Seite der Parteigenossen der unglücklichen Königin stellte, geriethen die Hauptcharaktere in eine schiefe Stellung, und ein Mortimer, der fanatisirte Zögling der Jesuiten, kann allein unter allen Männern, eben weil er im Drange eines vollen Herzens handelt, unser Interesse lebhaft fesseln.

Die in raschem Zuge vollendete Ausarbeitung der Jungfrau von Orleans führte den Dichter ins neue Jahrhundert hinüber, dessen erste Stunde er in ernsten Gesprächen mit Goethe begrüßte. In dieser „romantischen" Tragödie verließ Schiller in noch höherem Grade den Boden geschichtlicher und realer Wahrheit, um den Versuch zu machen, ein modernes Drama durch die Romantik zu beleben und für die Zauberwelt

des religiösen Wunderglaubens einen Platz auf der Bühne zu gewinnen. Sein neues Drama glänzt mit blendenden Farben, die Sprache erklingt in lyrischen Tönen; es sind effectvolle Schilderungen nicht gespart, und selbst der äußere Glanz, mit welchem das Stück auf der Bühne erscheint, trägt zur Glorie desselben bei. Was das Innere der Dichtung selbst betrifft, so hat man wohl am meisten zu beklagen, daß es ihr an Charakter fehlt, daß sie nirgends auf einem festen Boden steht und uns daher zuletzt das charakterlose Pathos, welches der Dichter in dieser Tragödie auf die Spitze getrieben hat, ermüdet. Was den gebildeten Sinn am meisten anspricht, sind nicht die Wunderscenen, nicht die phantastischen Gefechte der Jungfrau, welche berufen ist zu tödten, was sterblich ist, nicht die vom Donner begleitete Scene des väterlichen Fluches — es sind diejenigen Scenen, in denen der Dichter die Begeisterung eines unterdrückten Volkes für die Wiedererkämpfung der verlorenen Ehre ausspricht, wo er die Macht des religiösen Glaubens in seiner Verbindung mit der Liebe zum Vaterlande verherrlicht, gleichsam eine prophetische Vorahnung der Zeit der Unterdrückung und Befreiung seines deutschen Vaterlandes, die er nicht mehr erleben sollte.

Der ersten Aufführung auf der weimarischen Bühne wurden Hindernisse bereitet, die in persönlichen Verhältnissen des Herzogs von Weimar ihren Grund hatten. Nachdem Schiller im September bei seinem Körner zwei genußreiche Wochen in Dresden und Loschwitz, den Orten schöner Jugenderinnerungen, zugebracht hatte, wohnte er in Leipzig, das diesmal mit der Aufführung der weimarischen Bühne zuvorkam, am 17. September der ersten Vorstellung seiner Johanna bei, enthusiastisch begrüßt von der allgemeinen Verehrung. Tags darauf nahm er wehmüthigen Abschied von seinem Freunde, der ihn mit seiner Familie nach Leipzig begleitet hatte.

Den Winter über war seine dichterische Thätigkeit mannigfach getheilt. Zunächst wandte er sich zu der Bearbeitung von Gozzi's Turandot, mit deren Aufführung man den Geburtstag der Herzogin Luise zu feiern beabsichtigte. Daneben beschäftigte ihn längere Zeit der Plan des Warbeck. Kleinere lyrische Productionen wurden durch das Goethische „Mitwochskränzchen" hervorgerufen, das sich schon sehr bald in Folge der von Kotzebue veranstalteten und gescheiterten Demonstrationen zu Schiller's Verherrlichung auflöste. Gegen das Frühjahr beschäftigte ihn die Einrichtung seiner neuen Wohnung, welche er vor kurzem gekauft hatte (das Schillerhaus an der Esplanade). Um diese Zeit wurde eine Aufführung von Goethe's Iphigenie vorbereitet und vielfach zwischen den beiden Freunden erörtert. Sicherlich trug Schiller's anhaltende Beschäftigung mit dem Goethe'schen Drama dazu bei, die Wahl für die Braut von Messina zu entscheiden, welche bis zum Ende des Jahres ihn in angespannter dichterischer Thätigkeit erhielt. Am Sylvesterabend las er das fertige Werk im Kreise der Seinen vor und versprach, heiter in die Zukunft blickend, jeden Jahresschluß mit einer neuen Tragödie zu feiern.

Schiller hatte erkannt, daß er in seinen letzten Tragödien die Poesie allzusehr der Bühnenwirkung untergeordnet habe; er machte sich's späterhin zum Vorwurf, sich in der Berührung mit dem Publicum nicht ganz rein erhalten zu haben. Daher stellte er sich diesmal die Aufgabe, auf die einfachste Handlung sich zu beschränken und im engen Raum, aber durch consequente Durchführung der tragischen Idee die höchste Wirkung zu erreichen. Ein erneutes Studium der griechischen Tragiker ging der „Braut von Messina" voraus und hat in derselben viele Spuren zurückgelassen. „Der Sinnende, der Alles durchgeprobt," wie ihn Goethe nennt, wollte Form wie Idee der griechischen Tragödie mit einem romantischen Stoff harmonisch

verschmelzen; daher wagte er auch den bisher noch mißglückten Versuch aufs neue, den Chor der Griechen auf die Bühne zu bringen und diese dadurch zu erweitern. Daß dennoch die Einführung des Chors oder vielmehr der Chöre (denn sie sind feindliche Parteien) auch ihm mißlungen ist, bedarf hier keiner weitern Erörterung. Eben so wenig kann man sich mit der Schicksalsidee befreunden, die hier schroffer, als in den übrigen Tragödien Schiller's, ja als in der ganzen griechischen Tragödie, erscheint. Tieck hat daher „die Braut von Messina" die größte Verirrung Schiller's genannt und meint, sie sei es vorzüglich gewesen, die unsere Bühne aus allen Fugen gerückt habe. Dies darf uns jedoch nicht hindern, die hohe Schönheit der einzelnen Theile, den Reichthum der erhabensten Poesie anzuerkennen, die in die klangvollste, selten zum falschen Pathos greifende Sprache gekleidet ist.

Schiller stand jetzt auf der Höhe des Ruhms. Die Stimmen des Neides waren völlig verhallt; Zeichen der liebevollsten Verehrung wurden ihm von der ganzen Nation dargebracht. Die durch den Herzog erwirkte Verleihung des Reichsadels (1802) konnte daneben kaum in Anschlag kommen; doch war sie ihm wegen der Zukunft seiner Familie lieb, sowie auch durch die Hinwegräumung einiger Etiketteschranken seine Beziehungen zu den Kreisen des Hofes seitdem enger wurden. Den größten Lebensgenuß bereitete ihm seine geistige Thätigkeit, die in den letzten Jahren durch körperliche Beschwerden seltener eine Unterbrechung erlitt. Vorstudien zu einem neuen dramatischen Werke, dem „Wilhelm Tell" — denn die Malteser wurden aufs neue bei Seite gelegt, — beschäftigten ihn schon neben der Braut von Messina. In der Pause nach der Beendigung seiner Tragödie bearbeitete er die französischen Lustspiele des Picard, der Parasit und der Neffe als Onkel. Nebenarbeiten von höherem Werthe sind die meisterhaften

Dichtungen das Siegesfest und der Graf von Habsburg, beide durch dramatische Lebendigkeit wie durch erhabene Lyrik ausgezeichnet. Eine Sammlung seiner kleinen Gedichte hatte er bereits in den letzten Jahren redigirt und durch die Form, in der er seine Jugendversuche, „die Producte eines wilden Dilettantismus", jetzt erscheinen ließ, einen Beweis von der Strenge gegeben, mit der er seine erste dichterische Periode beurtheilte. Als er auch an die älteren dramatischen Werke die bessernde Hand legen wollte, erkannte er bald die Unmöglichkeit, sie seinen jetzigen Geschmacksanforderungen anzunähern. Er ließ sie daher in der Sammlung seiner dramatischen Werke, deren Beginn er noch erlebte, in ihrer ersten naturwüchsigen Gestalt erscheinen, und nur Don Carlos wurde in der neuen Redaction hin und wieder überarbeitet und verkürzt.

Zu dem Stoff des Wilhelm Tell war Schiller durch Goethe geführt worden, der ihn episch hatte behandeln wollen. Goethe, der auf die Bearbeitung dieses Drama's eine bedeutendere Einwirkung, als auf die kurz vorangegangenen, ausgeübt hat, belebte seine Phantasie durch die anschaulichen Schilderungen der Scenerie und der Volkssitte des Alpenlandes, welches Schiller nie mit eigenen Augen geschaut hat. Tschudi's Schweizerchronik, mit deren Erzählung sich auch Goethe früher sehr vertraut gemacht hatte, leitete den Dichter in der Gestaltung der dramatischen Handlung; in den vortrefflichsten Theilen des Dialogs war deren treuherzige Sprache sein Vorbild, das er nur in einigen rhetorisch ausgeschmückten Scenen zum Nachtheil seiner Dichtung verlassen hat. Wenn man der Quelle einzelner eingewebter Züge und charakteristischer Zeichnungen landschaftlicher Eigenthümlichkeit nachgeht, so bewundert man die Sorgfalt, mit der Schiller sich zu diesem dramatischen Werke ausrüstete. Wo der Dichter an der realen Basis festgehalten hat, steht er in seiner ganzen

Meisterschaft vor uns; kaum möchte er etwas Vollendeteres geschaffen haben, als die ersten beiden Acte des Tell. Jene Freiheitsidee, welche sich in den Räubern tumultuarisch Luft macht und sich im Don Carlos zu idealer Schwärmerei veredelt, erscheint hier in der Würde gereifter Männlichkeit als treue Beschützerin des häuslichen Heerdes, als Bewahrerin des Rechts und der reinen Sitte. So ward Schiller's Tell dem deutschen Volke für die Zeiten harter Prüfung das heiligste Vermächtniß.

Mit Anfang des Jahres 1804 brachte ihm die Anwesenheit der Frau von Stael, welche in Weimar den größten Theil der Materialien zu einer Schilderung der deutschen Literaturzustände zu sammeln beabsichtigte, manche unerwünschte Störung. Nicht ohne Bitterkeit beklagte er den nothwendigen Verkehr mit „dem gebildetsten und geistreichsten, aber auch beweglichsten, streitfertigsten und redseligsten weiblichen Wesen," bei dem man sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln müsse. Die geistvolle Französin konnte ihm nichts geben; sie bestärkte ihn nur in seiner „Deutschheit". Tell wurde unter diesen Zerstreuungen im Februar zu Ende gebracht. Bei der ersten Aufführung am 17. März waren die Stael und der Historiker der Schweiz, Johannes von Müller, zugegen. Dem berühmten Schweizer Historiker ward im letzten Act durch den Mund der Eidgenossen eine freundliche Begrüßung ausgesprochen. Die begeisterte Anerkennung, mit der das neue Werk aufgenommen wurde, fand in den Herzen aller Deutschen einen Wiederhall, vor Allem auch in Berlin, das Schiller's dramatischen Arbeiten vom Wallenstein an den lebhaftesten Beifall spendete, während sie unter Iffland's Leitung in den glänzendsten Darstellungen vorgeführt wurden.

Um so bereitwilliger folgte Schiller einer Einladung Iffland's, um im Frühjahr einige Wochen in der preußischen

Hauptstadt zu verweilen. Mehrere seiner Dramen wurden auf dessen Veranstaltung während des Dichters Anwesenheit zur Aufführung gebracht. Allgemeine Verehrung empfing ihn. Auch der Hof, vorzüglich die hochgebildete Luise, gab ihm Beweise der huldvollsten Anerkennung. Man wünschte ihn für Berlin zu gewinnen und ließ ihm eine Stelle in der Akademie mit einem Jahrgehalt von 3000 Thalern nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage antragen. Als jedoch Schiller nach Weimar heimgekehrt war, fühlte er sich zu eng an die gewohnten Verhältnisse gefesselt, um das allerdings lockende Anerbieten zu ergreifen, zumal es ihm zweifelhaft schien, ob selbst ein so ansehnliches Einkommen für das Leben in der großen Residenz ausreichend sei. Dankbarkeit und Liebe hielten ihn in Weimar zurück; der Herzog vermehrte ihm sein Gehalt um 400 Thaler. Wenn er früh dahinscheiden sollte, wie er sich nicht verhehlen konnte, so wußte er, daß seine Familie nicht verlassen sein würde.

Im Juli 1804 zog Schiller auf einige Zeit nach Jena wegen der bevorstehenden Niederkunft seiner Frau, die ihn bald darauf mit seiner jüngsten Tochter Emilie, der noch lebenden Freiherrin von Gleichen-Rußwurm, beschenkte. Bei einer Spazierfahrt durch das Dornburger Thal zog er sich eine heftige Erkältung und eine Fieberkrankheit zu, welche seinen Gesundheitszustand auf bedenkliche Art veränderte. Krankheitsanfälle wiederholten sich seitdem häufig und ließen eine große Schwäche zurück, die zugleich seiner geistigen Productivität Stillstand gebot. Gegen den Herbst einigermaßen genesen, entwarf er den Plan zu einem neuen Drama, dem falschen Demetrius, in welchem sich die Idee des zurückgelegten Warbeck wiederholte. Auf Goethe's Andringen verfaßte er zum Empfange der Großfürstin Maria, welche mit ihrem jungen Gemahl, dem Erbprinzen Karl Friedrich von

Weimar, am 9. November ihren festlichen Einzug in Weimar hielt, das Festspiel die Huldigung der Künste, worin er in ernstem Sinne die erhabenen Ideen des Schönen mit der festlichen Veranlassung verband. Die kleine gehaltvolle Dichtung gewann ihm das Herz der liebenswürdigen Fürstin, der sie Thränen der Rührung und Freude entlockt hatte. Von ihrer huldvollen Anhänglichkeit wurden dem Dichter noch in den letzten Tagen seines Lebens viele glückliche Augenblicke bereitet.

Da ihm zu anhaltender Geistesanstrengung Kraft und Muth fehlte, so griff er, wie zu einer Nebenbeschäftigung, zur Bearbeitung von Racine's Phädra, mit deren Aufführung die Bühne den 30. Januar festlich beging. Unter den Krankheitsanfällen der rauheren Jahreszeit schwand der letzte Rest seiner physischen Kräfte dahin. In einigen lichteren Augenblicken arbeitete er am Demetrius, dessen letzte Fragmente kurz vor seinem Ende geschrieben sind. Sehnsuchtsvoll blickte er dem Frühling entgegen, von dem er Genesung hoffte, und entwarf Reisepläne für die schönere Jahreszeit; bald zog es ihn nach dem Norden, um über das Meer, das er noch nie gesehen hatte, seine Blicke schweifen zu lassen, bald nach der Schweiz, um die herrliche Natur, die seine Phantasie im Tell gemalt hatte, in der Wirklichkeit zu genießen. Auch Goethe litt während des Winters an einer langwierigen Krankheit, so daß sie, beide an ihr Zimmer gefesselt, ihre gewohnten Unterhaltungen entbehren mußten. Der jüngere Voß erzählt, wie er nie ohne Rührung an jenes wehmüthige Wiedersehen zurückdenken könne, als nach einer längeren Krankheitsperiode Schiller, der sich zuerst wieder erholt hatte, in Goethe's Zimmer trat. Sie fielen sich um den Hals und drückten ohne Worte die Freude der Wiedervereinigung in einem langen Kusse aus. Am 30. April sahen sie sich zum letztenmal. Schiller war im Begriff ins

Theater zu gehen. Goethe ward durch sein Unwohlsein, das ihn noch die nächsten Wochen zu Hause hielt, abgehalten, ihn dahin zu begleiten. Vor Schiller's Hausthür nahmen sie Abschied, nicht ahnend, daß es der letzte sei. Am Schlusse des Stückes befiel ihn ein heftiges Fieber, doch äußerte es sich nicht beunruhigender, als frühere Krankheitsanfälle.

In den ersten Tagen blieb sein Kopf noch frei; er empfing noch den Besuch von Freunden auf seinem Zimmer; doch bat man ihn, sich ruhig zu verhalten, da das Sprechen ihn anstrengte und seinen Husten verschlimmerte. Am 6. und 7. Mai traten heftige Beklemmungen und Krämpfe hinzu; er fing an abgebrochen zu sprechen, und hin und wieder stellten sich Fieberphantasieen ein. Mit seinem Demetrius waren seine Gedanken häufig beschäftigt. Am 8. nahmen die Kräfte zusehends ab; er war still und schlummerte viel. Seine jüngste Tochter ließ er noch vor sein Krankenlager bringen und betrachtete sie mit Freude. Als seine Schwägerin Caroline gegen Abend zu ihm vors Bette trat und ihn fragte, wie es gehe, drückte er ihr die Hand mit den Worten: „Immer besser, immer heiterer.“ Er wünschte, daß man den Vorhang öffne, weil ihn die schöne Frühlingsabendsonne zu sehen verlange. Es war zum letzten Scheidegruß. Es war das Gefühl seines nahen Endes; er bat Gott, ihn vor einem langsamen Dahinsterben zu bewahren. Seine Bitte ward erfüllt. Am 9. Mai schwand die Besinnung; er sprach nur unzusammenhängende Worte, häufig Latein. Geduldig ließ er Alles mit sich geschehen; die Seinen schien er nicht mehr zu erkennen; er sah sie mit irrem Blick an. Seine Gattin kniete am Bett; er drückte ihr noch die Hand. Plötzlich — Abends 6 Uhr — fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte seine Züge, wie eines sanft Schlummernden. Schiller war nicht mehr.

Die Trauer war allgemein, so weit der Klang deutscher Dichtung vernommen ward. Ein Leben war dahingeschieden, das noch vor kurzem durch die Fülle seines Schaffens die Bewunderung der ganzen Nation gewesen war. Und doch mochte man es auch ein beneidenswerthes Loos nennen, auf der Höhe des Ruhms, in der vollen Frische männlicher Kraft, gleichsam am erreichten Ziele zu sterben; denn was Schiller auch noch zu leisten vermocht hätte, über die Stufe, auf der seine letzten Dichtungen stehen, dürfte er wohl schwerlich hinausgegangen sein.

Um die Mitternachtsstunde vom 11. zum 12. Mai fand das Leichenbegängniß statt. Es war von der Familie dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet. Noch kurz vorher erboten sich einige Freunde und Verehrer, statt der gedungenen Träger die Leiche zu ihrer Ruhestätte zu tragen, in die sie ohne Rede und Gesang, doch unter volltönenden Nachtigallenliedern eingesenkt ward. Der Himmel war anfangs umwölkt; doch als der Sarg vor der Gruft niedergesenkt ward, zerriß der Wind die Wolkenhülle, und der Mond beleuchtete den Sarg, der mit Schiller's Namen bezeichnet war. Nach mehr als zwanzig Jahren sammelte man die längst zerfallenen Gebeine, die aus der Masse der mit ihnen in dem nämlichen Gewölbe modernden Ueberreste kaum noch erkennbar waren, und setzte sie in einem nach Goethe's Zeichnung angefertigten Sarge, einer Anordnung des Herzogs zufolge, in der weimarischen Fürstengruft bei, wo der Staub unserer beiden größten Dichter, wie das Leben sie in neidloser Freundschaft vereint hatte, jetzt neben einander ruht.

„Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein" — diese Worte des Goethe'schen Divan finden auf Schiller's Leben ihre vollste Anwendung. Leben und Welt kamen ihm von vornherein nicht freundlich und fördernd

entgegen. Nicht ausgestattet mit den Gaben des Glücks, nicht mit äußern Vorzügen, welche leicht die Wege öffnen und die Herzen gewinnen, mußte er durch die Kraft des geistigen Strebens sich Bahn brechen, mußte Hindernisse überwinden, die bald in den Verhältnissen, bald in der eigenen Persönlichkeit lagen, und erst durch die Kraft des Wollens dahin gelangen, „den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen," der er nicht nachgiebig, sondern mit dem Bewußtsein seiner moralischen Würde und seiner menschlichen Berechtigung entgegentrat. Fast noch mehr will es bedeuten, daß er in eben dem Maße den Kampf mit sich selbst bestand, der Leidenschaft in der eigenen Brust den Sieg abgewann und sein sittliches Dasein, das in seiner Jugend von manchen Gefahren bedroht war, zu einer immer reineren Harmonie läuterte.

Der Mensch und der Dichter gehen bei ihm, wie bei allen Heroen der Poesie, aufs innigste Hand in Hand; beide werden daher auch nur dem ganz verständlich, der Schiller's Lebensereignisse und geistige Schöpfungen als die Manifestationen eines fortschreitenden Entwicklungsganges von der leidenschaftlichen Zerfahrenheit zur besonnenen Selbstbeherrschung, von der Verworrenheit zur Klarheit auffaßt. Aus der Indignation über die Schwäche und Verdorbenheit der ihn umgebenden Welt, aus dem ungestümen Gegendruck wider die einengenden Schranken des Daseins, aus der trüben Verworrenheit und düstern Resignation erhebt ihn mehr und mehr das Ideal der sittlichen Freiheit und der echten Menschlichkeit, die Begeisterung für menschliche Würde und Größe. Was er in der Gegenwart nicht findet, sucht er im Buche der Geschichte. Er wird Geschichtschreiber, um durch das Bild einer edlen Menschheit, durch große Charaktere die Herzen zu erheben. Er wird Philosoph, um den reinen Grundprincipien des menschlichen Denkens und Wollens nachzuforschen und sich

selbst darüber klar zu werden. Als endlich in beiden Richtungen sein Geist sich erweitert und gesammelt hat, erkennt er auf der letzten Stufe in der Dichtkunst die Vereinigung der sittlichen Größe und der Wahrheit mit dem Schönen; deutlich wird ihm sein höchstes Ziel, wie es seine Worte bezeichnen, „Cultur und politische Freiheit auf dem Wege der Kunst und Poesie zu vermitteln und mit der Natur selbst in Einklang zu bringen.“

Von der subjectiven Idealität geht daher überall sein geistiges Wirken aus; aber das Ideal wandelt sich mit den Fortschritten seiner sittlichen und geistigen Bildung. Die feindliche Stellung gegen die Welt, deren Gemeinheit und Lasterhaftigkeit in seinen Jugenddichtungen zu Caricaturen verzerrt wird, weicht der Hoffnung auf eine höhere Vollkommenheit der kommenden Geschlechter, als deren Mitbürger er sich fühlt, und was ihm anfangs nur als ein träumerisches Ideal einer vollendeten Menschheit vorschwebt, vermählt sich mehr und mehr mit der Wahrheit, mit der realen Wirklichkeit. Diese Harmonie zu erringen, dazu trieb ihn der Gang seiner Studien, dahin leitete ihn die Verbindung mit Goethe von dem Augenblicke an, wo ihn „Wilhelm Meister“ in Entzücken versetzte, endlich der Gang der Weltereignisse, welche gewaltsam jedes Gemüth in die großen Bewegungen auf der wirklichen Bühne der Menschheit hineinzogen; denn erst diese haben den Boden für Schiller's dramatische Werke vom Wallenstein an geschaffen.

Schiller hat die beiden streitenden Welten nicht völlig zu versöhnen vermocht. Der Widerspruch geht durch alle seine Dichtungen und ist selbst in seinen vollendetsten Dramen nicht ganz gelöst. Der Mangel an Einheit würde noch mehr ins Auge fallen, wenn er nicht durch den blendenden Glanz der Diction verhüllt wäre, welche die meisten Leser nicht zu klarem Bewußtsein über den Gedankeninhalt und die Charakteristik

der handelnden Personen gelangen läßt. In dem Sinne, wie Schiller die Forderung an den Dichter stellt, daß er seine Individualität zur reinsten und vollkommensten Menschheit hinaufzuläutern habe, glaubte er auch an das Recht, diese Individualität in der Dichtung geltend zu machen. Bei ihm liegt stets das Uebergewicht auf der Seite des reinen Ideals der Menschheit, wie es in seiner Seele Gestalt gewonnen hat; es drängt ihn stets zu der Darstellung des Sieges der moralischen Kraft über die Schranken der endlichen Verhältnisse, der sittlichen Freiheit über die Naturnothwendigkeit, deren tragische Bedeutung er lieber im fatalistischen als im echtmenschlichen Sinne auffaßt. Er muß seine eigene Natur bezwingen, wenn er der letzteren gerecht werden will. Daher macht nach dieser Seite hin seine Poesie am wenigsten den Eindruck genialer Unbewußtheit und Unbefangenheit; es zieht ihn stets zur Reflexion, die wohl nie bei einem großen Dichter in solchem Maße mit seinem ganzen dichterischen Schaffen unzertrennbar verbunden war. So sehr die Kritik in ihrer höhern Instanz dies als eine Mangelhaftigkeit der Poesie Schiller's bezeichnen muß, hat gleichwohl diese Mischung der reflectirenden Betrachtung mit dem poetischen Ausdrucke des hervorströmenden Gefühls ihn um so mehr zum nationalen Dichter gemacht, als sie mit dem Wesen des deutschen Charakters zusammentrifft.

Der Streit, welcher größer sei, Goethe oder Schiller, hat sich gelegt, seit man angefangen hat, einen jeden in seiner Eigenthümlichkeit zu begreifen und unparteiisch zu würdigen, statt sie mit banalen Phrasen zu kritisiren oder um gewisser Parteizwecke willen den einen oder den andern auf den Schild zu erheben. Beide gelangen auf verschiedenen Wegen zum Ideal des Schönen und dienen sich gegenseitig zur Ergänzung. Wenn Goethe aus der Fülle des Besonderen zur allgemeinen Idee emporsteigt, so geht Schiller den umgekehrten Weg. Er sucht zu

dem geistigen Ideal die körperliche Gestalt, um die Idee in die Wirklichkeit hinüberzuführen, vom Ideal ins Leben hinabzu=steigen. Der Stoff mußte ihm auf halbem Wege entgegenkommen, und auch dann bildete er ihn noch gewaltsam um, bis er für seine Idee brauchbar ward. Maria Stuart war daher keine glückliche Wahl, ebensowenig wie unter den Romanzen Hero und Leander. Wo aber beides eins wird, wo sich die volle Wärme seines für alles Große und Schöne glühenden Herzens in den vollen Tönen seiner klangvollen Dichtersprache ergießen kann, in den lyrischen Gedichten, welche die ideale Seite des menschlichen Daseins über das Wandelbare und Vergängliche hervorheben, in den großartigen Männercharakteren seiner Dramen, welche die Reinheit des Willens mit der moralischen Kraft vereinigen, da ist der volle Glanz, das rein und hell emporleuchtende Feuer seine Poesie, an dem sich noch späte Geschlechter ent=zücken und erwärmen werden.

Register.

A.

Abbt, Thomas I. 45. III. 38.
Agricola, Joh. I. 14.
Andreae, J. Val. I. 15.
Anna Amalia, Herzogin v. Weimar II. 108. Verhältniß zu Wieland II. 109. Mit Herder in Italien III. 71. Verh. zu Goethe III. 99. Ihr Tod III. 137.
Arnold, Gottfr. I. 24.
Aventinus (Turnmayr) I. 14.
Ayrer, Jac. I. 14.

B.

Baggesen I. 221. III. 203 f.
Balde, übersetzt von Herder III. 80.
Baumgarten, A. G., Prof. zu Halle I. 29. 37. 208.
Bertuch II. 109.
Besser, Joh. v. I. 19.
Blumenorden I. 18.
Bode in Hamburg II. 45. 142. III. 26.
Bodmer, J. J. I. 27. 35. Verh. zu Klopstock 152. 158. 162ff.; zu Uz 205; zu Wieland II. 83ff. Uebers. des Homer II. 140.
Boie, H. Chr., Herausg. des Gött. Musenalmanachs II. 133. Verh. zu Bürger 153ff.; zu Hölty 174; zu Fr. Stolberg 225.
v. Brawe I. 48. 135. Verh. zu Lessing II. 25. 27.
Bredow II. 212.
Breitinger, J. J. I. 27.
Bremische Beiträge I. 33.
Brockes, B. H. I. 30.
Bürger, Gottfr. Aug. II. 134. 140. 151 ff.
Jugenderziehung 151. Studien in Halle und Göttingen 152. Bekanntschaft mit Boie 153. Justizbeamter zu Altengleichen 154f. Einfluß Herder's auf seine Balladendichtung 154f. Vgl. III. 43. Lenore II. 155 f. Häusliche Verhältnisse 156 ff. Herausg. des Musenalmanachs 159. Docent an der Univers. Göttingen 161. Vorlesungen über Kantische Philosophie 164. Tod 169. Charakter 169f. Beurtheilung seiner Dichtungen 170 ff.

C.

v. Canitz I. 19.
Claudius, Matth. II. 132, Verh. zu Voß II. 190. 194 ff.; zu Herder III. 26. 59.
Clodius, Docent in Leipzig III. 88.
Cramer, Johann Andreas I. 33. 126 ff.
Theolog. Studien in Leipzig 126. Mitarbeiter an Zeitschriften 126 f. Pfarrer zu Crellwitz 127; zu Quedlinburg 128; Oberhofprediger in Kopenhagen 128. Professor der Theologie 129. Superintendent in Lübeck 129. Professor in Kiel 129. — Uebersetzer des Chrysostomus und Bossuet 128. Herausgeber des nordischen Aufsehers 128. Verfasser geistlicher Lieder und Oden 128 ff.
Creuzer, Friedr., im Streit mit Voß II. 217.
v. Cronegk I. 48. 87. 135. II. 27.

D.

Denaisius I. 15.
Denis, Mich. I. 44.
Deutschgesinnte Genossenschaft I. 18.
Drollinger, K. Fr. I. 31.
Dürer, Albr. I. 14.

E.

Ebert I. 33. 35.
Eckhof, Schauspieler I. 133. 136. II. 42 f.
Edda I. 6.
v. Einsiedel III. 57.
Elbschwanenorden I. 18.

F.

Fichte, J. G. II. 146. Verh. zu Schiller III. 209.
Fischart, Joh. I. 14.
Flemming, Paul I. 17.
Forster, Georg II. 146 f. Uebers. der Sakontala III. 80. Verh. zu Goethe 106.
Franck, Seb. I. 14.
Francke, A. H. I. 23 f.
Friedrich d. Gr. I. 36 f. Gespräch mit Gellert 90 ff. Verh. zu Gleim 211. 219 f.; zu Ramler 241.
Fruchtbringende Gesellschaft I. 15 f.

G.

Gärtner I. 32 ff.
Gatterer II. 147.
Gellert, Chr. Fürchteg. I. 32 ff. 47. 69 ff.
Studien in Meißen und Leipzig 71. Docent in Leipzig 72. Dramat. Dichtungen 73. 75 ff. Fabeln und Erzählungen 74 f. Vorlesungen über deutschen Stil 78 ff. Briefe 82. Lehrgedichte 83. Geistliche Oden und Lieder 83 f. Vorles. über Moral 88 f. Gespräch mit Friedrich II. 89 ff. Auszeichnungen durch den sächsischen Hof 97 ff. Tod 100 ff.
v. Gemmingen II. 137.
Gerhardt, Paulus I. 19.
Gerstenberg I. 138. 175. 178. II. 132.
Geßner, Sal. I. 43. Vgl. I. 245.
Giseke I. 33.
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. I. 38 ff. 206 ff.
Studien in Halle, Freundschaft mit Uz und Götz 208. Vgl. 202. Freundschaft mit v. Kleist 208. Domsecretär und Canonicus zu Halberstadt 209. Scherzhafte Lieder 208 f. Fabeln 210. Preußische Kriegslieder 211 f. Verh. zu Ramler 215. Freundschaft mit J. G. Jacobi 217. 249. Verh. zu Herder 219. Vgl. III. 54. — Lehrgedichte: Halladat 218. Freundschaft mit Voß 221. Vgl. II. 210. Tod 222.
v. Göckingk I. 40. 218. II. 152. 159.

Goethe II. 131. 139. 147. III. 85 ff.
Erste poetische Versuche 87. Studien in Leipzig 88. Erste dramatische Dichtungen 89. Lieder 89. Studien in Straßburg 90 f. Friederike Brion 90 f. Götz von Berlichingen 91. 92. 94. Charlotte Buff in Wetzlar und Werther 93 ff. Anfänge des Faust 95. Humoristische Dichtungen 96. Vgl. II. 111.
Freundschaft mit Herder III. 90. 96. 99. 106 f. Vgl. III. 34f. 43. 49f. 52. 57f. 75. Freundsch. mit Lavater 96. 98. F. H. Jacobi 97. Verlöbniß mit Lili Schönemann 97. Singspiele und Stella 97. Erste Schweizerreise mit den Brüdern Stolberg 98. Egmont begonnen 98.
Goethe in Weimar 99. Charlotte von Stein und der weimarische Kreis 99. Singspiele 100. Iphigenie in Prosa 102. Schweizerreise mit dem Herzog Karl August 103. Geheimrath 103. Kammerpräsident und geadelt 104f. — Singspiele 103. 105. Naturwissenschaftl. Studien 104 ff. 109. 122 f.
Italienische Reise 108 ff. Iphigenie in Versen 109 ff. Freundschaft mit Heinrich Meyer 114. 122. 126. 133. — Vollendung des Egmont 114. Kleinere dramatische Dichtungen 115. Torquato Tasso 116. 120 f.
Rückkehr nach Weimar. Oberaufsicht über die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst 116 ff. Verbindung mit Christiane Vulpius 119. Vgl. 142f. Reise nach Venedig, venetianische Epigramme 122. Groß-kophtha 123. Bürgergeneral 124.
Feldzug nach der Champagne 124. Besuche bei F. H. Jacobi und Fürstin Gallizin 125. Lager vor Mainz, Reineke Fuchs 126.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 126f. Freundschaft mit Schiller 128 ff. Xenien 130f. Vgl. 214 f. Hermann und Dorothea 131f. Achilleis 132. Propyläen 133. Winckelmann u. s. Jahrh. 133. Farbenlehre 134. 137f. Leitung des weimarischen Theaters 134f. Vgl. 143. 221. Natürliche Tochter 135. Faust, erster Theil 137. W. Meisters Wanderjahre 138. 145 f. Pandora 139. Wahlverwandtschaften 139 f. Dichtung und Wahrheit 140. Kunst und Alterthum 142. Westöstl. Divan 142. Faust, 2. Theil 146.
Letzte Krankheit und Tod 146f. Charakteristik 147 ff.

Göttinger Dichterbund II. 134 f. Verhältniß zu Klopstock I. 185 f. — Vgl. II. 174f. 187ff. 225f.
Götz, J. Nic. I. 38. 202.
Goeze, J. M. II. 66 f. 149.
Gottfried v. Straßburg I. 9.
Gottsched, J. Chr. I. 25 f. 28f. 35. 46. 134.
Großmann, Dramatiker II. 137.
Gryphius, Andr. I. 18.
Gudrun, Epos I. 9.

H.

Hagedorn, Friedr. von I. 30. 50 ff.
Studien in Jena 52. Jugendgedichte 52. Reise nach London 53. Secretär des Engl. Court in Hamburg 53. Fabeln und Erzählungen 57. Lieder 57. Moralische Gedichte 58.

Haller, Albr. von I. 31f. 59ff.
Erste poetische Versuche 61. Medicinische Studien 61. „Die Alpen" und Lehrgedichte 62 f.

Professor in Göttingen 63 f. Rückkehr nach Bern 64. Politische Romane 65 ff. Charakteristik 65.
Hamann, J. G. II. 129 ff. III. 8 f. 59.
Hartmann von Aue I. 9.
Heinrich von Veldeke I. 9.
Heinse, W. I. 41. II. 142. Vgl. I. 218.
Heliand, relig. Epos I. 6.
Herder, Joh. Gottfried von I. 49. II. 130 f. 140. 145. 148. III. 1 ff.
Jugendbildung III. 2 ff. Erste poetische Versuche 5. Studien in Königsberg 7 ff. Lehrer und Prediger in Riga 11 ff. Gelehrte Forschungen und Entwürfe 16. Fragmente über die neuere deutsche Lit. 17 ff. Reisen 20 ff. Reiseprediger des Prinzen von Eutin 25 ff. Bekanntschaft und Verlöbniß mit Caroline Flachsland 27 ff. Herder in Straßburg (Goethe) 32 ff. Preisschr. über den Ursprung der Sprachen 35.
Hofprediger zu Bückeburg 37 ff. Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts 45 f. Ruf nach Göttingen 48 f.
Berufung nach Weimar 49 ff. Amtliche Wirksamkeit 51 ff. Verhältniß zu Goethe 57 f. Volkslieder 59 f. Briefe das Studium der Theol. betreffend 61. Vom Geist der ebräischen Poesie 61 f. Herder's Dichtungen 63 f. Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschh. 65 ff.
Reise nach Italien 68 ff. Ruf nach Göttingen 73 f. Freundschaft mit J. Paul Fr. Richter 76. Christliche Schriften 77 f. Polemik gegen die Kantische Philos. 78 f. Letzte Dichtungen 79 f. Cid 80.
Präsident d. Consistoriums 81. Bayerischer Adel 81 f. Letzte Krankheit und Tod 83 ff.
Heyne, Chr. G. II. 133. 188. 205 f. III. 44. 48.
Hildebrandslied I. 6.
v. Hippel II. 143.
Hölty, L. H. Ch. II. 134. 173 ff.
Studien in Göttingen 174 ff. Lyrische Dichtungen 175 f. 180 f.
v. Hoffmannswaldau I. 19.
Humboldt, Alex. von II. 147. III. 128.
—, Wilhelm von III. 128. 209.

J.

Jacobi, Friedr. Heinr. II. 141 f. 145. Vgl. III. 59. 75. 97. 125 ff.
Jacobi, Joh. Georg I. 41. 245.
Studien in Göttingen 248. Professor in Halle 248 f. Freundschaft mit Gleim 249 ff. Vgl. I. 217 f. Lieder 249 ff. Prof. in Freiburg 251 ff.
Iffland II. 137 f. III. 163. 227.
Iselin II. 148.
Jung (Stilling) III. 35. 90.

K.

Kästner, A. G. I. 32 f. Vgl. II. 6. 133. 186.
Kant, Imman. II. 145. 150. Verh. zu Herder III. 8. 75. 78 f.
Karl August von Weimar im Verh. zu Wieland II. 108; zu Herder III. 49; zu Goethe 97. 99 ff.; zu Schiller 178. 198. 220.
Karl Friedrich von Baden im Verh. zu Klopstock I. 186 f.; zu Herder III. 32.
Karsch, Anna Luise I. 214.
Kleist, Ew. Christ. von I. 32. 40 f. 222 ff.
Studien und Militärdienst 224 f. Freundschaft mit Gleim 225 ff. Vgl. 208. 213. Erste dichterische Versuche 226.

Frühling 227ff. Theilnahme am preußischen Feldzuge 232 ff. Idyllen 232. Cissides und Paches 233 f. Freundschaft mit Lessing in Leipzig 233. Vgl. II. 25. Schlacht bei Kunnersdorf und Tod 235 ff.
Klinger, Fr. Max. von II. 136. 142.
Klopstock I. 33 ff. 42. 143 ff. Aufenthalt in Schulpforte und erste Dichtungen 144f. Plan des Messias 147 ff. Studien in Jena und Leipzig 149 ff. Erste Gesänge des Messias und Oden 151 ff. Liebe zu Fanny 153 ff. Besuch bei Bodmer in Zürich 158 ff. Reise nach Kopenhagen 163 f. Bekanntschaft mit Meta Moller 164 ff. Messias in 10 Gesängen 174. Geistliche Lieder 174. Bardiete 178 f. Uebersiedelung nach Hamburg 182. Beendigung des Messias 183. Gelehrtenrepublik 184 f. Reise nach Karlsruhe 186. Verhältniß zu dem Göttinger Dichterbunde 186. Vgl. II. 135. 186. 191. 197. 205. — Grammatische Untersuchungen 188. Politische Oden 189 f. Krankheit und Tod 192ff. Charakteristik 194 ff.
Klotz, Prof. zu Halle I. 248. II. 48 ff. 152. III. 18 f.
v. Knebel II. 109. III. 57. 97. 99. 107.
v. Knigge II. 143.
v. Kotzebue II. 137 f. 143.

L.

Lafontaine, Aug. II. 143.
Lange, Sam. G. I. 37. Vgl. II. 14.
Lavater, J. Casp. I. 43. II. 132f. Verh. zu Friedr. Stolberg II. 228; zu Herder III. 43. 59; zu Goethe 96. 98. 106f.
Leipziger deutsche Gesellschaft I. 25. — Dichterverein I. 32 f.
Leisewitz II. 135 f.
Lenz II. 136. Vgl. III. 43.
Lessing, Gotth. Ephraim I. 32. 45. 47 f. II. 1 ff. Gelehrte Studien in Meißen 3 f; in Leipzig 4 ff. Verbindung mit Mylius 5ff; mit Weiße 7ff. 25. Vgl. I. 135 ff; mit Frau Neuber 7f. Lustspiel: der junge Gelehrte 8. Aufenthalt in Wittenberg 10. Lustspiele 11f. Aufenthalt in Berlin, Umgang mit Nicolai und Mendelssohn 13ff. Miß Sara Sampson 19ff. Umgang mit Kleist 25. Vgl. I. 233. Aufenthalt in Leipzig 22 ff. In Berlin Herausgabe der Literaturbriefe und der Fabeln 29 ff. Secretär in Breslau 34ff. Minna von Barnhelm 36. 40ff. Laokoon 37. 39ff. Hamburgische Dramaturgie 42 ff. Polemik gegen Klotz 48ff. Bibliothekar in Wolfenbüttel 52 ff. Emilia Galotti 27. 54ff. Reise nach Italien 58ff. Herausgabe der Reimarus'schen Fragmente und theolog. Streit mit Goeze 64 ff. Nathan der Weise 69ff. Tod 73f. Charakteristik 74ff.
Lichtwer I. 244.
Liscov, Chr. L. I. 25.
Löwen, Dramaturg in Hamburg II. 43 ff.
v. Lohenstein I. 19.
Luther I. 13 f.

M.

Mastalier I. 44.
v. Matthisson II. 141.
Meier, G. Fr. I. 37. II. 82.
Melissus I. 15.
Mendelssohn I. 45. II. 17.
Merck II. 110. 117. III. 27.
Meyer, Heinr., Archäolog III. 71. 114. 122. 126. 133.

Michaelis, Prof. in Göttingen III. 46.
Miller, J. Mart. II. 141. 174. 189. 214.
Möser, Justus II. 148. Vgl. III. 43.
Moritz III. 71. 110. 121. 196.
Moser, F. K. von I. 43.
Müller, Fr. (Maler) II. 136.
— Joh. von II. 148. Vgl. III. 75. 227.
— Joh. Gottw. II. 143.
Musäus II. 109. 142. 144.
Mylius I. 32. II. 5. 7. 10. 12.

N.

Neukirch, Benj. I. 19.
Nibelungenlied I. 9.
Nicolai, Friedr. I. 44. 135. II. 16. 26. 31. 38. 142. III. 18.
Notker I. 7.

O.

Opitz, Martin I. 16 f.
Otfried I. 6.

P.

Paul (Jean) II. 143. Vgl. III. 76 f.
Pegnitzhirten I. 18.
Postel, Chr. H. I. 25.
Pyra, J. J. I. 37 f.

R.

Rabener, Gottlieb Wilhelm I. 33. 102 ff.
Studien in Leipzig 103. Steuerrevisor 104 f. Satiren 106 ff. Steuersecretär in Dresden 108 ff. Steuerrath 111. Schlaganfall und Tod 111 f.
Ramler, Karl Wilhelm I. 39 f. 237 ff.
Lehrstelle am Cadettencorps in Berlin 238. Oden 239 ff. Cantaten 242. Batteux' Einleitung 242. Uebersetzungen 244. Verh. zu Gleim 215 f.; zu Lessing II. 29.
Reimarus, H. S. II. 66. III. 26.
Reinbeck I. 24.
Reineke Vos I. 11.
Reinhard II. 150.
Reinhold II. 119. 145. Vgl. III. 199. 209.
Richter s. Paul (Jean).
Riedel II. 49. 105 f. III. 19.
Rist I. 18.
Rollenhagen I. 14 f.

S.

Sachs, Hans I. 13.
v. Salis II. 141.
v. Schelling II. 146.
Schiller II. 139. 141. 148. III. 152 ff.
Kindheit und Schulbildung 153 ff.; auf der Militärakademie 155 ff.; medicin. Studien 157 ff. Räuber 160 ff. Flucht aus Stuttgart 166 f. Fiesco 164. 166. 168. 171. Cabale und Liebe 164. 169. 172.
Aufenthalt in Bauerbach 168 ff.; in Mannheim 171 ff. Bekanntschaft mit Charlotte von Kalb 175 f. Verbindung mit Körner 179 f. Reise nach Leipzig (Gohlis) 182 ff. Aufenthalt in Dresden 185. Don Carlos 186 f. Reise nach Weimar 188. Sommeraufenthalt in Rudolstadt (Charlotte v. Lengefeld) 190 ff. Geschichte der Niederlande 190. Erstes Zusammentreffen mit Goethe 193 f. Geisterseher 195.
Professur in Jena 196 f. Verbindung mit Charlotte von Lengefeld 199 f. Geschichte des 30jähr. Kriegs 201. Studien der Kantischen Philos. 204 f. Reise in die Heimat 206. Horen 207 f.
Freundschaft mit Goethe 208 ff. Vgl. 128 ff.; mit W. v. Humboldt 209. Musenalmanach 211. Wallenstein 211 f. 216 ff.

Xenien 214f. Vgl. 130f. Balladen und Romanzen 216. Lied von der Glocke 220. Maria Stuart 220. 222.
Schiller nach Weimar, Mitleitung des Theaters 221. Macbeth 222. Jungfr. v. Orleans 222 f. Turandot 224. Braut v. Messina 224 f. W. Tell 226 f. Reise nach Berlin 227 f. Demetrius 228. Huldigung der Künste 229. Phädra 229. Letzte Lebenstage 229 ff. Charakteristik 231 ff.

Schlegel, Elias I. 32. 46f. 113ff. Erste dramatische Versuche 115f. Hermann 117. Reise nach Kopenhagen 118. Canut 120. Lustspiele 120. Professur in Soröe 120f. Charakteristik 121f.

Schlegel, Joh. Adolf I. 32f. 123 ff.
Uebers. des Batteur rc. 124. Prediger in Hannover 125. Geistliche Lieder 125.

Schlegel, Joh. Heinr., Uebersetzer englischer Dramen I. 125 f.
v. Schlözer II. 147. 149. Vgl. III. 44.
Schmid (von Lüneburg) I. 33.
Schmidt (Klamer) I. 41. 217.
Schröder II. 42. 45. 137.
Schubart II. 141.
Schummel II. 142.
Schwabe I. 28. 32.
v. Seckendorf II. 109.
Sömmering III. 106.
Spalding I. 32. Vgl. III. 46.
Spener I. 23.
Spittler II. 148.

Stolberg, Fr. Leop. Graf zu II. 134 f. 140. II. 223 ff.
Studien in Halle und Göttingen 225. Lyrische Gedichte und Romanzen 226f. Schweizerreise 227ff. Lübeck-eutinischer Gesandter in Kopenhagen 230. Uebers. der Ilias 230. Reise nach Petersburg 233. Amtmann in Neuenburg 233 f. Schauspiele mit Chören 234. Die Insel 235.
Gesandter in Berlin 236 ff. Reise nach Italien 240 ff. Präsident in Eutin 244 ff. (Verh. zu Voß 207 ff.) Uebertritt zum Katholicismus 245. Gesch. der Religion J. Chr. 247. Vaterländische Gesänge 247. Angriff von Voß 248. (Vgl. 217.) Letzte Lebenstage 248 f.

Sulzer I. 44.
Suso, Heinr. I. 12.

T.

Tauler I. 12.
Thomasius I. 22.
v. Thümmel II. 143.
Tiedge I. 219. II. 141.

U.

Ulfila I. 4.

Uz, Joh. Peter I. 38. 40. 202ff.
Studien in Halle 202. Anstellung in Ansbach 203. Lyrische Gedichte 203. Aufenthalt in Römhild 203 f. Lehrgedichte 204. Ansbachischer Justizrath 206.

V.

Voß, Joh. Heinrich II. 134. 140 f. 181 ff.
Schuljahre 183 ff. Hofmeister 185 f. Studien in Göttingen 186 ff. Musenalmanach 192 ff. Aufenthalt in Wandsbeck 194ff. Idyllen 195f. 200. 204. 210. Uebers. der Odyssee 200 ff. Rector in Otterndorf 200 ff.; in Eutin 203. Luise 204ff. 206. Homer's Werke 205. Verh. zu Stolberg 207ff.; zu Gleim 210f. Reise nach Weimar 211.
Aufenthalt in Jena, Verh. zu Goethe und Schiller 212 ff.

Professor in Heidelberg 215 ff. Uebersetzungen 216 f. Antisymbolik 217. Letzte Lebenstage 217 f. Charakteristik 218 ff.

W.

Weiße, Chr. Fel. I. 48. 131 ff. Studien in Leipzig, Freundschaft mit Lessing 133 ff. Vgl. II. 7 ff. 22. 25. Dramatische Dichtungen 133 ff. Lieder 135. 137. Kinderfreund 140 f.
Wernicke I. 19. 24.
Wieland, Christ. Martin I. 41 ff. 49. II. 77 ff. 140. Schulbildung 78 f. Studien in Tübingen 81 ff. Erste Dichtungen 81 ff. Freundschaft mit Bodmer 83 ff. Der geprüfte Abraham 85. Cyrus 87. Trauerspiele 88 f.
Kanzleidirector in Biberach 91 ff. Uebers. des Shakspeare 93. Wd's Umwandlung 93 ff. Komische Erzählungen 99. Don Sylvio von Rosalva 99 f. Agathon 100 ff. Idris 104. Musarion 104. Professur in Erfurt 105 ff. Amadis 107. Der goldene Spiegel 108. — Prinzenlehrer in Weimar 108 ff. Alceste 110. Merkur 110 ff. Abderiten 112. Romantische Erzählungen 114. Oberon 115 ff. Uebers. des Horaz und Lukian 119. Peregrinus Proteus 220. Agathodämon 220. Gut Osmannstedt 121. — Attisches Museum (Aristophanes) 121. Aristipp 121 f. Briefe Cicero's 124. Tod 125.
Wilhelm Graf v. Schaumburg-Lippe in seinen Beziehungen zu Herder III. 37 ff.
Williram I. 7.
Winckelmann I. 45. Vgl. III. 133.
Wolf, F. A. III. 132.
Wolff, Chr. von I. 23.
Wolfram von Eschenbach I. 9.

Z.

Zachariä I. 32.
v. Zesen I. 18.
Zimmermann, J. G., befreundet mit Wieland II. 88. 98, mit Herder III. 48.
v. Zinzendorf I. 24.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Verbesserungen.

Bd.	I.	S.	58	Z.	17	lies	lettres.
=	II.	=	104	=	9	=	Jdris.
=	=	=	148	=	5	=	Ideen zur Phil.
=	=	=	151	=	5	=	Molmerswende.

In gleichem Verlage erscheint:

Denkmale
Deutscher Baukunst

von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit.

Herausgegeben von

Ernst Förster.

Erscheint in 150 Lieferungen, Groß-Quart, zu 2 Stahlstichen und 1 Bogen Text.

Preis jeder Lieferung 20 Ngr.

Denkmale
deutscher
Bildnerei und Malerei

von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit.

Herausgegeben von

Ernst Förster.

Erscheint in 150 Lieferungen, Groß-Quart, zu 2 Stahlstichen und 1/2 Bogen Text.

Preis jeder Lieferung 20 Ngr.

Leipzig. T. O. Weigel.